Arbeiten

der

Kaiserlich Russischen Gesandtschaft

zu Peking

über China,

[illegible]

Aus dem [illegible]

von

Dr. Carl Abel

und

F. A. Mecklenburg,

[illegible]

Zweiter Band.

Berlin.

[illegible]

1858.

7 — A
BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE ROMA
1
16-H
34

Arbeiten

der

Kaiserlich Russischen Gesandtschaft

zu

Peking

über China,

sein Volk, seine Religion, seine Institutionen, socialen Verhältnisse ꝛc.

Aus dem Russischen

nach dem in St. Petersburg 1852—57 veröffentlichten Original

von

Dr. Carl Abel

und

F. A. Mecklenburg,
Kaiserl. Russ. Oberlehrer.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag und Druck von F. Heinicke.
1858.

Urſprung

und

erſte Thaten

des

Mantſchſuriſchen Hauſes.

Von

W. Gorski.

Urſprung und erſte Thaten des Mantſchſuriſchen Hauſes.

Die Geſchichte des Mantſchſuriſchen Hauſes, welches ſeit zweihundert Jahren in China herrſcht, hebt nicht früher an als mit dem 17. Jahrhundert, und zwar mit dem Jahre 1616, als Tai-zſu, nachdem er ſich ſchon die Ideen und die Grundſätze des Chineſiſchen Hofes zu eigen gemacht, den Titel Chan annahm, ſeiner Regierung einen Namen gab, das gelbe Gewand anlegte und, wie der Beherrſcher des Himmliſchen Reiches, von ſich ſelbſt ſagte: Tſchſen (Wir). Damals wurden die feſten Grundpfeiler eines neuen Reiches aufgerichtet und die erſte Saat jener großen Ereigniſſe ausgeſtreut, welche mit ungewöhnlicher Schnelligkeit aufkeimten und unter unberechnenbaren Folgen für die Völker des öſtlichen Aſiens ſich entwickelten. Mancherlei Stämme, von Ljao-dun bis an die Ufer des Amur wohnend, vereinigten ſich nach und nach unter dem Einfluſſe einer einzigen Herrſchermacht und einer gemeinſamen Geſetzgebung; durch die kühne und mächtige Hand des großen Stifters in die Laufbahn des bürgerlichen und politiſchen Lebens geführt, traten ſie mit der Lebhaftigkeit eines friſchen und unternehmenden Volkes in den Kreis einer für ſie neuen Thätigkeit und triumphirten über die Hinderniſſe, von welchen der ſchroffe Uebergang aus einer wilden Unabhängigkeit zu gemeinſamer Ordnung und in das Bürgerthum immer begleitet iſt. Dieſe Veränderung in der alten Lebensweiſe der Stämme legte den Grund für das Daſein des Mantſchſuriſchen Volkes, und das Erſcheinen einer eigenen Schrift und Literatur diente zur Stiftung der erſten hiſtoriſchen Denkmäler des Mantſchſuriſchen Reiches.

Uebrigens war das Volk, welches ſich im Anfange des 17. Jahrhunderts unter dem Namen der Mantſchſuren bekannt machte,

keinesweges ein ſpäter und unbekannter Abenteurer in der politiſchen Welt.

Die Länder, welche von dem heutigen Schan-chai-guan gegen Nordoſten liegen, waren ſchon vor undenklichen Zeiten in China bekannt; denn längſt iſt hier die Anſicht herrſchend geweſen, daß die Bergketten, welche die nordöſtlichen Gebiete des Kaiſerreiches erfüllen, auf den Inſeln und in den wilden Felsküſten des öſtlichen Oceanes ſich endigen; daß im Oſten von China das Vaterland großer Kaiſerlicher Perſonen ſei. Der Bogdochan (Kaiſer) Sjuan-juan, eine noch der vorhiſtoriſchen Welt angehörige Perſönlichkeit, ſtammte nach den mythiſchen Ueberlieferungen aus Ljao, dem ſüdlichen Theile der Mantſchſurei. Wenn man dem Zeugniſſe der älteſten Chineſiſchen Chronik, bekannt unter dem Namen Schu-zſin, vollen Glauben ſchenken darf, ſo waren die Orte, welche bei Mukden, der alten Hauptſtadt der heutigen Dynaſtie, liegen, die alten Grenzſtätten Jutſchſou und Ju-tſchſou, noch von dem Kaiſer Schun, einer gleichfalls halbhiſtoriſchen Perſon, gegründet. Mit der Zunahme der Bevölkerung breitete ſich China mehr und mehr nach Oſten aus und trat in den Zeiten der Dynaſtie Tſchſou in wirkliche und nicht mehr zweifelhafte Verbindungen mit den Mantſchſuriſchen Stämmen; und beſonders mußte die Anſiedelung Chineſiſcher Herrſchaft und Bildung auf Korea auch einen mächtigen Einfluß auf die Bewohner Girin's üben, welche mit Tſchao-ſjan (Korea) durch die Bande der nächſten Nachbarſchaft verknüpft waren. Je mehr wir uns den ſpäteren Zeiten nähern, deſto klärer und ausführlicher werden die Chineſiſchen Berichte über die Gegenden, welche gegen Nordoſten von der Großen Mauer liegen; und endlich, nachdem die Dynaſtieen Ljao und Gin, jene an den Ufern des Amur entſproſſen, dieſe in den Wäldern Girins, einander abgelöſt haben, erhalten die Nachrichten über die inneren Oertlichkeiten und die entfernten Grenzen der Mantſchſurei zum erſten Male Beſtimmtheit, Wahrheit und Ausführlichkeit.

Die Stämme, welche dieſe weitläufige Landſchaft bevölkert haben, gehören nach ihrer Phyſiognomie und Organiſation zu der zahlreichen Abtheilung der Menſchheit, zu welcher faſt ſämmtliche Völkerſchaften des nordöſtlichen Aſiens gerechnet werden, und welche bei den Phyſiologen unter dem allgemeinen Namen der Mongoliſchen Race bekannt iſt. Nach den Familienzügen, des Charakters, der Ge-

wohnheiten, des Glaubens, der Lebensweise, so wie nach der Aehnlichkeit ihrer Sprache bilden sie eine ausgedehnte Familie mit den verschiedenen Tungusischen Stämmen, welche auf der unübersehbaren Länderstrecke von der Vereinigung des Argun und der Schilka bis zu den Lena-Mündungen, und vom Baikal und Jenisei bis zu den Ufern des Ochotskischen Meeres zerstreut leben. Nach ihrer partienlären Genealogie, nach der Einheit der geschichtlichen Traditionen und Zeugnisse, nach der sichtbaren und unzweifelhaften Analogie im Leben und in der Volksentwickelung gehört die größere Zahl der Stämme, welche gegenwärtig unter dem Namen der Mantschsuren vereinigt sind, zu einem alten Geschlechte Suschen. Die in der Chinesischen Geschichte vorkommenden Namen östlicher Barbaren: Ilou, Uzsi, Moche, Bochai und Njuitschsen waren Bezeichnungen der mächtigsten Stämme eines und desselben Suschen'schen Volkes, in Folge äußerer oder innerer Umstände in besondere Geschlechter aufgelöst, welche sich ihrerseits wieder in neue Unterabtheilungen spalteten und so die Gründer neuer Stämme wurden. Wären nämlich diese besonderen Geschlechter an Macht erstarkt, so unterwarfen sie andere Stammgenossen ihrer Herrschaft und theilten ihnen ihre eigenen Namen mit; und in diesem Umstande ist der Grund für die Erscheinung zu suchen, daß fortwährend in der Mantschsurei gewissermaßen neue, vorher nicht dagewesene Völker und Ulnaks entstanden, und daß der Name Suschen frühzeitig in der Geschichte verschwindet.

Ungeachtet des hohen Alterthums seiner Geschichte, in welcher China uns werthvolle Nachrichten über die mit ihm zusammengrenzenden Reiche und Gebiete aufbewahrt hat, und ungeachtet seiner frühzeitigen Beziehungen zur Mantschsurei, sagt es gleichwohl kein Wort von irgend einer allgemeinen Migration der dortigen Stämme; vielmehr traf es schon bei seiner ersten Bekanntschaft mit diesem Lande die Suschen daselbst an und nannte sie die Eingeborenen des Ostens. Allein ein Blick auf die locale Vertheilung der Stämme, welche sich uns an den äußersten Grenzen der alten Welt zeigen, inmitten dichter Wälder und unzugänglicher Gebirge, auf der einen Seite vom Meere umschlossen, diesem letzten Hindernisse wandernder Völker, welche sich noch nicht zu der Kunst, das gefährliche Element zu beherrschen, erhoben haben, und auf der andern Seite von der

gewaltigen Maſſe feindſeliger Mongolenſtämme und von der unglaublichen Volksmenge China's bedrängt, welches unabläſſig beſtrebt iſt, tiefer in das Innere des fremden Landes vorzudringen: dieſer Blick ruft unwillkürlich den Gedanken einer fernen, unvergeßlichen Epoche hervor, da die Stämme, getrieben von der Gewalt mächtiger Feinde, ihr altes Vaterland verließen und an den Ufern des öſtlichen Oceans ſich eine Zufluchtsſtätte ſuchten.

Wo war das uranfängliche Vaterland der Flüchtlinge? Auf welchem Wege gelangten ſie in ihre jetzigen Wohnſitze? — Das ſind Fragen, auf welche ſich nicht mit ausdrücklichen hiſtoriſchen Zeugniſſen, ſondern nur mit wahrſcheinlichen Vermuthungen antworten läßt.

Nirgends haben die Tunguſiſchen Stämme eine ſo hohe politiſche Bedeutung, ſolche Volksbildung und numeriſche Stärke erlangt, wie in den Wäldern und Bergen der heutigen Mantſchſurei, wo bis zu dieſer Stunde die Nachkommen der Suſchen die herrſchende Bevölkerung bilden, welche, trotz mancher Kataſtrophen in ihrem Leben, nationale Unabhängigkeit, alte Sprache, Glauben und Sitten bewahrt hat. Städtetrümmer, die Geſchichte des Hauſes Bochai, Gin und der jetzt regierenden Dynaſtie dienen unſeren Worten als unbeſtreitbare Beweiſe. Je weiter nördlich von den Quellen des Amur, deſto ſchwächer werden die Merkmale Tunguſiſchen Lebens; die Stämme verlieren an Volksmenge und Selbſtſtändigkeit; ſie ſind von einander getrennt durch unermeßliche Strecken und durch fremde Völker, in deren Mitte ſie allmählich die Reinheit ihrer Sprache und die Grundzüge ihres nationalen Charakters einbüßen: da giebt es keine Gattung hiſtoriſcher Zeugniſſe und alter Denkmäler, welche auch nur dunkel ſagten, daß einſt in Sibirien mächtige Tunguſiſche Herrſchaften und Reiche geblüht haben, wie in der Mantſchſurei. Unter den mancherlei Erdaufwürfen und Grabhügeln, welche man auf der ganzen Ausdehnung von den Wolga-Mündungen bis zu den Quellen des Amur antrifft, nehmen die Dauriſchen Gräber wegen ihrer Aermlichkeit und geringen Anzahl den letzten Platz ein: ein Beweis dafür, daß die dortigen Stämme niemals zu Anſehen und Macht gelangt ſind.

Ein ſo ſchroffer Unterſchied in dem Zuſtande eines und deſſelben Volkes auf den beiden Seiten des Jablonnoi Chrebet berechtigt uns zu folgenden Schlüſſen: der Mittelpunkt der Tunguſiſchen Ge-

ſchlechter war die Landſchaft, welche vom Gebiete des Gebirges Tſchan-boſchan (d. i. das lange weiße Gebirge) in der Mantſchſurei eingeſchloſſen wird; — die in Sibirien wohnenden Tunguſen ſind nur, verſchiedenen Zeiten angehörige, Colonieen Mantſchſuriſcher Stämme, welche ſich ſchrittweiſe in den Gegenden des heutigen Dauriens ausbreiteten, — und das älteſte und urſprüngliche Geſchlecht erreichte mithin die Wälder Girins nicht auf nördlichem Wege. Noch weniger darf man glauben; daß es von den nordweſtlichen Grenzen China's gekommen ſei, weil dieſes Kaiſerreich nur an den Ufern des Ljao in die erſte Berührung mit Mantſchſuriſchen Stämmen gekommen iſt; und ſonach ſtellen ſich die öden Steppen der Mongolei, welche ſtets die breite Bahn für wandernde Völker geweſen ſind, als der einzige Pfad dar, auf welchem die Tunguſen die Ufer des Sungari-ula und des Chun-tun-zſjan erreichen konnten. Dieſe Wanderung muß in die älteſten Zeiten, und ſogar vor die völlige Beherrſchung der Gobiſchen Steppe durch die Mongolen verſetzt werden, weil ſonſt der Durchzug eines ganzen Volkes durch das Land fremder und kriegeriſcher Stämme unmöglich hätte ſtattfinden können ohne einen blutigen Kampf, deſſen Folgen ſich im Leben und in den Jahrbüchern des Chineſiſchen Reiches bemerklich machen würden, welches immer im Zuſammenhange mit ähnlichen Veränderungen entſetzliche Erſchütterungen erfahren hat. Andererſeits iſt nicht zweifelhaft, daß die öſtlichen Mongolen, in der Chineſiſchen Geſchichte unter dem gemeinſamen Namen Dun-chu bekannt, mit den Geſchlechtern Tunguſiſcher Abkunft in den engſten Verwandtſchaftsbeziehungen ſtehen. Dieſe Thatſache, welche durch wahrhafte Zeugniſſe der alten Chroniken beſtätigt wird, deutet in beſtimmteſter Weiſe auf die Vermiſchung zweier Völker hin, dadurch herbeigeführt, daß das eine ſich in den Wohnſitzen des anderen niedergelaſſen hat. Wenn wir uns vorſtellen, daß die gegenwärtig unter dem allgemeinen Namen Mongolen vereinigten Stämme urſprünglich an den nordweſtlichen Rändern der ſandigen Steppe Schamo, auf den Grenzen Chuchenor's und am Fuße des Altai ſich gebildet haben; daß ſie Schritt für Schritt und ſiegreich ſich gen Süd und Oſt ausbreiten: ſo erregt uns dieſes die Meinung und beſtärkt uns in derſelben, daß ein Theil von den weiten Ebenen der heutigen Mongolei ehemals durch Tunguſiſche Geſchlechter beſetzt geweſen ſei, von welchen

manche, bei dem Erscheinen neuer, mächtiger Stämme, sich in die Wälder und Berge der Mantschsurei zurückzogen, während andere mit ihren Besiegern sich vermischten und im Laufe der Zeit ein Ganzes bildeten, welches natürlich aus der Verbindung zweier verschiedener Elemente einige besondere Schattirungen erhalten mußte. Durch eine solche Betrachtungsweise erklärt sich die außerordentliche Uebereinstimmung der Wörter in den Sprachen beider Völker mit Leichtigkeit, und löst sich zugleich das Räthsel, welches in der halbmongolischen, halbtungusischen Abstammung der Dynastie Ljao, wie der heutigen Solonen und Dauren liegt. Die Geschichte liefert eine Menge Beispiele solcher Umwandelungen, und die Mantschsuren selbst, welche an ihren Südgrenzen unter dem Einflusse China's und Korea's häufig den Nationalcharakter eingebüßt haben, dienen als ein schlagender Beweis zur Bekräftigung unserer Meinung. Ein Blick auf die physischen Eigenthümlichkeiten der Mongolei und der Mantschsurei kann schon lehren, wie leicht die Tungusischen Stämme ohne Bedauern wüste Flächen mit den dichten Waldungen und den unzugänglichen Gebirgen eines Landes vertauschen mußten, welches ihnen reichliche Mittel zur Erhaltung des Lebens und der Unabhängigkeit verhieß; — während zugleich das hohe Alter dieser wahrscheinlich ersten Völkerbewegung Mittelasiens die Ursache ist, weßhalb China, welches die Suschen schon in den ältesten Zeiten jenseit des Flusses Ljao antraf, dieselben „Eingeborene der Mantschsurei" nannte.

Was die Mantschsurischen Sitten und die Lebensweise betrifft, so sind dieselben stets der Entwickelung des Volkes selbst gefolgt und bilden in dieser Hinsicht eine ununterbrochene Staffel stufenweiser Entwickelung und Erhebung.

Der alte Mantschsure erlernte, ähnlich den Scythen, Gothen und Hunnen, von frühester Kindheit nur eine Kunst: das Roß zu bändigen und den Bogen zu spannen. Der Pfeil, mit einer Adlerfeder versehen und mit einer aus einem scharfen und harten Steine angefertigten Spitze war die erste Kostbarkeit des Wilden, welche er durch Gebete an die Geister weihte, und welche er als seinen besten Schatz China zum Tribut brachte. Die Kraft und die Geschicklichkeit des Schützen, aus ansehnlicher Entfernung zu treffen, machten diese Waffe tödtlich, und das scharfe Gift, welches die Spitze bedeckte, brachte mit der leichtesten Verwundung unvermeidlichen Untergang.

Kämpfte er für seine Unabhängigkeit oder ging er auf Beute aus: er achtete sein Leben gering; die Schwierigkeit des Weges, die weite Entfernung, die Menge der Feinde konnten seiner Kühnheit und Rachsucht keine Grenze stecken. Die benachbarten Mächte hatten nicht selten die furchtbare Kraft des Mantschsurischen Bogens erprobt und fürchteten ein Volk, welches Tapferkeit und kühnes Wagen höher achtete, denn Menschenliebe, und welches mit der rauhen Lebensweise auch einen rauhen Charakter verband, unbeugsam selbst vor den heiligsten Empfindungen. Die Alten wurden wenig geachtet, und eine Thräne, dem Andenken der Eltern geweint, galt als Schwäche, nicht für den Mann allein, sondern auch für das Weib. Sämmtliche Ehrenbezeigungen, welche die Mantschsuren dem Staube der Entschlafenen erwiesen, bestanden darin, daß sie den Leichnam nebst einigen, dem Todten zum Opfer gebrachten Schweinen in ein Grab versenkten, über welchem ein hölzernes Dach aufgestellt wurde, um den Verstorbenen gegen den Regen zu schützen. Selbst die Ehe, welche in den Gebräuchen aller Völker eine wichtige Stelle einnimmt, wurde bei ihnen ohne verwickelte Ceremonieen vollzogen: einen Büschel bunter Federn in den Zopf des Mädchens stecken, hieß sie zur Braut erwählen; mit der Hand ihre Brust berühren, diente als unwiderleglicher Beweis für eine geschlossene Ehe. Gegen ein armseliges Kaufgeld lieferte jeder Vater mit Vergnügen seine Tochter in die Hände eines unbeschränkten Gatten, für welchen die Wörter Gattin und Sklavin fast dieselbe Bedeutung hatten. Die ganze Last der häuslichen Verrichtungen war das untheilbare Loos des Weibes, welches bei dem ersten, seinen guten Namen beschimpfenden Gerücht von der Hand des Gatten umgebracht wurde. Häufig ward auch Derjenige ein Opfer der ehelichen Rache, welcher gewagt hatte, das für die Ehre der Familie verhängnißvolle Wort auszusprechen. Für das vergossene Blut aber trat Niemand als Rächer auf. Menschen, welche weder Schrift noch bestimmte Gesetze kannten, in ihren Handlungen sich nur durch das Beispiel der Vorfahren und durch augenblickliche Eindrücke bestimmen ließen, glaubten unbedingt an die Gerechtigkeit des eigenmächtigen Gerichtes, als an eine Vorherbestimmung des Himmels.

Bei solcher Rohheit der geistigen und sittlichen Kräfte mußte natürlich auch die äußere Lebensweise der Mantschsuren ein höchst trauriges Bild bieten. Für den Menschen, dessen Freude sich in eine

harte Form gekleidet hatte, war der Gesang ein Kriegslaut, war der Tanz ein Bild der Schlacht; für ihn waren die friedlichen Genüsse eines reichen Lebens nicht vorhanden. Der Mantschsure liebte vielmehr, kunstfertig das Geschrei der wilden Hirsche nachzuahmen, oder mit zärtlicher Sorgfalt den Geierfalken aufzuziehen, als sich um das Wohl und die Ruhe seiner Familie zu kümmern. Im Winter verbarg er sich in tiefe Berghöhlen oder machte mit seinen Händen einen hohen Erdaufwurf, auf dessen Grunde er seine Wohnung aufschlug; einige Stufen führten in das Innere der finsteren Höhle, wohin der Sonnenstrahl gar nicht, das Licht nur durch den Schornstein gelangte. Der Geruch roher, dem getödteten Wilde nur eben abgezogener Felle, die außerordentliche Unreinlichkeit im Hauswesen, die seltsame Mischung der Einwohner, indem Menschen und Thiere beisammen lebten, Alles machte dieses unterirdische Leben unerträglich, während der Mantschsure, von ermüdender aber glücklicher Jagd heimgekehrt, vor dem Feuer seines Heerdes schlummerte, oder die fast halbjährige Winternacht bei einer Schaale Kumniß mit seinen Freunden in lebhafter Unterhaltung über die Wagnisse der letzten Klapper-Jagd verkürzte. Erst bei der Wiederkehr der Wärme verließ er seine winterliche Zufluchtsstätte, um seine Hütte am Ufer eines Flusses oder am Saume eines Waldes aufzustellen, bis am Ende des Jahres die Kälte ihn nöthigte, zu seiner früheren Feuerstelle zurückzukehren. Der Mantschsure nährte sich von rohem Fleische, und trank gern Wasser, welches auf Asche gegossen worden war; im Winter bestrich er, um sich gegen die Winde zu schützen, seinen Leib mit Schweinefett, kleidete sich in Thierfelle oder in Fischhaut und trug auf dem Kopfe eine mit einem Tigerschweife geschmückte Mütze; im Sommer hingegen bedeckte ein mäßiger Lappen die Nacktheit des Wilden. Der Putz der Weiber bestand in einem langen aus grober Leinwand angefertigten Kleide.

Dieses sind die allgemeinen Züge aus dem Leben der Sus chen, Ilou und selbst der alten Moche, welche mit ihren wilden Sitten sich der Lebensweise der übrigen Völker näherten und mit diesen überhaupt auf derselben Stufe der Geistesbildung standen. Uebrigens gaben schon in diesen Zeiten tiefer Unwissenheit und Barbarei die besonderen Eigenschaften des Landes und der reichbegabten Natur den Stämmen eine wohlthätige Richtung, welche sie von den nomadischen

ſcharf getrennt hat und die dauerhafte Grundlage einer ſelbſtſtändigen Geſchichte der Mantſchſuren geworden iſt.

Die Hochebenen der Mongolei ſenken ſich allmählich gegen Oſten und gehen in der Mantſchſurei in tiefe Thäler über; die Höhen der Chingan'ſchen Bergkette dagegen, welche die nördlichen Grenzen Chinas bilden, laſſen jenſeits des Fluſſes Ljao ſchauervolle Gebirgsmaſſen aufragen, theilen ſich dort in eine Menge von Zweigen, öſtliche und weſtliche, und ſchließen ſich gegen Norden an die ſüdlichen Aeſte des Jablonnoi Chrebet. In Folge dieſer phyſiſchen Beſchaffenheit ſtellt ſich die Mantſchſurei, welche einen Raum von 67,500 geographiſchen Meilen einnimmt, als ein ausgedehntes Alpenland dar, deſſen Gebirge vom Fuße bis zum Gipfel mit tauſendjährigen Waldungen bedeckt ſind, während die Thäler durch eine zahlloſe Menge von Flüſſen und Bächen benetzt werden, welche größtentheils ihre Gewäſſer dem Amur-Baſſin zuführen.

Daher konnte in der Mantſchſurei auf keine Weiſe ſich ein nomadiſirendes Hirtenleben entwickeln, für welches die, den Wanderer durch ihre Unabſehbarkeit überwältigenden Ebenen der Mongolei erforderlich ſind. Die Rauhheit des Klimas, abhängig von der nahen Nachbarſchaft der hochgelegenen Wüſte Schamo, von den öſtlichen Gebirgen, welche die Strömung der Seewinde hemmen, und von der Wildheit der Landſchaft, in welcher die dünne Bevölkerung noch nichts zur Erhöhung der Temperatur hat beitragen können, — hat die Verbreitung des in China und Korea ſo lange ſchon bekannten Ackerbaues nicht begünſtigt. Die Mantſchſuriſchen Stämme waren natürlich gezwungen, ſich dem gewaltigen Einfluſſe der Natur zu unterwerfen. Dieſelbe hat ſie geſchieden durch dichte Waldungen, angefüllt mit Schätzen, welche das Bedürfniß des von Luxus und maßloſen Wünſchen entfernten Menſchen weit übertreffen, und hat dadurch ſelbſt eine Lebensweiſe vorgeſchrieben, wie für ein auf niederer Bildungsſtufe ſtehendes Volk durchaus angemeſſen iſt. In der That erſcheinen ſeit den älteſten Zeiten bis zur letzten Epoche, welche der Mantſchſurei eine ſo hohe Bedeutung gegeben hat, ſämmtliche Bewohner dieſes Landes in ihrem urſprünglichen Zuſtande als Jäger, und in dieſem wichtigen Umſtande liegen die Urſachen vieler anderen Erſcheinungen verborgen, welche die Geſchichte der Mantſchſuriſchen Stämme ausgezeichnet haben.

Wie das Hirtenleben ausgedehnte Triften und eine ſtete Ortsveränderung erfordert, damit aber in ſeinen Grundbedingungen jedem Verlangen nach gemeinſchaftlichem Leben in feſten Wohnſitzen widerſtrebt: ſo ſchlingen im Gegentheile die Gefahren und Mühen des Jägerlebens, weil ſie häufig die Kräfte und die Tapferkeit des Einzelnen überſteigen, unwillkürlich den Knoten nothgedrungener und dauernder Verbindungen. In der Mantſchſurei zumal, wo unwegſame Wälder faſt die ganze Oberfläche des Landes einnehmen; wo Berghöhlen unter dem Schirme tauſendjähriger Cedern ein wahrer Zufluchtsort der Tiger und Panther waren, konnte die Jagd weder das Werk bloßen Beliebens, noch ein zufälliges Unternehmen der Kühnheit und Verwegenheit ſein. Gegen die unzählige Menge von Raubthieren mußte ſich vielmehr eine gleiche Menge kühner Gegner bewaffnen, welche nur durch gemeinſchaftlichen Kampf im Stande waren, ihr Daſein zu vertheidigen und zu erhalten; und deswegen gingen ſogar die wilden und rauhen Suſchen und Ilou an die Bildung beſonderer Gemeinſchaften, welche ſich durch die Bande der Verwandtſchaft, eine Vereinigung des Bedürfniſſes und des Vortheils, unter einander zuſammenſchloſſen. Ungeachtet der ſonderbaren Form ihrer Behauſungen wohnten ſie in zahlreichen Dörfern beiſammen unter der anerkannten Oberherrſchaft eines Einzelnen. Die Stellung des Anführers bei der Jagd hatte in den Augen einfacher Menſchen eine ſo hohe Bedeutung, daß ſeine Perſon unverletzlich war, und daß ſeine Würde durch ganze Generationen in einem Geſchlechte mit heiliger Scheu anerkannt wurde. Uebrigens betrachtete der Suſchen und der Ilou das ganze Leben als eine ununterbrochene Klapperjagd, und es mußte bei ſolcher Einſeitigkeit der Lebensweiſe natürlich die Macht der Aelteſten in ziemlich enge Gränzen eingeſchloſſen ſein. Das Oberhaupt der Jäger hatte nur im Dunkel der Wälder einen Vorrang, und die Leute, welche während der Jagd ſein gehorſames Gefolge bildeten, legten, in ihr Geſinde zurückgekehrt, die Feſſeln der Unterwürfigkeit wieder ab. Die Berge und die Flüſſe, welche das Land in eine Menge kleiner Gebiete theilten, verhüteten einen Zuſammenſtoß der Stämme; durch die Natur ſelbſt getrennt, bildeten ſie naturgemäß abgeſonderte Gemeinſchaften mit beſonderen Intereſſen und einem eigenthümlichen Leben, welches ſich völlig unabhängig von den Zuſtänden, Bedürfniſſen und Zwecken des ganzen Stammes entwickelte.

Die Fülle der Mittel, die wichtigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, unterdrückte in dem Volke jeden gewinnsüchtigen oder ehrgeizigen Wunsch, durch Waffengewalt und Tapferkeit sich Macht und Glück zu schaffen. Jede einzelne dieser besonderen Ursachen aber brachte in das Leben der Sufchen und Ilou einen neuen Zug, welcher dazu beitrug, dieser Periode einen besonderen Charakter aufzuprägen. Die Ansiedelungen der alten Mantschuren waren vielmehr kriegerische Colonieen als Wohnungen Solcher, welche feste Sitze suchen. Die Stellung der Aeltesten gewann allmählich den Charakter abgesonderter Machthaber, welche nothwendigerweise einer Vereinigung und Verschmelzung der einzelnen Geschlechter widerstrebten. Der kriegerische Geist des Volkes war eine bloße Folge seiner Lebensweise und Beschäftigung, nicht aber der Ausdruck seines von Natur kühnen und herrschsüchtigen Charakters; daher konnten die Sufchen und Ilou, obgleich ihnen das Bedürfniß fester allgemeiner Verbindungen sehr früh erwachte, dennoch kein bürgerliches Leben in ihrer Mitte schaffen; mit dem vollen Bewußtsein von der Nothwendigkeit, dem Willen eines unabhängigen Führers sich unterzuordnen, haben sie sich gleichwohl niemals unter dem Scepter eines allgemeinen Oberhauptes vereinigt; und ungeachtet des kriegerischen Geistes, welcher alle Stämme beseelte, waren sie kein eroberndes, nach Beute und Macht dürstendes Volk.

Uebrigens ist die Vereinigung der Familien und Geschlechter unter der Herrschaft besonderer Aeltesten, so wie die Gewöhnung der Stämme an beständige Wohnsitze (zwei große Schritte auf der Bahn der Volksbildung) die reiche Quelle wichtiger Begebenheiten geworden. Dem Jagdgefolge konnte es nicht schwer fallen, sich in eine Kriegerabtheilung umzuwandeln; Leute, welche seit ihrer Kindheit gewohnt waren, dem Willen ihres Aeltesten zu gehorchen, waren schon mit den ersten Anfängen der Unterwürfigkeit und der Ordnung bekannt; und die ununterbrochenen Jagden, welche eine gemeinschaftliche und übereinstimmende Thätigkeit erforderten, dienten als erste Versuche gemeinsamer kriegerischer Bewegungen. Die Einerleiheit der Beschäftigungen verbreitete unter den Stämmen einerlei Gesetze und Einrichtungen, und auf solche Weise bereiteten sich unmerklich die Elemente einer allgemeinen Organisation vor, während äußere Einfälle und Kämpfe einzelnen Oberhäuptern Veranlassung gaben, dauernde und starke Bündnisse unter sich zu schließen. Bei dem ersten Vorfalle,

welcher die Ruhe und die Unabhängigkeit der Stämme bedrohte, eilten die Aelteſten mit ihren Gefolgen auf den Verſammlungsplatz, und faſt augenblicklich erſchien ein ganzes Heer, von Tapferkeit beſeelt und der Einheit des Geſetzes und der Führung unterworfen. Die Soldaten wurden nach der Art ihrer Bewaffnung in Streitartkämpfer, Lanzenträger und Schützen getheilt; nach der Anzahl der Mannſchaft in Tauſend, Hundert, Zehn und Fünf. Jede dieſe Unterabtheilungen hatte ihren beſonderen Anführer, welchem, mit Rückſicht auf Rang und Anſehen, eine große oder kleine Fahne anvertraut und die Ehre bewilligt wurde, die Schläge auf das Brett zu thun oder die Trommel und die Pauken zu rühren. Der Plan für den Angriff und den Kampf wurde in allgemeiner Berathung der Führer entworfen, und die getroffenen Anordnungen noch vor der Schlacht auch den Soldaten eröffnet, welche das Recht hatten, ihre Bemerkungen zu machen und ihre Stimmen abzugeben. Sobald der Feind ſich näherte, verließen zwei Perſonen die Schlachtreihe, um Stellung und Stärke ſeines Heeres zu prüfen; auf ein Zeichen mit der Fahne ſtürzten die ſtaffelförmig aufgeſtellten Abtheilungen zum Angriffe vorwärts, agirten aber während des Kampfes zerſtreut; hatten ſie geſiegt, ſo ſammelten ſie ſich um ihre Fahnen und begannen die Verfolgung; auf dem Rückzuge marſchirten ſie in geſchloſſenen Reihen. Um den Stoß zu verſtärken, ordneten ſie ſich oft auf einem Bergrücken und ſtürzten ſich in reißendem Laufe von da herab auf den Feind; in großen und entſcheidenden Schlachten wurden vor Allen die Streitartträger in den Kampf geführt, und nach ihnen die Lanzenträger, von den Bogenſchützen unterſtützt. Der Verluſt des Anführers während der Schlacht wurde mit dem Tode einiger ſeiner Untergebenen beſtraft. War man vom Kriegszuge heimgekehrt, ſo wurden in allgemeiner Verſammlung die Verdienſte der Soldaten geprüft, und aus der gemachten Beute, unter Zuſtimmung des geſammten Heeres, Belohnungen vertheilt. Im Vertheidigungskriege legten ſie Befeſtigungen an, bereiteten an verſchiedenen Stellen Hinterhalte und verwüſteten ſelbſt ihr Land, um den Feind aller Mittel zu ſeinem Unterhalte zu berauben.

Nicht ſo bemerklich, dafür aber um ſo wohlthätiger war der Einfluß, welchen das Leben in feſten Wohnſitzen auf das Schickſal und den Charakter der Stämme übte. Mit dem Eintritte in die Behauſung des Anſiedlers mußte auch der Gedanke in ihnen erwachen,

daß die Natur dem Menſchen noch andere Mittel der Exiſtenz gegeben, — nicht allein die Jagd der wilden Thiere: der Ackerbau, unzertrennlich von feſten Wohnſitzen, drang auch in die Wälder Girin's und befeſtigte ſich beſonders in den ſüdlichen Landſchaften des heutigen Schen-yfin (Mukden) und an den Ufern des Amur. Die Vervielfältigung der wechſelſeitigen Beziehungen unter den Einwohnern führte zu größerer Mannichfaltigkeit in der Verwaltung ſelbſt: außer dem Oberanführer oder Beile wurden noch andere Gewalten (mehr bürgerlicher Art) gegründet, denen die Sorge für das Wohl und die Bedürfniſſe des Volkes oblag, und andere, welche dem Gericht und der Unterſuchung über die ihnen Untergebenen vorgeſetzt waren. Alle ohne Ausnahme unterwarfen ſich dem Urtheilsſpruche ihres beſonderen Vorgeſetzten, welcher in derſelben unbedingten Unterwürfigkeit dem allgemeinen Oberhaupte gegenüber ſtand. Das Volk benannte ſeine Gewalthaber mit den Namen der neun Planeten und der acht und zwanzig Sternbilder. Die angeſehenſten Leute warfen ſich vor dem Pferde ihres Beile zur Erde nieder; jeder mit irgend einem obrigkeitlichen Amte Bekleidete hatte, wenn er vor Gericht erſchien, um ſeine Ehre zu vertheidigen, das ausſchließliche Recht, — auf der Treppe des Gerichtsſaales zu ſitzen und eine Schaale Wein auszuleeren. Die Einwohner waren in Bezirke getheilt mit genauer Beſtimmung der Abgaben und Pflichten. Ein überſandter Pfeil mit drei Einſchnitten diente als Zeichen, daß die Zeit für die Erhebung der Steuern gekommen war, welche ungeſäumt von den Ortsvorſtänden eingeſammelt und dem Beile zur unbedingten Verfügung überſandt wurden. Der Ueberfluß an Bodenerzeugniſſen bildete Handelsgegenſtände, welche oft eine hohe Bedeutung erlangten: Perlen, die Wurzel Schen-ſchen *), Geierfalken und Zobel galten als die vier Koſtbarkeiten der Mantſchſurei, welche Schaaren Chineſiſcher Kaufleute herbeilockten; und die Berührung mit einem Volke, welches ſeit undenklichen Zeiten durch ſeine Weisheit und Aufklärung im Oſten berühmt war, erregte den Mantſchſuriſchen Stämmen einen ſolchen Durſt nach Bildung, daß in der Hauptſtadt China's Fremdlinge von den fernen Gränzen Girin's mit der demüthigen Bitte

*) Schon in dem Buche Ki-dan-go-tſchſi wird die Nachricht mitgetheilt, daß dieſe Wurzel in der Mantſchſurei ein Handelsartikel ſei.

erschienen, sie einzuweihen in die Geheimnisse der Schrift und der tiefen Philosophie des Kun-fu-zsi (Confucius).

So haben sich aus den, schon von den Suschen und den Ilon zur Begründung ihrer eigenen Lebensweise gestifteten, Anfängen, wie aus einem guten und lebendigen Samen, in natürlicher Stufenfolge die Bedingungen einer anderen, höheren Bildung entwickelt, durch welche dem Lande eine neue Gestalt und Bedeutung mitgetheilt worden ist. Die kleinen Familien und Geschlechter vereinigten sich zu Gruppen von Verbindungen, in denen sie bald unter dem Einflusse einer allgemeinen Ordnung ihre besonderen Gesetze und ihren eigenthümlichen Charakter aufgaben: aus unzähligen Dörfern und Niederlassungen bildeten sich einige Gebiete (Herrschaften), mächtig durch Volkszahl und Bewaffnung. Die Macht der Aeltesten sank vor dem höheren Willen des Obersten im Seim (Reichstag), welcher ohne Widerspruch in seinem Stamme gebot und allen dem Bunde nothgedrungen beitretenden Machthabern Gesetze vorschrieb. Endlich wurde durch die Centralisirung der Stämme unter einer einheitlichen Verwaltung der früheren Barbarei ein entscheidender Schlag versetzt, und auf den Trümmern der alten, wilden Unabhängigkeit erhob sich das Glück des gemeinsamen, bürgerlichen Lebens. Der Vorrang des Beile vor den Familienhäuptern der Geschlechter, seine Gewalt über die Masse aller Stämme, der Triumph des ansäßigen Lebens über den halbnomadischen Zustand des Jägers, — diese drei wichtigen Prozesse in der Forteutwickelung eines Volkes bilden auch die Grundlage, den Charakter und die Geschichte der zweiten Periode in der Bildung der Mantschsurischen Stämme, nämlich der Periode der Aimaks, sehr arm an Sagen, aber überaus wichtig durch ihren ausgedehnten Einfluß auf das Schicksal dieser Stämme und durch deren unaufhörliches Anwachsen.

Man begreift leicht, daß in der Bildung der Aimak's selbst, einem auf den schwankenden Grundlagen der Bündnisse beruhenden Systeme, schon die Saat einer neuen Ordnung verborgen lag; daß das Haupt des Seim früher oder später geradezu zum Oberhaupte werden und unter seine Gewalt auch die anderen Nebenbuhler beugen mußte, denen es entweder nicht gelungen war, ihre eigene Macht zu entwickeln, oder welche sich von den übrigen Mitgliedern ihres Bundes isolirt hatten. Dem Geschlechte Sumo war die Ehre vorbehal-

ten, zum ersten Male seinem Vaterlande politische Bedeutung und ein wirkliches Bürgerthum zu verleihen. Indem es unter seiner Herrschaft den größeren Theil der Stämme vereinigte, welche die Mantschsurei bevölkerten, gründete es das in der Chinesischen Geschichte unter dem Namen Bochai bekannte Reich, welches eine Ausdehnung von mehr als 5000 Li hatte und einen Theil Korea's in sich begriff. Damals verwandelten sich die Dörfer in Städte; das Land ward in 15 Provinzen getheilt und hatte eine Bevölkerung, welche über eine Million Familien zählte und mehr denn 20,000 Mann auserlesener Truppen. Fünf Hauptstädte, an verschiedenen Punkten des Reiches erbaut, vollendeten den Glanz und die Macht des Beherrschers von Bochai, welcher den Titel des Heiligsten Kaisers angenommen hatte. Die städtische und die richterliche Gewalt hatten ihre Mittelpunkte in Tribunalen, welche von Ministern geleitet wurden; das Kriegswesen hing von einem besonderen Ausschusse von Generalen ab, welcher sich mit Zusammensetzung und Ausbildung des Heeres zu beschäftigen hatte. Die Befehle des Kaisers hatten Gesetzeskraft, und ohne seine Bestätigung gelangte nichts zur Ausführung. Die Beamten erschienen bei Hofe mit goldenen und silbernen Platten auf den Kleidern, nach Vorschrift des Ceremonial-Gesetzes.

Der Chinesische Kaiser erkannte ohne Widerspruch den Bochaischen Herrscher als unabhängigen Kaiser an und beschirmte mit Vergnügen die Verbreitung der Bildung des Mittelreiches in der Mantschsurei. Ueber Erwarten wurden die fremde Sprache, die Ideen, die Literatur und die Künste mit so energischem Eifer von den östlichen Barbaren aufgenommen und brachten unter ihnen eine so gewaltige und wohlthätige Umwandlung hervor, daß nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Chinesischen Geschichte Bochai eines der blühendsten Reiche am Ufer des östlichen Meeres war, das Land der Aufklärung und der Gelehrten.

Das Kidanische Haus, welches plötzlich an den Ufern des Amur auftauchte, zertrümmerte das Glück und die selbstständige Existenz der Mantschsuren, bis in der Person Aguda's, des Stifters der Dynastie Gin, ihre alte Unabhängigkeit wieder erstand, und die Stämme auf's Neue und glanzvoller als früher auftraten, nur unter anderem Namen und anderer Herrschaft. Mit dem Falle des Joches fiel auch die Barbarei, welche die Trümmer Bochai's zu ihrem

Throne erkoren hatte. Die Njuitſchſen (Minſchuren) kämpften gleichzeitig für ihre Unabhängigkeit, erbauten Städte und gaben Geſetze. Schon vor der Eroberung des nördlichen China's eigneten ſie ſich die dortige Weiſe mit ihren vielfältigen Schattirungen an: die Organiſation des Reiches, der Regierung und der Obrigkeiten, die Hofetiquette, die religiöſen Gebräuche, die Vorſchriften für das gemeinſchaftliche Leben und die Volkserziehung, — Alles wodurch das Chineſiſche Kaiſerreich ſich über die Reiche und Völker rings umher erhoben hatte, war plötzlich in die Mantſchſurei hinübergetragen worden und ſchlug raſch in ſeinem geſegneten Boden Wurzel. Von der Zeit wollen wir nicht einmal reden, da die Dynaſtie Gin aus der Hälfte China's, der Mongolei und der ganzen Mantſchſurei ein gewaltiges Reich bildete, welches vermöge ſeiner Macht und Bildung mit der Dynaſtie Sun wetteifern konnte, einem in den Chroniken des Mittelreiches durch ſeine Aufklärung berühmten Hauſe.

Fortgeſetzte Kämpfe mit China wegen der nördlichen Gebiete dieſes Kaiſerreiches, und mit den Mongolen, zur Rettung des eigenen Daſeins, hatten zuletzt die Kräfte und Mittel der Njuitſchſen vollſtändig erſchöpft, da ſie genöthigt waren, zu derſelben Zeit an den beiden Grenzen ihres Reiches mit zwei mächtigen Feinden zu ringen. Tauſende kamen um in den unglücklichen Schlachten gegen die neuen, unerbittlichen Eroberer; der Njultſchſen'ſche Herrſcher endete ſelbſt ſein Leben, um ſchmählicher Gefangenſchaft zu entrinnen; ſeine Familie ging unter; die blutbedeckten, unter Feuersbrünſten aufqualmenden Städte blieben in den Händen der Sieger; der ganze Oſten der Mantſchſurei, zu einer einzigen Provinz umgeſtaltet, wurde das Erbtheil der Dynaſtie Juan. Von einem Ende bis zum andern verwüſtet, eines großen Theiles ſeiner Bevölkerung beraubt, ſeiner Selbſtſtändigkeit verluſtig, ſank die Mantſchſurei in den früheren halbwilden Zuſtand zurück, und nur Ruinen erinnerten an die ehemalige Größe. So unglaublich war die Schwächung der ſittlichen Kraft des Volkes, daß für daſſelbe die Ereigniſſe, durch welche die Herrſchaft der Mongolen unter das Chineſiſche Kaiſerreich gebeugt wurde, nicht die geringſte wohlthätige Folge hatten. Das Haus Min, welches ſeines Vaterlandes Freiheit wieder hergeſtellt hatte, dehnte ſeine Macht mit Leichtigkeit auf die öſtlichen Stämme aus, denn dieſelben lebten von Neuem in geſonderten Gruppen, ohne Einheit in der Verwal-

tung, ohne Kraft, durch Waffengewalt das Vaterland gegen fremdländiſchen Einfluß zu vertheidigen. Beinahe dreihundert Jahre währte die Zeit der Ohnmacht, und erſt mit dem Schluſſe des 16. Jahrhunderts begann der Zuſtand des Landes eine beſtimmtere Geſtalt anzunehmen, und auf den Ueberreſten des Gin'ſchen Reiches die Macht eines anderen Hauſes ſich zu erheben, deſſen Beſtimmung war: die dritte Periode in der Bildung der öſtlichen Stämme, ſchon von Bochai begonnen und durch die glänzenden Thaten der Njuitſchſen fortgeſetzt, die Periode des geordneten Reiches, ſeines politiſchen und hiſtoriſchen Lebens, auf den Gipfel des Volksruhmes und des höchſten Anſehens zu führen, ſowie die Macht des Hauſes zu befeſtigen, deſſen Leben und Schickſale eben ſo ungewöhnlich und wunderbar ſind, wie die Sage von ſeinem Urſprunge ſelbſt.

Hauptquellen unſerer ferneren Erzählung ſind Kaigo-fan-lju, Min-zi-bei-lju (Geſchichte des nördlichen Chinas in den letzten Zeiten der Dynaſtie Min) und Schen-zſi; man wird ſogar ganze Stellen antreffen, welche vollſtändig in derſelben Geſtalt beibehalten worden ſind, in welcher ſie ſich bei den Autoren vorfinden.

Im Oſten von Mukden beginnt die Gebirgskette Tſchan-bo-ſchan, berühmt in den Erzählungen der Mantſchſuriſchen Geſchichte. Seit undenklichen Zeiten ſind die öſtlichen Stämme gewohnt, mit religiöſer Scheu die von ewigem Schnee bedeckten Berge zu betrachten, und haben abergläubiſch die wilden Gipfel mit den Wundern ihrer Phantaſie bevölkert. Hier, auf unzugänglicher Höhe, iſt das Reich der Geiſter, welche dem menſchlichen Blicke ſich entziehen, und wunderbare Dämpfe krönen einen abgeſonderten, dreifach gegipfelten Berg. Auf ſeinem Rücken fluthet der große See Tamun über und nährt mit ſeinen koſtbaren Waſſern drei Ströme: Jalu, Chuntun und Aichu, drei bedeutende Waſſerbecken, welche die Mantſchſurei benetzen und an ihren Ufern Perlen ausſtreuen. Am Abhange dehnen ſich herrliche Haine aus, als wären ſie von Menſchenhand gepflanzt, und in denſelben wohnen ſeltene Thiere, welche den Pfeil nicht fürchten und den Menſchen nicht ſchaden. Den Fuß umgürten dichte Wälder, die Heimath der Wurzel Schen-ſchen, Königin der Gewächſe und Wurzel des Lebens. In der Kette dieſer dem Mantſchſuren heiligen Berge iſt einer beſonders berühmt und bekannt unter dem Namen

Bukuri, an deſſen Fuße der See Bulchuri liegt. Hierher pflegten drei Jungfrauen vom Himmel herabzufliegen, Enguien, Tſchſeugulen und Fekulen, um ſich in den reinen Fluthen zu baden. Einſtmals aber flog der Berggeiſt, in eine Elſter ſich verwandelnd, über das Ufer des Sees hin und warf eine rothe Frucht in das Gewand der Jüngſten unter den Jungfrauen, welche alsbald nach dem Genuſſe der Himmelsgabe ſich ſchwanger fühlte, der Kräfte ermangelte, ſich wieder zum Himmel aufzuſchwingen und allein auf dem wilden Gebirge zurückblieb, wo ſie einen Wunderknaben gebar. Bei ſeinem erſten Erſcheinen auf der Welt konnte das Kind ſchon ſprechen, und ſein Angeſicht ſtrahlte in himmliſcher Schönheit. „Dein Beiname ſoll Aiſchin-gioro ſein, und dein Name Bukuri Jongſchen,“ ſprach die Jungfrau zu ihrem Sohne, da er völlig herangewachſen war; „der Himmel hat Dich gezeugt, damit Du das empörte Reich beruhigſt und über daſſelbe herrſcheſt. Siehe, hier iſt ein Nachen; ſetze Dich in ihn und überlaß Dich der Strömung des Fluſſes, ſo wirſt Du in Dein Land gelangen.“ Bei dieſen Worten erhob ſich die Jungfrau in die Luft; der Nachen aber trug Aiſchin-gioro in eine Gegend, wo drei Familien wohnten, welche unter einander um den Vorrang und um die Herrſchaft ſtritten. Lange ſchon hatte der blutige Zwiſt gewährt, und des Kampfes müde verlangten die Parteien längſt den Frieden, welcher erſt mit dem Erſcheinen des wunderbaren Fremdlings wieder bei ihnen heimiſch werden ſollte. Kaum hatten ſie den Jüngling erblickt, welcher in Schönheit und Herrlichkeit glänzte, ſo vergaßen die Gegner ihre Fehde; und als er zu ihnen ſprach: „Ich bin Aiſchin-gioro, vom Himmel ſelbſt beſtimmt, über Euch zu gebieten und zu herrſchen,“ — da erkannten ihn die drei Familien einmüthig als ihren Beiſe an. Der neue Anführer ließ ſich auf der öſtlichen Seite des Gebirges Tſchan-bo-ſchan nieder, in der Stadt Odoli, und gab ſeiner Herrſchaft den allgemeinen Namen Mantſchſu. Einige Geſchlechter hindurch beherrſchten die Nachkommen Aiſchin-gioro's ihr kleines Gebiet im Frieden, bis Einer von ihnen durch Ungerechtigkeit ſeine Unterthanen erzürnte und mit ſeinem ganzen Geſchlechte ausgerottet ward, — ein Knabe ausgenommen, welcher ſich aus dem allgemeinen Verderben durch Flucht in die öde Steppe rettete, wo er, in Dunkel ſich hüllend, ſein ganzes Leben zubrachte.

Erst nach mehreren Geschlechtern erscheint Einer aus den Nachkommen des Vertriebenen, verlockt listig mehr als vierzig Mitglieder derjenigen Familien, welche vormals gegen das regierende Haus aufgestanden waren, tödtet die eine Hälfte, beraubt die andere ihres Erbes und läßt sich schließlich selbst in Chetu-ala nieder, mehr als 1500 Li von Odoli, der ersten Residenz seines Geschlechtes. Seit den Zeiten Tschsao-zsu's (so heißt der Wiederhersteller der Familie Gioro) geht die Ordnung der Nachfolge in ununterbrochener Linie fort, und beginnen die Begebenheiten an Licht und Glaubwürdigkeit zu gewinnen. Tschsao-zsu's Enkel, Sin-zsu, war das Haupt einer zahlreichen Familie: fünf von seinen Söhnen erbauten in der Umgebung Chetu-ala's fünf kleine Städte; der sechste aber, Zsiu-zsu, erbte mit des Vaters Herrschaft auch dessen Residenz, und dieses ist der Ursprung der in der Mantschsurischen Geschichte bekannten Ninguta-Beile, d. i. der sechs Herrscher. Unter den Kindern Zsiu-zsu's waren besonders ausgezeichnet: der älteste Sohn Li-dun, welcher wegen seiner Tapferkeit die Benennung Baturu (der Held) erhielt, und Sjan-zsu, der Vater Tai-zsu's, des wahren Gründers Mantschsurischer Macht und des Mantschsurischen Reiches. Zsin-zsu that sich durch seine Streitbarkeit hervor und dehnte mit Li-dun's Hülfe seinen Einfluß allmählich über die nahe gelegenen Aimaks aus, so daß die kleine Stadt Chetu-ala die Hauptstadt seiner auf zweihundert Li sich erstreckenden Herrschaft wurde. Diese Erfolge erregten Neid und Feindschaft.

Nikan-wailan, ein Einwohner der Stadt Turun, überredete den Chinesischen Gränz-Commandanten Li-tschan-lin, einen Kriegszug gegen Atai und Agai zu unternehmen, welche in den Städten Gure und Schatschsi herrschten. Das Chinesische Heer drang auf zwei Wegen in die Mantschsurei ein, und Agai fiel unter der Vertheidigung seiner Mauern. Nicht so leicht war die Belagerung Gure's: auf dem Gipfel eines Berges gelegen, stellte die Festung schon durch ihre Lage der Ueberwältigung große Hindernisse entgegen, welche durch die Tapferkeit des Vertheidigers noch bedeutend vermehrt wurden. Rasch verbreitete sich das Gerücht von dem Einfalle des Chinesischen Heeres unter den benachbarten Aimaks, und Zsin-zsu eilte mit seinem Vater Tai-zsu zur Rettung seiner Enkelin, der Gattin Agai's, herbei. Unterdessen hatte die erfolglose

und langwierige Belagerung, sowie der bedeutende Verlust an Kämpfern den Muth der Chinesischen Armee herabgestimmt, und Li-tschan-lin, mit seinem Unternehmen unzufrieden, dachte schon daran, Nikan-wailan, als den eigentlichen Urheber des Streites, an die Belagerten auszuliefern und damit seinem vergeblichen Zuge ein Ende zu machen. Da gelang es Nikan-wailan, welcher für sein Leben fürchtete, geheime Verbindungen mit den Einwohnern anzuknüpfen. Durch Drohungen und Versprechungen brachte er sie zum Verrath an ihrem Herrn und zur Uebergabe der Stadt in die Hände des Chinesischen Heerführers: die Belagerten erschlugen ihr Oberhaupt, öffneten dem feindlichen Heere das Thor und erklärten ihre vollständige Unterwerfung unter das Chinesische Kaiserthum. Allein Li-tschan-lin war aufgebracht über den Verlust seiner Soldaten, darum brachte er sämmtliche Einwohner seiner Rache zum Opfer, und Nikan-wailan bewog überdies den Feldherrn, Zsin-zsu und Sjan-zsu zu tödten. Mit dieser unglücklichen Begebenheit schließt die vorhistorische Periode der Mantschsurischen Dynastie, die Zeit der Wunder und des Geheimnißvollen, sowie der geringen Anzahl von Thatsachen, welche der Nachwelt durch das Gedächtniß des Volkes aufbewahrt worden sind und durch dessen Liebe zu seinem Alterthume.

Bei dem Untergange der beiden ältesten Vorsteher des Mantschsurischen Hauses blieb als Haupt des erschütterten Aimak's nur der sechzehnjährige Nurchazi übrig, dessen ganze Kriegsmacht sich auf dreizehn Panzerträger, das ehemalige Gefolge seines Vaters, beschränkte. Die Jugend des Nachfolgers begünstigte keineswegs die Hoffnung auf Erhaltung und Vertheidigung einer nur durch Waffengewalt erworbenen Herrschaft, und nach dem Tode des Eroberers Zsin-zsu beeilten sich die wenigen Vasallen, zu ihrer alten Unabhängigkeit zurückzukehren. Selbst die Anverwandten der umgekommenen Herrscher, die Kinder und Enkel der sechs (Ninguta) Beile, wünschten, durch die Macht und die blutige Rache China's geschreckt, mittelst unbedingter Unterwerfung unter die Befehle dieses Kaiserthums ihr klägliches Dasein zu erkaufen. Somit war der Sturz der kaum erst entstandenen Macht unvermeidlich, und Nurchazi, als Beherrscher einiger armseligen Hütten des von Feinden und Verräthern umringten Städtchens Chetu-ala, erschien als ein rettungsloses Opfer ehrgeiziger und mächtiger Nachbaren oder der argwöhnischen Politik China's.

Doch der Jüngling, welcher die Herrschaft auf den Trümmern des ausgeplünderten Erbes seiner Väter übernommen hatte, gehörte zur Zahl der wenigen Persönlichkeiten, wie die Vorsehung sie in stürmischen Zeiten für das Wohl der Völker und für großartige Ereignisse ausdrücklich beruft: eine athletische Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein feuriger, durchdringender Blick, eine Rede, deren Charakter strenger Ernst und Kraft waren, edle Gesinnungen — verschafften der ohnmächtigen Waise frühzeitig den Beinamen „Sure-Beile“ (der weise Beile), gleichwie seine großen Thaten und die Dankbarkeit der Nachwelt sein Andenken durch den Namen Tai-zsu (der oberste Stammvater) verherrlicht haben. Sein von Natur gerader und fester Charakter war der Ausdruck eines Willens, welcher weder Ermüdung, noch Hindernisse, noch Furcht kannte; kein Held jener Zeit übertraf Nurchazi an Tapferkeit und Kühnheit; Niemandes Hand entsandte sicherer als er den treffenden Pfeil von dem gespannten Bogen. Das Volk, welches in seinen Ueberlieferungen eine dunkle Prophezeiung von einem großen Eroberer bewahrt hatte, welcher bald unter den Mantschsuren aufstehen sollte, bezog, trotz der Feindseligkeit seiner Beherrscher gegen Tai-zsu, die Weissagung auf diesen, und vermehrte dadurch das Schrecken der Feinde und die Ergebenheit der Freunde des jungen Beile, welcher durch seine frühzeitigen Verluste und durch sein Mißgeschick allgemeine Aufmerksamkeit erregte.

Schon im Alter von zehn Jahren verlor Nurchazi seine Mutter, und die zweite Frau Sjan-zsu's, welche in ihren Kindern die einzigen Erben der Herrschaft zu erblicken wünschte, trieb Tai-zsu aus dem Vaterhause. Der Elternliebe entbehrend, mit einem höchst ärmlichen, von der Hand seiner ehrgeizigen Stiefmutter ihm zugewiesenen Antheile trug Nurchazi, fern von den Brüdern, männlichen Muthes die schwere Bürde der Ausstoßung und der Verborgenheit — bis die plötzliche, blutige Katastrophe, welche ihn des Großvaters und des Vaters beraubte, die Oberherrschaft über sein in Verderben und Verzweiflung gestürztes Haus ihm in die Hand legte.

In diesen Augenblicken der allgemeinen Betäubung und des Entsetzens bewies der sechszehnjährige Jüngling eine Geistesgegenwart, würdig des durch das Unglück erprobten Mannes. Mit einer von heftiger innerer Bewegung zitternder Hand und unter Thränenströmen schrieb Tai-zsu an die Grenzbehörden China's einen dro-

henden Brief, in welchem er bei dem Namen des Himmels dem Kaiserreiche unversöhnlichen Haß schwor wegen der Verletzung aller Rechte der Menschheit und wegen des unverdienten Unterganges seiner Vorfahren. Der Ton des Schreibens fiel dem Haupte China's durch seine Ungewöhnlichkeit auf, — und diese Regierung, welche einerseits die wahre Lage der Dinge in Zsjan-tschson schlecht begriff, andererseits aber auch nicht die Rache der erbitterten Stämme auf seine Grenzen rufen wollte, beeilte sich, einen Boten mit der Erklärung abzusenden, daß der Hof von den jüngst vorgefallenen Ereignissen nichts gewußt; daß das unglückliche Ende zweier regierenden Personen des Mantschsurischen Hauses das Werk eines Versehens, eines Irrthums wäre, und der Bogdochan bereit, die schmerzlichen Verluste Tai-zsu's dadurch zu vergüten, daß er ihn in allen Rechten seiner Vorgänger bestätigte, und daß er, zum Beweise seiner erhabenen Theilnahme an dem Kummer des unglücklichen Beile, ihm die Leichen seiner erschlagenen Vorfahren nebst Geschenken zurückschickte, — als ein Unterpfand der freundschaftlichen Gesinnungen China's. Der Gesandte dieser Min'schen Dynastie führte die Befehle seiner Regierung pünktlich aus; nachdem er jedoch an Ort und Stelle umständliche Nachrichten über den Zustand des Landes eingezogen, verweigerte er Tai-zsu standhaft die Auslieferung Nikan-waitan's, des Haupt-Urhebers alles Elendes, und antwortete auf die wiederholte Forderung mit der Drohung, China wäre im Stande, seinen ungehorsamen Vasallen aller alten Vorrechte zu entkleiden, und zur Würde des höchsten Herrschers im Lande — den Feind des Mantschsurischen Hauses zu erheben. Diese Worte des Gesandten machten einen so tiefen Eindruck auf Alle, daß die Kinder und Enkel der sechs Beile beschlossen, Nurchazi zur Unterwerfung unter den Willen der Chinesischen Regierung zu zwingen, indem sie dem neuen Gebieter den Unterthanen-Eid leisteten: — da gab Tai-zsu, die ganze Wichtigkeit des verhängnißvollen Augenblicks begreifend, seine Forderung auf, — und das Kaiserreich, zufrieden mit der äußerlichen Unterwerfung seines Vasallen, ließ ihn eines Titels sich bedienen, welcher bisher weder wirkliche Macht noch Bedeutung gegeben hatte.

Neun Jahre dauerten diese unbestimmten Verhältnisse des kleinen Herrschers zu seinen Feinden und zu China. Die trauervolle Begebenheit hatte sich nach und nach aus dem Gedächtnisse Aller ver-

wischt, und Nikan-wailan, welchen Tai-zsu's Unthätigkeit sorglos machte, trat kecker mit seinen Absichten auf die benachbarten Aimaks hervor. Aber der Jüngling war inzwischen ein Mann geworden auch an Kraft, und mit dieser zugleich war ihm auch das Gefühl der Rache gewachsen, welche die ganze Seele des Beile beherrschte. Unwandelbar dem einen Gedanken hingegeben, theilte er mit Niemandem die tiefen Geheimnisse seiner Brust, außer Einem, welcher der Vertraute seiner Empfindungen und seiner verborgenen Pläne war. Aus Besorgniß, selbst unter dem Dache des väterlichen Hauses einen Verräther oder einen offenen Feind zu finden, zog sich Tai-zsu häufig auf einen benachbarten Berg zurück, wo ihm die Zeit in langen Unterredungen mit seinem Bruder verstrich, und diese Unterredungen, stets von Thränen zum Gedächtnisse des Vaters begleitet, waren der Entwerfung von Kampfplänen gegen die Feinde ihres Hauses gewidmet. Als er das 25. Lebensjahr eereicht hatte, beschloß Tai-zsu, die Entschlüsse, welche er lange in seiner Seele gereift, zur Ausführung zu bringen.

Im Jahre 1583 erschien Nurchazi mit seinen dreizehn Gepanzerten am Thore von Turun, wo Nikan-wailan wohnte. Die Stadt, zum Widerstande nicht gerüstet, unterwarf sich alsbald dem Mantschsurischen Beile, während es Nikan-wallan gelang, sammt seiner ganzen Familie sich durch die Flucht zu retten. Tai-zsu's unerwartete Bewegung hatte aber in allen benachbarten Heerschaften Besorgniß erregt: die Aimaks, welche von der Mantschsurischen Oberherrlichkeit abgefallen waren, und Bedenken trugen, sich der Herrschaft eines Mannes zu unterwerfen, welcher ein Recht hatte, für den früheren Verrath Rache zu nehmen, eilten, Nikan-wailan's Partei zu ergreifen. Die Nachkommen der sechs Beile aber erblickten in dem Unternehmen ihres Verwandten nur einen unsinnigen Kampf gegen China, welcher nothwendigerweise mit der vollständigen Ausrottung ihres Hauses enden mußte, und verschworen sich feierlich im Ahnentempel, den unruhigen Beile, welcher die Feindschaft des Chinesischen Reiches auf sie herabrief, zu ermorden. Erkaufte Meuchelmörder folgten allen Bewegungen Tai-zsu's, und öfter als einmal drangen sie fast bis in seine Wohnung. Eines Tages fiel unmittelbar unter dem Fenster durch ihr Schwert der treue Leibwächter des Beile, und schon blitzte der Stahl der Verräther über

Digitized by Google

dem Haupte Nurchazi's: aber sein eigener Muth und die Vorsehung schirmten das Leben des Mannes, welcher zu Großthaten und für den Ruhm bestimmt war. Sogar die Verwandten und die wenigen Freunde Tai-zsu's waren den Angriffen heimlicher Feinde ausgesetzt, und sein Schwiegersohn fiel, vom Pfeile eines unbekannten Mörders durchbohrt.

Die niedere Feindschaft derjenigen, welche durch die Bande der Verwandtschaft und gemeinsamer Interessen mit Tai-zsu verbunden waren, konnte nicht anders als kräftigend auf die Thätigkeit des unternehmenden Beile einwirken, dem ohnedies nur übrig blieb, — zu siegen oder zu sterben. Unter solchen Umständen waren Heimlichkeit und Schnelligkeit die einzigen Mittel der Rettung; und so geschah es denn, während die Feinde des Mantschurischen Herrschers von Tage zu Tage erwarteten, nur noch die Leiche des sie beunruhigenden Tai-zsu vor sich zu sehen, daß dieser mit einer kleinen Schaar furchtloser Krieger einen Angriff auf die Städte Tschao-zsja und Mardun unternahm, welche im ganzen Lande wegen ihrer Unzugänglichkeit berühmt waren. Beide Festen lagen auf Anhöhen, welche von Steinklippen umgeben waren; nur ein einziger enger Zugang führte zu den Stadtmauern; stellenweis hatten Stufen in den nackten Fels gehauen werden müssen; die Reiter hoben fast ihre Pferde an den jähen Abhängen empor, wo die feindlichen Pfeile ihrer warteten; aber voll Tapferkeit und unter dem Schutze langer hölzerner Schilde besiegten sie die Natur und die Feinde.

Die heroische That Tai-zsu's hatte einen glänzenden Erfolg: die Verwandten des Beile vergaßen in dem Erstaunen über seine Unbeugsamkeit und seinen Triumph ihre Feindschaft und vereinigten sich auf's Neue für das Heil und den Ruhm ihres Hauses; kleine benachbarte Herrschaften, welche nicht hoffen durften, den Kampf mit dem gefährlichen Feinde zu bestehen, suchten eine Gelegenheit, durch freiwillige Unterwerfung sich mit ihrem früheren Gebieter auszusöhnen; Nikan-wailan dagegen, durch die Rache aus einer Stadt in die andere getrieben, verbarg sich in Olchon, hart an der Gränze China's, hinter der Schutzmauer einiger Aimaks, welche sich Tai-zsu nicht unterworfen hatten.

Die Entfernung seines Feindes erweiterte nur den Kreis der Thätigkeit für den unversöhnlichen Beile. Durch die Streitkräfte

einiger Bundesgenossen verstärkt, umging oder unterwarf er die feindseligen Aimaks und erschien vor den Mauern einer kleinen Stadt, in welcher sich Nikan-wailan gegen die Angriffe seiner Feinde gesichert wähnte. Vergeblich also hatte der Flüchtling in seinem Vaterlande Rettung gesucht, und seine letzte Hoffnung war jetzt, auf Chinesischem Gebiete Schutz zu finden und in der vollständigen Unterwerfung unter dieses Reich. Allein auch jenseit des Gränzsteines der Mantschsurei ereilte ihn Nurchazi's Rache. „Saget den Gränz-Commandanten des Chinesischen Reiches, daß sie unverweilt Nikan-wailan einzufangen und mir auszuliefern haben; entgegengesetzten Falles werde ich gegen das Kaiserreich ziehen;" gebot Tai-zsu einigen in Gefangenschaft gerathenen Chinesen und schickte sie mit dieser Weisung über die Gränze zurück. Wie sonderbar nun auch die Drohungen eines unbedeutenden Häuptlings klangen, welcher dem tausendjährigen Reiche Gesetze vorzuschreiben gedachte, so fügte sich gleichwohl China, seiner alten Größe vergessend, dem Willen des Beile und suchte gleichzeitig seine Ehre mit dem mehrenhaftesten Kleinmuthe zu decken. „Es wäre schimpflich für uns," antworteten die Gränzbehörden, „einen Menschen auszuliefern, welcher sich zum Unterthanen des Kaiserreiches erklärt und dessen erhabenem Schutze sein Heil und seine Ehre anvertraut hat. Darum kommet selbst und tödtet euren Feind." Demzufolge betraten im Jahre 1586 vierzig Mantschsurische Krieger das fremde Gebiet und schlugen Nikan-wailan das Haupt ab, nachdem die Chinesen ihm vorher alle Wege zur ferneren Flucht abgeschnitten hatten. Ueberdies beeilte sich die Minsche Regierung, Tai-zsu einen glänzenden Titel nebst einem Jahrgehalte von 800 Lan Silber zu ertheilen.

Durch die Vollstreckung des blutigen Gerichtes über Nikan-wailan hatte die Seelenstärke und die Kühnheit des unternehmenden Beile neuen Zuwachs erhalten. Der Kleinmuth des kaiserlichen Hofes hatte ihn überzeugt, daß China den Ereignissen außerhalb der großen Mauer nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, und daß es von jeder lebhafteren Theilnahme an den östlichen Angelegenheiten so lange sich fern halten würde, als dieselben nicht die wesentlichen Interessen des Kaiserreichs unmittelbar berührten; zugleich bewies die Rückkehr mehrerer Aimaks unter die Herrschaft des Mantschsurischen Hauses, daß die kleineren Aimaks ohne China's Beistand unfähig waren, mit

dem unbeugsamen Willen eines Mannes zu ringen, welcher entschlossen war, sie durch Waffengewalt von sich abhängig zu machen. Der weise Beile begriff den Zustand seines Vaterlandes vollkommen, und nicht weniger das Verhältniß, in welches sein jüngster Sieg und die ehrenvolle Aufmerksamkeit China's ihn, den verschiedenen Machthabern der Mantschsurei gegenüber, versetzt hatte.

Zur Zeit der Dynastie Min bestand die Mantschsurei aus drei Haupttheilen: Jsjan-tschsou, Chai-si-wei und Je-schen-wei. Jeder derselben zerfiel in Aimaks, und diese wurden von ihren eigenen Oberhäuptern regiert, welche in Zeiten der höchsten Gefahr sich der Obergewalt eines Einzigen, mit der Würde eines Oberhauptes des Seim (Reichstages) Bekleideten, unterordneten. Die durch die Einigung des Bundes untereinander zusammengehaltenen Aimaks bildeten eine Art kleiner Föderationsgebiete mit gemeinschaftlichem Namen; es gab ihrer vier: das Mantschsurische, bestehend aus den Aimaks Sukschuhn, Chunche, Wangjan, Dongo und Tschsetschen; das Tschan-bo-schan'sche mit den Aimaks Reijen und Jalu; das Chulun'sche mit den Aimaks Jeche, Chada, Cholsa und Ula; endlich das Gebiet Dun-chaja, welches in die Aimaks Wozsi, Warka und Churcha zerfiel. Fast alle standen sie unter einander in den engsten Beziehungen durch die Gleichheit der Sprache und die Einheit des religiösen Glaubens, welcher aus der gemeinsamen Quelle des Schamanismus entsprungen war; aber ungeachtet dieser beiden wesentlichen Bedingungen einer Volkseinheit führte dennoch die außerordentliche Zerstückelung der Aimaks zu unablässigen Fehden und zu wechselseitigem Hasse unter den Stämmen. Dazu war die Gewalt des Seim-Oberhauptes durch den Willen der besonderen Häuptlinge dermaßen eingeschränkt, daß die Bündnisse mehr nur dem Namen nach, als in der Wirklichkeit existirten.

Jsjan-tschsou und Chai-si-wei bildeten den Mittelpunkt Mantschsurischer Macht und Bildung; die Stämme hausten hier in Städten, welche während der Blüthezeit der Dynastieen Ljao und Gin erbaut worden waren; sie wohnten auf dem Boden, den die großen Ereignisse des Volksruhmes verherrlicht hatten. Die Nähe der Chinesischen Gränze brachte sie in eine ununterbrochene Berührung mit diesem Reiche, und ein thätiger Handelsverkehr, welcher die halb-

gebildeten Stämme an die Vortheile des Mittelreiches fesselte, entwickelte im Volke die Sehnsucht nach Verbesserung seines Zustandes und nach Reichthum; der Ackerbau ging Hand in Hand mit der Jagd und verdrängte das Hirtenleben mit seinem nomadischen Umherziehen vollständig. Durch die Menge der Bevölkerung und der Städte war der Chulun'sche Seim der mächtigste in der ganzen Mantschurei; er wurde jedoch durch die vorsichtige Politik China's, welche die Vereinigung der Stämme fürchtete, in zwei Hälften, unter dem Namen des nördlichen und des südlichen Postens, getheilt, und dadurch zugleich die Macht des Bundes in seinen Grundfesten erschüttert. Die Folge davon war, daß nirgends die inneren Unordnungen eine solche Bedeutung, und die wechselseitigen Zwiste eine solche Hartnäckigkeit erlangten, wie in den Chulun'schen Aimaks.

Je-schen-wei bildete einen scharfen Contrast gegen die übrigen Mantschurischen Herrschaften sowohl durch seine besondere Naturbeschaffenheit, als auch durch den eigenthümlichen Charakter seiner Volkszustände. Von den nördlichen Gränzen Zsjan-tschsou's bis zu den Küsten des östlichen Oceans nimmt die Landschaft allmählich eine immer wildere und rauhere Gestalt an. Die Bäche, welche ihren Ursprung in den Aimaks der südlichen Mantschurei nehmen, erscheinen auf den Gebieten von Wozsi, Warka und Churcha als gewaltige Ströme, welche nur Einöden bewässern; statt der Tausende von üppigen Bergformen mit ihren pyramidalen Gipfeln und geheimnißvollen Grotten steigen entweder wilde Felsen empor, der ausschließliche Aufenthalt wilder Bestien und räuberischer Vögel; oder dehnen sich Bergthäler weithin und unabsehbare Wiesen, welche in unwegsamen Sümpfen und Morästen enden. Die herrlichen Haine, welche den Tschan-bo-schan umgürten, werden durch dichte Wälder verdrängt, unter deren undurchdringlichem Laubgewölbe ewiges Dunkel herrscht, so daß häufig der Wanderer während einer ganzen Tagereise von keinem Sonnenstrahle getroffen wird und, auf gewundenen Pfaden fortirrend, keinen zuverlässigen Schutz gegen den Sturm und die reißenden Thiere finden kann. Eine Hütte, eilig aus Birkenrinde aufgerichtet, bietet die einzige Möglichkeit eines Nachtlagers, und ein getödteter Hirsch ist die vom Himmel selbst zur Rettung des Wanderers gesandte Speise. Bei den ersten Windstößen gerathen Tausende von Baumwipfeln in Bewegung, erhebt sich durch

den endloſen Wald ein ununterbrochenes Getöſe, dem Rauſchen der Meereswogen vergleichbar; hundertjährige verdorrte Bäume ſtürzen mit einem Gekrach nieder, deſſen ſchauerlicher Wiederhall noch lange durch das Echo wiederholt wird. Unzählige Eulen und winſelnde Wn (eine Art Eichhörnchen) verfolgen den Menſchen auf jedem Schritte mit ihrem durchdringenden Geſchrei und mehren die Schauer der wilden Einöde. Keiner von den Eingeborenen betritt, ohne den Geiſtern geopfert zu haben, dieſe finſteren Wälder, in denen nach ihrer Meinung die Wurzel des Schamanismus liegt, die Heimath pythiſcher Beſeſſenheit, der Zauberei, der Beſchwörungen, der magiſchen Trommel, — Laute, vor welchen, wenn man der Ueberlieferung glauben darf, einſt faſt ſämmtliche Völkerſchaften des mittleren und nördlichen Aſiens ſich gebeugt haben, und welche noch bis zu dieſer Stunde viele der dortigen halbwilden Stämme mit bebender Ehrfurcht erfüllen. Von ſolcher Wildheit des Locales nimmt das Klima ſelbſt eine außerordentliche Rauhheit an, welche mit der geographiſchen Lage des Landes nicht im Einklange ſteht. Schon in den Umgebungen von Ringuta fangen die Flüſſe nicht vor dem dritten Monate (am Schluſſe des März) an, ſich allmählich vom Eiſe zu befreien; aber unaufhörlich, Tag und Nacht, wüthende Sturmwinde verzögern noch die Ankunft des Frühlings, und die Bäume treiben noch keine Knospen. Die Wärme dauert nicht länger als vier Monate: im ſiebenten Monate treten ſchon Reifröſte ein; im achten fallen dichte Schneemaſſen; im neunten bedecken die Flüſſe ſich wieder mit Eis, und im zehnten Monate ſieht man das Erdreich unter harten Fröſten berſten. Nur wenig weiter öſtlich von Ringuta verſchwindet der Ackerbau, und die Jagd mit ihrem halbnomadiſchen Wanderleben verdrängt die feſten Wohnſitze; die Städte weichen elenden Dörfern, welche in weiten Entfernungen von einander zerſtreut liegen; die Stämme bilden keine ſtarken Aimaks mehr und werden durch die Autorität bloßer Stamm-Aelteſten geleitet. Gerade und aufrichtig, wie Kinder der Natur, haben ſie niemals nach Eroberungen getrachtet, waren vielmehr, durch unwegſame Wälder von einander getrennt, ſtets unfähig, den Waffen eines unternehmenden Feindes zu widerſtehen. An den Ufern des öſtlichen Oceans endlich wird die Bevölkerung ganz dünn, und mitten unter den Mantſchuriſchen Geſchlechtern erſcheinen Chel-zſin und Fecha, Stämme von durchaus anderer Herkunft, fremd an Sprache,

abweichend in der Lebensweiſe, ſanft von Sitten, gering an Zahl. Ein Ring in den Ohren, die bunt bemalte Haut des Leibes, eine Kleidung aus Fiſchhaut, mit Blumen geſtickt, Decke und Kiſſen von ſchwarzen Zobeln und Füchſen, ein mit Schwanen-Daunen gedecktes Dach, — das ſind die einzigen Gegenſtände des Reichthums, der Wünſche und des Ehrgeizes für die Küſtenbewohner des öſtlichen Oceans. Zufrieden mit ihrem Zuſtande und mit den Gaben der Natur begehrten ſie nur Frieden, und fürchteten vielmehr Angriffe, als daß ſie ſelbſt ſich entſchloſſen hätten, gegen Nachbarſtämme die Waffen zu erheben.

Ungleich mächtiger waren die Orotſchonen, Dutſcheren, Dachuren und Solonen, welche zu beiden Seiten des Amur wohnten. An ſeinen grasreichen Ufern war ſeit alter Zeit der Ackerbau bekannt, exiſtirten kleine Städte und Feſtungen, hauſten Stämme, ausgezeichnet durch ihre Streitbarkeit, ſtark durch ihre Anzahl und durch ihre Kunſtfertigkeit im Bogenſchießen, und mehrfach ſogar Geſetzgeber der ganzen Landſchaft. Durch ein ſeltſames Zuſammentreffen der Umſtände jedoch ſonderten ſich die Amuriſchen Stämme zu ſehr von dem allgemeinen Leben der Mantſchſuren ab, und nahmen in keiner Weiſe Theil an den Ereigniſſen, welche am Fuße des Tſchan-bo-ſchan ſich vollendeten. Aber gleich allen ihren Stammverwandten litten auch ſie an dem Uebel der Spaltungen und innerlicher Unruhen, woher es kam, daß die eine Hälfte dieſer kriegeriſchen Stämme ſich der Mongolenherrſchaft unterwarf, die andere aber zu kraftlos war, um in den Geſchicken ihres Vaterlandes irgend eine Wandelung zu bewirken. Somit bot denn am Schluſſe des 16. Jahrhunderts die ganze Mantſchſurei den ehrgeizigen Abſichten eines Eroberers die weiteſte Laufbahn dar.

Dadurch, daß Tai-tſu, zur Zeit ſeines Unternehmens gegen Nikan-wailan, die alten Gränzen ſeiner Herrſchaft wieder herſtellte, indem er die am Ufer des Jalu liegenden Aimaks unterwarf, und den ganzen Kreis Tſian-tſchſon unter ſeiner unmittelbaren Oberhoheit vereinigte, erhielt er unmittelbar das Uebergewicht über die benachbarten Machthaber. Die Grenzen des Mantſchſuriſchen Reiches erſtreckten ſich bis hart an das Gebiet des Chineſiſchen Kaiſerthums; öſtliche Perlen, die Wurzel Schen-ſchen und Rauchwaaren wurden über vier Grenzſtationen dorthin ausgeführt, und da-

gegen Gold, Silber, koſtbare Gewebe und eine Menge anderer für das Leben erforderlicher Gegenſtände in die Mantſchſurei eingebracht. Der Handel des ganzen Landes concentrirte ſich in dem einzigen Kreiſe Jſſan-tſchſou, welcher durch ſeine vortheilhafte Lage den übrigen Aimaks den Vorrang abgewann; demzufolge wuchſen die Reichthümer und die Macht Tai-zſu's mit jedem Tage, und, voll Unruhe auf jede neue Eroberung des Mantſchſuriſchen Beile blickend, begriff der Chulun'ſche Seim ſchnell die Gefahr, welche der Unabhängigkeit der Stämme drohte. Nachdem ſie aus den beiden Tſchanbo-ſchan'ſchen und den drei Mongoliſchen Aimaks Truppen zu Hülfe gerufen hatten, eilten die Chulun'ſchen Häuptlinge mit den vereinigten Streitkräften von neun Provinzen, in der Zahl von 30,000 Mann, die neu entſtandene Macht der Mantſchſuren zu zertrümmern. Die große Anzahl der Feinde machte den Kampf ungleich und gefährlich, und bei der erſten Nachricht von der Annäherung der furchtbaren Heeresmacht geriethen die Bewohner von Jſſan-tſchſou in Bewegung und Furcht. Nur der Beile, welcher ſeine ganze Hoffnung auf die Stammverſchiedenheit der Feinde ſetzte, wartete ruhig das Herannahen des Sturmes ab. Um den geſunkenen Muth ſeiner Krieger zu beleben, beſchwor Tai-zſu vor ſeiner kleinen Schaar im Angeſichte des Himmels ſeine Unſchuld, und flehte zu dem Schatten ſeiner Ahnen, „es möchten die Roſſe ſeiner Krieger im Kampfe nicht ſtraucheln, und die Schwerter den Händen nicht entgleiten.“ Am Berge Guchu, wo Tai-zſu, von einem Walde und einer unzugänglichen Anhöhe gedeckt, eine feſte Stellung eingenommen hatte, trafen die Gegner auf einander. Das verbündete Heer wurde von Butſchſai, dem Beile des Aimaks Jeche, und von dem Korziner Mingan befehligt. Das Unglück aber, welches gleich im Anfange des Kampfes die beiden feindlichen Heerführer traf, entſchied ſchnell das Schickſal der Schlacht: das vereinigte Heer wurde zerſtreut und in die Flucht gejagt; 4000 Feinde bezahlten den mißlungenen Angriff mit ihrem Leben; Tauſende von Helmen und Panzern, 3000 Pferde und der jüngere Bruder des Beile vom Aimak Ula waren der Preis des Siegers.

Dieſer erſte und glückliche Kampf gegen einen zahlreichen Feind in offener Feldſchlacht hatte überaus wichtige Folgen vermöge des moraliſchen Eindruckes, welchen er ſowohl auf der einen, als auf der

andern Seite hervorbrachte. Mit Waffenruhm gekrönt, eilte Tai-zſu, ſeinen Eroberungen und dem Aimak auch feſte Grundlagen zu geben. Als ein großer Geſetzgeber hatte er frühzeitig die tiefe Wahrheit begriffen, daß die Entwickelung der Volksthümlichkeit eine unerläßliche Bedingung iſt für die Bildung einer geordneten politiſchen Gemeinſchaft aus kleinen und getrennten Aimak's, und daß die Feſtſetzung der lebenden Sprache auf den unveränderlichen Grundlagen der Schrift das ſicherſte und nächſte Mittel iſt, um verſchiedenartigen Stämmen den Charakter der Einheit und der Selbſtſtändigkeit aufzuprägen. Zur Verwirklichung dieſes großen Gedankens richtete Tai-zſu ſein Augenmerk auf die Mongoliſche Schrift und kleidete mit mächtigem Willen — trotz der Einwendungen und der Vorurtheile Solcher, welche großartige Zwecke nicht begreifen können — die Laute der Mantſchuriſchen Sprache in die Formen und Buchſtaben eines fremden Alphabetes, nachdem er daſſelbe den Grundbedingungen ſeiner Stammſprache gemäß verändert hatte. Im Jahre 1599 ward durch das ganze Reich die neue Schrift verbreitet, beſtimmt, die Mongoliſche Sprache vollſtändig zu verdrängen, welche bis dahin in allem ſchriftlichen Verkehr angewendet worden war. Kaum war ſo der Grundſtein für die Volksbildung gelegt, ſo traf Tai-zſu auch alle irgend möglichen Maßregeln zur Entwickelung der numeriſchen Kräfte ſeines Reiches. Auf Befehl des Beile wurde durch das ganze Reich eine Unterſuchung in Betreff der Armen angeſtellt, welche in Ermangelung der unumgänglichſten Lebensbedürfniſſe nicht in den Eheſtand treten konnten: ungeachtet der Dürftigkeit ſeiner Einkünfte theilte Tai-zſu die letzten Reichthümer mit ſeinen Unterthanen, und zahlreiche Paare, welche unter dem Schirme des Familienlebens Wohlſtand und Glück gefunden hatten, ſegneten ihren hochherzigen Herrſcher.

Eben ſo weiſe Maßregeln wurden auch hinſichtlich des Kriegsweſens ergriffen. Bisher hatten die Krieger ſich nach Geſchlechtern und Dörfern, unter der Führung ihres Aelteſten, auf den Marſch begeben und in der Schlacht aufgeſtellt: jetzt theilte Tai-zſu ſeine Unterthanen in Rotten (Compagnieen) und führte verſchiedene Ränge und Grade unter ihnen ein. Dreihundert Mann wurden von einem Offizier befehligt, welcher in ſtrenger Verantwortlichkeit für ſeine Untergebenen ſtand. Eine Folge der neuen Einrichtung war, daß Ordnung und Disciplin in die Armee kamen; daß die Aelteſten eine

Selbſtſtändigkeit verloren, welche den Geſammt-Intereſſen des Aimak's nachtheilig war; daß die Zahl des Heeres nicht mehr vom Zufalle und von der Willkür der Privatperſonen abhing; daß die Macht und der Wille des Beile das Geſetz für Alle wurden.

Das Genie Tai-zſu's blieb bei dieſen erſten Anfängen des Staatslebens nicht ſtehen. Wie wohlthätig immerhin der Einfluß der Maßregeln ſein mochte, welche er in der Verwaltung getroffen hatte, ſo waren ſie gleichwohl nicht im Stande, augenblicklich Volksgröße zu ſchaffen; der unternehmende Geiſt Tai-zſu's aber begehrte gewaltige Kräfte und zahlreiche Arbeiter. Daher richtete er ſeine Blicke auf die entlegenen Aimaks von Dun-chaja, deren Eroberung keinerlei Schwierigkeit zu bieten ſchien, während ſie durch ihre Einverleibung dem Mantſchſuriſchen Beile eine anſehnliche Zahl tapferer Krieger und zuverläſſiger Mitarbeiter liefern konnten. Von nun an beginnt eine ununterbrochene Reihe kleiner Züge in die Wälder Girin's, an die Ufer des öſtlichen Oceans und des Amur, Züge, welche durchaus nicht von irgend erheblichen Beſchwerden für das Volk begleitet waren, und faſt ohne Blutvergießen und Kampf abliefen. Jedes Mal kehrten Tai-zſu's Krieger mit Hunderten, ja Tauſenden von Gefangenen heim, und beladen mit reicher Beute an Zobeln und Füchſen; die Bezwungenen aber genoſſen aller Rechte der übrigen Unterthanen, erhielten ausgedehnte Ländereien, traten in die Rotten ein und hatten mit allen Andern gleichen Antheil an den Belohnungen und an der dem Feinde abgenommenen Beute. Ohnehin ſchon durch Religion, Sprache und Sitten mit den Mantſchſuren verbunden, gewöhnten ſie ſich leicht an das neue Vaterland, machten ſie deſſen Glück und Vortheile zu den ihrigen. Das Gerücht von dem blühenden Zuſtande der Uebergeſiedelten drang raſch von einem Geſchlechte zu dem anderen; bald eilten die Aelteſten mit Tribut unterwürfig vor dem Angeſichte des Mantſchſuriſchen Beile zu erſcheinen, der Alle mit Leutſeligkeit und Ehrenbezeugungen aufnahm. Tai-zſu ritt den aus der Ferne Ankommenden entgegen, bewirthete ſie mit Gaſtmählern und belohnte ſie durch reiche Geſchenke, beſonders Diejenigen, welche ſich entſchloſſen hatten, in der Mantſchſurei zu bleiben. Angezogen durch die ſchmeichelhafte Aufnahme und durch die begeiſternden Reden darüber, wie vormals alle Stämme, welche jetzt durch Zwietracht und Haß getrennt wären, ein mächtiges Ganzes

ausgemacht hätten, — trat ein Theil der Aelteſten ſofort in die Reihen des Mantſchſuriſchen Heeres; die anderen aber kehrten eilends in ihre Wälder zurück, nahmen ihre Familien und ſiedelten mit dem ganzen Stamme in das neue Land über. Unter dem Eindrucke des Zaubers ſprachen ſie: „Tai-zſu wünſcht, daß wir ihm unterthan werden, nicht um über unſer entlegenes und ödes Land zu herrſchen; er will unſere Ueberſiedelung in ſein Land, nicht um die Zahl ſeiner Knechte zu vergrößern: ſondern um die zerſtreuten Glieder einer ſtammverwandten Familie wieder zu vereinigen; um uns zu Theilnehmern ſeiner Größe zu machen; um in uns einen zweiten Flügel zu gewinnen für die Verwirklichung ſeiner großen Entwürfe.“ — Die Worte dieſer freudigen Boten wirkten mächtig ſowohl auf das niedere Volk, als auf die Häuptlinge, welche ſich mit der Hoffnung ſchmeichelten, den Glanz ihres eigenen Geſchlechtes erhöhen zu können, weil Tai-zſu, in dem Wunſche, die Stämme zu einer einzigen unterſchiedloſen und untheilbaren Maſſe zu verſchmelzen, ſchon angefangen hatte, jenes umfaſſende Syſtem der Verwandtſchaft zu begründen, welches unter ſeinen Nachfolgern die Mongolei auf das Engſte an die Intereſſen des Chineſiſchen Kaiſerhauſes gefeſſelt hat. Die geringeren Machthaber, von dem mächtigen Feinde gedrängt, oder weil ſie nicht Kraft und Mannhaftigkeit genug in ſich fühlten, ihrem Aimak Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zu ſichern, bekannten ſich gern als Unterthanen eines Fürſten, welcher ſie dadurch belohnte, daß er ſie durch die Ehe mit ſeinen Töchtern und weiblichen Anverwandten verband; welcher ſelbſt alle Heirathsvorſchläge und ehelichen Verbindungen mit den Töchtern der Vaſallen gnädig aufnahm; welcher, mit einem Worte, vielmehr die Mitgliederzahl ſeiner regierenden Familie zu vermehren, als neue Vaſallen zu erwerben wünſchte. Er wollte die Stämme in der That mehr in der Eigenſchaft eines Stamm-Aelteſten regieren, als durch Waffengewalt und nach den Rechten des Eroberers, und weit entfernt, die beſonderen Rechte der Oberhäupter zu beeinträchtigen, verlieh er ihnen vielmehr noch den äußeren Glanz der Ehre und des Anſehens dazu.

Anderer Art war die Thätigkeit der Feinde des Mantſchſuriſchen Hauſes. Betroffen über ihr Mißgeſchick hatten die Chulunſchen Oberhäupter alsbald ihre Geſandten mit der Bitte um Frieden und Bundesgenoſſenſchaft nach Zſjan-tſchſou geſchickt, und da ihre An-

träge den geheimen Absichten Tai-zsu's vollkommen zusagten, so wurden sie angenommen, — wiewohl die segensreichen Folgen der Ruhe allein den Mantschuren, nicht aber ihren Gegnern, zu gute kamen.

An der Spitze des Chulunischen Seims stand ursprünglich der Aimak Chada, dessen Oberhaupt Wan-chan für gewisse, dem Chinesischen Reiche erwiesene Dienste die Oberhoheit über Jeche, Choi-fa und Ula erhalten hatte. Nach einigen Geschlechtern entbrannte jedoch zwischen der älteren und jüngeren Linie Wan-chan's ein blutiger Zwist über das Recht der Nachfolge, und Jeche, welches die Fremdherrschaft längst mit Neid betrachtet hatte, gedachte aus den Zerwürfnissen der Machtbewerber Nutzen zu ziehen. Das durch die inneren Unruhen geschwächte Chada richtete an China die Bitte um Beistand und Schutz; allein dieses Kaiserthum, welches stets eine Politik befolgt hat: die Barbaren durch die Barbaren zu vernichten, lehnte jede Theilnahme an dem Schicksale des Hauses Wan-chan's ab, obgleich der Min'sche Hof selbst Chada über die übrigen Aimaks erhoben hatte, der Fall desselben das Gleichgewicht unter den Stämmen aufheben mußte, und das Uebergewicht eines Gebietes über das andere für China selbst verderblich werden konnte. Sobald sie den abschlägigen Bescheid auf ihr erstes Gesuch erhalten hatten, baten die Bewohner von Chada dringend, die Min'sche Regierung möchte ihnen wenigstens die Uebersiedelung auf das Ljao-dun'sche Gebiet gestatten, unter der Bedingung, daß sie Chinesische Unterthanen würden und die Gränzen des Reiches gegen andere Mantschurische Stämme beschützten; doch erschien dieses neue Verlangen Chada's zu gefährlich für China, welches sich scheute, Feinde auf seine eigenen Gränzen zu setzen, und ward deshalb vollständig verworfen. Da schickte Mongebulu, der Beherrscher des zerrütteten Aimaks, Geiseln nach Zsian-tschsou, und 2000 Krieger Tai-zsu's marschirten aus, um Chada zu besetzen. Nun fürchtete Jeche nichts mehr, als die Einmischung Zsian-tschsou's, beschleunigte deshalb seine Aussöhnung mit dem Oberhaupte des Seim und forderte als Unterpfand der Freundschaft von Mongebulu die Vernichtung des 2000 Mann starken Mantschurischen Detachements. Bei der ersten Kunde von den versteckten Absichten Chada's brach Tai-zsu mit seinem Heere auf, um die Verräther zu züchtigen, und jetzt wäre der Untergang des

Aimaks unvermeidlich gewesen, wenn nicht endlich China, aus Mißtrauen gegen Jssian-tschsou, sich in den Chulun'schen Angelegenheiten betheiligt und den Fortschritten der Mantschsuren die drohende Stimme seines Verbotes entgegengestellt hätte. Tai-zsu wollte für jetzt noch keinen Bruch mit der Min'schen Regierung und beugte sich dem Willen des Kaiserreiches; doch diente gerade diese gezwungene Unterwürfigkeit dem Beile als ein neuer Stachel — zum Hasse gegen China. Den höchsten Grad erreichte seine Unzufriedenheit, als Jeche, nach der Entfernung des Mantschsurischen Heeres, auf's Neue eine feindselige Thätigkeit gegen Chada entwickelte, und als das Kaiserreich, ohne Rücksicht auf den Protest Jssian-tschsou's gegen das gewaltsame Verfahren Jeche's zu nehmen, gleichgültig die Verheerung eines Aimaks betrachtete, welchen es eben erst unter seinen Schutz genommen hatte. In China's Politik drückte sich deutlich die Feindseligkeit gegen den Mantschsurischen Beile aus, und die nachfolgenden Umstände bewiesen noch unwiderleglicher, daß der Min'sche Hof den Händen Tai-zsu's die Beute keineswegs aus dem Wunsche entrissen hatte, das Haus Wan-chan's zu retten, sondern allein aus der Besorgniß, welche die rasche Entwickelung Jssian-tschsou's dem Kaiserthume erregte. Als nämlich die Bewohner von Chada, unter der zwiefachen schrecklichen Geißel des Krieges und des Hungers sich windend, wiederholt an den Minschen Hof die Bitte ergehen ließen, man möchte ihnen gestatten, in Kai-juan Getreidevorräthe anzukaufen: verweigerte China, voll heimlicher Schadenfreude über das Unglück der Stämme, eine Erlaubniß, um welche man es im Namen der Menschlichkeit anflehte. Zu welchen Resultaten aber eine solche Politik führen mußte, läßt sich unschwer errathen: — Chada vereinigte sich freiwillig und für immer mit dem Mantschsurischen Reiche; China verlor den „südlichen Posten", und Tai-zsu hob sein Vasallenverhältniß zu diesem Kaiserthume auf.

Bald erfuhren Choi-fa und Ula an sich selbst das traurige Schicksal Chada's. Durch die Aufreizungen Jeche's fortgerissen, bewaffneten sie Tai-zsu gegen sich, welcher in drei Feldzügen (1608 gegen Choi-fa, und 1612 und 1613 gegen Ula) beiden Herrschaften völlig ein Ende machte.

Die Unterwerfung der drei mächtigen Aimak's des Chulunschen Seim's mußte die politische Bedeutung Jssian-tschsou's

verändern, welchem nunmehr der bloße Ehrentitel fehlte, um unter den benachbarten Reichen eine angemeſſene Stellung einzunehmen. Schon im Jahre 1607 hatten die Mongoliſchen Herrſcher durch ihre Geſandten Tai-zſu den Titel „Bogdochan“ beigelegt; es waren jedoch damals die Macht und die Herrſchaft der Mantſchſuriſchen Beile ſo unbeſtimmt und ſchwankend, daß der beſcheidene Sieger ſich eines Namens nicht bedienen wollte, welcher der gleichzeitigen Lage der Dinge nicht entſprach. Als aber durch die letzten Siege die Grenzen der Mantſchſurei von den Ufern des öſtlichen Ocean's bis an die Steppen der Mongolei, und von den Grenzen des Kaiſerreiches bis an den Amur ausgedehnt worden waren, als Schaaren von Vaſallen und Tributpflichtigen ſich herzudrängten, um dem Eroberer ihre Ergebenheit und Dienſtwilligkeit an den Tag zu legen, und das durch den Sturz der Aimak-Verbindungen geſchwächte Jeche allein noch einen hoffnungsloſen Kampf für ſeine Unabhängigkeit fortſetzte; als 50,000 Mann regulärer Truppen bereit ſtanden, auf einen Wink ihres großen Führers wie ein wilder Bergſtrom ſich gegen die Feinde zu ſtürzen und den Ruhm ihrer Waffen weiter zu tragen, als Volk und Vornehme, von dem Glücke und den Heldenthaten ihres Gebieters begeiſtert, in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit ihn baten, zum Wohle des Vaterlandes und zum Ruhme ſeines Hauſes die Gewalt und den Namen des höchſten Oberhauptes anzunehmen: da gab Tai-zſu dem allgemeinen Wunſche nach, — und mit dem Jahre 1616 beginnt die Regierung des neuen Kaiſers unter dem vielſagenden Namen Tjan-min.

Ein in der Geſchichte der Mantſchſuren ſo wichtiges Ereigniß konnte nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit des Min'ſchen Hauſes auf ſich zu lenken; denn für die tauſendjährige Politik China's verletzte jeder Vaſall fremden Stammes, ſobald er ſich zum unabhängigen Fürſten erklärte, offenbar die Geſetze des Kaiſerthums, welches die Ertheilung von Titeln und die Beſtätigung der Fürſten und Chane in ihren Rechten als ſeine unantaſtbare und ausſchließliche Befugniß betrachtete. Zu derſelben Zeit langten Boten aus Jeche an, um China zu ſagen: „Von den vier Chulun'ſchen Aimaks ſind ſchon drei durch die Mantſchſuren unterworfen; dieſelben haben ſich von Neuem auf den Grenzen unſeres Vaterlandes gezeigt, und ſobald ſie uns unterjocht haben, werden ſie ſich auch gegen das Kaiſerthum

wenden." Nach ſolchen Mittheilungen konnte der Min'ſche Hof den Ereigniſſen in Jſſan-tſchſou nicht länger gleichgültig zuſchauen, und tauſend Chineſiſche Soldaten, mit Feuerwaffen verſehen, zogen Jeche zu Hülfe; zugleich wurde die Garniſon in Kai-juan verſtärkt, um auf zwei Punkten den weiteren Fortſchritten der Mantſchſuriſchen Eroberungen kräftigen Widerſtand entgegenzuſetzen; und endlich ward ein beſonderer Botſchafter abgeſandt, um Tai-zſu anzuzeigen, daß jedes feindliche Unternehmen gegen Jeche von der Minſchen Regierung als eine Kriegs-Erklärung gegen China ſelbſt aufgenommen werden würde. Es hätte mithin der ganze Krieg, welcher auf den Grenzen Ljao-duns zu entbrennen drohte, durch ein einfaches Nachgeben von Seiten der Mantſchſuren erſtickt werden können; allein, indem das Kaiſerreich ein Hülfs-Corps nach Jeche ſchickte, verletzte es ſelbſt den zwiſchen China und der Mantſchſurei abgeſchloſſenen Tractat, durch welchen jede Ueberſchreitung der Grenzen des einen und des anderen Reiches, wie beiderſeitige Uebereinſtimmung ſie feſtgeſtellt, ſtrenge unterſagt war.

Tai-zſu ſchwor, China ſeine Einmiſchung in die öſtlichen Angelegenheiten theuer entgelten zu laſſen. Er verſchob den Feldzug gegen Jeche auf eine andere Zeit, aus Beſorgniß, es möchte die Min'ſche Regierung ſeine Abweſenheit zu einem Einfalle in das ohne Vertheidigung gelaſſene Mantſchſuriſche Gebiet benutzen, und faßte den Entſchluß, zuvor der Chineſiſchen Armee eine vollſtändige Niederlage beizubringen, dadurch das Kaiſerthum für ſeine eigene Sicherheit beſorgt zu machen, und alsdann erſt, durch die Verwirrung ſeiner Feinde begünſtigt, dem letzten Aimak des Chuluniſchen Seim's einen entſcheidenden Schlag zu verſetzen. Zwei Jahre ſchleppte ſich ein zweifelhafter Friede zwiſchen China und den Mantſchſuren hin, und während dieſer Zeit häuften ſie gewaltige Proviantvorräthe auf, vervollſtändigten ihre Kriegsrüſtungen und ergänzten ihre Reihen durch neue Vaſallen aus den Provinzen Dun-chaja's.

Im Anfange des Jahres 1618 endlich eröffnete Tai-zſu den zu einer Berathung zuſammenberufenen Fürſten und Vornehmen, daß ſieben blutige Beleidigungen ihn beſtimmten, die Waffen gegen China zu ergreifen. Welcher Art dieſe Kränkungen waren, welche die Mantſchſurei in einen gefahrvollen Kampf mit dem — ſeinen Feinden ſowohl an Truppenzahl, als an Reichthum der materiellen Hülfsmittel

überlegenen — Kaiſerreiche ſtürzten, darüber belehrte noch vor dem Beginne des Feldzuges der Chan das Heer und die Staatsdiener im Tempel ſeiner Ahnen. Hier kniete er nieder und erhob ſeine Klagen zum Himmel über das ungerechte Verfahren des Min-ſchen Hofes, welcher immer gegen die Mantſchſurei Feindſchaft genährt.

„Mein Vater und mein Großvater," ſagte Tai-zſu, „haben während ihres ganzen Lebens keinen Grashalm auf den Grenzen des Kaiſerreiches zertreten, nicht eine Handvoll Erde ſich angeeignet; China aber, unbefugt in fremde Angelegenheiten ſich miſchend, hat ſie unſchuldig getödtet."

„Die Pflicht gerechter Wiedervergeltung forderte von mir blutige Rache, und allein die Liebe zum Frieden hat mich vermocht, einen Grenzvertrag mit dem Kaiſerthum zu ſchließen. Nach gegenſeitiger Uebereinkunft und nachdem von beiden Theilen Eide gewechſelt worden, ſetzten wir feſt, es ſollte Jeder, wer er immer ſein möchte, Mantſchſure oder Chineſe, welcher die beſtimmte Gränze überſchritte, der Todesſtrafe verfallen ſein, und Jeder, der einem Ueberläufer die Freiheit gäbe, ſollte vor Gericht geſtellt werden; China aber hat, ſeinen eigenen Eid verrathend, ſein Heer über die Grenze, Jeche zur Hülfe, geſchickt."

„Als aber ich, auf Grund des Vertrages, einige Unterthanen des Kaiſerthumes mit dem Tode beſtraft hatte, welche an zwei Stellen heimlich die Grenze überſchritten hatten, um auf meinem Gebiete zu plündern und zu rauben: da verlangte der Min'ſche Hof, ohne Rückſicht auf den Tractat, nicht nur Rechenſchaft von mir, ſondern gebot mir ſogar unter Drohungen, Fangjan und Kangura, welche ich zur Unterſuchung der Angelegenheit an die Grenze geſchickt hatte, zum Tode führen zu laſſen."

„Andererſeits hat der Beherrſcher von Jeche, nur auf den Beiſtand des Kaiſerreiches und auf die Ankunft eines Hülfsheeres aus China ſich ſtützend, ſeine Tochter in die Mongolei verheirathet, obgleich dieſelbe, unſerem gegenſeitigen Vertrage zufolge, mir ſchon vorher verſprochen war."

„China hat ſeine Heere ausgeſandt, um die Ernte in Tſchaicha, Santſchara und Fanacha zu verwüſten, drei Provinzen, welche ſeit undenklichen Zeiten den Mantſchſuren gehören."

„Auf die Einflüſterungen unſerer vom Himmel ſelbſt verworfenen Feinde achtend, hat China ein Schreiben voll verletzender Ausdrücke an mich geſandt, und zwar durch einen frechen Boten, welcher abſichtlich bemüht war, durch mancherlei Kränkungen mich zur Ungeduld zu reizen."

„Und hat nicht früher ſchon China mich genöthigt, Chada zu entſagen, in einer Zeit, da der Himmel ſelbſt mir dieſes Gebiet geſchenkt hatte?... Auf Verlangen des Kaiſerthums ſchickte ich die gefangenen Einwohner des unterworfenen Aimak's in ihre Heimat zurück: Jeche aber machte ſich in mehreren Feldzügen die meinen Händen entriſſene Beute zu Nutze. Wer weiß nicht, daß Sieg und Zuwachs an Macht nur einem vom Himmel beſchirmten Reiche zu Theil werden, und daß nur diejenigen Reiche fallen und untergehen, welche von oben herab dem Verderben geweiht ſind? Wer vermag die in der Schlacht Erſchlagenen wieder zu erwecken? Wer giebt die Beute wieder zurück, welche er durch den Sieg gewonnen hat? Mag immerhin der Min'ſche Kaiſer, der Beherrſcher eines weiten Reiches, zum Oberherrn auch aller anderen Gebiete beſtimmt ſein: was bedeutet aber jene unabläſſige Feindſchaft, mit welcher er unſer Haus verfolgt?... Ehemals begannen die Aimaks des Chulunſchen Seim's einen Krieg gegen mich, und der Himmel, welcher ihr Thun verdammte, bedeckte mich mit ſeinem Schilde; jetzt ſteht China ſelbſt, von ſeiner Parteilichkeit für Jeche fortgeriſſen, wider die Wahrheit und Gerechtigkeit auf, — und ich vermag länger nicht die blutigen Kränkungen zu ertragen: ich werde mich aufmachen, und mit den Waffen an dem Kaiſerreiche Rache nehmen."

„Nicht ich bin der Urheber dieſes Krieges," ſprach Tai-zſu, zu allen Beile und Vornehmen gewendet; — „eine gerechte Rache führt mich an die Grenzen China's, und wenn unſere Waffen vom Siege gekrönt werden, ſo ſollen nimmer die Gefangenen der Plünderung, die Weiber der Beſchimpfung, Gatte und Gattin der Trennung ausgeſetzt ſein. Den Hartnäckigen Tod, den Unterwürfigen Schonung. Jeder von Euch aber habe ſtrenge Acht auf ſeine Soldaten."

Am Abende deſſelben Tages (d. i. am Abende des 20. Tages im 4. Monate des Jahres 1618) brach unter des Chan's eigenem Oberbefehle eine Mantſchuriſche Armee von 20,000 Mann aus Sinzſin auf und errichtete am folgenden Tage in der Steppe Fachun-

omo ein Lager. Die Unſicherheit des gefahrvollen Unternehmens, die Stärke des Kaiſerreiches und die verderblichen Folgen, welche im Falle des Mißlingens über die Mantſchſurei kommen mußten, bewegten mächtig die Seele Tai-zſu's, welcher mit einem Schlage die Früchte langer und ſchwerer Anſtrengungen zu verlieren fürchten mußte. Nur mit Dreien ſeiner nächſten Verwandten im Zelte allein gelaſſen, ſprach er, nach tiefem und langem Nachdenken zu ſeinen Gefährten: „Ich habe die Geſchichte des Hauſes Gin geleſen, und ich ſehe, daß auch die größeſten Kaiſer, trotz unaufhörlicher Kriege und zahlloſer Mühſale, denen ſie ſich auf Märſchen und in Schlachten unterzogen, nicht im Stande geweſen ſind, ihre Herrſchaft über das Kaiſerthum dauerhaft zu befeſtigen. Nein, ich beginne den Kampf mit China nicht in dem Verlangen, des Chineſiſchen Thrones mich zu bemächtigen und für immer mich auf denſelben niederzulaſſen. Der Stolz und die beſtändige Feindſchaft des Min'ſchen Hofes, — das iſt es, was mich beſtimmt hat, die Waffen zu ergreifen." — Die Unruhe des Chan's ſtieg auf den höchſten Punkt, da mit Einbruch der Nacht Regenſtröme ſich ergoſſen, als wollte der Himmel ſelbſt der ferneren Bewegung der Mantſchſuren ein Hinderniß entgegenſtellen. Sofort wurden allen Beile und Heerführern geboten, ſich zu einer Berathung zu verſammeln, und als ſie in das Zelt des Chan's traten, ſchritt ihnen dieſer mit den Worten entgegen: „Sollen wir nicht heimkehren? Der Regen verhindert die Fortſetzung des Marſches." — „„Wie viele Jahre haben wir mit China im Frieden gelebt,"" erwiederte der Beile Dai-ſchan, „„und das Ende iſt geweſen, daß China durch ſein rechtloſes Verfahren uns gezwungen hat, mit den Waffen in der Hand an ſeine Grenzen zu rücken. Wenn wir zurückkehren: ſollen wir auf's neue die Freundſchaft des Kaiſerreiches ſuchen, oder an Krieg denken?... Warum das kampfbereite Heer kränken? Und was will der Regen bedeuten? Haben etwa unſere Soldaten keine Mäntel für ſich, keine Köcher für ihre Pfeile, keine Behälter für ihre Bögen? Unter ſolchem Schutze wird der Regen ſie nicht auflöſen!... Dieſer Regen! — er iſt ein Vorzeichen unſeres Triumphes und der Trübſal für China! Unter dem Rauſchen der fallenden Tropfen ſind die Feinde entſchlummert; ſie erwarten unſeren Beſuch nicht, und merken nicht, wie wir ihre Grenze überſchreiten!"" Niemand widerſprach den Worten des tapferen Beile, und ſelbſt der Chan beruhigte ſich beim An-

blicke des kriegeriſchen Geiſtes, welcher die Führer beſeelte. Am Morgen erhielt das Heer Befehl, den Marſch fortzuſetzen, und zwar unter pünktlicher Befolgung der Inſtruction, welche für das Benehmen der Heerführer und der Soldaten in dem gegenwärtigen Feldzuge gegeben worden war.

Der Hauptinhalt dieſer Inſtruction, welche beſſer als alles Andere den Zuſtand der damaligen Mantſchſuriſchen Strategie enthüllt, war folgender: die erſte Pflicht des Führers iſt, die eigenen Kräfte nicht zu erſchöpfen, und ſeine Leute nicht unnützer Gefahr auszuſetzen. Bei dem Zuſammentreffen mit einem zahlreichen Feinde hat er den größeren Theil ſeiner Krieger zu verſtecken, und mit dem anderen Theile Jenen in den Hinterhalt zu locken, — alsdann iſt der Sieg unzweifelhaft; merkt der Gegner jedoch die geheimen Abſichten und geht nicht in die Falle: ſo muß man ſeine Streitkräfte ſammeln, ſich auf die Feinde ſtürzen und ihnen bis zur nächſten Stadt nachſetzen, ſo daß man, den Fliehenden auf der Ferſe, in das Thor eindringt. Bei der Begegnung mit einem an Zahl überlegenen Heere muß die Mantſchſuriſche Abtheilung ſich zur rechten Zeit und mit gehöriger Ordnung in eine feſte Poſition zurückziehen, daſelbſt die Ankunft der Reſerven abwarten, und, ſobald ſie dem Feinde gewachſen iſt, die defenſive Haltung in eine offenſive verwandeln. Nur auf ſolche Städte iſt ein Sturm zu unternehmen, von welchen man im Voraus überzeugt ſein kann, daß ſie denſelben nicht aushalten werden; gut befeſtigten Städten hingegen darf man ſich nicht einmal nähern, weil ein mißlungener Sturm einen verderblichen moraliſchen Eindruck auf den Soldaten macht, unnützen Verluſt an Leuten verurſacht und andererſeits den Muth des Feindes erhöht. Nur ein mit geringem Verluſte in den eigenen Reihen errungener Sieg gereicht zum Lobe, und Der iſt kein Feldherr, welcher den Weg zum Feinde mit den Leichen ſeiner Krieger bedeckt. Der Soldat, welcher ſeine Rotte oder ſeine Fahne verläßt, hat Todesſtrafe verwirkt. Jeder Befehlshaber, welcher in ſich ſelbſt nicht die nöthige Kraft fühlt, den ihm auferlegten Beruf zu erfüllen, iſt gehalten, vorher darüber Anzeige zu machen, — ſonſt werden die Hunderte und Tauſende das Opfer ſeiner Schwäche oder ſeiner Unerfahrenheit. Bei der Erſtürmung von Feſtungen oder Städten iſt es unüberlegt, aus bloßer Tollkühnheit, den Uebrigen voraus, zu Zweien oder zu Dreien ſich auf die Mauern

zu ſtürzen: man ſoll vielmehr gemeinſchaftlich, rottenweis vorgehen; Diejenigen, welche dem Befehle nicht gehorſamen, werden keine Belohnung erhalten, wenn ſie verwundet ſind, und keiner Ehrenbezeigung gewürdigt werden, wenn ſie fallen. Angriff und Rückzug ſind nach Signalen und auf Commando auszuführen.

Am zwölften Tage erſchien das Mantſchſuriſche Heer unter den Mauern der Chineſiſchen Grenzſtadt Fu-ſchun. Bevor er irgend eine Feindſeligkeit begann, ſandte der Chan ein Schreiben an den Commandanten, in welchem er die ſofortige Uebergabe der Feſtungswerke verlangte. „Ich ziehe gegen China in den Streit," ſchrieb Tai-zſu, „weil es ein Hülfsheer nach Jeche entſandt hat; übrigens rathe ich dir, ohne Kampf dich mir zu unterwerfen. Darf der Commandant irgend einer Grenzſtadt Hoffnung auf den ehrenvollen Ausgang einer Belagerung und eines Kampfes nähren?... Wenn du dich ergiebſt, ſo wird mein Heer gerades Weges vorrücken; biſt du hartnäckig, ſo verzögerſt du nur vergeblich meine Fortſchritte."

„Du biſt ein kluger Mann, fähig, die Umſtände und die Zeit wohl zu verſtehen; ich aber bedarf ſolcher Leute, wie du biſt, und weiß ſie zu ſchätzen. Die Hand meiner Tochter (die höchſte Stufe der Ehre unter meinen Großen) würde der Lohn eines ſolchen Mannes ſein, wenn er geneigt wäre, mir ſeine Kenntniſſe und ſeine Dienſte zu widmen. Für die bloße Unterwerfung will ich dich in allen vorigen Rechten und Würden beſtätigen, ſo wie in der Gewalt über die Einwohner und die Soldaten. Nicht ein einziger von meinen Soldaten ſoll durch das Stadtthor gehen, damit deine Mitbürger nicht verſcheucht werden, und du nicht Befehlshaber verlaſſener Mauern werdeſt."

„Wirſt du kämpfen? Aber ein Pfeil, zufällig und in den dichten Haufen entſandt, kann auch dich erreichen; — und mit welcher Freudigkeit will man in den Tod gehen, wenn es kein Mittel giebt, zu ſiegen? Betrachte die Anzahl meiner Krieger; erwäge, wie unbedeutend deine Stadt iſt, und bedenke, daß meine Worte keine leeren Drohungen ſind; daß ſpäte Reue keinerlei Nutzen bringt!... Uebrigens überlaſſe ich dieſe ganze Angelegenheit deiner eigenen Prüfung; hüte dich nur, durch Uebereilung oder durch erfolgloſen Jähzorn dein Glück zu zertrümmern."

Li-jun-fan, ſo hieß der Commandant, ließ ſich die Drohung nicht zum zweiten Male wiederholen. Bei dem bloßen Anblicke der feindlichen Armee kam Verzagtheit über ihn. Da er ſich jedoch nicht durch offenen Verrath entehren wollte, ſo ließ er, in Folge geheimer Uebereinkunft mit den Mantſchſuren, dieſelben eine Ecke der Stadtmauer beſetzen und die Garniſon, welche einen blutigen Kampf mit dem Feinde eingehen wollte, niedermachen. Der Verräther wurde vom Chan gnädig aufgenommen, die Stadt bis auf den Grund geſchleift, tauſend Familien in Gefangenſchaft weggeführt, und das Heer, welches man zur Verfolgung der heimkehrenden Mantſchſuren ausgeſandt hatte, auf's Haupt geſchlagen. Der Anführer ſelbſt fiel auf dem Schlachtfelde.

Im Herbſte bewieſen ein neuer Einfall in die Grenzen des Kaiſerthums, die vollſtändige Vernichtung eines Chineſiſchen Corps von 10,000 Mann und die Ueberwältigung der Stadt Zin-che, ſowie der Feſtungen Fu-an und Sjan-tſchan, der Min'ſchen Regierung, daß es zur Demüthigung der öſtlichen Barbaren nicht der Worte, ſondern der Waffen bedürfte.

Und ſo war denn das Loos geworfen. Die Mittel jenes langwierigen und blutigen Kampfes aber, welcher erſt auf den Trümmern der Min'ſchen Herrſchaft erlöſchen ſollte, waren: jene militairiſche Kunſt und Taktik, mittelſt deren eine Handvoll Mantſchſuren ihre Eroberungen von Tarakai bis Formoſa ausdehnte, und vom Gelben Meere bis zum Birmaniſchen Königreiche, bis nach Ladak, Buchara und an den Altai; — jenes Syſtem ſchmeichleriſcher Verſprechungen von der einen Seite, der Treuloſigkeit und der Verrätherei von der anderen, welches ſchon vor der Unterwerfung China's durch die Mantſchſuren Tauſende ſeiner Söhne zu dieſen hinüberlockte und ſie beſtimmte, ihre Intereſſen mit den Feinden des Vaterlandes auf das Engſte zu verbinden. Die ganze fernere Geſchichte des Kampfes zwiſchen dem Mantſchſuriſchen Chane und dem Chineſiſchen Kaiſer iſt eine ununterbrochene Folge jener ſieben blutigen Beleidigungen, eine Ausführung jener Vorſchriften, welche der Armee zur Zeit des Zuges gegen Fu-ſchun gegeben wurden, und eine Wiederholung des Briefes an Li-jun-fan. Der Min-ſche Hof zu Peking ſah keineswegs die ganze Gefahr von einer Horde halbwilder Stämme vorher, welche ſich länger als zwei Jahrhunderte

hindurch den Geſetzen des Kaiſerreiches mit Gelaſſenheit unterworfen hatten; ſelbſt Tai-zſu, nur ſchüchtern in den Streit mit ſeinen alten Gebietern ſich einlaſſend, konnte nicht wiſſen, welche Früchte dem dreifachen Principe entſprießen würden, welches er ſeinem Kampfe gegen China zum Grunde gelegt. Ohne im Entfernteſten an Ländererwerb in Ljao-dun zu denken, ſchleifte der Chan Städte und Feſtungen, welche behaupten zu können er weder wünſchte noch hoffte, — und eilte, ſeine Waffen gegen Jeche, als den nächſten und wichtigſten Feind, zu kehren; doch das drohende Gerücht von der Annäherung einer ſtarken Chineſiſchen Armee, welche die Abſicht hatte, in das Mantſchſuriſche Gebiet einzudringen, verlängerte noch auf einige Zeit dem letzten Reſte des Chulumiſchen Seims ſein Daſein.

Voll Beſorgniß wegen des Zuſtandes ſeiner öſtlichen Gränze gebot der Min'ſche Hof dem Gouverneur von Ljao-dun, Jan-chao, für den Einfall in das Gebiet des Kaiſerthumes an den Mantſchſuren Rache zu nehmen. 200,000 Chineſiſche Soldaten, in vier Corps vertheilt, ſollten auf vier verſchiedenen Wegen und zu derſelben Zeit in das Reich Tai-zſu's eindringen und ſich unter den Mauern von Sin-zſin, der Hauptſtadt des Chans, vereinigen. Die gewaltige Maſſe der Streitkräfte, mit welchen ſich noch Truppen aus Jeche und Korea zu vereinigen eilten, ſo wie der Ruhm der Feldherren, welche in dem diesmaligen Feldzuge befehligten, galten als ein ſicheres Unterpfand des Sieges. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Jan-chao, war bekannt als ein Mann, welcher tiefe Kenntniſſe in der alten, von den Chineſen ſo hoch geſchätzten, Taktik beſaß, und Du-ßun, der Befehlshaber des mittleren Corps, hatte ſich ſchon längſt den Ruf eines tapferen und biederen Generals erworben. Als er, vor dem Anfange des gegenwärtigen Feldzuges, mit ſeinem Heere von der ſüdlichen Gränze heimkehrte, ſtrömten Schaaren Volkes ihm entgegen, um ihren Lieblingsgeneral zu geleiten; und von der Theilnahme und den Lobſprüchen der Menge gerührt, entblößte dieſer plötzlich ſeinen ganz mit Verletzungen und Wunden bedeckten Leib und wandte ſich mit den Worten zu den Zuſchauern: „Da ſeht, wie einer ungelehrter Du-ßun beſchaffen iſt!“ — Die Volksmaſſe aber war verwundert über die große Anzahl von Schrammen und Narben, welche die Bruſt des greiſen Kriegers bedeckten, vergoß Thränen und begrüßte ihn mit Zurufen des Entzückens. Nicht weniger ausgezeichnet

war der Anführer eines anderen Corps, Ljn-tin, deſſen ungewöhnliche phyſiſche Kraft im ganzen Himmliſchen Reiche faſt ſprüchwörtlich geworden war, während ihn gleichzeitig ſeine Erfahrung und ſeine Leidenſchaft für den Krieg zu einer bedeutenden Perſönlichkeit machten. Ausgeſchieden aus dem Dienſte, welcher große Anſtrengungen nicht immer belohnt, hatte Ljn-tin ſich auf ſein Landgut in Ljao-dun zurückgezogen, daſelbſt eine Schaar kecker Burſche verſammelt und füllte ſeine Tage mit deren militairiſcher Dreſſur aus. Mehr oder weniger hervorragend waren auch die übrigen Generale, welche an dem in Rede ſtehenden Kriege Theil nahmen.

Am 21ſten Tage im zweiten Monate des Jahres 1619 ſollten die Chineſiſchen Heere die Gränze überſchreiten; in Peking jedoch wartete man mit ſolcher Ungeduld auf erfreuliche Nachrichten, daß man täglich eine rothe Fahne an die Armee ſchickte, um den Marſch zu beſchleunigen.

Du-ßun ſelbſt, feurigen Charakters, und Gefahren und Feinde verachtend, brannte vor Verlangen, raſcher Lorbeeren zu ernten und die Ehre des ganzen Feldzuges allein davonzutragen; er erwartete daher die feſtgeſetzte Zeit nicht, brach aus Zin-che auf, legte jeden Tag einen doppelten Marſch zurück und erreichte Chun-che ſchon vor der beſtimmten Friſt.

Die Sonne begann im Weſten zu ſinken, als das Chineſiſche Heer bei einem überaus reißenden und ſchwierig zu paſſirenden Fluſſe anlangte. Die von dem anhaltenden Marſche ermatteten Soldaten baten um Erholung und Aufſchub des Ueberganges auf den folgenden Tag. Der General aber wollte von keinen Einwendungen hören, ſagte, die Fahnen wären nach Oſten gerichtet, die Armee müßte ſolcher Vorbedeutung des Sieges raſch folgen, und ſchloß ſeine Rede mit dem Befehle, ſofort im Fluſſe eine Furt aufzuſuchen. Das Waſſer war auffallend ſeicht, und überdies wurden einige Dutzend Kähne vorgefunden, welche als Beweis dienen konnten, daß die umwohnende Bevölkerung durch die Armee überraſcht worden war. Ueber dieſe Nachrichten erfreut, warf Du-ßun das Oberkleid von ſich und ſtürzte ſich mit ſeinem Pferde zuerſt in das Waſſer; und dem Beiſpiele des Feldherrn folgend, begann das ganze Heer an verſchiedenen Stellen den Uebergang. Schon hatte ein großer Theil deſſelben das jenſeitige Ufer erreicht, als plötzlich die Mantſchſuren, welche den obe-

ren Lauf des Fluſſes gehemmt hatten, den Damm durchbrachen, und die augenblicklich herandringende Waſſermaſſe die Armee in zwei Theile trennte. Tauſende kamen in dieſer unerwarteten Fluth um, und ein kalter Schauer durchlief ſelbſt die Reihen Derjenigen, welche ſchon auf dem Trockenen ſtanden. Sie hatten kaum Zeit gehabt, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen, da ging die Sonne unter, und ein dichter Nebel ſenkte ſich auf die Erde. Erſchrocken über ihre Stellung an einem unbekannten Ufer, mitten in der allgemeinen Finſterniß und im Angeſichte eines unſichtbaren Feindes, eilten die Chineſen, Laternen und Fackeln anzuzünden; allein gerade das Licht wurde der verrätheriſche Verderber des verwirrten Heeres. Die Mantſchſuren, ſelbſt in Dunkelheit gehüllt, konnten ihre hell beleuchteten Feinde deutlich erkennen, und „zehntauſend Pfeile ſchwirrten dicht gedrängt, wie ein Regen, heran, und nicht einer verfehlte das Ziel.“ Noch hofften die Chineſen auf ihre Artillerie; da ſie jedoch aus dem Hellen in's Dunkele ſchießen mußten, ſo feuerten ſie auf ein Weidengebüſch, während gleichzeitig der Feind, ohne Wunden und ohne Verluſt, ſich in die Reihen des unglücklichen Heeres ſtürzte und ein entſetzliches Blutbad anrichtete. Du-ßun ſelbſt fiel, — ſein Körper war in Stücke zerhauen; ſogar der Commando-Stab *) des Feldherrn blieb in den Händen der Sieger; ſchwimmende Leichname und Fahnen bedeckten den Fluß und wurden von ſeinen reißenden Fluthen hinweggeführt.

Die Nachricht von Du-ßuns kläglichem Schickſale beſtimmte Ma-lin, den Befehlshaber des nördlichen Corps, ſeine ferneren Bewegungen zu unterbrechen und ſich am Berge Schan-gjan zu verſchanzen. Ein dreifacher Wall umgab das Lager, außerhalb deſſen unter dem Schutze der Reiterei die Kanonen aufgeſtellt waren; außerdem nahmen zwei Corps von je zehntauſend Mann, unter Anführung der Generale Pan-zſun-jan und Gun-njan-ſui, einige Li vom Hauptlager entfernt feſte Poſitionen ein, damit man den Mantſchſuren von verſchiedenen Seiten her Widerſtand leiſten und dahin eilen könnte, wohin die Gefahr riefe, — welche auch nicht ſäumte, ſich vor ihnen zu zeigen.

Der vierte Beile überfiel mit tauſend Reitern das Lager Gun-njan-ſui's, drang über die Verſchanzungen, und der Rei-

*) Das Original ſagt: „Signal-Pfeil.“ Der Ueberſ.

terei auf dem Fuße folgend, stürmte auch die Mantschsurische Infanterie nach; dann richteten sie mit vereinten Kräften ihre gesammte Thätigkeit gegen eine Ecke, zertrümmerten die Feldwagen, zerhieben die Schilde und brachten das feindliche Lager in vollständige Verwirrung. In derselben Zeit warf sich Tai-zsu selbst auf die Chinesische Haupt-Armee, welche sich, 20,000 Mann stark, am Berge Schan-gjan aufgestellt hatte. Der Chan wollte seinem Heere schon Befehl geben, die Höhen einzunehmen und von dort herab sich mit Ungestüm auf die Feinde zu stürzen; da er jedoch bemerkte, daß der Gegner seine Verschanzungen verließ und sich anschickte, eine entscheidende Schlacht zu liefern, so veränderte er den vorigen Befehl in den neuen: Alle sollten absitzen und zum Handgemenge vorgehen. Noch war diese Anordnung nicht in allen Mantschsurischen Heeres-Abtheilungen ausgeführt; da drang die Chinesische Armee in strenger Ordnung stürmisch vorwärts. In dieser Minute verhängnißvoller Verwirrung ergriff der Beile Dai-schan eine Fahne und warf sich mit seiner Reiterei dem Chinesischen Heere entgegen; dem Beispiele ihres Bruders folgten die beiden andern Söhne Tai-zsu's, und der Angriff dieser ausgezeichneten Reiterei, welche im vollen Galopp dahinflog, war so ungestüm und so furchtbar, daß die Beile die ganze feindliche Schlachtordnung durchbrachen und plötzlich im Rücken der bestürzten Armee erschienen. Gleichzeitig stürmten die Soldaten von sechs Fahnen, ohne sich in Schlachtlinie zu ordnen, und ohne auf irgend einen Befehl zu achten, gegen die feindliche Fronte, und Ma-lin's Heer, von zwei Seiten niedergemacht, „zerbröckelte wie ein Scherben und wie ein ausgedörrter Erdkloß." Wenigen nur gelang es, mit ihrem Feldherrn nach Kai-juan zu entrinnen; 20,000 Krieger, welche aus Jeche der Min'schen Armee zu Hülfe gezogen waren, kehrten bei der Kunde von Ma-lin's Flucht auf halbem Wege wieder um; und es waren auf diese Weise zwei Chinesische Corps geschlagen, zerstreut und vernichtet.

Noch waren indeß 120,000 Mann bereit, an den Mantschsuren schwere Rache für den Untergang ihrer Kameraden zu nehmen. Die Heere Li-schu-bo's und Lju-tin's, jedes der Armee des Chan's an Zahl bei weitem überlegen, wußten nichts von den jüngsten Ereignissen und drangen mit voller Siegeshoffnung in das Innere des Landes vor, da ihnen nirgends Widerstand oder sonst ein Unfall

begegnete; Jan-chao aber, durch die schrecklichen Nachrichten erschüttert, erließ an die beiden Generale den Befehl, — sich an die Chinesische Grenze zurückzuziehen. Li-schu-bo kehrte um; Lju-tin indeß, welcher schon alle gefährlichen Stellen hinter sich hatte und nur noch 50 Li von Sin-zsin entfernt war, konnte der Befehl nicht rechtzeitig erreichen. Die Strenge und Ordnung, mit welcher seine Truppen sich bewegten, die Geschicklichkeit seiner Bogenschützen und Kanoniere, die Spanischen Reiter, die Wagenburg und die eigene Erfahrung des Feldherrn beschützten das Corps, welches inmitten des feindlichen Landes zurückgeblieben war. Auch kannten die Mantschsuren die Geschicklichkeit ihres Gegners wohl, und beschlossen, vorerst ihre Zuflucht zur List zu nehmen und darnach erst zum Kampfe.

Bei Lju-tin erschien ein Spion unter dem Scheine eines Offiziers der Du-ßun'schen Armee und mit dem Commandostabe des umgekommenen Feldherrn. Der gefangene Chinese, welcher diese gefährliche Rolle übernommen hatte, meldete Lju-tin, es befände sich Du-ßun schon unter den Mauern von Sin-zsin und warte nur auf schleunige Unterstützung, um dem Feinde einen entscheidenden und letzten Schlag beizubringen. „Ich bin nicht Du-ßun's Stallknecht," sagte Lju-tun kalt bei dem Anblicke des Pfeiles (Commandostabes), welcher seine Eigenliebe verletzte. „„Euer Zorn ist gerecht,"" entgegnete der Bote: „„der Pfeil wird nur Untergebenen geschickt; aber, General, Untergebene warten nicht, bis er kommt; auf das bloße Gerücht schon eilen sie, wohin die Stimme des Oberfeldherrn sie ruft. Dieser Pfeil ist mir nur zum Beweise der kritischen Bedeutsamkeit der Umstände mitgegeben worden, und als ein unzweifelhaftes Unterpfand für die Wahrheit meiner Worte."" — „Warum höre ich denn die Signalkanone nicht? Hat Du-ßun etwa vergessen, daß bei dem Uebergange über die Gränze in allgemeiner Versammlung bestimmt worden ist: wer früher, als die Anderen, die feindliche Hauptstadt erreicht, der solle durch Kanonensalven Signale geben?"... „„Das Mantschsurische Land ist nicht, wie unser Mittelreich! Hier giebt es keine Leuchtthürme; alle Nachrichten werden durch besondere Boten überbracht; und wenn man auch auf 50 Li Entfernung von der Stadt Pikets vertheilen wollte mit dem Befehle, Kanonenschüsse zu thun: so würde es auch alsdann noch unmöglich sein, die Nachricht schneller zu befördern, als ein Courier, welcher auf jeder Sta-

tion wechſelt.““ — Lju-tin verſank in Nachdenken; der angebliche Abgeſandte Du-ßun's aber machte die übliche Kniebeugung vor dem Feldherrn und verließ das Zelt. „„Er wartet auf die Signalkanone,““ ſagte der zurückgekehrte Courier zu den Mantſchſuren, und alsbald wiederhallten die Umgebungen Sin-zſin's von dem Donner der Kanonen.

Unterdeſſen hatte Lju-tin, im Verdruſſe darüber, daß Du-ßun allein die Ehre des ganzen Feldzuges zufallen ſollte, die ſeltſame Flucht des Couriers nicht bemerkt, und ſeinem Heere Befehl ertheilt, — vorzurücken. Je mehr man ſich der feindlichen Hauptſtadt näherte, um ſo vernehmlicher wurden die Kanonenſchüſſe, und um ſo höher ſtieg Lju-tin's Ungeduld. Er vermeinte, es hätte ſich zwiſchen Du-ßun und den Mantſchſuren ein heißer Kampf entſponnen; in derſelben Stunde würde vielleicht das Schickſal des ganzen Krieges entſchieden, und bekränzte ſich ſein glücklicher Nebenbuhler mit Lorbeeren, welche ihm ſelbſt nur die Entfernung geraubt hätte. Die Armee bewegte ſich im ſchnellſten Marſche; gleichwohl ſchien es dem Chineſiſchen Generale, als wäre ihre Bewegung zu ſäumig, und es ward deßhalb zuerſt die Wagenburg zurückgelaſſen, darauf wurden die Spaniſchen Reiter fortgeworfen, und zuletzt, da man einen Hohlweg betrat, die Reiterei in vier Regimenter getheilt, während die Infanterie nebſt den Koreanern unter der Anführung Kan-in-zjan's weit zurück blieb.

Auf dieſen Augenblick hatten die Mantſchſuren gewartet. Der vierte Beile wurde mit ſeiner Reiterei auf den Höhen von Abudal ſichtbar, wo Lju-tin's eigene Abtheilung raſtete, und griff unter Geſchrei und Pfeilſchüſſen den beſtürzten Feind an. Gleichzeitig näherte ſich der Beile Dai-ſchan mit den entfalteten Fahnen Dun-ßun's und einem zahlreichen, in Chineſiſche Uniform gekleideten Heere von der entgegengeſetzten Seite dem betrogenen Lju-tin und fiel ihm in den Rücken. Die Niederlage war unvermeidlich: der Feldherr ſelbſt fiel; ſeine Soldaten wurden entweder gefangen genommen oder niedergemacht, und ſogar das Fußvolk, dem es geglückt war, eine vortheilhafte Stellung einzunehmen, ward geſchlagen und zerſtreut, während 5000 Koreaner ſich den Mantſchſuren ergaben.

Dies war der Ausgang des erſten Feldzuges der Chineſiſchen Armee gegen die Mantſchſurei, des Feldzuges, von welchem Hof und

Reich ſo außerordentlich viel erwartet hatten. 50,000 Mantſchſuren warfen einen Feind zu Boden, welcher ſie fünfmal an Zahl übertraf, bedeckten, unter geringem Verluſte in ihren eigenen Reihen, die Felder mit Feindesleichen, und erbeuteten Kameele, Pferde, Rüſtungen, Kanonen, Bagage und mehrere tauſend Stücke Kriegsmaterials jeder Art. Im Verlaufe eines einzigen Monats war der Feldzug vollſtändig beendet; kein einziger bewaffneter Chineſe blieb auf Zſjan-tſchſou's Gebiet; vielmehr trugen im folgenden Monate die Sieger ihrerſeits die Waffen auf das Gebiet des Kaiſerthums, und mit Beſtürzung erblickte Ma-lin die Mantſchſuren unter den Mauern Kai-juan's, wohin die Ueberreſte der 200,000 Mann ſtarken Armee ſich gerettet hatten. Die Stadt wurde genommen: drei Tage hindurch zählten die Krieger des Chan's ihre Gefangenen und kehrten mit dem Eintritte der Hitze in ihre Hauptſtadt zurück. Im Herbſte deſſelben Jahres unterwarfen ſie Jeche, und in der ganzen Mantſchſurei gab es fortan nicht einen Aimak mehr, welcher Chineſiſche Oberherrſchaft anerkannt hätte.

Das Kaiſerreich konnte an ſein Unglück nicht glauben. Der Oberbefehlshaber wurde durch einen außerordentlichen Courier und in Ketten an den Hof gefordert, wo das ſtrengſte und ungerechteſte Gericht über ihn verhängt werden ſollte; denn es war ſeinen Feinden gelungen, die Regierung zu überreden, daß alles Elend des Feldzuges nur das tückiſche Werk Jan-chao's und Li-ſchu-bo's wäre, welche Du-ßun beneidet hätten. Es traten Perſonen auf, welche verſicherten, bei dem Uebergange über die Gränze hätte Li-ſchu-bo mit liſtigem Lächeln zu Du-ßun geſagt: „Euch überlaſſen wir den ganzen Ruhm des Krieges;" — Du-ßun aber, von Natur jedem Mißtrauen fremd, hätte ſolchen Antrag mit Vergnügen aufgenommen und vor Verlangen gebrannt, denſelben durch die That zu verwirklichen, während Jan-chao und Li-ſchu-bo dem treuherzigen Generale beſtochene Wegweiſer, welche ihn in einen verderblichen Hinterhalt führen ſollten, und den Mantſchſuren geheime Nachricht gegeben hätten von allen Bewegungen des für den Feind beſonders furchtbaren Du-ßun. Der Rückzug Li-ſchu-bo's ferner wäre keineswegs eine Folge des Befehles, welcher auf Veranlaſſung der Niederlage des mittleren Corps erlaſſen worden, ſondern eine gleiche Liſt Derjenigen, welche beſchloſſen hätten, mit Du-ßun zugleich auch

Ljü-tin zu verderben, der ſie durch ſeine Talente und ſein Glück verdunkelte; und ſchon vor dem Beginne des Feldzuges hätte Li-ſchu-bo dieſen Befehl von Jan-chao erhalten, mit der Weiſung, ihn bei der nächſten günſtigen Gelegenheit auszuführen. Die Rechtfertigung der Angeklagten wurde nicht angenommen, und nach dem Urtheilsſpruche der feindlichen Partei mußten Jan-chao und Li-ſchu-bo mit ihrem eigenen Leben das Leben Du-ßun's und Ljü-tin's bezahlen.

Zum Nachfolger des unglücklichen Oberfeldherrn wurde Sjün-tin-bi ernannt, ein Mann von ſeltenen Gaben, feſtem Charakter und ſolcher Erfahrung, wie ſie die gefahrvolle Lage der Dinge auf der öſtlichen Gränze erheiſchte. Die Siege der Mantſchſuren hatten durch ganz Ljao-dun Schrecken verbreitet: Volk und Soldaten waren aus Städten und Feſtungen geflüchtet; auf einer Strecke von mehreren hundert Li war keine menſchliche Spur zu entdecken, und das allgemeine Gerücht rief ſowohl in Peking, wie in ganz China die traurige Ueberzeugung hervor, daß der Verluſt Ljao-duns unabwendbar wäre.

Sobald Sjün-tin-bi an dem Orte ſeiner Beſtimmung eingetroffen war, machte er es zu ſeiner erſten Aufgabe, die Flüchtlinge und die Ausgewanderten zurückzurufen, in der Armee eine ſtrenge Sichtung vorzunehmen, und vor allen Dingen den Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg umzuwandeln. Die 180,000 Streiter, welche er geſammelt hatte, vertheilte er in die Städte und in die Grenzſtationen Ai-jan, Jin-che, Fu-ſchun, Tſchai-che, San-tſcha und Tſchſen-zſjan. Jedes dieſer Feſtungswerke ſollte ſich gegen eine geringere Feindeszahl mit ſeinen eigenen Kräften vertheidigen, von den andern dagegen Unterſtützung begehren, falls die feindliche Streitmacht unvermeidliche Gefahr drohte; aus den erprobteſten Soldaten wurden fliegende Colonnen gebildet, welche, des Gegners Nachläſſigkeit erſpähend, ſeine vereinzelten Patrouillen vernichten, ſeine Pikets aufheben und Landvolk und Hirten alarmiren ſollten; dieſe Detachements ſollten ſich der Reihe nach ablöſen, und nur unter günſtigen Umſtänden ſich in das offene Feld hinauswagen. Ein ſolches Vertheidigungsſyſtem führte die Ruhe und den Frieden wieder in das Land zurück, welches vorher von Muthloſigkeit und Entſetzen erfüllt war. Aus Armuth an Belagerungsmaſchinen konnte Tai-zſu ſich

nicht entſchließen, gegen die durch zahlreiche Garniſonen vertheidigten Städte zu operiren; in das freie Feld kam der Feind nicht heraus, wo die Reiterei, der Mantſchſuren Hauptſtärke, mit vollem Erfolge hätte wirken können; dazu verhinderte die beſtändige Wachſamkeit der Chineſen eine ungeſtrafte Plünderung auf den Gränzen des Kaiſerreiches, — und ſo geſchah es, daß über ein Jahr Ruhe herrſchte, durch welche vielleicht auf lange Zeit die Fortſchritte Tai-zſu's gehemmt worden wären, wenn nicht China ſelbſt ſeine eigene Schutzwehr zertrümmert hätte.

Am Hofe betrachtete man die offenbare Unthätigkeit des Oberbefehlshabers mit Unzufriedenheit, und die niedrigen Intriguen, welche Jan-chao geſtürzt hatten, bedrohten auch ſeinen Nachfolger. An den Kaiſer wurde ein Bericht abgefaßt über die Seltſamkeit der vom Ljao-dun'ſchen Gouverneur getroffenen Anordnungen, und der Reichsfiscal, welcher weder jemals einen Feind geſehen hatte, noch wußte, was Krieg iſt, erlaubte ſich, die Handlungsweiſe des erfahrenen Feldherrn im verkehrteſten Lichte darzuſtellen. Gekränkt ſchrieb Sjun-tin-bi eine ſcharfe Rechtfertigung ſeines ganzen Verfahrens, entſagte allen Aemtern, ſandte die Zeichen ſeiner Würde und Macht an den Kaiſer zurück und ſetzte ſich in Erwartung des Willens der Regierung wie ein Angeklagter auf die Matte. Die Entſcheidung erfolgte raſch: Sjun-tin-bi wurde entſetzt und ſeine Stelle von Juan-in-tai eingenommen. Eben ſo raſch aber ſollte ein unerwartetes Ereigniß dem Hofe die ganze unheilvolle Bedeutung ſeines verkehrten Thuns unter die Augen ſtellen.

In den öſtlichen Mongoliſchen Aimaks brach eine harte Hungersnoth aus, in Folge deren eine Menge Volkes das Chineſiſche Gebiet betrat und um Brot und Aufnahme in den Unterthanenverband bat. Juan-in-tai bewies, daß die Ankömmlinge, wenn man ihr Verlangen nicht erfüllte, ſich ohne Weiteres den Feinden des Reiches in die Arme werfen würden, nahm auf Grund ſolcher Erwägungen die Mongolen unter ſeinen Schutz und wies ihnen in zwei Hauptſtädten Ljao-dun's, nämlich in Ljao-jan und in Schen-jan, Wohnſitze an. Dieſe Maßregel des Oberbefehlshabers unterlag allgemeinem Tadel; es hieß, die Aufnahme in die Unterthanenſchaft wäre ohne allen Unterſchied erfolgt; wahrſcheinlich wären unter der Schaar dieſer Bettler Spione verſteckt, welche die Mantſchſuren abgeſchickt hätten,

und es wäre folglich das Sicherſte, ſie in ihre früheren Wohnſitze zurückzuſchicken. Juan-in-tai nahm auf dergleichen Einwendungen keine Rückſicht; die Ankömmlinge aber entriſſen den Einwohnern ſehr bald ihre Häuſer, Weiber und Töchter, was das Volk ſowohl gegen die Perſon des Gouverneurs als gegen die Regierung aufbrachte, welche Räubern geſtattet hätte, ſich in die friedlichen Wohnungen der Bürger einzuniſten. Gleichzeitig boten heimliche Anhänger der Mantſchſuren Alles auf, um die Funken der allgemeinen Unzufriedenheit anzufachen, dergeſtalt, daß allmählich in beiden Städten ſich eine ſehr bedeutende Partei zu Gunſten des Chan's bildete, welcher es verſtanden hatte, durch ſeine Einwirkungen und durch Verſprechungen ſowohl die unterdrückten Chineſen als die übermüthigen Mongolen ſeinen Wünſchen geneigt zu machen. Nachdem auf ſolche Weiſe die Gemüther der Einwohner für den Verrath vorbereitet worden waren, zeigte ſich im Frühlinge des Jahres 1621 Tai-zſu unter den Mauern Schen-jan's.

Die Mantſchſuriſche Armee ſchlug ihr Lager 7 Li von der Stadt auf, welche von mehrfachen Kanälen und Gräben eingefaßt war und, umgeben mit einem Zaune, mit Batterieen, Schanzen und einer Wagenburg, von 70,000 innerhalb und außerhalb der Mauern vertheilten Soldaten beſchützt wurde. Die Vertheidigung ging unter der ſtrengſten Disciplin vor ſich, und die Einnahme Schen-jan's würde dem Feinde ungewöhnliche Verluſte verurſacht haben, wenn nicht Zufall und Verrath den Belagerern zu Hülfe gekommen wären. Eines Tages erblickte der trunkene Stadtcommandant, Che-ſchi-ſjan, von weitem einige Mantſchſuriſche Abtheilungen in bedeutender Entfernung von ihrer Hauptarmee. Es gelüſtete ihn, die Wagehälſe, welche offenbar keines Ueberfalles gewärtig waren, zu vernichten: tauſend Reiter ſchienen hinreichend, dieſes Vorhaben auszuführen, und der Commandant verließ im Galopp die ſeinem Schutze anvertraute Stadt, um auf die feindlichen Detachements Jagd zu machen. Beim Anblicke des heranſtürmenden Feindes wichen die Mantſchſuren ſo lange zurück, bis ſie den Chineſiſchen General in einen Hinterhalt gezogen hatten, und jetzt war Che-ſchi-ſjan genöthigt, ſeinerſeits ſich zurückzuziehen und gleichzeitig zu kämpfen. Er hatte die Stadt ſchon erreicht, und ſeine Rettung war gewiß: da brachen die dem Chane ergebenen Mongolen die Brücken ab, und der Commandant

fiel, mit vierzehn Wunden bedeckt, am Thore von Schen-jan, welches nach dem Verluſte ſeines vornehmſten Vertheidigers leicht in die Hände der Mantſchſuren überging. Als ein neues Corps zur Unterſtützung der Belagerten eintraf, war die Stadt ſchon in Tai-zſu's Gewalt. Dennoch beſchloſſen die Chineſen, und ohne Rückſicht auf ihre geringe Anzahl, eine Schlacht zu liefern, — und am linken Ufer des Fluſſes Ljao entbrannte ein Kampf, wie er ſeit dem erſten Beginnen kriegeriſcher Unternehmungen nicht vorgekommen iſt. Von mehrfachen feindlichen Reihen umringt, kämpften ſie auf Tod und Leben: die Tapferkeit mußte jedoch der Zahl unterliegen, und die ſiegreichen Mantſchſuren drangen bis nach Ljao-jan vor, wo ſich der Oberbefehlshaber ſelbſt befand.

Juan-in-tai, welcher aus allen nahe gelegenen Städten die Garniſonen und die regulären Truppen an ſich gezogen hatte, hoffte, dem vorgedrungenen Chane einen kräftigen Widerſtand entgegenſetzen zu können, — bis die erſte unglückliche Schlacht im offenen Felde den Chineſiſchen Feldherrn beſtimmte, ſich unter den Schutz der Stadtmauern zurückzuziehen, welche ſich indeß bald eben ſo unzuverläſſig gegen die Tapferkeit und die Waffen der Feinde erwieſen. Nach einer blutigen Belagerung, in welcher auf beiden Seiten Tauſende ihre Unerſchrockenheit mit dem Leben bezahlten, ward auf einer Ecke der Stadtmauer Tai-zſu's Fahne aufgepflanzt, und die Einwohner geriethen bei dem Anblicke dieſes Siegeszeichens in ein ſolches Entſetzen, daß ſie unter den Augen ihrer Streiter, welche ſich noch hartnäckig auf den Mauern und in den Straßen ſchlugen, ſchon dem Mantſchſuriſchen Chane einen glänzenden Empfang bereiteten. Die ganze Nacht währte das grauenvolle Blutbad; wer den Tod ſuchte, der fiel; wer Rettung ſuchte, der floh. Juan-in-tai verbrannte ſich in einem Thurme, und als der Tag graute, befand ſich die ganze Stadt in der Gewalt der Mantſchſuren. Am Morgen waren die Häuſer mit prächtigen Seidenſtoffen behängt; geputzte Weiber ſtanden in den Pforten ihrer Wohnhäuſer; die Männer eilten mit duftenden Räucherkerzen und mit einem Triumphwagen hinaus, Tai-zſu entgegen, welcher an der Spitze ſeiner Armee und unter dem lauten Begrüßungsrufe des Volkes: „Wan-njan, Wan-ſui!“ feierlich in das unterworfene Ljao-jan einzog. Die Eroberung der bedeutendſten Stadt von Ljao-dun hatte zur Folge, daß ſämmtliche im Oſten des

Flusses Ljao-che gelegenen Festungen, Castelle, Stationen, Lager, fünf Kreise und schließlich über 70 größere und kleinere Städte nach einander sich dem Sieger zu Füßen warfen.

Der Chan war nicht geneigt, sich von einer so großen Menge Erwerbungen wieder zu trennen; er faßte vielmehr den Entschluß, seine Herrschaft dauernd in dem neu unterworfenen Lande zu befestigen, und berief alle seine Beile und Generale zu einer Berathung Behufs gemeinschaftlicher Entscheidung der Frage: Sollen die Mantschuren nach Hause zurückkehren, oder für immer nach Ljao-jan übersiedeln? — Die Rathgeber Tai-tsu's hingen nicht ehrgeizigen Phantasieen nach; die Liebe zum Vaterlande zog sie unter das Dach ihrer Familien, und die einmüthige Antwort war der Ruf: „Nach Hause!" — „„Wie!"" entgegnete Tai-tsu, „„ein Land voll Städte und Bewohner verlassen, von welchem aus es so leicht ist, sowohl China als die Mongolei und Korea zu bekriegen? Es verlassen, nur um es aufs Neue mit unserem Blute zu färben? Nein! Der Himmel selbst hat mir dieses Land gegeben, und ich werde mich in ihm niederlassen!"" — „Der Wille des Chan's ist Gesetz für uns," antworteten die Beile, und die Verlegung der Hauptstadt nach Ljao-jan war beschlossen.

Die beständigen Verluste, wie die nahe Nachbarschaft der Mantschuren ließen endlich den Min'schen Hof wieder an den Mann denken, welchen man einst so ungerecht von einem hochwichtigen Posten entfernt hatte. Der Chinesische Kaiser gebot, die Personen zu entsetzen, welche durch Verleumdungen und parteiisches Urtheil zum Falle Sjun-tin-bi's mitgewirkt hatten, genehmigte die Handlungen des gestürzten Generals und berief ihn auf's Neue in die Stellung, welche die Aufmerksamkeit des gesammten Kaiserreiches auf sich gelenkt hatte. Zugleich erachtete die Regierung als nothwendig, drei neue Gouverneur-Posten in den Städten Den-tschou, Lai-tschou und Guan-nin zu gründen und der Autorität Jsin-lju's unterzuordnen, welcher seinen Wohnsitz in Schan-chai-guan nehmen sollte; bis zum Eintreffen des Ober-Befehlshabers an seinem Bestimmungsorte aber die Leitung der östlichen Angelegenheiten Wan-chua-tschen, dem Gouverneur von Guan-nin anzuvertrauen.

Wie sehr auch Sjun-tin-bi seine Abreise nach Ljao-dun beschleunigte, so konnte er dennoch den Anordnungen seines zeitigen

Stellvertreters nicht vorbeugen, welcher an den Ufern des Ljao-che sechs Lager errichtete und einen großen Theil des Heeres in die Städte Sui-pin, Tschsen-u, Lju-che und Pan-schan verlegte. Dem Höchstcommandirenden mißfiel ein Plan, welcher die Streitkräfte zersplitterte. „Gegenwärtig," sagte Sjun-tin-bi, „muß vor Allem Guan-nin geschützt werden. Die Anlegung der Lager hat die Armee nur geschwächt. Wollen die Mantschuren einen plötzlichen Ueberfall ausführen, so werden sie heimlich über den Ljao-che gehen, irgend ein beliebiges Lager vernichten, und die Truppen aller übrigen werden von selbst die Flucht ergreifen. Nach meiner Ansicht müssen längs der Ufer reitende Patrouillen eingerichtet werden, welche abwechselnd ausziehen, um ihre Anzahl zu verbergen; müssen vom Flusse bis nach Guan-nin Leuchtthürme und bei ihnen Pikets aufgestellt werden Behufs unverzüglicher Beförderung der Nachrichten; muß endlich die Hauptarmee in Guan-nin concentrirt und hier, unter dem Schutze tiefer Gräben und hoher Wälle, der Feind erwartet werden." Allein der Gouverneur erhob selbst Ansprüche auf strategische Erfahrung; überdies machten frühere feindselige Beziehungen zu Sjun-tin-bi, der Wunsch, seinen Plan aufrecht zu erhalten, und ein angeborener Starrsinn Wan-chua-tschsen zum Gegner aller Maßregeln und Vorschläge des Oberbefehlshabers. Es schien dem Gouverneur sogar völlig unnütz, sich um die Seemacht in Den-tschsou und Lai-tschsou zu kümmern, denn auf der Insel Pidao stände der Chinesische General Mao-wuin-lun; zwecklos, sich mit Truppenaushebungen oder Besorgung von Remonten, Rüstungen und Kriegsgeräth zu befassen: man hätte ja ein Hülfscorps von 40,000 Tschachar'schen Mongolen; überflüssig, Proviant für die Menschen, Futter für das Vieh aufzuspeichern: die Bewohner Ljao's hätten Grütze genug und Gefäße voll Wasser und Wein; vergeblich dürfte auch die Sorge um Wegweiser sein, denn bei dem Mantschurischen Chan befände sich Li-jun-fan, welcher alsbald dem Chinesischen Heere entgegen kommen und ihm den wahren und nächsten Weg zum Ruhme und zur Beute zeigen würde; Städte und Festungen endlich brauchte man nicht herzustellen, weil der Feind in Ljao-jan und Schen-jan viel neue erbaut hätte. — Umsonst bemühte sich Sjun-tin-bi, seinem Widersacher auf alle erdenkliche Art zu beweisen, wie gefährlich es wäre, auf die Ergebenheit der Bewohner

Ljao's zu bauen; wie noch weit übler, alle seine Hoffnungen und sein Heil in den Beistand der Mongolen zu setzen, oder seine Pläne und Erfolge auf die Mitwirkung des Verräthers Li-jun-fan zu gründen; daß in Guan-nin selbst viel feindliche Spione sich aufhielten, und daß es unerläßlich wäre, Gräben, Wälle, Lager und Städte in gehörigen Stand zu setzen und mit der unermüdlichsten Wachsamkeit zu hüten. „Wozu die Weitläuftigkeiten?" schrie der Gouverneur: „man gebe mir nur 60,000 Mann, so fege ich den Feind vom Angesicht der Erde weg und zerstöre seine Städte bis auf den Grund!" — In Folge solcher Meinungsverschiedenheit wurde die ganze Angelegenheit nach Peking gewiesen, damit die Regierung selbst entschiede.

Zum Unglück für das Kaiserthum und für Sjun-tin-bi kannte man in der Chinesischen Hauptstadt seinen ernsten und geraden Charakter vollkommen; am Hofe gab es eine Menge Leute, welche sich im Unrecht gegen den Ljao-dun'schen Oberbefehlshaber fühlten; die unerwartete Gnade des Kaisers, welche den ungerecht verurtheilten Feldherrn aus dem Privatleben wieder hervorzog, erschreckte die schuldbewußten Lieblinge und Günstlinge; der Vorsitzende im Kriegsministerium, Tschsen-chen-min, von welchem hauptsächlich die Entscheidung der Frage abhing, stand auf der Seite des Gouverneurs; selbst dem Sohne des Himmels (dem Bogdochan) gefiel die kriegerische Kühnheit Wan-chua-tschsen's: — und die Stimmenmehrheit entschied sich für Diejenigen, welche die feste Ueberzeugung hegten, daß die große Chinesische Nation für den Angriffskrieg geschaffen wäre. Die Folge einer solchen Ansicht von der Lage der Dinge in Ljao-dun war, daß eine Armee von 140,000 Mann unter Wan-chua-tschsen's Commando gestellt wurde, und Sjun-tin-bi nicht einen Soldaten, dafür aber den Namen eines Oberbefehlshabers hatte.

Es währte nicht lange, so bot sich dem Gouverneur Gelegenheit, dem Kaiserreiche die Weisheit seiner Anordnungen darzuthun. Im Winter des Jahres 1621 gingen nämlich die Mantschuren über den Fluß, und die Uferbewohner, welche bei dem Anblicke der Feinde die Flucht ergriffen, verbreiteten überall die schreckenvolle Kunde von dem Einfalle eines zahlreichen Feindes. Wan-chua-tschsen vertraute sämmtliche Truppen seinem Günstlinge Sun-de-gun an, welcher gebeten hatte, es möchte ihm diese Gelegenheit vergönnt werden, um seinen Namen mit Verdienst und unsterblichem Ruhm zu

bedecken, — und befahl diesem General, der vom Chan belagerten Festung Sui-pin zu Hülfe zu ziehen. Die Garnisonen aller nahe gelegenen Städte mußten sich mit der Chinesischen Hauptarmee vereinigen, welche bald genug auf die Mantschuren stieß. Gleich im Anfange der Schlacht wandte sich Sun-de-gun, als der Erste, zur Flucht, worauf sich die Truppen aus Tschsen-wu und Ljui-jun zerstreuten; Lju-zjui-zi allein that treulich seine Schuldigkeit und kam im Streite um. Die Mantschuren selbst aber wollten an ihren Sieg nicht glauben, da sie Alles für eine Kriegslist hielten, und rückten, einen Hinterhalt befürchtend, nicht weiter vor, bis Sun-de-gun, welcher mit Beben an seine Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber dachte, geheime Verhandlungen mit Tai-zsu anknüpfte und ihn von der Reellität des unerwarteten Triumphes überzeugte. Noch einen anderen Dienst wollte der Chinesische General seinen neuen Freunden erweisen: er verbreitete ein falsches Gerücht, als ständen die Mantschuren schon in der Nähe von Guan-nin. Die Einwohner geriethen in schrecklichen Tumult; Keiner dachte daran, die Wahrheit des Gerüchtes zu prüfen; Wan-chua-tschsen selbst, der Befehlshaber von 140,000 Mann, sprengte, in völliger Unkenntniß der wahren Sachlage, aus der Stadt, nur von zwei Dienern begleitet, welche zu Fuße hinter ihrem Herrn her liefen. Am Flusse Da-lin-che begegneten die Flüchtlinge Sjun-tin-bi, welcher auf die Nachricht von dem Siege der Mantschuren einige Tausend Mann aus der Umgegend zusammengerafft hatte und mit ihnen dem Kriegsschauplatze zueilte. Verzweiflungsvoll und unter bitteren Thränen setzte Wan-chua-tschsen seinen Gegner von dem entsetzlichen Unglücke in Kenntniß, welches der Armee zugestoßen war, und der Oberbefehlshaber gab, nachdem er den niederschlagenden Bericht vernommen, dem General den Rath, nach Schan-chai-guan zu eilen, indem er gleichzeitig der Sicherheit wegen, und um den Rücken zu decken, einem Corps von 5000 Mann gebot, den Gouverneur bis an die Große Mauer zu geleiten; unterdessen marschirte er selbst vorwärts, verbrannte Alles, was des Feindes Beute vermehren konnte, und zog sich schließlich, nachdem er über 20,000 auf's Aeußerste getriebener Einwohner unter seinen Schutz genommen, nach Schan-chai-guan zurück.

Schon zwei Tage nach der Flucht Wan-chua-tschsen's rückten die Mantschuren in Guan-nin ein, welches der Chinesischen

Regierung ſo viel gekoſtet hatte, und dem Feinde ſo leicht zugefallen war. Zſin-tſchſou, Da-lin-che, Sjao-lin-che, Sun-ſchan, Sjan-ſchan, Ju-tun, Zjan-tun, im Ganzen mehr als 40 Städte und Feſtungen, ergaben ſich ohne Kampf den Mantſchuren, welche, mit unendlicher Beute beladen, nach Ljao-jan zurückkehrten, nachdem ſie das Land bis dicht unter Tſchſun-zſo-ßo verwüſtet hatten. Beamte, Soldaten und Volk, welche auf der weſtlichen Seite des Fluſſes wohnten, wurden ſammt ihrer Habe und ihren Familien auf das öſtliche Ufer verſetzt und den Unterthanen des Chan's beigezählt. Dieſer Einfall, durch welchen China ſo entſetzliche und unwiederbringliche Verluſte erlitt, hatte im Ganzen nur zwei Monate gedauert, — und eine ſo kurze Zeit war hinreichend, um eine Landſchaft mit Aſche und Trümmern zu bedecken, welche von Gouverneuren, Generälen und Heeren bevölkert war, in welcher auf jedem Schritte Feſtungswerke, Städte, Lager, Leuchtthürme und Wälle emporſtiegen, wo jede Erdſcholle von Kanälen und Gräben durchſchnitten, mit einem Zaune umgeben und durch Pikets bewacht war!

Der Min'ſche Hof erſchrak bei der Kunde von den unvermutheten Unglücksfällen, welche Ljao-dun betroffen hatten, und wie vormals, ſo begann man auch jetzt mit einer Unterſuchung über die Urſachen der neuen Verluſte; darnach erſt dachte man auf Mittel, ſich ſelbſt zu ſchützen. Sjun-tin-bi und Wan-chua-tſchſen wurden dem ſtrengſten Gericht übergeben; da aber die gegenwärtige Angelegenheit von denſelben Leuten unterſucht wurde, welche noch jüngſt die Meinung des Gouverneurs ſo bereitwillig getheilt hatten: ſo war es natürlich, daß die ganze Schwere des Urtheilsſpruches ausſchließlich auf den Oberbefehlshaber fiel, welchem es beſchieden war, zum zweiten Male geſtürzt zu werden, und zwar in noch kränkenderer Weiſe als früher. Der gefährliche Poſten des Ljao-dun'ſchen Zſin-lju*) ward Wan-zſai-zſin übertragen; da jedoch der Hof ſchon wegen der Ruhe in der Statthalterſchaft Tſchſili ſelbſt beſorgt war, ſo erhielt auch Wan-ſſan-zjan, der Gouverneur von Zſi-tſchſou,

*) Zſin-lju oder Oberbefehlshaber. So wird bei den Chineſen der General genannt, welchem die Regierung zur Zeit eines Krieges den Oberbefehl über die Armee anvertraut, mit unbegrenzter Vollmacht, alle Maßregeln zu treffen, welche ihm nöthig erſcheinen.

Befehl, ſeine Streitmacht mit der des Oberbefehlshabers gegen die Mantſchſuren zu vereinigen.

Wan-ſſan-zjan ſchlug der Regierung als das ſicherſte und leichteſte Mittel, die Fortſchritte der Feinde aufzuhalten, vor: durch Geld und Handel die Tſchachariſchen Mongolen auf ihre Seite zu ziehen und aus ihnen eine Schutzmauer für die Grenzen des Reiches zu bilden. Wan-zſai-zſin hingegen hielt es für durchaus nothwendig, ganz Ljao-dun den Mantſchſuren zum Opfer zu überlaſſen und nur für die Rettung derjenigen Städte Sorge zu tragen, welche ſchon im Bereiche der Großen Mauer lägen; zu dem Ende rieth er der Regierung, 4 Li von Schan-chai-guan eine neue Stadt anzulegen, in dieſelbe eine Garniſon von 40,000 Mann zu ſetzen, und ruhig zuzuſehen, wie der Feind ſich in den alten Stammherrſchaften China's niederließe. Wie groß nun immerhin die Furcht der Regierung ſein mochte: einen ſolchen Vorſchlag durfte der Hof dennoch nicht gleichmüthig hinnehmen, und der Miniſter Sun-tſchen-zſun ſelbſt bat ſich bei dem Kaiſer die Erlaubniß aus, ſich nach Schan-chai-guan begeben zu dürfen, um neue und zweckmäßigere Maßregeln für die Vertheidigung eines Platzes zu treffen, welcher ſchleunige und wirkſame Hülfe verlangte. Die Pläne Wan-zſai-zſin's wurden verworfen, er ſelbſt ſeines Poſtens enthoben, und ſeine Stelle dem Miniſter überwieſen, welcher eine gleiche Erfahrung in den Angelegenheiten des Friedens und des Krieges an den Tag legte.

Vor allen Dingen beſchloß Sun-tſchen-zſun, unbedingt die Plätze zu vertheidigen, welche auf der anderen Seite der Schutzmauer lagen, und Guan-nin und Zſju-chua-dao zu Widerſtandspunkten gegen alle Angriffe der Mantſchſuren zu machen; demzufolge vertrieb er die Mongolen, welche unter dem Vorwande der Beſchützung und Unterſtützung China's alle Städte und befeſtigten Plätze weſtlich von Nin-juan inne hatten, befahl dem Gouverneur Juan-tſchun-chuan, ſeinen Sitz in dieſe Stadt zu verlegen und die Ortſchaften zu verwalten, welche in einer Ausdehnung von 200 Li außerhalb Schan-chai-guan's lägen; machte ſtarke Garniſonen in den Städten Zſin-tſchſou, Da-lin-che, Sjao-lin-che, Sun-ſchan, Ju-tun anſäßig und brachte faſt ſämmtliche alte Herrſchaften China's auf dem weſtlichen Ufer des Ljao wieder zurück. Mit einem

Worte: während ſeines vierjährigen Aufenthaltes in Schan-chai-gnan erneuerte und erwarb Sun-tſchen-zſun mehr als zwanzig Städte und Feſtungen wieder, bildete eine Armee von 110,000 Mann und verminderte durch Klugheit und Thätigkeit die Ausgaben der Regierung bis auf 680,000 Lan Silber (etwa 1,360,000 Rubel Silber), obgleich er während derſelben Zeit Helme, Rüſtungen, Kriegsgeräth, Bogen, Pfeile, Kanonen, Pontons und große Schilde — mehrere Millionen Stück — anſchaffte, und 5000 Zin*) Landes, von Nin-juan bis an Tſchen-ſjun-tſchſen, urbar machte. Die Grenzplätze erfreuten ſich auf's Neue eines lange erſehnten Friedens; die Einwohner ſtrömten ſchaarenweis in die wiederhergeſtellten Städte, — und der Regierung blieb nichts weiter zu thun übrig, als den Mann mit Belohnungen zu überſchütten, welcher durch ſeine gründliche Erfahrung und durch unermüdliche Anſtrengungen ein Land wieder belebt hatte, über welche alle Schrecken der Verwüſtung gekommen waren.

Leider aber litt damals der Min'ſche Hof an jenem furchtbaren Uebel, welches bei den morgenländiſchen Herrſchern ſo gewöhnlich iſt. In der Stelle des Bogdochan's hatte die Herrſchaft des Himmliſchen Reiches der Eunuch Wei-tſchſun-ſjau in Händen, ein Menſch, welcher auf wahrhafte Verdienſte nicht ohne Unruhe blicken konnte. Seine eigene Sicherheit, wie der Wunſch, ſeine Macht dauerhaft zu begründen, forderten, daß alle wichtige Poſten des ganzen Reiches ſich in den Händen ſeiner Creaturen befänden; es war daher für den neidiſchen Eunuchen unbedingt nothwendig, den Ruhm und die Verdienſte des Miniſters herabzuſetzen. So wurde denn Gao-di abgeſchickt, um Sun-tſchen-zſun abzulöſen, und begann, um ſeinen würdigen Beſchützer zu befriedigen, ſeine Verwaltung damit, daß er alle Früchte der langjährigen und blutigen Arbeiten ſeines Vorgängers zerſtörte. Der neue Oberbefehlshaber beſtimmte, es wäre unnöthig, die außerhalb der Mauer gelegenen Städte zu vertheidigen; daher wurden Zſin-tſchſou, In-tun, Da-lin-che, Sjao-lin-che, Sun-ſchan und Sin-ſchan verlaſſen, über 100,000 Säcke Grütze weggeworfen, und die Truppen nach Schan-chai-guan abgeführt; es wurde ſogar beſchloſſen, Nin-juan und Zjan-tun aufzugeben;

*) Ein Zin iſt eine Fläche von 2400 Quadrat-Faden (oder Klaftern), den Faden zu 6 Fuß 9⅓ Zoll Rheinl. gerechnet. D. Ueberſ.

Zjan-schi-dao aber und Juan-tschun-chuan beschlossen, lieber unter den Mauern ihrer Städte zu sterben, als dieselben den Feinden zur Beute zu lassen.

Mit der Verlegung ihrer Hauptstadt nach Schen-jan beschäftigt, hatten die Mantschsuren während eines Zeitraumes von vier Jahren nichts Ernsthaftes gegen das Chinesische Kaiserthum unternommen; auch mochten sie mit einem so gefährlichen Gegner, wie Sun-tschen-zsun war, nicht in Conflict gerathen. Sobald aber die eigenen Anordnungen des neuen Oberbefehlshabers eine breite Bahn zur Ausdehnung der Eroberungen aufschlossen, griff Tai-zsu auf's Neue zu den Waffen und rückte im Jahre 1626 vor die Mauern von Nin-juan. Der Vertheidiger der Stadt war Juan-tschun-chuan, entschlossen, zu siegen, oder zu sterben. Nachdem er mit seinem eigenen Blute einen Aufruf an die in der Umgegend zerstreuten Soldaten und Offiziere geschrieben, lud er sie ein, die offenen Plätze zu verlassen, sich mit allen Uebrigen unter dem Schutze der festen Stadt zu vereinigen, und männlich für die Ehre des Vaterlandes zu streiten. Hierher kamen auch die Truppen, welche in Zjan-tun gestanden hatten, und eine ansehnliche Abtheilung aus Schan-chai-guan, also daß sich Nin-juan mit einer mächtigen Garnison füllte. Die scharfen Maßregeln des Commandanten, welcher Jeden aufmerksam beobachtete, der hinsichtlich seiner Gesinnungen oder Absichten Verdacht erregte, erstickten jeden Versuch des Verrathes und des Spionirens schon im Keime, und die zum ersten Male in Ljao-dun erschienenen Europäischen Kanonen bereiteten den Mantschsuren so schwere Verluste, daß sie sich genöthigt sahen, dem Sturme und der Belagerung zu entsagen.

Der heftig erzürnte Chan wollte seine Unfälle durch irgend eine glänzende That bedecken, und wandte sich zu diesem Zwecke gegen Zsju-chua-dao, wo sich die Proviant-Magazine aller außerhalb Schan-chai-guan's stehenden Chinesischen Heeres-Abtheilungen befanden. Der Erfolg übertraf seine Erwartung: zwei Lager mit 40,000 Mann wurden zersprengt, 2000 feindliche Fahrzeuge verbrannt, und mit mehreren Wan erbeuteter Säcke Graupe kehrte der Chan in seine Hauptstadt zurück.

Dieser Zug gegen China war der letzte in Tai-zsu's Leben. Das Alter, die ununterbrochenen Anstrengungen und die Sorgen

hatten ſeine kraftvolle Natur erſchöpft. Schon einen Monat vor ſeinem Ende, und wahrſcheinlich im Vorgefühle des nahen Todes, verſammelte er die Beile und die Vornehmen um ſich, nahm auf immer Abſchied von ihnen und ermahnte ſie, die Mühen und Laſten eines thätigen Lebens nicht mit weichlicher Ueppigkeit zu vertauſchen, Frieden und Eintracht unter ſich zu bewahren und für das Volk, als für geliebte Kinder, Sorge zu tragen. „Der Himmel," ſprach der greiſe Chan, „hat die Leiden unſeres Vaterlandes geſehen und mich geſandt, damit ich ſeine Trübſal auf mich nähme; und ich habe meiner ſelbſt vergeſſen, habe die ſchwere Bürde ergriffen und mein Leben dem Reiche geweiht. Ich fürchte nur, daß ihr nicht die ganze Bitterkeit der Sorgen und Mühſale kennet, welche ich für das allgemeine Wohl übernommen habe; ich fürchte, daß ihr, Genüſſen euch hingebend, mein Volk unterdrücket.... In meinem ganzen Leben, in allen meinen Handlungen, habe ich die ſtrengſte Gerechtigkeit beobachtet; auch meinen Feinden haben ich die Belohnung nicht vorenthalten, wenn ſie ihrer würdig waren; der Beſtrafung habe ich meine eigenen Angehörigen nicht entzogen, wenn ſie ſchuldig waren; und ſtets gnädig auf meine Thaten herabblickend, hat der Himmel mir Ljao-dun geſchenkt. Solltet ihr aber Recht und Ehre nicht in euren Herzen bewahren, keinen Unterſchied machen zwiſchen Wahrheit und Lüge, nicht wandeln auf dem Pfade des Geſetzes und der Pflicht: — ſo wird der Himmel ſeinen Segen, welcher mich allezeit behütet hat, von euch nehmen!"

Am 21. September des Jahres 1626 endete Tai-zſu, im Alter von 67 Jahren, ſein ſturmvolles Leben, welches von Anbeginn bis zum Schluſſe dem Glücke und dem Ruhme ſeines Vaterlandes geweiht war. Das Volk ehrte das Gedächtniß ſeines großen Herrſchers durch aufrichtige und heiße Thränen, auch bei den kommenden Geſchlechtern dem Staube des Entſchlafenen fromme Verehrung bereitend; und bis auf den heutigen Tag beſuchen die Nachkommen des Chan's, obgleich Beherrſcher des rieſenhaften Chineſiſchen Kaiſerreiches, und von der Pracht und Herrlichkeit eines zahlreichen Hofes umgeben, in Demuth und Dankbarkeit den Grabhügel Deſſen, der einſt eine verlaſſene Waiſe war, der aus dem Vaterhauſe vertrieben ward, und der ſeinen Wohnſitz in dem elenden Chetu-ala hatte. — Die Feinde ſelbſt, und Solche, die nicht zur Zahl der Mantſchuren

gehörten, nahmen Antheil an ihrem Verluſte: China ordnete eine Geſandtſchaft ab zur Vollziehung des Wein-Opfers auf dem Grabe Tai-zſu's; die Mongoliſchen Fürſten erſchienen zum Theil ſelbſt, um dem entſchlafenen Chan die letzte Pflicht zu erfüllen, zum Theil ſchickten ſie freundſchaftliche Schreiben, um die bekümmerten Beile und das betrübte Volk zu tröſten. „Auch Tſchſakrawartin *) (ſchrieb der Korziniſche Tai-zſi), der Kaiſer von Tſchſambudwip, Beherrſcher von vier Ländern, Herr der ſieben Kleinode — auch er überſchreitet nicht die Gränze der ihm beſtimmten Jahre; auch der weiße Löwe, das Symbol der Stärke und der Macht, der Bewohner des Himmalaya, ſtirbt, wann ſeine Stunde ſchlägt; und alle Schätze der tiefen Meere vermögen nicht, Nagaratſchſu, den Drachenkönig, von der letzten Minute loszukaufen, weil alles Geſchaffene untergehen, und Alles, was einen Anfang erhalten, auch ein Ende haben muß. — Alſo auch der entſchlafene Mantſchſuren-Chan, welcher Größe aus Nichts geſchaffen, große und kleine Provinzen unter ſeiner Herrſchaft vereinigt, und mit den Sprüngen des Tigers feine und fremde Reiche durchſtürmt hat, — auch er mußte eine Schranke haben, vom Himmel ſelbſt ihm aufgerichtet. Aber wer im Leben ſo ſtark war, daß er aus ſich ſelbſt Macht erſchaffen konnte, der ſtirbt auch im Tode nicht. Sein Geiſt wird in den kommenden Wiedergeburten auf's Neue erſcheinen!"

Tai-zſu hatte ſich keinen Nachfolger beſtimmt; vier Jahre vor ſeinem Tode indeß, als er acht Beile mit der Verwaltung der Reichsangelegenheiten betraute, hatte er zu dieſen geſagt: „Verwaltet das Reich mit gemeinſamen Kräften, ihr Alle, jedoch unter der oberen Leitung Eines. Wer ſich der höchſten Gewalt mehr als die Anderen würdig erweiſen wird, der ſoll auch nach mir Chan ſein." Nun hatten perſönliche Verdienſte und Geiſtesgaben, ſo wie die Meinung des Volkes und die beſondere Liebe Tai-zſu's, längſt den vierten Beile, Abachai, über Alle erhoben, — und ihn ſetzten mit ſeltener Einmüthigkeit und Selbſtverleugnung die Brüder auf den Thron des Vaters. Die erſte Handlung des neuen Herrſchers war, daß er in Gegenwart Aller das feierliche Gelübde ablegte: in den Fußſtapfen

*) Tſchſakrawartin hießen, den Buddhiſtiſchen Büchern zufolge, die erſten Kaiſer, welche im Anfange der gegenwärtigen Weltſchöpfung über Tſchſambudwip herrſchten.

seines großen Erzeugers zu wandeln; seine älteren Brüder zu ehren und die jüngeren zu lieben; vom Rechte und vom Gesetze sich nicht abzuwenden; in seinen Handlungen stets Unparteilichkeit zu bewahren; Wohlthaten und Glück über das Volk zu ergießen. „Und wenn ich," fügte Abachai hinzu, „meine Eide breche: so möge der Himmel mich bestrafen." Die Beile und die Großen beugten das Knie vor ihrem Beherrscher, und mit dem 6. Februar des Jahres 1627 begann die Regierung Tjan-zun*), des Kaisers, welcher in der Geschichte unter dem Namen Tai-zsun bekannt ist.

Die neue Regierung war im vollen Wortsinne eine Fortsetzung der vorigen, mit dem Unterschiede, daß die Grundlagen, welche Tai-zsu geschaffen und befestigt hatte, unter seinem Nachfolger größere Stärke und Ausdehnung erhielten. Wenn der Gründer der Mantschsurischen Dynastie vor Allem seine Aufmerksamkeit auf die Concentrirung der verwandten Stämme unter dem Schirme einer gemeinsamen Gesetzgebung und Herrschaft zu richten hatte: so durfte Abachai, als Erbe eines dauerhaft aufgerichteten Ganzen, seinen Einfluß schon auf die die Mantschsurei umgebenden Reiche ausdehnen. Der Kampf mit China, welcher Tai-zsu's ganze Thätigkeit verschlang, gestattete ihm nicht, sich lebhaft bei Dingen zu betheiligen, welche außer dem Kreise seiner Hauptbestrebungen legen; jetzt aber, nachdem die Siege des Chans das Kaiserthum genöthigt hatten, auf die Vertheidigung seiner eigenen Gränzen bedacht zu sein; nachdem China durch Anordnung einer besonderen Gesandtschaft zur Darbringung der Opfer auf dem Grabe seines verstorbenen Feindes, wenn auch nicht aufrichtig, doch immerhin selbst die Hand zum Frieden geboten hatte: jetzt war es an der Zeit, aus den Umständen Nutzen zu ziehen, welche die Bahn zu neuen Erwerbungen, Einfluß und Macht weit erschlossen hatten. Zwei Länder mußten die Aufmerksamkeit der Mantschsuren besonders auf sich ziehen.

Von den Ufern des Nonni-ula bis an die Gränzen Turkestan's und von der Großen Mauer bis zum Fuße des Altai dehnt sich ein unabsehbarer Landstrich aus, arm an Producten, ungewöhnlich durch seine Geschichte. Die Stämme, welche in diesem Reviere hausen, bauen keine Städte und Dörfer, kennen nicht Häuser

*) D. i. der Name (oder Titel), welchen der neue Kaiser seiner Regierung beigelegt hat, und mit welchem auch seine ganze Regierungszeit bezeichnet wird. D. Uebers.

und feste Wohnsitze, treiben keinen Ackerbau, wohnen in engen und niedrigen Jurten und durchziehen mit ihren Heerden die Gegenden, welche reich sind an Wasser und fetten Triften. Das beständige Nomadisiren, und nicht weniger die Einförmigkeit der Steppen sind der Grund, weshalb bei Bestimmung der Gebiete einzelner Stämme die Geschichte keinen anderen Wegweiser gehabt hat, als die Lage derselben gegen die große Wüste, welche in China unter dem Namen der Sandsteppe Schamo oder Chanchai bekannt ist. So theilte man unter der Dynastie Han das Haus der Hunnen in ein rechtes und ein linkes; in den Zeiten Chouchan's und später erschienen nördliche und südliche Schanjui, Dunchu und Sichu, östliche und westliche Tugju, innere und äußere Choichoren; alle diese Stämme aber, welche während mehrere Jahrtausende Bündnisse unter einander schlossen und wieder zerrissen, an Zahl und an Macht sanken und wieder wuchsen, — alle haben Anfang und Ende ihres Daseins in den Aimak's der Schamo gefunden. Nach Unterjochung des Landes, welches den Tugju gehörte, wollte die Dynastie Tan durch Errichtung von Städten und Kreisen bürgerliche Ordnung in dieses wilde Gebiet einführen, denn der Hof vermeinte damals, seine Macht wäre auf ihrem Gipfel angelangt; die Ereignisse bewiesen indeß gar bald seine Ohnmacht in der Herrschaft über Fremde. Die Dynastien Ljao und Gin gründeten die mittlere und die westliche Hauptstadt, während ihre Macht und ihr Einfluß sich nicht weiter, als bis auf die östlichen und die westlichen Chi erstreckte, ohne die Gegenden nördlich von der Schamo zu berühren. Nur das Haus Juan, welches sich an den Ufern der Tola und des Kerulun erhob und vorübergehend selbst China seiner Herrschaft unterwarf, gründete im Süden der Schamo die Kreise Danin, Schanzfjun, Sinche, Datun und im Norden Choriu, wo die Verwaltung aller außerhalb der großen Mauer gelegenen Ortschaften ihren Mittelpunkt hatte, der westliche Bezirk dagegen und Chuchenor wurden unter neu eingesetzte Fürsten und Kaiserliche Schwiegersöhne vertheilt. Damals war zum ersten Male von einem Unterschiede der alten und der neuen Gränzen der Schun die Rede, und erhielten die Stämme die allgemeine Benennung „Mongolen", welche bis heute vom Volke beibehalten worden ist, ungeachtet der in seinem politischen Leben eingetretenen Veränderungen.

Das Haus Min zertrümmerte die Herrschaft der Mongolen in China und drängte sie in den Norden der Schamo zurück; doch Beuteluſt zog die nomadiſirenden Stämme von Neuem an den Südrand der großen Steppe, und ſeit ihrem Erſcheinen entwickelten ſich auf den Gränzen des Chineſiſchen Reiches Unruhen, welche bis zu der neuen Wendung in ſeinem Schickſale angehalten haben. Uebrigens verfielen die Macht und der Einfluß des dort regierenden Hauſes mit jedem Tage mehr; die zahlreichen Nachkommen Tſchingis-chan's, die Ohnmacht des Oberhauptes ausbeutend, verfolgten nur ihre Privat-Intereſſen, und gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts hatten ſich aus dem einſt furchtbaren Kaiſerthume einige unabhängige Aimaks gebildet. Die vier Oiratiſchen Stämme, welche den ganzen Weſten der Mongolei und Chuchenor inne hatten, löſten ſich vollſtändig von dem gemeinſamen Leben ihrer Stammverwandten ab, und Guſchichan legte unter ſteter Vergrößerung der Zahl ſeiner Unterthanen erſt den Grund zu der neuen Macht, welche ſpäter in dem Kampfe der Tſchſungaren mit China eine Rolle ſpielte. Im Norden gaben ſich die Chalchas-Chane dem Einfluſſe des Buddhismus hin, diſputirten über die Vorzüge des gelben und des rothen Geſetzes, und fanden die Löſung dieſer ſchwierigen Frage nur in der erhitzenden Eingebung des Kumuiß. Der ganze Oſten war in kleine Aimaks zerſplittert, welche niemals eine beſondere Bedeutung gehabt haben, weder hinſichtlich ihrer numeriſchen Stärke, noch durch ihren Einfluß auf den Zuſtand und die Angelegenheiten der ganzen Mongolei. Selbſt die Oberhäupter der herrſchenden Linie mußten, nach mancherlei Veränderungen in ihrem Leben und in ihren Gebieten, ſich auf den Namen und die Ausdehnung des Aimak's der Tſchacharen beſchränken, welche auf der Gränze des Kaiſerreiches längs der großen Mauer nomadiſirten. Allerdings war die Horde immer noch furchtbar für China und nahm von demſelben einen läſtigen Tribut für die Sicherheit der Gränzen; der Wille des Chan's reichte noch bis Ordos und Tumot, und ſogar die öſtlichen an Bevölkerung und Mitteln armen Aimaks hatten ſich niemals vollſtändig von der Botmäßigkeit gegen ihr Stammhaupt losgeſagt: allein die Maßregeln, welche die Tſchacharen zur Befeſtigung ihrer ſchwankenden Herrſchaft ergriffen, ſo wie die Erſcheinung gefährlicher Nebenbuhler in der Perſon der Mantſchſuren, drohten unabwendbare Veränderungen in dem Schickſale der Mongolei.

Lindan, der letzte Chan aus Tschingis Hause, wollte die alten Rechte seines Geschlechtes wieder aufrichten, forderte aber, auf die Gesetzlichkeit seines Verlangens sich stützend, nicht Bündniß, sondern unbedingte Unterwürfigkeit. Die Häupter der Aimaks hingegen, welche sich schon daran gewöhnt hatten, sich nur durch ihre eigene Willkür bestimmen zu lassen, konnten weder leicht noch gutwillig der neuen, ihnen Unabhängigkeit gewährenden Stellung entsagen. Auf solche Weise war ein Kampf unvermeidlich, und indem der Chan zu den Waffen griff, wünschte er, durch den Krieg nicht bloß seine Oberhoheit über die übrigen Gebiete zu befestigen, sondern zugleich die ungehorsamen Vasallen zu vernichten, welche sich erkühnt hatten, gegen ihren Gebieter zu streiten. Eine solche Politik indeß hatte zur Folge, daß die Aimaks, durch den Wunsch nach Selbstherrschaft einerseits und durch die stete Bedrängung von den Tschacharen andrerseits getrieben, bereit waren, entweder in der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit unterzugehen oder eine fremde Oberherrschaft anzuerkennen, um der Botmäßigkeit gegen den ihnen verhaßten Chan zu entgehen.

In diesen kritischen Augenblicken bot China, welches das beständige Wachsthum der Mantschsurischen Macht schon beunruhigte, Lindan Silber und Gold unter der Bedingung, daß er mit ihm ein Bündniß gegen die neuen Eroberer schlösse. Und der Tschacharische Chan erließ ein drohendes Schreiben an Tai-zsu, welches mit der höchst sonderbaren Ueberschrift anhob: „Der Oberherr von 400,000, Beherrscher der Mongolei, Batur-Tschingis-Chan, sendet dieses Schreiben an den Mantschsurischen Chan, den Gebieter über 30,000 Küstenbewohner." Nach solchem Eingange forderte Lindan, daß Tai-zsu die Ruhe auf des Kaiserreiches Grenzen nicht störte, welche er unter seinen Schutz und seine Vertheidigung genommen hätte.

„Ich weiß," antwortete Tai-zsu, „daß damals, als der Gründer des Min'schen Hauses Peking unterwarf, von vier Millionen Mongolen 60,000 sich durch die Flucht in ihre Steppen gerettet haben: 10,000 derselben haben sich in Ordos niedergelassen, 10,000 in Tumat, 10,000 in den Aimaks Aßut, Jonßibu und Karzin; sie alle haben gesonderte Herrschaften gebildet und leben nach ihren eigenen Gesetzen. Es bleiben also noch 30,000. Aber auch diese, stehen sie etwa sämmtlich unter Deiner Herrschaft?"

„Du ſchreibſt: „„Belagere Guan-nin nicht! Ich habe Löſegeld von ihm genommen. Wenn Du Dich aufmachſt, um dieſe Stadt zu unterwerfen, ſo werde ich Deine Fortſchritte hindern, und unſere Begegnung auf einem und demſelben Wege wird die verderblichſten Folgen haben.““

„Was wird denn aber Schlimmes darin liegen, wenn wir mit vereinten Kräften gegen das Kaiſerthum losſchlagen? Und wie haſt Du ſo arge Worte ausſprechen können, indem Du Dich China's annimmſt, eines uns fremden Reiches?“

„Zweimal biſt Du gegen China in den Krieg gezogen; und welche Beute haſt Du gemacht? welche namhafte Stadt bezwungen? — Bei welchem Orte haſt Du eine ſtarke Armee geſchlagen? Mit welchen außerordentlichen Geſchenken hat der Min'ſche Hof Dich beehrt?... Nur die Furcht, welche meine Waffen und meine Siege über die Chineſen gebracht haben, hat deren Kaiſer beſtimmt, Dir mit nichtigem Gewinne zu ſchmeicheln. Nein, hätteſt Du geſchrieben: laß uns Herzen und Kräfte vereinigen, laß uns China gemeinſchaftlich bekriegen, — ſo wäre das die Rede eines verſtändigen Mannes geweſen!“

Eine ſolche Antwort hatte der Beherrſcher der Mongolei, Batur-Tſchingis-Chan, nicht erwartet, und der Mantſchſuriſche Geſandte mußte für das Schreiben ſeines Chans mit dem Leben büßen. Tai-zſu hatte keine Zeit, an Lindan Rache zu nehmen; aber das Blut und die Beleidigung legten den Grund zu unverſöhnlicher Feindſchaft zwiſchen beiden Reichen, — und da die Beile der öſtlichen Aimaks den wahren Schutz gegen die Abſichten und Angriffe der Tſchacharen in den Mantſchſuren erblickten: ſo eilten ſie, in Stamm-Bündniſſe mit Tai-zſu zu treten, und ſchmeichelten ihm durch Titel, Freundſchaftsbezeigungen und Unterwerfung. Der Tod des Mantſchſuriſchen Chans verſetzte die Mongoliſchen Fürſten in Zweifel hinſichtlich der Pläne und der Handlungsweiſe ſeines Nachfolgers. Die Beſorgniß, der Willkür Lindan's preisgegeben zu werden, veranlaßte ſie, ſich enger an die mächtigen Nachbaren anzuſchließen, und der Korziner Tai-zſi, welcher eine angeſehenere Rolle unter den übrigen Machthabern geſpielt hatte, ſandte ein Schreiben an die Mantſchſuriſchen Beile, in welchem er die Verſicherung ſeiner freundſchaftlichen Geſinnungen gegen ihr großes Reich ausſprach, und zugleich die Hoffnung, daß der Geiſt des entſchlafenen Chans in ſeinem erhabenen

Nachfolger nicht sterben würde. Gleichzeitig ließen verschiedene Mongolische Fürsten, welche persönlich erschienen waren, um Tai-zsun's Staube ihre Verehrung zu bezeigen, die Gelegenheit nicht vorüber, vor dem neuen Gebieter der Mantschsuren die Gefühle ihrer Ergebenheit und Unterwürfigkeit auszudrücken.

Tai-zsun beschloß, die günstigen Augenblicke zu benutzen, und der Titel eines Chans war die Belohnung des Korziners Tai-zsi; unmittelbar darauf aber wurde ein ansehnliches Corps abgesandt, um — einen Einfall in das Tschacharische Gebiet zu machen. Diese beiden Maßregeln waren von glänzendem Erfolge gekrönt. Die Fürsten der östlichen Aimaks führten selbst die Soldaten Tai-zsun's gegen den unversöhnlichen Feind; denn, einmal in ein Kriegesbündniß mit dem siegreichen Mantschsurischen Chane getreten, wagten sie weder, seine Fahnen zu verlassen, noch auch, sich dem Einflusse und dem dictatorischen Tone ihres Beschützers zu widersetzen, welcher sie so geschickt und fest mit den Netzen seiner tief berechneten Thätigkeit zu umstricken wußte, daß nicht später als im Jahre 1629 das Mantschsurische Militair-Gesetz in den Aimaks Korzin, Aochan, Naiman, Chalcha, Karzin und anderen eingeführt wurde, und fast die ganze östliche Mongolei ihr Schicksal auf immer an die Geschichte und das Leben des Mantschsurischen Hauses knüpfte.

Ein anderes Reich, welches sich dem Willen Tai-zsun's vollständig unterordnete, war Korea. Seine Gränzen beginnen an den Ufern des Ja-lu-zsjan und enden in den Wogen des Gelben Meeres, welches es von drei Seiten umspült. Der Anfang dieses Reiches liegt in sehr fernen Zeiten, und es hat, nach den Berichten einheimischer Schriftsteller, ihr Vaterland viele Veränderungen in seinem Leben erfahren. Die älteste Dynastie herrschte unter dem Namen Tan-zsjun, monarchisch über das ganze Land, bis zu Ankunft Zi-zsui's, welchem U-wan, ein Chinesischer Kaiser aus dem Hause Tschsou, Korea zu Lehen gab; damals wurde die Familie Tan-zsjun aus ihrer Hauptstadt, welche sich in Pi-schan befand, vertrieben und verbarg sich in Bo-ju. Das war die erste Tschao-sjan. — Zi-zsui brachte Chinesische Bildung und Chinesische Einrichtungen in sein neues Vaterland, und bis auf den heutigen Tag werden in der Nähe der Stadt An-nin-fu die Ueberreste von Bewässernngs-Arbeiten gezeigt, welche durch den Stammvater des

neuen Hauſes in dieſer Gegend ausgeführt worden ſind. Nach einundvierzig Geſchlechtern, welche während der Periode vom Anfange bis zum Ende der Dynaſtie Tſchſou vergangen ſind, unterwarf ein neuer Auswanderer aus China, Wei-man, Korea ſeiner Herrſchaft, und mit dem Falle des Hauſes Zi-zſui endete die zweite Tſchao-ſjan. — Wei-man ſchlug ſeine Reſidenz in der Stadt Wan-ſjan-tſchen auf und führte in ſeinem Reiche Sprache, Gewohnheiten und Sitten des Mittelreiches ein; ſein Enkel Ju-zjui jedoch wurde von dem Kaiſer U-di, aus der Dynaſtie Han, geſtürzt, Wan-ſjan in die Provinz Le-lan umgewandelt, und dieſes Ereigniß machte dem Daſein der dritten und letzten Tſchao-ſjan ein Ende. Jede derſelben hatte ihre Hauptſtadt in Pi-ſchan. Später traten San-chan, Sin-lo, Gao-zſjui-li und Bo-zſi auf, theilten das Land in mehrere beſondere Herrſchaften, befehdeten ſich unter einander um Vorrang und Unabhängigkeit, — bis endlich Gun-i der Stifter eines neuen Hauſes wurde und dem Reiche die Benennung Gao-li gab, den Namen, mit welchem die Koreaner noch jetzt ihr Vaterland bezeichnen. Trotz dieſer politiſchen Wechſel blieb Korea zu allen Zeiten durch Handel, wie durch Einheit der Bildung und des Glaubens, enge mit China verbunden, zu welchem es ziemlich in denſelben Beziehungen ſtand, wie eine Colonie zu ihrer Metropole. Auch nach dem Falle der Mongolenherrſchaft verlor das Kaiſerthum ſeine Macht über die alte Unterthanin und ſeinen Einfluß auf dieſelbe nicht; vielmehr lieferte der Kampf des Hauſes Min mit den Mantſchſuren einen neuen Beweis für die Anhänglichkeit der Koreaner an das Kaiſerthum.

Korea ahnte frühzeitig in ſeinen Nachbaren gefährliche Feinde und ſuchte deshalb bei allen Gelegenheiten der Entwickelung des neuen Reiches Gränzen zu ſetzen. Damals, als Tai-zſu's Heer bis an das öſtliche Meer vorgedrungen war, traten ihm die Koreaner wegen des Aimak's War-ka mit den Waffen entgegen, und es bedurfte der Vermittelung des Min'ſchen Hofes, damit dieſer erſte Streit nicht in einen entſchiedenen Krieg ausartete. Auf Wunſch des Kaiſerthumes gaben nämlich die Koreaner den Mantſchſuren nach; als aber Jan-chao jenen unglücklichen Feldzug gegen Sin-zſiu unternahm, ließen ſie ein Corps von 20,000 Mann zu dem Chineſiſchen Heere ſtoßen, um mit vereinten Kräften den gemeinſamen Feind zu

züchtigen. Wir kennen die Folgen jenes Krieges ſchon, ſo wie den Umſtand, daß 5000 Koreaner vor den Siegern die Waffen ſtreckten. Der ſiegreiche Tai-zſu wollte dem, ohne Veranlaſſung in die Mantſchſurei eingedrungenen, feindſeligen Nachbar ſeine Großmuth zeigen und ſchickte mehrere Gefangene in ihr Vaterland zurück mit einem freundſchaftlichen Schreiben an ihren König, welchem er den ungerechten Krieg bereitwillig verzieh, indem er ihn zugleich an die alten Bündniſſe zwiſchen ihren beiden Reichen erinnerte und ihm vorſchlug, ſchließlich zwiſchen der Mantſchſurei und China zu wählen. Um ſeinen Worten mehr Nachdruck zu geben, ſtreute der Chan das erdichtete Gerücht aus, als beabſichtigte der Kaiſer, ihre alten Herrſchaften ſeinen Kindern zur Apanage zu geben, und forderte ihn im Namen der gemeinſamen Gefahr auf, mit ihm vereint der gewaltthätigen Politik China's mannhaft entgegen zu treten. Der König beantwortete das friedfertige Schreiben des Chan's nicht, und dieſes beleidigende Schweigen mußte an ſich ſchon entſcheiden, welches Verhältniß fortan zwiſchen den beiden Reichen herrſchen ſollte, wenngleich Tai-zſu ſich nicht unmittelbar entſchloß, zu den Waffen zu greifen. Als aber Mao-wuin-lun ſich auf einer zum Königreiche gehörigen Inſel feſtſetzte, um die Gränzen der Mantſchſuren und deren kaum befeſtigte Herrſchaft in Ljao-dun fortwährend zu beunruhigen; als Korea den Chineſiſchen General mit Getreide und Waffen verſah und in Gemeinſchaft mit ihm zwei Wachtpoſten gegen etwaige Unternehmungen des unermüdlichen Chan's errichtete; als Korea allein keine Geſandten mit Opfern zu Ehren des verſtorbenen Tai-zſu beauftragen wollte: da blieb den Mantſchſuren keine Friedenshoffnung mehr, und im erſten Monate ſeiner Regierung ſandte Tai-zſun ſeine Brüder aus, den Feind „zu beſtrafen."

Die Mantſchſuren eröffneten ihre Siege mit einer Niederlage Mao-wuin-lun's bei Te-ſchan; ſofort eroberten ſie die Städte J-tſchſou, Din-tſchſou und Chan-ſchan, metzelten in ihnen mehr als 20,000 Einwohner und Soldaten nieder, verbrannten über eine Million Säcke Getreide, gingen über den Zin-zjuan-zſjan, nahmen An-ſchi, beſetzten Pin-ſjan, welches von Garniſon und Einwohnern verlaſſen worden war, überſchritten den Da-tun-zſjan, bezwangen Tſchſun-lo und ſtanden im zweiten Monate des Feldzuges ſchon bei Chuan-tſchſon.

Das ganze Reich zitterte vor den Erfolgen der Mantschsurischen Waffen, und Li-zsun, der König von Korea, wandte sich um Hülfe an das Kaiserthum. Allein die geschickten Bewegungen Tai-zsun's zogen die Aufmerksamkeit und die Streitkräfte China's ab; die Mantschsuren bedrohten inzwischen die Hauptstadt selbst; und da der König auf dem Festlande keine Rettung sah: so flüchtete er mit Weibern, Kindern und dem ganzen Hofe auf die Insel Zsjan-chua-dao, die der Leitung und des Schutzes beraubten Städte sammt ihrer Bevölkerung den Feinden zum Opfer bringend. Nur noch einen entscheidenden Schritt durften die Sieger thun, und der Fall Korea's war unvermeidlich. Sie trugen jedoch Bedenken, zu weit in das Innere des feindlichen Landes vorzudringen, während ihre eigenen Gränzen von aller stärkeren Vertheidigung und Deckung entblößt waren: China und die Tschacharen hätten die Abwesenheit der größeren Hälfte des Mantschsurischen Heeres benutzen und das Land verheeren können, bevor es den Siegern gelang, zur Rettung des Vaterlandes herbeizueilen. Deßwegen schrieb auch Tai-zsun selbst an seine Beile, sie sollten mit Vorsicht weiter rücken und sich nicht in augenscheinliche Gefahr begeben, welche leicht mit einer verderblichen Erschütterung des gesammten Reiches enden könnte. Und so beschlossen denn die Beile in allgemeiner Berathung, eine Proclamation zu erlassen, daß sie nicht gekommen wären, das Land zu unterjochen, sondern um für frühere Beleidigungen Rache zu nehmen und den Frieden herzustellen.

Es währte nicht lange, so erschienen Koreaner im Lager der Sieger mit der Bitte, die Beile möchten die Feindseligkeiten einstellen und dem unglücklichen Volke die Ruhe wieder schenken. „Unser Monarch," sagte der Gesandte, „gesteht seine Schuld ein, und will sie durch alle Schätze tilgen, welche er in seinem verwüsteten Reiche irgend zusammenraffen kann. Außerdem aber sind — da die Ankunft Eures Heeres den König gezwungen hat, seine Hauptstadt preiszugeben und auf dem Meere Rettung zu suchen, — die Reichthümer unserer Städte und Dörfer zerstreut worden und im Getümmel des Schreckens und der Auswanderung zu Grunde gegangen." Nach gegenseitiger Uebereinkunft wurde in allgemeiner Versammlung der Beschluß gefaßt, Behufs persönlicher Unterredung einen Mantschsurischen Bevollmächtigten an den Koreanischen Herrscher zu senden, und

Lju-ſin-zſu, welcher dieſen wichtigen Auftrag übernommen hatte, erſchien auf Zſian chua-dao, wo er Li-zſun vorgeſtellt ward.

Lange ſtand der Mantſchſuriſche Abgeſandte vor dem Könige und wartete auf Bewillkommnung und Verbeugung; Li-zſun aber machte nicht die kleinſte Bewegung und ſprach kein Wort. „Biſt Du etwa eine Bildſäule, aus Thon gemacht?“ — ſagte endlich Lju-ſin-zſu, indem er ſich mit dieſer Frage zu Li-zſun kehrte. „Ich bin in Trauer und beweine den Tod meiner Mutter,“ konnte Li-zſun, durch ſolche Worte heftig erſchüttert, nur mit Mühe hervorbringen.

„Seht da, die Früchte Eures Hochmuthes!“ fuhr der Geſandte fort; „das Volk geht in Geſetzloſigkeit zu Grunde und die Soldaten fallen unter dem feindlichen Schwerte! Uebrigens kannſt Du mit dem heutigen Tage allen Verwirrungen ein Ende machen: wenn Du den Frieden willſt, ſo ſende ſchleunigſt Deinen Sohn und Deinen Bruder zu eidlicher Uebereinkunft ab, und inzwiſchen beſtimme Du ſelbſt, welchen jährlichen Tribut Du uns zahlen willſt.“ — „Aber“, entgegnete der König, „im Buche Tſchun-zſu ſteht geſchrieben: Schmach wird auf das Haupt Deſſen fallen, der mit dem Feinde Frieden ſchließt unter den Mauern ſeiner eigenen Stadt. — Wenn ein Gefühl der Gerechtigkeit und der Großmuth ſich in Euch regt, ſo zieht Euch zuvor mit Eurem Heere zurück, und alsdann erſt wollen wir über den Frieden verhandeln.“ — „Geſchickt ausgedrückt“! bemerkte der Geſandte. „Ein Tag ſpäter, das iſt ein Tag mehr Leiden für Dein Volk; und wird der Abend den Morgen retten? Nicht meinetwegen ſage ich, ſondern Deines Volkes wegen: Entſende ſchleunigſt Deinen Bruder; es hilft kein Säumen.“ — Der unglückliche Li-zſun war gezwungen, ſich in ſein Schickſal zu ergeben, und Li-zſiu, ſein Bruder, erſchien mit Geſchenken und mit der Unterwürfigkeits-Erklärung im Mantſchſuriſchen Lager.

Es war alſo nur noch der feierliche Eid vor dem Himmel abzulegen, und der Friede mußte dem erſchütterten Korea die Ruhe wiedergeben: da überraſchte ein Beile, Namens Amin, welcher über die frühzeitige Abſchließung des Tractates unzufrieden war, ſeine Gefährten mit dem Proteſte, daß er während ſeines ganzen Lebens darüber geſonnen habe, wie er wohl die Höfe des Chineſiſchen Kaiſers und des Koreaniſchen Königs zu ſehen bekommen könnte, und daß er nun, da die Mantſchſuren faſt die Pforten der Hauptſtadt berührten, — nicht

heimkehren würde, ohne seinen unablässigen Wunsch realisirt zu haben. „Lasset uns vorwärts gehen! Dort wollen wir die Unterhandlungen führen!" wiederholte Amin auf alle Einwendungen der Beile, welche endlich beschlossen, weil sie verzweifelten, den Eigensinn ihres Kameraden besiegen zu können, die begonnenen Unterhandlungen ohne sein Wissen zu Ende zu führen. Die Angelegenheit war abgethan, die Armee schickte sich zum Rückmarsche an, — und Amin allein, erbittert über das Verfahren der Beile, dachte an keinen Frieden und schwor, da er sich bei dem Tractate nicht betheiligt hätte, so würde er plündern und zerstören, was er auf dem Wege anträfe. Seine Worte waren keine leere Drohung, und wie seltsam auch das Benehmen des Generals war: der König mußte sich bequemen, einen neuen, besonderen Vertrag mit Amin abzuschließen.

Der Beherrscher von Korea bekannte sich als den „jüngeren Bruder" in seinem Verhältnisse zu dem Mantschurischen Chane; er verpflichtete sich, alljährlich im Herbste und im Winter einen Tribut einzusenden, Garnisonen in seine zwei Gränzstädte aufzunehmen und gegenseitigen Handel zu gestatten. Solches waren die wichtigsten Folgen des Feldzuges der Mantschuren gegen Korea, eines Zuges, welcher nicht länger als drei Monate gewährt hatte; die östliche Gränze war gegen die Einfälle der Feinde sicher gestellt; — zugleich aber steigerte die glückliche Beendigung des Krieges die Forderungen der Mantschuren und schlug die Hoffnungen des Kaiserthums auf Frieden darnieder.

Wir haben schon gesagt, daß China bei Gelegenheit des Ablebens Tai-tsu's eine Gesandtschaft nach der Mantschurei schickte. Zu dieser Gesandtschaft gehörte auch ein Lama, welcher mittelst des Buddhismus auf den Geist des neuen Chan's einwirken sollte. Da nun Tai-tsun den Feldzug gegen Korea schon beschlossen hatte, so sah er mit Vergnügen die Bereitwilligkeit des Kaiserthumes zu Friedensvorschlägen, und beeilte sich, Zeit für die Ausführung seiner Pläne zu gewinnen, indem er Unterhandlungen anknüpfte, durch welche der Min'sche Hof von der Theilnahme an dem östlichen Kriege abgehalten werden sollte In dieser Absicht erließ der Chan, als die Chinesischen Gesandten abreisten, ein freundschaftliches Schreiben an den Ljao-dun'schen Gouverneur Juan-tschun-chuan; weit entfernt jedoch von einem wirklichen Friedensschlusse mit dem Kaiser-

thum, ſtellte er ihm ſo maßloſe Bedingungen, daß wechſelſeitige Streitigkeiten und darauf folgendes Nachgeben von der einen und von der andern Seite die Erledigung der Angelegenheit auf lange Zeit verzögern mußten.

Tai-zſun fing ſein Schreiben mit einer Wiederholung der ſieben Beleidigungen an und verlangte, daß China, zur Genugthuung für ſeine früheren Ungerechtigkeiten und für den freiwilligen Vorſchlag eines Freundſchafts-Traetates, 100,000 Lan Gold, eine Million Lan Silber, eine Million Stücke Seidenzeug und zehn Millionen Stücke Leinwand an die Mantſchſuren zahlte. Dagegen verſprach der Chan, nach Abſchluß des Vertrages dem Kaiſer jährlich zehn Perlen, tauſend Zobel und tauſend Wurzeln Schen-ſchen zu liefern, forderte aber vom Kaiſerthume, daß es eben ſo den Mantſchſuren zehntauſend Lan Gold, hunderttauſend Lan Silber, hunderttauſend Stücke Seidengewebe und 300,000 Stücke Leinewand ſendete.

So groß auch Tai-zſun's Forderungen waren: der Gouverneur, welcher ſelbſt des Waffenſtillſtandes bedurfte, mochte gleichwohl nicht durch eine entſchiedene Ablehnung die Friſt der beiderſeitigen Unthätigkeit verkürzen. Die Truppen nämlich, welche ſich hinter den Mauern Schan-chai-guan's befanden, litten fortwährend unter der außerordentlichen Schwierigkeit der Verproviantirung, welche wegen der mangelhaften Communicationswege weder zur feſtgeſetzten Zeit, noch in hinreichendem Umfange geſchehen konnte. Um dieſes ernſte Hinderniß zu beſeitigen, hatte ſchon Sun-tſchen-zſun in Zſin-tſchſou, Tſchſun-tun, Da-lin-che und anderen Orten Militair-Colonieen angelegt, welche die Garniſonen mit Getreide verſehen ſollten; ſeitdem aber Gao-di die Behauptung der Ljao-dun'ſchen Städte aufgegeben hatte, war das Werk des weiſen Miniſters wieder zerſtört worden, und die Gränze reichte nicht einmal ganz bis Rin-juan. Juan-tſchun-chuan hingegen, nach deſſen Ueberzeugung der Plan Sun-tſchen-zſun's durchaus wieder aufgenommen werden mußte, ging in der Stille an die Wiederherſtellung und Befeſtigung der verlaſſenen Städte, und antwortete, um ſein Vorhaben ungehindert durchführen zu können, auf die übertriebenen Vorſchläge Tai-zſun's mit friedlichen, aber gleichfalls übertriebenen Forderungen.

Der Gouverneur entschuldigte sich damit, daß die Beleidigungen, wegen deren sich Tai-zsun beklagte, gar zu alt wären, und daß es ihm unnütz schiene, dieselben „aus der Tiefe von neun Brunnen" hervorzuziehen; daß durch die Zerstörung Chada's und Jeche's, sowie durch die Verheerung des ganzen Ljao-dun's, wo man nicht einmal ein altes Weib hätte finden können, welches nicht vor dem feindlichen Schwerte geflüchtet wäre, die Mantschuren sich nicht so ganz im Rechte, China gegenüber, befänden, und daß sie die Grenzen ihrer Rache und ihrer Eroberungen schon zu weit vorgeschoben hätten. Zum Schlusse seines Schreibens ertheilte er sodann dem Chane den Rath, alle alten Besitzungen China's an dasselbe zurückzugeben, so würde das Kaiserthum gern mit seinem nahen Nachbar Frieden schließen, — natürlich ohne jene erniedrigenden und erschrecklichen Bedingungen, welche Tai-zsun gestellt.

Dem Briefe des Gouverneurs war ein Sendschreiben des Lama's beigefügt, welcher früher in der Gesandtschaft gewesen war, und welcher jetzt mit der ganzen Beredtsamkeit eines Verkündigers der Lehre sich bemühte, dem unbeugsamen Chane zu zeigen, wie gottlos die Leidenschaft für Eroberungen und Siege wäre; mit welchen Drohungen das gelbe Gesetz gegen Blutvergießer und Friedensstörer donnerte; wie leicht es wäre, von aufrührerischen Gedanken und von gesetzwidrigen Wünschen sich loszumachen, nach den Worten des großen Lehrers Buddha: „Gränzenlos ist das Meer der Trübsal; du darfst aber nur das Haupt wenden, — und du erblickst das Ufer;" und wie tief endlich er, der Lama, selbst von dem Wunsche durchdrungen wäre, es möchte die Stimme der Wahrheit das Herz des Chans in Barmherzigkeit und Liebe erweichen. In solcher Art entspann sich zwischen China und der Mantschurei ein Briefwechsel, welchen beide Theile so weit wie irgend möglich auszudehnen suchten, ohne weder ihre Hauptansprüche aufzugeben, noch einen entscheidenden Schritt zur Beendigung der Sache zu thun.

Tai-zsun antwortete dem Gouverneur und dem Lama in umfangreichen Sendschreiben, welche hauptsächlich folgenden Inhalts waren; „Als nach der Eroberung Guan-nin's die Beile und Generale bei Tai-zsu die Erlaubniß nachsuchten, nach Schan-chai-guan selbst vorzudringen, da wünschte mein weiser Erzeuger, auf die Vorbilder und die Berichte der alten Historie sich stützend (wie z. B.

die Dynaſtieen Ljao, Giu und Juan die Sitten und Gewohnheiten ihrer Väter vergaßen, nachdem ſie ihr Stammland verlaſſen), mittelſt einer Gränzbeſtimmung, — nach welcher alles von Schan-chai-guan weſtlich Liegende China gehören, alles öſtlich vom Ljao-Liegende aber unter der Herrſchaft der Mantſchſuren verbleiben ſollte, — nur zu bewirken, daß China und die Mantſchſurei zwei getrennte, ſelbſtſtändige und von einander unabhängige Reiche bildeten; — und deswegen verbot mein erhabener Vater, welcher nicht daran dachte, dem Kaiſer die Herrſchaft über das Himmliſche Reich ſtreitig zu machen, ſeinem Heere, ſich der Mauer zu nähern. Ich beuge mich in Ehrfurcht dem geheiligten Willen des entſchlafenen Chans, werde aber nimmermehr den Eroberungen entſagen, welche meinem Erzeuger vom Himmel ſelbſt verliehen worden ſind. Uebrigens will ich, durch Friedensliebe bewogen, und um allen Streitigkeiten ein Ende zu machen, einwilligen, daß in allen Documenten und Schriftſtücken der Name des Chineſiſchen Kaiſers um einen Buchſtaben höher geſchrieben werde, als der meinige, mit der Bedingung jedoch, daß die Namen aller Eurer Machthaber und Großen eine Stufe tiefer, als der meinige, geſetzt werden. Ich bin ſelbſt bereit, wenn China ſo gar verarmt iſt, die Hälfte des Preiſes zu erlaſſen, für welchen das Kaiſerthum den gegenwärtigen Frieden würde erkaufen müſſen, ſo wie auch, ſtatt der jährlichen Geſchenke anzunehmen, was der Min'ſche Hof ſelbſt beſtimmen wird. „Und ſomit", ſchrieb Tai-zſun an den Lama, „bleibt Dir nur übrig, den Rath, welchen Du mir gegeben, vor dem Chineſiſchen Kaiſer zu wiederholen; ſage ihm: Wende Dein Haupt der Gerechtigkeit zu, ſo wird der Friede in Deine Reiche einziehen."

Die Conceſſionen, welche der Chan gemacht, ließen das Kaiſerthum hoffen, es würde zuletzt dennoch die ſichere und ſtolze Politik China's unvermerkt die argloſen Mantſchſuren beſiegen, und die Ljao-dun'ſche Angelegenheit vielleicht ohne grauſames Blutvergießen zu einem erwünſchten Schluſſe gelangen. Als aber Tai-zſun erfuhr, daß Juan-tſchun-chuan mit Befeſtigung der Städte und der Gränze beſchäftigt war, und als überdies der Zug nach Korea durch den glänzendſten Erfolg gekrönt wurde: da ergoß ſich der Chan gegen den Chineſiſchen General in drohenden Vorwürfen darüber, daß er Werke der Feindſchaft mit Worten des Friedens verhüllt, und ſtellte ſeinem Gegner mit prophetiſcher Feierlichkeit die Frage: „Kann es

nicht geſchehen, daß der Himmel den Chan auf's Neue mit Siegen krönt, daß er Peking in ſeine Hände giebt, und daß die Mantſchſuren, von oben beſchirmt, den Kaiſer zur Flucht nach Nanking nöthigen?"

Faſt zugleich mit ſeinem Schreiben war Tai-zſun ſelbſt auf den Gränzen des Kaiſerreiches. Im Juni des Jahres 1627 näherten ſich die Mantſchſuren Da-lin-che, deſſen Garniſon nach Zſin-tſchſou flüchtete, mit der traurigen Nachricht vom Verluſte der Stadt und mit der Bitte um Aufnahme unter den Schutz der feſten Mauern. Allein der Commandant, Tſchſao-ſchuai-zſiao, der unglücklichen Vorfälle bei Chun-che und Schen-jan eingedenk, nahm die Flüchtlinge nicht auf; daſſelbe Schickſal erfuhren 2000 Chineſiſche Soldaten, welche der Feind aus verſchiedenen eroberten Plätzen freiwillig zurück geſchickt hatte, und nicht einmal die Boten, welche nochmals erſchienen, um wegen des Friedens zu unterhandeln, wurden in die Stadt eingelaſſen. Bald zeigten ſich auch die Mantſchſuren ſelbſt vor Zſin-tſchſou. Sie bemächtigten ſich einer Ecke der Stadtmauer, wurden jedoch wieder verjagt, und waren genöthigt, fünf Li von der Stadt ein Lager aufzuſchlagen. Man durfte überhaupt nicht hoffen, einen ſo feſten Platz mit Leichtigkeit zu bewältigen; deßhalb richtete Tai-zſun ſeine Thätigkeit gegen Niu-juan, wo die Chineſiſchen Reſerven ſtanden.

Juan-tſchun-chuan vertheidigte die Stadt von innen, während Man-gui und Ju-ſchi-lu ſie von außen beſchützten, wo ſie ein von Wagen, Gräben und Batterieen umſchloſſenes Lager aufgeſchlagen hatten.

Die Mantſchſuren traten zum Scheine den Rückzug an, in der Abſicht, den Feind in das offene Feld herauszulocken; doch die Chineſen verließen ihre Verſchanzungen nicht, und die Vorſicht derſelben beſtimmte endlich die Beile Dai-ſchan und Amin, den Chan zu bitten, eine Belagerung aufzugeben, welche einen verzweifelten Kampf mit zahlreichen und erfahrenen Gegnern drohte. Statt der Antwort gebot Tai-zſun ſeinem Gefolge, die Panzer anzulegen, die Schilde zu nehmen, — und ſprengte ſelbſt gegen das Chineſiſche Lager. Sogleich ſtürmte die ganze Armee ihrem Gebieter mit Geſchrei nach, drang in die feindlichen Reihen ein und verwickelte ſich in ein hartnäckiges Handgemenge. Mehrere Beile waren verwundet und fuhren deſſen ungeachtet fort, zu kämpfen; Man-gui war

gleichfalls verwundet, ohne ſich zurückzuziehen; der Verluſt war auf beiden Seiten gleich groß und höchſt bedeutend; die Gräben und die Kanäle waren mit Leichen gefüllt. Zuletzt ſahen ſich die Mantſchuren genöthigt, zur Belagerung von Zſin-tſchſou zurückzukehren, bis mißlungene Verſuche, der Verluſt an Menſchen und der Eintritt der Hitze Tai-zſun beſtimmten, den Rückweg anzutreten, und ſich mit Zerſtörung der beiden Städte Da-lin-che und Sjao-lin-che zu begnügen.

Seit dem Anfange des Krieges zwiſchen dem Kaiſerthume und der Mantſchurei, Ljao-dun's wegen, hatten bis zu dieſer Zeit die Chineſiſchen Truppen gewöhnlich gleich bei dem erſten Stoße der feindlichen Reiterei die Flucht ergriffen, da ſie an Widerſtand und Vertheidigung der Städte nicht einmal zu denken wagten, und es war Juan-tſchun-chuan der Einzige, welcher mit Ehren den Kampf im offenen Felde und auf den Mauern beſtanden hatte. Eine ſolche Heldenthat war zu groß für die damalige Zeit, und Wei-tſchſun-ſjan, welcher Sun-tſchen-zſun geſtürzt hatte, war unfähig, dem Generale ſeinen Ruhm und ſeine Siege zu verzeihen. Die Genoſſen des Eunuchen waren daher bemüht, die Bedeutung der Erfolge Juan-tſchun-chuan's herabzuſetzen; ja, ſie fanden ſogar Mittel, ihn anzuſchuldigen, weil er nichts zur Unterſtützung Zſin-tſchſou's gethan, einer Stadt, welche der Hülfe durchaus nicht bedurfte. Der General begriff, daß ſeine Stellung unhaltbar geworden war, und nahm ſeinen Abſchied; der an ſeiner Statt ernannte Wan-tſchſi-tſchen aber beſchloß wiederum, Zſin-tſchſou aufzugeben, und allein Min-juan zu vertheidigen.

Obgleich die jüngſten Erfahrungen klar bewieſen hatten, wie ſeltſam und unangemeſſen jenes freiwillige Aufgeben eines alten Eigenthumes war, ſo beſtätigte die Regierung dennoch den neuen Plan, welcher ſicherlich mit dem unmittelbaren Verluſte von ganz Ljao-dun geendet hätte, wenn nicht die Thronbeſteigung eines neuen Chineſiſchen Kaiſers der Herrſchaft und dem Leben des Eunuchen Wei-tſchſun-ſjan ein Ziel geſteckt hätte. Chuai-zſun, in der Geſchichte des Hauſes Min durch ſein Unglück berühmt, wandte mit Anerkennung ſeine Aufmerkſamkeit auf Juan-tſchun-chuan und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Oſt-Armee; und dieſer Feldherr beſchloß, Ljao-dun durch die eigenen Kräfte dieſes Landes zu

vertheidigen, mittelſt ſeiner eigenen Producte die dortigen Truppen zu unterhalten, als erſten Schutz gegen den Feind die Städte und Feſtungen zu betrachten, als zweiten den Kampf im offenen Felde, als dritten und letzten den Frieden.

Das Erſcheinen des tapferen Vertheidigers von Nin-juan in Ljao-dun machte einen gewaltigen Eindruck auf die Mantſchſuren, welche den Urheber ihrer neulichen Unfälle und Verluſte ſehr wohl kannten und mit Unruhe auf die Anordnungen des neuen Oberbefehlshabers blickten. Ja, als Juan-tſchun-chuan auf's Neue Unterhandlungen eröffnete, war Tai-zſun, welcher zur Befeſtigung ſeiner eigenen Macht aufrichtig Frieden wünſchte, ſogar bereit, dem Kaiſertitel zu entſagen, ſich mit dem bloßen Namen „Chan" zu begnügen, das Reichsſiegel aus den Händen des Chineſiſchen Kaiſers zu empfangen, — mit einem Worte, beinahe von neuem in die Reihe der Reichsvaſallen einzutreten, unter der einzigen Bedingung, daß alles am öſtlichen Ufer des Ljao gelegene Land unter ſeiner Herrſchaft bliebe. Der Min'ſche Hof wähnte: es wäre ſchon die Zeit des Triumphes für ihn gekommen, verlangte Unterwerfung und wollte, gleich einem Sieger, nur auf die von ihm vorzuſchreibenden Bedingungen Frieden ſchließen. Demzufolge endeten die Unterhandlungen damit, daß Tai-zſun in ſeiner Seele das Gelübde that, den Stolz des Kaiſerthums zu brechen und, durch welche Mittel es immer ſein möchte, Juan-tſchun-chuan zu verderben, welchen er als ſeinen einzigen gefährlichen Gegner betrachtete.

Im Jahre 1629 wurde ein Feldzug, nicht mehr gegen das durch beſtändige Einfälle verwüſtete Ljao-dun, ſondern gegen das Kaiſerreich ſelbſt angekündigt, welches die Mantſchſuren durch die Hoffnung auf unermeßliche Schätze und auf einen ruhmvollen Frieden unter den Mauern Pekings anlockte. Unter dem eigenen Oberbefehle des Chan's rückte eine zahlreiche Armee in die öſtlichen Aimaks der Mongolei ein, um mit Hülfe dortiger Wegweiſer das gefahrdrohende Schan-chai-guan zu vermeiden und auf irgend einem anderen Punkte durch die Große Mauer zu brechen. Tai-zſun's Plan: die Mantſchſurei ohne jeglichen Schutz zu laſſen, während an ihren Gränzen ein zahlreiches feindliches Corps unter dem Commando eines unternehmenden und erfahrenen Feldherrn ſtand; durch eine öde und waſſerloſe Steppe zu ziehen, wo auf jedem Schritte die Tſcha-

charen mit Hinterhalt und Ueberfall drohten; in ein von Millionen Feinden erfülltes Land einzudringen, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, hartnäckig für die Rettung ihres Vaterlandes, ihres Heerdes und ihrer Familien kämpfen würden, und welche selbst, unter dem Schutze fester Städte und einer starken Artillerie, über alle Mittel geboten, den Mantschsuren den Rückweg abzuschneiden, während der Ljao-dun'sche Oberbefehlshaber die ganze Landschaft Ljao-che bis zum Tschan-bo-schan ohne Hinderniß mit Asche und Leichen bedecken konnte: ein solcher Plan erschien auch dem verwegensten Beile wegen seiner Tollkühnheit bedenklich. Als Tai-zsun schon bis Charachoton im Aimak Korzin gekommen war, erschienen eines Abends die Beile Dai-schan und Mangultai im Zelte des Chan's, um ihn von der Fortsetzung des Zuges abzumahnen, indem sie ihm die Länge des Weges vorstellten, die Ermattung der Pferde, den Mangel an Lebensmitteln, so wie schließlich ihre starke Besorgniß, es möchte der Feind die, weit jenseit fremden Grenzsteines vorgedrungenen Mantschsuren vollständig umringen und keinen von ihnen die heimathlichen Wälder wiedersehen lassen. Der heftige Wortwechsel dehnte sich über die Mitternacht hinaus, bis der durch den Widerspruch der Beile erzürnte Chan allen ihren Einwendungen mit den Worten ein Ende machte: „Jetzt ist es zum Ueberlegen schon zu spät; man hätte früher reden müssen. Fortan gilt es nur, zu handeln!“ — Am Morgen des folgenden Tages befand die Armee sich wieder auf dem Marsche nach China; im October drang sie durch die Große Mauer, nahm Zsjun-chua-tschen und bedrohte unter stetem Vorrücken Peking. In allen umliegenden Städten und Ortschaften wurde eine Proclamation verbreitet, in welcher Tai-zsun die alten und neuen, dem Mantschsurischen Hause durch die Min-sche Regierung zugefügten Kränkungen aufzählte, sein feindliches Verfahren gegen China rechtfertigte und die Bewohner aufforderte, freiwillig auf die Seite Derjenigen zu treten, welche der Himmel selbst beschützte.

„Nicht ich (erklärte der Chan), sondern euer Kaiser und eure Großen haben in ihrer Gleichgültigkeit gegen den Krieg und in ihrer Unbarmherzigkeit gegen das Volk den Frieden verschmäht. Sie haben den Krieg verlangt, — und er ist gekommen; aber ist er so leicht, wie sie gewähnt haben? — Ich schenke Allen das Leben, Beamten,

Gelehrten, Volk und Soldaten, welche ſich freiwillig meinem Willen unterwerfen, und drohe Jedem den Tod, welcher kämpfen, oder auch die Waffen ergreifen wird. Nicht durch mein Schwert werden ſolche umkommen: ihr eigener Herrſcher hat ſie dem Verderben geweiht!"

„Euer Hof ſagt: Die Mantſchſurei iſt ein kleines Reich: darf man zugeben, daß der Chan ſich Kaiſer nenne? Allein die Dynaſtien Ljao, Gin, Juan herrſchten anfänglich über unbedeutende Gebiete, und war China etwa im Stande, ihnen die Kaiſerwürde zu rauben? Selbſt Tai-zfu, (der Ahn) des Hauſes Min, war nicht mehr als ein Chetan (Mönch). Wer faßt die Geſetze des Himmels, welcher allein die Ohnmächtigen erhöht und die Starken niederwirft? Der Himmel hat zu mir geſagt: Sei Kaiſer. Die Ereigniſſe werden zeigen, ob China im Stande iſt, mich in den Staub zu werfen."

Die Min'ſche Regierung war über die unerwartete Keckheit der Mantſchſuren ſo betroffen, daß ſie ſtatt der Anordnung Juan-tſchun-chuan's, Feuer und Schwert auf das ſchutzloſe Gebiet Schen-jan's zu tragen, den ausgezeichneten General ſammt ſeiner ganzen Armee eiligſt zum Schutze der Hauptſtadt (Peking) herbeirief, für deren Rettung die Streitkräfte einer zahlreichen Garde und der Truppen, welche aus den umliegenden Plätzen und Statthalterſchaften herangezogen werden konnten, dem Hofe unzulänglich erſchienen. Der Ljao-dun'ſche Oberbefehlshaber und mit ihm die Generale Zſu-da-ſchou und Che-ke-gan eilten in Doppelmärſchen herbei und langten noch vor Eröffnung der Feindſeligkeiten gegen dieſelbe Seitens der Mantſchſuren in der Hauptſtadt an, wo Juan-tſchun-chuan den Oberbefehl über die geſammte Vertheidigungsarmee übernahm. Tai-zſun ſchlug in der Nähe des Thiergartens ein Lager auf; Juan-tſchun-chuan vor dem Thore Schache, — alſo, daß ſich nicht weiter als 20 Li von Peking entfernt und auf eine Ausdehnung von nicht mehr als 40 Li, der Kriegsſchauplatz concentrirte, auf welchem die Würfel über das Schickſal einer dichtbevölkerten Hauptſtadt und eines Hofes geworfen werden ſollten, die beide für ihr Loos und für ihre Ehre zitterten. Gleich nach dem Zuſammentreffen der beiden zahlreichen Heere ward eine blutige Schlacht geliefert, zwar mit gleichem Verluſte für beide Theile und ohne alles ſichtbare Uebergewicht, dennoch aber von höchſt wichtigen Folgen für den Chineſiſchen Feldherrn.

Dieſes hing folgendermaßen zuſammen.

Während der Schlacht hatten die Mantſchſuren einen Hof-Eunuchen gefangen genommen, welcher das Vertrauen des Kaiſers beſaß. Ohne alle Aufſicht unter die Soldateska geſchleudert, welche ihn nicht der mindeſten Aufmerkſamkeit würdigte, ſaß der Gefangene, über die Mittel zu heimlicher Flucht aus dem feindlichen Lager nachſinnend, als er neben ſich eine, in Chineſiſcher Sprache geführte, geheimnißvolle Unterredung zweier Perſonen vernahm, von denen eine die andere wegen der Ankunft Juan-tſchun-chuan's, als des erfreulichſten Ereigniſſes für die Mantſchſuren, beglückwünſchte. Auf den Einwand ſeines Gefährten, daß das Erſcheinen eines ſo furchtbaren Feindes, wie der Ljao-dun'ſche Oberfeldherr, und ſeiner zahlreichen Armee doch nothwendigerweiſe die verderblichſten Folgen mit ſich führen müßte, entgegnete der Erſtere zuverſichtlich, Juan-tſchun-chuan wäre ſchon längſt auf ihrer Seite, — und der Zug gegen Peking mit ſeiner Zuſtimmung beſchloſſen worden, denn ſonſt möchten ihre Häuſer wohl längſt ſchon in Flammen aufgegangen ſein, und ihre Weiber den Chineſen Waſſer tragen; er ſelbſt hätte die Couriere geſehen, welche der Ljao-dun'ſche Oberbefehlshaber unmittelbar nach ſeiner Ankunft vor der Hauptſtadt heimlich herübergeſandt; dieſelben wären in das Zelt des Chans geführt worden und erſt nach langen Unterredungen mit dem Chane in ihr Lager zurückgekehrt; ſogar die heutige Schlacht wäre nur zum Scheine geliefert worden, um keinen Verdacht bei den Feinden zu erregen, und bald würde, das wüßte er zuverläſſig, die Fahne des Chans von Peking's Thürmen wehen.

Im Beſitze eines ſo wichtigen Geheimniſſes, brannte der Eunuch vor Ungeduld, die Freiheit wieder zu erlangen. Sein Wunſch ging in Erfüllung. Am folgenden Tage wiederholte er vor dem Kaiſer ſelbſt die entſetzliche Verleumdung gegen den großen Feldherrn, welche die Mantſchſuriſchen Soldaten auf Anſtiften Tal-zſun's ausgeſprochen hatten; denn dieſer Letztere ſuchte Juan-tſchun-chuan's Verderben.

Der Min'ſche Hof verſtummte vor Beſtürzung und Entſetzen. Nunmehr ſchien Allen verſtändlich, auf welche Weiſe die Mantſchſuren ſich zu einem ſo verzweifelten Unternehmen, wie der Zug nach Peking war, hatten entſchließen können. Gleichzeitig erinnerte man ſich, daß

der Ljao-dun'ſche Oberbefehlshaber Mao-wuin-lun getödtet hatte, welcher dem Kaiſerthume ſo wichtige Dienſte geleiſtet, — und als Grund eines ſo gewaltthätigen Verfahrens betrachteten Alle den längſt beabſichtigten Verrath Juan-tſchun-chuan's, ſeine Beſorgniß, der tapfere und ſcharfſinnige General möchte ſeine verbrecheriſchen Abſichten durchſchauen und zu nichte machen; mit einem Worte: die Verrätherei des Oberbefehlshabers wurde zur allgemeinen Ueberzeugung; man wußte nur noch nicht, wie man ſich des gefährlichen Feindes bemächtigen ſollte. Endlich ſprengte ein Courier mit dem Befehle des Kaiſers zu Juan-tſchun-chuan, wichtiger Beſprechung wegen augenblicklich in die Hauptſtadt zu kommen. Keine Gefahr ahnend, erſchien der General ohne alles Gefolge bei Hofe, wo man ihn ſogleich in Ketten warf. Auf die Anklage des Eunuchen wurde darauf der Feldherr zum Tode verurtheilt, welcher durch ſeine Talente die Ehre und das Glück des Reiches gerettet hatte, und in einer von Peking's Straßen ward das blutige Urtheil vollzogen, und zerriß der wüthende Pöbel den Leichnam des Generals, welcher auch nach dem Tode noch von ungerechten Zeitgenoſſen in ihren Schriften mit der Schmach des Verrathes gebrandmarkt wurde, bis die Mantſchuren durch eine vollſtändige Enthüllung der ganzen Angelegenheit das Andenken des großen Mannes von der lügenhaften Anſchuldigung befreiten.

Die Nachricht von dem unglücklichen Schickſale des Oberbefehlshabers brachte die ganze Ljao-dun'ſche Armee in Aufruhr: Che-ke-gan und Zſu-da-ſchou, für ihre Sicherheit beſorgt, zogen mit dem Heere nach Schan-chai-guan ab, und ſomit beraubte der Bogdochan, indem er einem lügenhaften Gerüchte Glauben ſchenkte, ſich ſelbſt der tapferſten Vertheidiger. Die Beſchützung der Hauptſtadt übertrug der Hof dem Da-tun'ſchen General Man-gui, während in die Stelle des Ljao-dun'ſchen Oberbefehlshabers auf's Neue der früher geſtürzte Sun-tſchen-zſun berufen und ſofort nach Schan-chai-guan abbeordert wurde.

Man-gui ließ ſeine 40,000 Mann Infanterie vor dem Jun-din-muin'ſchen Thore Peking's ein Lager beziehen, welches in mehreren Reihen von Zäunen und Kanonen umgeben und von einem Kanale eingefaßt war. Im Vertrauen auf die Stärke der eingenommenen Poſition war der General von ſeiner Sicherheit zu ſehr überzeugt,

als daß er hätte glauben mögen, der Feind könnte den Entſchluß faſſen, ihn in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen. Indeſſen legten die Mantſchſuren Kleider an, welche dem Coſtüme Chineſiſcher Soldaten glichen, nahmen eben ſolche Fahnen und Standarten und näherten ſich Abends dem Lager Man-gui's, welcher ſie für eines der damals die Umgebungen der Hauptſtadt überſchwemmenden Hülfs-Corps hielt. Mit Anbruch des folgenden Tages aber warfen ſich die Mantſchſuren in die Verſchanzungen, zerſprengten die feindliche Armee, tödteten Man-gui, machten zwei Generale zu Gefangenen und feierten ihren Sieg dicht vor den Thoren Peking's.

Das neue Unglück ſtürzte den Hof in eine verderbliche Ungewißheit, wem die Vertheidigung der faſt zum Aeußerſten gebrachten Hauptſtadt anvertraut werden ſollte. Da meldete einer von den gelehrten Staatsbeamten dem Kaiſer, daß in der Stadt ein Einſiedler-Mönch lebte, Namens Zſja-ſu, ein Mann, welcher unter dem Friedenskleide des Klausners ein Heldenherz bärge und hohe militairiſche Talente; — und die Regierung war über dieſe Entdeckung dermaßen erfreut, daß der unbekannte Schüler Buddha's, ein einfacher Almoſen-Empfänger, zur Würde eines Generals erhoben wurde mit dem Befehle, zur ſchnelleren Vertilgung der Feinde ungeſäumt Streitwagen nach alter Art erbauen zu laſſen. Zu gleicher Zeit erhielt ein anderer Gelehrter, Lju-tſchſi-lun, das Amt des Präſidenten im Kriegs-Miniſterium nebſt dem Auftrage, einen Plan für die Fortſetzung der Kriegs-Operationen und für die Vertheidigung Pekings zu entwerfen.

Dieſe beiden ſonderbaren Anordnungen der Min'ſchen Regierung liefern das beſte Verſtändniß der ſchrecklichen Lage, in welche Hof und Hauptſtadt durch die Erfolge der Mantſchſuren geſtürzt worden waren. Die Gefahr wuchs noch höher, als Zſja-ſu und Ljutſchſi-lun, welche zum erſten Male in ihrem Leben auf der kriegeriſchen Laufbahn erſchienen, geſchlagen wurden und umkamen, denn mit ihnen waren auch die letzten Hoffnungen auf Rettung entſchwunden. Die größere Hälfte der Truppen, welche man aus verſchiedenen Plätzen zum Schutze Pekings herbeigerufen hatte, war vernichtet oder zerſtreut; die anderen Truppen waren noch weit von der Hauptſtadt entfernt; dazu hatten die beſtändigen Verluſte einen verderblichen Eindruck auf Armee und Volk gemacht, und im Falle einer regelmäßigen Belagerung

war die mit Lebensmitteln nicht verſehene, volkreiche Stadt keineswegs im Stande, einem hartnäckigen Feinde lange Widerſtand zu leiſten.

Allein Tai-zſun ſelbſt trug Bedenken, von ſeinem Reiche länger fern zu bleiben, ſeitdem Sun-tſchen-zſun und Zſu-da-ſchou nach Schan-chai-guan abgezogen waren; auch hatten die reiche Beute aus den eroberten Städten der Umgegend, der Untergang Juan-tſchun-chuans und die Furcht des Chineſiſchen Kaiſers den Hauptwunſch des Mantſchſuriſchen Chans vollſtändig befriedigt; daher gebot er, an den Thoren Pekings Friedensſchreiben auszuſtreuen, und trat den Rückmarſch an. Im Februar des Jahres 1630 eroberten die Mantſchſuren auf dem Heimwege in ihr Vaterland noch Jun-nin-fu, Zjan-an und Luan-tſchſou, und nach einem fehlgeſchlagenen Verſuche gegen die Stadt Tſchan-li zog ſich Tai-zſun nach Mukden zurück, indem er den Beile Zſir-galan mit 10,000 Kriegern in Jun-nin-fu und unbedeutendere Abtheilungen in den Städten Zjan-an, Luan-tſchſou und Zſun-chua hinterließ, wohin alsbald auch der Beile Amin mit 5000 Mann zur Verſtärkung der Garniſon geſchickt wurde.

Die Anordnungen des Chans bewieſen deutlich ſeinen beſtimmten Willen, im Bereiche der großen Mauer feſte Punkte zu beherrſchen, damit er die Möglichkeit beſäße, Peking jederzeit Geſetze vorzuſchreiben. Der Min'ſche Hof dagegen war kaum aus ſeiner Gefahr erlöſt, ſo leuchtete ihm ein, worauf Tai-zſun's Pläne hinzielten, und eine Armee von 200,000 Mann, unter dem Oberbefehle Maſchi-lun's, ward zur Befreiung der vom Feinde beſetzten Städte abgeſchickt; zu derſelben Zeit erhielt Sun-tſchen-zſun Befehl, von Oſten her gegen die innerhalb der Mauer gebliebenen Mantſchſuren zu operiren, welchen auf dieſe Weiſe von zwei Seiten unentrinnbare Vernichtung drohte. Den Abmarſch der feindlichen Hauptarmee benutzend, rückten die Chineſen vor allen Dingen gegen Luan-tſchſou an: jeder Soldat hatte einen Weidenbaum abhauen müſſen, und mit dieſen Bäumen waren im Nu die Gräben ausgefüllt, welche die Mauer umgaben, während das Feuer der Batterieen die Schießſcharten zerſtörte. Da machten die Mantſchſuren einen verzweifelten Ausfall, durchbrachen die unzähligen Reihen der Belagerer und zogen ab, in den Händen des Feindes nur die verwüſtete Stadt zurücklaſſend. Der

Beile Amin hatte, auf die Meldung von der außerordentlichen Stärke des Chineſiſchen Heeres, nicht gewagt, Luan-tſchſou zu Hülfe zu kommen, ſondern war in Jun-nin-fu geblieben, wohin auch ſämmtliche Einwohner nebſt der Garniſon von Zjan-an übergeführt worden waren. Uebrigens währte es nicht lange, ſo entwich er ſelbſt bei nächtlicher Weile aus Jun-nin-fu, mit dem Befehle an die Garniſon von Zſun-chua, ebenfalls ſich auf Mantſchſuriſches Gebiet zurückzuziehen, nachdem er zuvor alle Chineſen in der Stadt, Soldaten, friedliche Bürger und ſogar Mantſchſuriſche Unterthanen, hatte niedermachen laſſen. Und in ſolcher Eile und Unordnung wurde der Rückzug ausgeführt, daß der Feind, welcher den Mantſchſuriſchen Nachtrab einholte, demſelben einen ſchweren Verluſt zufügen konnte. Ueber dieſen Verluſt einer der wichtigſten Erwerbungen ſeines Pekingſchen Zuges, ſo wie über das unbedachtſame Verfahren des Beile Amin erzürnt, verhängte der Chan die ſtrengſte Unterſuchung über ſeinen Bruder und warf ihn unter ſtarker Bewachung in's Gefängniß.

Das letzte Unglück ſowohl, wie die frühere mißlungene Belagerung Tſchan-li's, wo die vereinten Streitkräfte der ganzen Mantſchſuriſchen Armee, unter perſönlicher Anführung Tai-zſun's, nach wiederholtem Sturme und großem Menſchenverluſte, dennoch nicht vermocht hatten, eine Stadt zu bewältigen, deren Vertheidigung nur aus einer geringen Garniſon und einigen Kanonen beſtand, überzeugte den Chan, von wie hoher Bedeutung die Artillerie im Kriegsweſen iſt: im Jahre 1631 wurden bei den Mantſchſuren die erſten Kanonen gegoſſen, und im Herbſte deſſelben Jahres unternahm Tai-zſun einen Zug gegen Da-lin-che, um die Wirkung ſeiner neuen Waffe zu erproben.

Nachdem Sun-tſchen-zſun die vier innerhalb der Mauer gelegenen Städte wieder unter die Herrſchaft des Kaiſerthums gebracht hatte, wollte er auch der Oſtgränze ihre alte Ausdehnung wiedergeben und betrachtete, in Uebereinſtimmung mit ſeiner Grundanſicht, vor Allem die Wiederherſtellung und Befeſtigung von Da-lin-che als unbedingt nothwendig, während dem Gouverneur dieſer Stadt, Zjnche-zſja, auch der unverzügliche Wiederaufbau Jn-tuns erforderlich ſchien. Unglücklicherweiſe für Sun-tſchen-zſun wurde der bisherige Präſident des Kriegsminiſteriums Ljan-tin-dun ſeines Amtes entſetzt; ſein Nachfolger, welcher ſämmtliche Einrichtungen ſei-

nes Vorgängers vollſtändig umſtürzte, führte den Beweis, daß durch die Erbauung von Städten die Sicherheit des Reiches keineswegs erhöht würde, — und in Folge ſolcher Betrachtungsweiſe ward der Befehl erlaſſen, es ſollten von der Garniſon Da-lin-che's 14,000 Mann innerhalb Schan-chai-guan's zurückgeführt werden, die übrig bleibenden 10,000 Mann aber einen Wachtpoſten gegen die Mantſchſuren bilden. Jetzt fürchtete Sun-tſchen-zſun, es möchten die verminderten Streitkräfte zur Abwehr des Feindes nicht mehr genügen, ſchlug deshalb vor, die Stadt völlig preiszugeben und die in derſelben befindlichen ungeheuren Getreidevorräthe unter die Truppen zu vertheilen, damit die Feinde nicht Unterſtützung und Beute fänden; allein Zju-che-zſia fügte ſich abermals dem Verlangen des Oberbefehlshabers nicht.

Als Tai-zſun im achten Monate ſich der Chineſiſchen Gränze näherte, hatte man in beiden Städten erſt ſeit einem halben Monate die Arbeiten begonnen, und als die Mantſchſuren Da-lin-che von allen Seiten einſchloſſen, waren deſſen Mauern erſt bis zu den Schießſcharten aufgeführt.

Zju-che-zſia ging gemeinſchaftlich mit den Generalen U-ſſan und Sun-wei über den Sjao-lin-che und erwartete den Angriff des Chans. Tai-zſun, welcher ſein Heer in zwei gleiche Hälften getheilt hatte, rückte vor, zog ſich aber, ſobald er die äußerſt vortheilhafte Stellung des Feindes wahrgenommen hatte, ſogleich wieder zurück, um die Zeit abzuwarten, da die Gegner die getrennten Lager beziehen und den Vortheil der Vereinigung verlieren würden. In der vierten Nachtwache zogen die Chineſen durch Da-lin-che und lagerten ſich 15 Li von der Stadt, bei dem Paſſe Tſchan-ſchan-kou. Tai-zſun eilte, die Gelegenheit zu benutzen; aber der Feind ſtand in Schlachtordnung. Da ſammelte der Chan aus ſeinen beiden Heeren Freiwillige und Verwegene, und führte ſie ſelbſt gegen das Lager Sun-wei's, trotz des hartnäckigen Kartätſchenfeuers, mit welchem die Chineſiſche Artillerie ſie niederſchmetterte. Doch ſchob ſich in Folge deſſen der linke Flügel, welcher vor den Schüſſen etwas gewichen war, hinter die rechte Flanke, welche den Feind ſchon angegriffen hatte; Sun-wei aber ſchlug ſich auf Tod und Leben, und mit ſchwerem Verluſte in den vorderen Reihen mußten die Mantſchſuren ihrem Unternehmen entſagen. Durch die Verluſte und das Miß-

lingen indeß keineswegs niedergeſchlagen, änderte Tai-zſun nur ſeinen Plan, und befahl der linken Flanke, ſich auf das Lager U-ſſan's zu werfen. Die Kanonen und die Brandpfeile der Mantſchſuren brachten die Reihen der Chineſen in Unordnung; ein ſcharfer Wind trug Rauchwolken empor, und die Flammen ergriffen das Lager auf allen vier Seiten. Der entſetzte Feind floh. Unterdeß hatte ſich der rechte Flügel, durch die Erfolge ſeiner Kameraden ermuthigt, nochmals mit Hartnäckigkeit auf Sun-wei's Lager geworfen: bis zum Abende dehnte ſich die blutige Schlacht aus; das Chineſiſche Heer war endlich vollſtändig geſchlagen, und ſelbſt die Fliehenden geriethen noch in einen Hinterhalt und kamen um. Jetzt blieb die Feſtung Da-lin-che ohne Hülfe und ohne Zufuhr, ſo daß im zehnten Monate die Einwohner gezwungen waren, ſich mit Menſchenfleiſch und Obſt zu ernähren, und daß von der ganzen Bevölkerung, welche ſich auf 30,000 Köpfe belaufen hatte, nur der dritte Theil am Leben blieb. Eines Tages vernahmen die Belagerten eine ſtarke Kanonade in geringer Entfernung von ihren Mauern, und zugleich ſahen ſie dichte Wolken von Süden her ſich raſch in die Lüfte erheben; die Garniſon zweifelte nicht, daß eine Hülfsarmee angekommen wäre, und machte freudig einen Ausfall, damit die Mantſchſuren von zwei Seiten angegriffen würden. Gar bald indeß erkannte ſie ihren Irrthum unter dem Schwerte des Feindes, welcher nur die Leichtgläubigkeit ſeiner Gegner benutzt hatte, ſich mit Nachdruck auf ſie ſtürzte und ſie nöthigte, unter großem Verluſte ſich durch die Flucht in die ſchutzloſe Stadt zu retten. Dieſe verderbliche Täuſchung raubte den Belagerten jegliche Hoffnung auf Rettung; und als endlich in der That ein Corps von 40,000 Mann zum Entſatze Da-lin-che's anlangte, unterſtützten die Einwohner die Ihrigen nicht, weil ſie einen neuen Betrug fürchteten, und merkten zu ſpät, daß unter ihren Augen die Retter der Stadt geſchlagen und in die Flucht getrieben wurden. Zuletzt mußten ſie ihr Schickſal in die Hände des Chans legen.

Der Fall Da-lin-che's war zugleich der Fall des Ober-Feldherrn. Bei Hofe beſchuldigte man Sun-tſchen-zſun, daß er durch die unnütze Wiederherſtellung der Stadt eine Armee zu Grunde gerichtet und durch ſeine Verluſte der Macht China's einen Schimpf zugefügt hätte; der Oberbefehlshaber beſchwerte ſich über Zju-che-zſſa, in deſſen Ungehorſam und Verſehen der Grund ſo unglücklicher

Folgen läge, und bat um ſeinen Abſchied. Ohne Bedauern erfüllte der Hof ein ſolches Verlangen.

Damit waren die Streitkräfte und der Schutz Ljao-dun's wiederum durch die Waffen der Mantſchſuren gebrochen. Nur Zſin-tſchſou war unbeſiegbar geblieben. Feſte Mauern und eine zahlreiche Garniſon hatten dieſe Stadt mehrmals vor der Macht des Chans gerettet; allein mit der Möglichkeit, ſich ſelbſt zu vertheidigen, waren noch nicht die Mittel zur Ergreifung anderweiter, entſcheidenderer Maßregeln gegeben, und Tai-zſun fürchtete einen Feind nicht, welcher ſich mit ſeiner eigenen Sicherheit begnügte, ſondern ließ vielmehr den Chineſen volle Freiheit, auf ihren hohen Wällen zu ſitzen, während er ſelbſt einen neuen Feldzug unternahm, durch welchen der Ruhm der Mantſchſuriſchen Waffen und des Mantſchſuriſchen Namens gemehrt worden iſt.

Auf den unabläſſigen Kampf des Kaiſerthumes mit Tai-zſun bauend, hatte Lindan gemeint, dieſen Umſtand zur Wiederherſtellung ſeines verlorenen Einfluſſes auf die benachbarten Mongoliſchen Aimaks benutzen zu müſſen. Im Jahre 1631 überfielen daher die Tſchacharen Aru-korzin, welches dem Dalai-tſchuchuru gehörte; dieſer aber hatte ſchon die Mantſchſuriſche Oberhoheit anerkannt, und es war natürlich ein ſo feindſeliges Verfahren hinreichend, Tai-zſun in die Mongolei zu rufen.

Nachdem er ein großes Heer geſammelt, zog der Chan im folgenden Jahre über das Chingan-Gebirge und erließ an die Mongoliſchen Fürſten den Befehl, mit ihrer Streitmacht auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Es iſt überhaupt der gegenwärtige Feldzug nicht ſowohl wegen ſeiner Folgen wichtig, als vielmehr wegen jenes außerordentlichen Einfluſſes der Mantſchſuren auf die Mongoliſchen Tſchſaſaken, welcher ſich in ihrer unbedingten Unterwürfigkeit gegen die Befehle Tai-zſun's ausdrückte. Täglich kamen Mongoliſche Fürſten und Machthaber in ſein Lager, um ihm ihre Dienſte und ihre Waffen anzubieten, und Tai-zſun bewirthete ſeine Vaſallen mit Gaſtmählern, ertheilte ihnen gnädig Lobſprüche oder Belehrungen, unterwies ſie hinſichtlich der Schlachtordnung und der militairiſchen Geſetze, klagte China wegen ſeiner hochmüthigen und beleidigenden Politik an, und gab Allen die Verſicherung ſeiner friedlichen Geſinnungen und ſeines aufrichtigen Wunſches, das Reich nach den Geſetzen des Him-

mels und der Gerechtigkeit zu regieren. Täglich erſchienen auch Couriere mit erfreulichen Berichten, daß die Tſchacharen flöhen, ohne ein einziges Mal den Kampf mit dem Mantſchſuriſchen Heere zu wagen; daß ſie aus Furcht ihre fetten Weideplätze verlaſſen, ſich längs der Chineſiſchen Gränzen zerſtreut und weit nach Weſten zurückgezogen hätten, von wo ſicherlich das bloße Erſcheinen der unbeſiegbaren Mantſchſurlſchen Armee ſie verjagen würde. Bis nach Gui-chua-tſchen drang Tai-zſun vor, ohne das Schwert zu ziehen, als ob er in ſeinen eigenen Landen eine Reiſe machte, und hier beſchloß er, die Verfolgung ohnmächtiger Flüchtlinge abzubrechen und ein anſehnliches Armee-Corps auf die Gränzen China's nach Dai-nun zu ſchicken.

Die unerwartete Ankunft der Mantſchſuren machte den dortigen Gouverneur ſo beſtürzt, daß er nach der erſten Aufforderung ſich beeilte, Tſchachariſche Flüchtlinge an die Generale Tai-zſun's auszuliefern, welcher Letztere erklärte: die Mongolei wäre ehemals das Reich Tſchingis-chan's geweſen, in der Folge eine Beute der Tſchachacharen, endlich aber ein Erbtheil des Mantſchſuriſchen Hauſes geworden, und es geziemte China nicht, fremde Unterthanen in ſeiner Gewalt zurückzuhalten. Die Bereitwilligkeit des Chineſiſchen Statthalters, dem Willen des Chans ſich zu beugen, brachte Tai-zſun auf den Gedanken, demſelben einen anderen, wichtigeren Vorſchlag zu machen.

Schon während der Regierungszeit Tjan-zi's (1621—1627) hatte Wan-ſjan-zjau, der Gouverneur von Zfi-tſchſou, in der Ueberzeugung, daß es unerläßlich wäre, die Zuneigung der Mongolen zu gewinnen, die Chineſiſche Regierung überredet, ihnen außer dem monatlichen Geſchenke nach dem alten und dem neuen Etat noch eine beſondere Zahlung für die Pferdelieferung zu leiſten, alſo daß die Summe der jährlichen Ausgaben an die Mongolen mehr als 1,000,000 Lan Silber (ungefähr 2 Millionen Rubel Silber) betrug. Der Pferdehandel wurde von Schun-i-wan Anda's Nachkommen betrieben, welche in jedem Jahre gegen 52,000 Pferde an China lieferten und dafür vom Hofe 320,000 Lan Silber (640,000 Rubel Silber) erhielten. Als ſie aber in der Folge von den Tſchachacharen vertrieben worden waren, übernahmen dieſe die Verpflichtung, die Chineſiſchen Gränzen unter den früheren Bedingungen gegen die Ein-

fälle anderer Mongoliſcher Stämme zu ſchützen, jedoch mit dem Zuſatze, daß, falls ſie in Folge eines Mißjahres oder anderer Unglücksfälle nicht im Stande wären, Pferde zu liefern, China gehalten ſein ſollte, ihnen die Hälfte des feſtgeſetzten Preiſes auszuzahlen.

Gegen dieſes Abkommen ſeiner Regierung proteſtirte der Datun'ſche Gouverneur nachdrücklich, indem er behauptete, daß die Tſchacharen, ein an Macht höchſt unbedeutender Aimak, nichts weniger, als unternehmend und für irgend wichtige Dinge geeignet wären; daß es ſonderbar wäre, alljährlich Millionen Lan Silbers für die Erhaltung einer Schaar hungriger Räuber auszugeben; und zugleich führte er 14 Gründe für die Ausrottung der Tſchacharen an und 11 Mittel zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens. Wan-ſſian-zſian dagegen, welcher mit Unterſtützung der Mongolen die wachſende Macht der Mantſchſuren zu brechen hoffte, führte dieſes Gegenſtandes wegen einen hitzigen Streit mit dem Gouverneur von Da-tun, und die Folge des endloſen Handels war, daß China fortfuhr, den nomadiſirenden Horden in alter Weiſe ſeinen Tribut zu entrichten.

Unter ſolchen Verhältniſſen richtete Tai-zſun, nachdem er Lindan in die Flucht gejagt, an die Chineſiſchen Gränz-Commandanten ein Schreiben, in welchem er ſagte: „Ich habe gehört, daß das Kaiſerthum den Tſchacharen mehr als eine Million Lan Silber zahlt; wäre es nicht beſſer für Euch, mit mir einen Vertrag abzuſchließen, als dieſes Geld an nichtsnutzige Menſchen wegzuwerfen? Ich räume Eurem Kaiſer den Vorrang ein: dafür müßt Ihr aber auch mich höher ſtellen, denn die Tſchacharen.“ Aus Beſorgniß vor den Angriffen der Mantſchſuren auf die ſeiner Hut anvertrauten Städte entſchloß ſich der Da-tun'ſche Gouverneur, Schen-zi, ohne die Entſcheidung ſeiner Regierung einzuholen, den Vorſchlag des Chans anzunehmen, und auf das Blut eines weißen Roſſes und einer ſchwarzen Kuh wurde folgender Vertrag geſchloſſen: der Pferdehandel ſollte unter den bisherigen Bedingungen in der Stadt Tſchſan-zſja-kou (Kalgan) Statt finden; dagegen verpflichteten ſich die Mantſchſuren, jeden unter ihrer Oberhoheit ſtehenden Mongolen mit dem Tode zu beſtrafen, ſobald er auf der Chineſiſchen Gränze Räuberei verübt hätte; Schen-zi ſeinerſeits verſprach, in Liao-dun zwiſchen dem Kaiſerthume und dem Chane den Frieden zu vermitteln. — Ungeachtet der Sonderbarkeit, welche in dem Verfahren des Da-tun-

ſchen Gouverneurs lag, verlangte Tai-zſun, nach Mukden zurückgekehrt, von der Chineſiſchen Regierung die ſofortige Abſchließung eines Freundſchafts-Tractates zwiſchen den beiden Reichen, und richtete ſogar unmittelbar an den Bogdochan ein Schreiben, welches mit den Worten ſchloß: „Ich wünſche den Frieden, um alljährlich aus China Geſchenke zu empfangen, und um ungehindert der Jagd und der allgemeinen Ruhe mich erfreuen zu können.“

Mit Unwillen verwarf der Min'ſche Hof den Tractat, als von einer Perſon abgeſchloſſen, welche weder irgend eine Vollmacht beſeſſen, noch die wahren Abſichten der Regierung gekannt, noch die Ehre des Kaiſerthums im Mindeſten gewahrt hätte. Schen-zi ſelbſt wurde vor Gericht geſtellt, weil er durch ſein dreiſtes und unkluges Benehmen nur die Anſprüche des Feindes erhöht und die Hinderniſſe für den Abſchluß des Friedens vermehrt hatte, welcher dem Wohle des Reiches ſo unerläßlich geworden war; — denn dieſem drohte ganz in der Nähe eine neue Gefahr.

Schon vor den erwähnten Begebenheiten hatten ſich nämlich in zwei weſtlichen Provinzen China's, in Schan-ßi und San-ßi, Räuberbanden gezeigt, welche plötzlich die allgemeine Ruhe trübten. Beſtändiger Mißwachs und eine ſchreckliche Hungersnoth hatten die Menge der aufrühreriſchen Haufen raſch vermehrt, während die Bedrückungen und die Gewinnſucht der Orts-Obrigkeiten das verarmte und mit läſtigen Steuern überbürdete Volk endlich ungeduldig gemacht und ein allgemeines Murren gegen die Regierung unter den Einwohnern hervorgerufen hatten, welche die Fortſchritte jener Banden heimlich begünſtigten. Trugen nun auch die regulären Truppen mit Leichtigkeit Siege über den ungeordneten Haufen davon, ſo zerſtreuten ſich andererſeits die an einer Stelle geſchlagenen Räuber in der ganzen Umgegend, und fanden bald neue und zahlreichere Genoſſen, ſo daß jeder Sieg der Ortsbehörden nur dazu diente, die Funken zu verſtreuen, durch welche der Brand nach allen Seiten verbreitet wurde. Dabei aber beſtärkte jeder augenblickliche Triumph den Hof zu Peking, wo man die wahre Lage der Dinge nicht kannte, in jener unheilvollen Geringſchätzung des Feindes, durch welche das Min'ſche Haus vollſtändig zu Falle gebracht worden iſt.

Als im Jahre 1629 die Mantſchuren unmittelbar unter den Mauern Peking's erſchienen, gab der für ſein Schickſal zitternde Hof

den fünf Generalen, welche ihre Posten in den fünf wichtigsten Städten Jan-sui, Gu-jnan, Gan-su, Lin-tao und Nin-sja hatten, Befehl, zur Rettung des Bogdochan's herbeizueilen. Mit der Entfernung der Truppen jedoch war die Macht der erwähnten Straßenräuber, welche sich in den, von Garnisonen und Schutzmitteln entblößten westlichen Gegenden des Reiches festgesetzt hatten, zu einer solchen Stärke angewachsen, daß nur zahlreiche Armeen genügen konnten, um in der aufwogenden Provinz Schan-ßi die Ruhe wieder herzustellen. Zu derselben Zeit hatte auch Gen-schu-zi, Gouverneur der Provinz San-ßi, mit einem Corps von 5000 Mann der Hauptstadt zu Hülfe ziehen müssen. Bei seiner Ankunft in Peking befahl ihm das Kriegsministerium, Tun-tschsou zu beschützen; am folgenden Tage sandte es ihn zum Schutze Tschan-pin-tschsou's aus; am dritten gebot es ihm, Ljan-sjan zu bewachen; und da seine Soldaten während dreier Tage und Nächte keinen Proviant erhalten hatten: so begannen sie, vom Hunger gequält, die Einwohner zu plündern und Lebensmittel zu rauben. Während nun der Hof den Gouverneur der Unfähigkeit beschuldigte, seine Untergebenen zu zügeln, zerstreuten sich die Soldaten theils aus Erbitterung über die Regierung, theils aus Furcht vor den Folgen und vor der Untersuchung, entflohen in ihre Heimat San-ßi und legten daselbst den Grund zu der furchtbaren Macht der Aufrührer. Somit standen also der Osten und der Westen zu derselben Zeit gegen die allgemeine Ruhe auf, und das Haus Min besaß keine Mittel mehr, den Frieden in das Himmlische Reich zurückzuführen.

Bald brach die Flamme, welche die entfernten Provinzen China's ergriffen hatte, auch in der Nähe des Hofes selbst aus, fast auf den Grenzen der Statthalterschaft Tschsi-li. Kun-ju-de nämlich und Gen-tschsun-min, die Befehlshaber der Truppen von Den-tschsou, einer äußerst wichtigen Küstenstadt, in welcher ansehnliche Streitkräfte für die Operationen von der Seeseite gegen die Mantschuren concentrirt waren, veranlaßten einen Aufstand, erklärten sich zu unumschränkten Feldherren und luden zu ihrem Bunde auch den General Schan-ke-ßi ein, welcher die Truppen auf der Insel Guan-lu befehligte. Eine zahlreiche Armee, welche man gegen die Rebellen abgeschickt, schloß Den-tschsou ein; allein Kun-ju-de und Gen-tschsun-min unternahmen, wohl wissend, daß sie keine

Verzeihung vom Kaiſer zu erwarten hatten, einen Ausfall, durchbrachen die dichten Reihen der Belagerer, ſetzten ſich auf Schiffe und ſegelten nach der Mantſchſurei. Ihrem Beiſpiele folgte auch Schanke-ßi, welcher ſammt ſeinen Soldaten und den mehrere Tauſend Familien ſtarken Inſelbewohnern mit der Bitte bei Tai-zſun erſchien, ſie als ſeine Unterthanen aufzunehmen. Der Chan überhäufte die Flüchtlinge mit ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen und ſchwor, ſie ſollten dieſen Schritt niemals zu bereuen haben; die Anzahl ſeiner neu erworbenen Unterthanen aber war ſo bedeutend, daß dieſelben allein zwei ſtarke Corps bildeten, welche in den Reihen der Mantſchſuriſchen Armee unter dem Namen Utſch-ſchen-tſchu-cha (Chineſiſch: Chan-zſiun) bekannt waren.

Die berichteten Vorfälle enthüllten Tai-zſun zum erſten Male deutlich, wie ſchwankend die ſcheinbare Macht des Kaiſerthums war, wie groß der Eindruck der Mantſchſuriſchen Eroberungen auf die Gemüther der Chineſen, da ſie zu Tauſenden kamen, um ſich vor den Verfolgungen ihrer eigenen Regierung unter dem Schutze eines ihnen fremden Monarchen zu bergen, und wie leicht es ſein müßte, dem Min'ſchen Hauſe die letzten entſcheidenden Streiche zu verſetzen. Die Weigerung China's, den Friedensvertrag zu beſtätigen, hatte von Neuem kriegeriſchen Unternehmungen die Bahn geöffnet, und Tai-zſun, welcher den Gang der Zeitereigniſſe vollkommen begriff, legte ſeinen Beile und Vornehmen die Frage vor: „Gegen wen ſoll Krieg geführt werden? gegen China oder gegen die Tſchacharen und Korea, welches abermals feindſelige Geſinnungen gegen die Mantſchſurei gezeigt hat?“ Alle ſtellten einmüthig dem Chane vor, daß der gefährliche Feind für ſie China wäre; wenn man ſein Augenmerk nur auf Zſin-tſchſou und Niu-juan richtete, welche außerhalb der Mauer lägen, ſo hieße dies, ſeinen Plan nur im Kleinen und theilweiſe ausführen; wenn man aber auf den nächſten Wegen unmittelbar in das Herz dieſes Reiches vordränge und ſeine inneren Städte und Provinzen unterwürfe: ſo würde dieſes heißen, China mit einem Schlage niederſchmettern, und gleichzeitig auch alle äußern Herrſchaften, welche ſich als Vaſallen des Min'ſchen Hauſes bekennten, ſich unterthänig machen. Und ſo ward in dieſer Verſammlung zum erſten Male die Idee jenes coloſſalen Reiches aufgeſtellt, welches die gegenwärtige Mantſchſuriſche Dynaſtie beherrſcht,

— und zum erſten Male wird hier der unbeſtimmte Gedanke, über China zu herrſchen, durch eine klare Einſicht in die Möglichkeit ſeiner Ausführung beleuchtet, zu einem Plane geordnet und der Berechnung unterworfen. Von nun an beginnt eine Reihe ununterbrochener Einfälle in das Gebiet des Himmliſchen Reiches, mit der Abſicht, ſeine Unabhängigkeit und ſeine letzte Macht nach und nach zu vernichten.

Im Jahre 1634 hieß Tai-zſun ſeine Truppen auf vier verſchiedenen Wegen durch die Große Mauer dringen und die Umgebungen Pekings verheeren. Der Befehl wurde mit Erfolg ausgeführt: die im Auguſt ausmarſchirten Mantſchuren kehrten ſchon im October wieder zurück, mit Beute beladen, welche ſie im Angeſichte einer zahlreichen Chineſiſchen Armee gemacht hatten, da der Feind nicht wagte, ſich in einen entſcheidenden Kampf mit ihrer Reiterei einzulaſſen. Trotz ihrer Unthätigkeit täuſchten die Min'ſchen Heerführer ihre Regierung durch unwahre Berichte, in denen ſie dem Bogdochane verſicherten, es wären die Mantſchuren durch die unüberwindliche Tapferkeit ſeiner Armee genöthigt worden, ſich mit Verluſt und voll Schreckens in ihren dichten Wäldern zu verbergen; ja, Zao-wuin-tſchſao ſchloß den Rapport über ſeine Siege mit den Worten: „Es iſt unmöglich, herzuzählen, wie viel Feinde umgekommen ſind durch die ſicher gezielten Schüſſe unſerer Artillerie, welche mit ihrem Donner den Himmel erſchüttert hat; ich überſende dem Hofe keine feindlichen Köpfe, denn wir haben ſie, ihrer zahlloſen Menge wegen, nicht geſammelt, und ich begnüge mich, als Zeichen des Sieges nur eine Fahne zu überreichen, welche ich hiermit dem Sohne des Himmels zu Füßen lege." — Durch die Schnelligkeit des Einfalles und des Rückzuges der Mantſchuren wurde offenbar die Wahrhaftigkeit der Berichte bekräftigt, und der Hof ſchickte ſich eben an, auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen: als Tai-zſun, in deſſen Hände eine Abſchrift der Relation des Chineſiſchen Generals gekommen war, durch ein neues und drohendes Schreiben die minutenlange Illuſion des Hofes zerſtörte. Der Chan bedauerte die klägliche Lage des Kaiſers inmitten gewiſſenloſer Großen, welche ſtündlich und gröblich die Leichtgläubigkeit ihres Herrſchers mißbrauchten, und geſchorenen Chineſen die Köpfe abſchnitten, um ſagen zu können, wie viel feindliche Häupter von der Schärfe ihres ſiegreichen Schwertes gefallen wären, — und verſicherte, daß einzig der Wunſch nach Frieden und Mitleid mit der unglückſeligen

Unwiſſenheit des „Himmelsſohnes“ den Chan bewogen hätten, dem Kaiſer wahrhafte Nachrichten über den Verlauf des Kampfes zwiſchen China und den Mantſchſuren mitzutheilen. Der Min'ſche Hof antwortete nicht auf die herben Wahrheiten, welche Tai-zſun ausgeſprochen, und im folgenden Jahre erſchien das Heer des Chans von Neuem innerhalb der Großen Mauer.

Der Beile Dorgon drang über den Grenzpoſten Nin-u-guan in China ein, plünderte die Städte Dai-tſchſou, Sin-tſchſou, Jn-tſchſou und Tſchun-tſchſou, machte über 6000 Chineſiſche Soldaten nieder, nahm eine große Menſchenmenge gefangen, erbeutete gegen 76,000 Stück Vieh, und kehrte zum Chane mit einem Geſchenke zurück, welches die Bedeutung und das Anſehen des Mantſchſuriſchen Heerführers noch erhöhte.

Schon im vorhergehenden Jahre (1634) war Tai-zſun gegen die Tſchacharen ausgezogen, und hatte dieſen Aimak, welcher längſt ſeine Macht eingebüßt, beinahe vollſtändig erobert. Von ſeinen Tſchſaſaken und ſeinen Unterthanen verlaſſen, hatte Lindan ſich gezwungen geſehen, nach Chuchenor zu entfliehen, und war auch daſelbſt, im Diſtricte Da-zao-tan, verſtorben. Mit ſeinem Tode aber ging die Unabhängigkeit und die Chanen-Würde den Nachkommen der Juan'ſchen Dynaſtie vollſtändig verloren, und ein großer Theil der Tſchacharen erkannte die Oberherrſchaft der Mantſchſuren an. Indeß war, nachdem Tai-zſun ſich in ſein Reich zurückgezogen hatte, Etſchſe, der Sohn Lindan's, zu den alten Weideplätzen zurückgekehrt, und hatte alle Diejenigen, welche noch Ergebenheit für ſein Haus bewahrt hatten, unter ſeine Herrſchaft geſammelt. Natürlich entging dieſer neue Verſuch, die Selbſtſtändigkeit des Tſchachariſchen Aimaks wieder herzuſtellen, der Aufmerkſamkeit Tai-zſun's nicht; derſelbe gebot vielmehr dem gegen China ausziehenden Beile Dorgon, vor Allem das Schickſal des unterworfenen Aimaks zu vollenden, und alsdann erſt ſeine Waffen über die Gränzen des Kaiſerthums zu tragen. — Und Dorgon war die Ehre vorbehalten, mit den Chineſiſchen Gefangenen zugleich den überwundenen Etſchſe ſammt allen ſeinen Unterthanen dem Chane vorzuführen, und ſogar das Kaiſerliche Reichsſiegel zu überreichen, welches die aus China vertriebenen Nachkommen Chubilai's mit ſich hinweggenommen hatten.

Mit Entzücken begrüßten die Mantſchſuren das Symbol der Herrſchaft über das Himmliſche Kaiſerthum, und Volk, Soldaten und Vornehme ſagten laut, die Erlangung des Siegels wäre ein unmittelbarer Befehl des Himmels an die Mantſchſuren, die Macht des Hauſes Juan als Erbſchaft zu übernehmen. Unverweilt richteten die Beile und die höheren Reichswürdenträger im Vereine mit verſchiedenen Mongoliſchen Fürſten, welche des jährlichen Tributs wegen erſchienen waren, an den Chan die Bitte, einen neuen Titel anzunehmen, welcher des Ruhmes ſeines großen Hauſes würdig wäre; — und wenngleich Tai-zſun früher aus Rückſicht auf China dem Namen eines Kaiſers mehrmals entſagt hatte, ſo wünſchte er doch jetzt ſelbſt, ſich in einer Würde befeſtigt zu ſehen, welche Tai-zſu aus eigener Machtvollkommenheit und ohne die anerkennende Zuſtimmung der benachbarten Herrſchaften ſich beigelegt hatte. „Berathet Euch wegen dieſer Angelegenheit mit meinem jüngeren Bruder, dem Könige von Korea", antwortete der Chan auf den ſchmeichelhaften Antrag ſeiner Vaſallen und Unterthanen; und ſolcher Willensmeinung Tai-zſun's zufolge richteten die Mantſchſuriſchen und Mongoliſchen Fürſten, jeder für ſich und perſönlich, an Li-zſun Schreiben mit dem Geſuche, er möchte ſeine Theilnahme für den allgemeinen Wunſch des ganzen Reiches dadurch an den Tag legen, daß er von ſich aus Abgeordnete mit einer Adreſſe an den Chan entſendete.

Am 5. Mai des Jahres 1636 zog Tai-zſun, unter dem Geleite von 49 Mongoliſchen Fürſten aus 26 Aimaks, der Mantſchſuriſchen Beile, der Militair- und Civilbeamten, ſowie der Corps der acht Fahnen, in den Tempel des Himmels, um auf die neue Würde Segen von oben herab zu erflehen und ein großes Opfer für das Wohl des Volkes darzubringen. Nachdem er durch religiöſe Gebräuche und Gebete ſeine Geſinnungen und Abſichten geweiht, ſetzte ſich der Chan auf einen goldenen Thron, nahm das große Reichsſiegel an nebſt dem Titel des „Liebreichen und barmherzigen Kaiſers", und gab ſeiner Dynaſtie den Namen Dai-zin, ſeiner Regierung aber den Namen Tſchun-de. Darauf berührte unter dem betäubenden Schmettern der Trompeten und unter dem einſtimmigen Rufe „Herrſche lange zum allgemeinen Glücke!" die ganze Verſammlung neun Mal die Erde mit der Stirn vor dem neuen Kaiſer, welchem es beſchieden war, China eine neue Dynaſtie zu geben, die bis auf

den heutigen Tag den von ihrem großen Stifter ererbten Namen beibehalten hat. Dankbar gegen die Dienste seiner Mitarbeiter auf dem Schlachtfelde und in der Verwaltung der Reichs-Angelegenheiten, eilte Tai-zsun, dieselben mit Belohnungen und Gnadenbezeigungen zu überschütten, und zum ersten Male erschien am Mantschsurischen Hofe die Würde der „Wan", ein Rang, durch welchen die Beile in eine Linie gestellt worden sind mit den Fürsten der Vasallenherrschaften, und welcher zur Begründung jener zahllosen Aristokratie gedient hat, die, im Widerspruche mit den hundertjährigen Satzungen China's, in acht Häusern das Recht besitzt, daß der Aelteste eines jeden dieser Häuser in allen Geschlechtern die Würde eines Fürsten ersten Ranges erbt, welches Recht nicht einmal den nächsten Gliedern der regierenden Linie zusteht.

Die neue Regierung sollte unter eben solchen Umständen beginnen, wie sie die erste Thronbesteigung Tai-zsun's begleitet hatten. Korea nämlich, im Jahre 1627 zu einem Friedensschlusse auf die Bedingungen des Siegers gezwungen, hatte seine Unterdrückung nicht verschmerzen können, und durch die trügerische Hoffnung auf die Stärke China's und dessen früheren oder späteren Triumph über die Handvoll Mantschsuren hatte sich Li-zsun zum Bruche des Tractates hinreißen lassen, welcher fast unter dem Schwerte des Feindes abgeschlossen worden war. Als daher Tai-zsun im Jahre 1631 einen Gesandten mit dem Gesuche nach Korea schickte, man möchte ihn bei Unterwerfung der Inseln im Liao-dun'schen Meerbusen, welche Min'sche Truppen besetzt hielten, mit Kriegsschiffen unterstützen: zögerte Li-zsun drei Tage, bevor er den Gesandten zur Audienz ließ, und erklärte endlich dem Chan, es wäre China der Vater Korea's, und dieses könnte Leuten nicht beistehen, welche sich gegen seine Metropole erhoben hätten. Das Stillschweigen, mit welchem Tai-zsun diese feindselige Antwort ertrug, machte den König nur kühner, dergestalt daß er beschloß, die Anzahl der Gegenstände, welche er als Tribut an den Mantschsurischen Hof einliefern mußte, zu vermindern, und daß er demselben vorschlug, die wechselseitigen Gesandtschaften zwischen den beiden Reichen gänzlich aufhören zu lassen. Zwar bestimmte das zornige Antwortschreiben Tai-zsun's Korea, sich den Bedingungen des Tractates zu unterwerfen, konnte jedoch die feindseligen Gesinnungen nicht ersticken, von welchen Li-zsun gegen die Mantschsurei

erfüllt war. So wurden die vom Chane zurückgeschickten Gefangenen mit dem Tode bestraft, weil sie sich vom Feinde hätten entwaffnen lassen, statt die Ehre des Vaterlandes mit ihrem Leben zu behaupten. Alle Chinesische Ueberläufer, welche sich aus den von den Mantschuren eroberten Ljao-dun'schen Plätzen nach Korea flüchteten, wurden den Grenzbehörden des Kaiserreiches ausgeliefert; desgleichen fingen auch die in den Gewässern des Meerbusens kreuzenden Koreanischen Fahrzeuge die Insulaner und Chinesen auf, welche nach der Mantschurei segelten, um sich dem Chane zu unterwerfen, und führten sie der Min'schen Regierung wieder zu. Als Gent-tschsun-min und Schan-ke-ßi mit 20,000 Eingeborenen China verlassen und während ihrer Ueberfahrt in die Mantschurei Boten mit der Bitte nach Korea gesandt hatten, man möchte auf Grund des, zwischen dem Chane und dem Könige abgeschlossenen, brüderlichen Friedens sie mit Lebensmitteln unterstützen: da schickten die Koreaner diese Unterstützung erst, als die Flüchtlinge schon in Mukden angelangt waren. Bald darauf verweigerte Li-zsun, ungeachtet wiederholter Aufforderungen Tai-zsun's, demselben die Auslieferung der Ueberläufer aus Choi-nin und dem früheren Aimak Ula, bestritt das Recht der Mantschurischen Herrschaft über Warka, und antwortete auf alle Beweisgründe des Chans dafür, daß die Warkaner seit alten Zeiten die Stammherrschaft der Njui-tschsen gebildet hätten, mit dem Rathe: — Tai-zsun möchte nur die Geschichte der Dynastieen Ljao und Gin aufmerksamer durchlesen. Ein ähnliches Schicksal erfuhren die Anträge, durch welche der Mantschurische Hof Korea aufforderte, die Vermittelung eines Friedensvertrages zwischen China und dem Chane zu übernehmen.

In Angemessenheit des Tractates vom Jahre 1627 war der König von Korea gehalten, in seinem Verhältnisse zu dem Mantschurischen Monarchen sich nur als den jüngeren Bruder zu bezeichnen. Dessen ungeachtet wurde in allen diplomatischen Verhandlungen eine fast vollständige Gleichheit zwischen beiden Mächten beobachtet: die Mantschuren erwiederten Koreanische Gesandtschaften durch die ihrigen; bei dem Ableben irgend eines Mitgliedes der Königlichen Familie fertigten sie einen außerordentlichen Gesandten ab zur Vollbringung der Opferfeierlichkeiten über dem Staube des Entschlafenen; in ihrem Schriftwechsel gebrauchten beide Theile den Namen ihres

Nachbarn niemals anders, als mit dem Zuſatze „das ehrfurchtgebietende Reich", während ſie von ſich ſelbſt mit dem verringernden Epitheton „die geringe Herrſchaft" redeten. Auch die Monarchen legten in ihren Schreiben, um die Gleichſtellung und die Höflichkeit zu beobachten, ihren Perſonen nur den Titel „der Freie" bei, und ſogar der Tribut, welchen die Koreaner zu entrichten hatten, trug nicht den verletzenden Namen „Tribut", ſondern hieß „die jährlichen Gewebe". Aber ungeachtet der maßhaltenden und weiſen Politik der Mantſchſuren betrachtete Korea die Gleichſtellung mit einer Horde, welche kaum zu einiger Bildung gelangt war, als beleidigend für ſeine Würde, und im Jahre 1634 fertigte Li-zſun einen Geſandten an den Chan ab mit dem Antrage: die Mantſchſurei ſollte ihre Forderung hinſichtlich der Auslieferung der Ueberläufer fallen laſſen, ſollte den gegenſeitigen Handel abbrechen und ihren Geſandten am Königlichen Hofe anbefehlen, ihren Platz unter den Koreaniſchen Großen zu nehmen. Durch dieſe Wünſche Li-zſun's beleidigt, wies Tai-zſun den von Korea eingeſandten Tribut ab und hielt den Geſandten an ſeinem Hofe zurück, indem er hoffte, eine ſo ſtrenge Maßnahme würde den König beugen; allein gerade damals, als es ſich um die Annahme des Kaiſertitels von Seiten des Chans handelte, enthüllten ſich die Abſichten und Geſinnungen des Koreaniſchen Monarchen vollſtändig.

Inguitai, welcher mit den Briefen der Mantſchſuriſchen und der Mongoliſchen Beile nach Korea abgeſandt worden war, wurde nicht zur Audienz bei Li-zſun vorgelaſſen: ſtatt einer perſönlichen Unterredung mit dem Könige ward dem Geſandten vorgeſchlagen, mit dem erſten Miniſter zu verhandeln und dieſen mit dem Zwecke ſeines Beſuches bekannt zu machen; die Wohnung Inguitai's wurde mit Wachen umſtellt, und im ganzen Reiche wurden Kriegsrüſtungen anbefohlen. Sobald der Geſandte die feindſeligen Abſichten der Koreaniſchen Regierung erkannt hatte, entfloh er heimlich aus der Hauptſtadt, und es mußte ihm ein beſonderes Detachement nachſetzen, um ihm die Antwortſchreiben auf die Briefe der Beile einzuhändigen, und zugleich den Koreaniſchen Gränz-Commandanten die ſtrengſten Befehle des Königs hinſichtlich ungeſäumter Sicherung und Befeſtigung der Reichsgränzen zuzuſtellen. In dieſen geheimen Befehlen, deren einer zufällig in Inguitai's Hände fiel, erklärte Li-zſun feierlich den mit den Mantſchſuren abgeſchloſſenen Frieden für das Werk einer

höchſt unglücklichen Ueberellung, und die Zeit wäre nunmehr gekommen, den die Ehre ihres Vaterlandes verletzenden Vertrag zu zerreißen.

Uebrigens wollte Korea nicht geradezu die Schuld des Vertragsbruches auf ſich laden und ſelbſt den gefährlichen Kampf mit den Mantſchuren beginnen; daher ſchickte es nach alter Weiſe ſeine Geſandtſchaft an den Chan, um den Tribut zu entrichten und den gewöhnlichen Glückwunſch zum neuen Jahre abzuſtatten, — hatte jedoch dem Geſandten derartige Inſtructionen gegeben, daß Tai-zſun nothwendigerweiſe gekränkt und zum Friedensbruche gereizt werden mußte. Als während der feierlichen Ceremonie, unter welcher derſelbe den neuen Ehrentitel annahm, die Mantſchuriſchen und Mongoliſchen Fürſten auf die Kniee fielen und mit freudigen Zurufen den Kaiſer einmüthig begrüßten: da weigerte ſich allein der Koreaniſche Geſandte, dem Chane zu der neuen Würde Glück zu wünſchen. Dieſe in Gegenwart des ganzen Hofes ihm zugefügte Kränkung veranlaßte endlich Tai-zſun, von der Koreaniſchen Regierung ſtrenge Rechenſchaft wegen aller ihrer Handlungen und Geißeln als Unterpfand der friedlichen Geſinnungen und der Unterwürfigkeit des Königs zu verlangen. Das Schreiben des Kaiſers blieb unbeantwortet, und nun beſchloſſen die Mantſchuren, die ihrem Herrſcher zugefügte Beleidigung mit den Waffen zu rächen, zuvor aber einen Einfall in das Kaiſerreich zu machen, damit China von jeglicher Unterſtützung Korea's abgehalten würde.

Dieſem Entwurfe gemäß drang Azſige durch Du-ſchi-kou in die Tſchfill'ſche Ebene vor, nahm Tſchan-pin-tſchfou, rückte bis unter die Mauern Pekings, zog durch Bao-din-fu, eroberte zwölf Städte, ſiegte in 56 Schlachten und Gefechten, und durfte ungeſtraft über die Gränze zurückkehren, weil der Min'ſche Oberbefehlshaber Tſchſan-fuln-i und der Gouverneur Ljan-tin-dun nicht wagten, dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden, ſondern hinter den verſchloſſenen Stadtthoren Tun-tſchfou's ſaßen und Tag für Tag gewaltige Portionen Rhabarber verſchlangen, um durch den Tod ſich dem Gerichte und der Schande zu entziehen. Die glückliche Ausführung der erſten Unternehmung beſchleunigte das Schickſal Korea's.

Im November des Jahres 1636 that Tai-zſun im Tempel des Himmels und der Ahnen die Verſchuldungen Li-zſun's kund;

im December erſchienen die Mongoliſchen Fürſten ſammt ihrer Streitmacht, um ſich mit der Mantſchſuriſchen Armee zu vereinigen, welche noch in demſelben Jahre, 100,000 Mann ſtark, in Korea einfiel. Schni-zin-wan Dorgon und der Beile Chonge, die Befehlshaber des linken Flügels, marſchirten aus Kuan-djan auf Tſchan-ſchan-kou; Zin-wan Doni ging mit 1500 Mann vom erſten Corps, und durch die 4000 Mann ſtarke Avantgarde des Beile Jeto verſtärkt, gerade auf die feindliche Hauptſtadt los; den übrigen Theil des Heeres befehligte Tai-zſun ſelbſt, welcher, nachdem er den Uebergang über den Tſchſen-zſjan bewerkſtelligt, durch Go-ſchan-tſchen zog, Den-tſchſou und An-tſchſou eroberte, und bis an den Fluß Lin-zſin-zſjan, d. h. hundert Li von der ſchon in Unruhe und Schrecken verſetzten Hauptſtadt, vordrang.

Schon vor Annäherung des Chans war Mafuta, vom Corps Doni's, mit 300 Mann weiter vorgegangen, um Kundſchaft einzuziehen, wo Li-zſun ſich verborgen hielte. Unter dem Scheine einer Karavane reiſender Kaufleute hatten die Mantſchſuren nur zur Nachtzeit und auf Feldwegen fortziehend, ihre Reiſe ungehindert zurückgelegt, und ſtießen nicht eher, als faſt unter den Mauern der Hauptſtadt, auf eine feindliche Abtheilung, nach deren Vernichtung ſie ſich ohne Zögern am Thore der völlig unvorbereiteten Stadt zeigten. Die Koreaner aber meinten, die ganze Mantſchſuriſche Armee folgte dieſer Hand voll Wagehälſe auf dem Fuße, und wollten durch Unterhandlungen Zeit zur Rettung ihres Monarchen gewinnen.

Vor dem Führer der kleinen Truppe erſchienen Deputirte unter dem Vortritte eines der höchſten Staatsbeamten, um die Mantſchſuren — nach dem Zwecke ihres Beſuches zu fragen. „Ich habe Befehl, mit dem Könige zu unterhandeln," antwortete Mafuta: „„Wenn das iſt,"" erwiederten die Deputirten, „„ſo müſſen wir alle Gebräuche beobachten, welche dem Range eines Geſandten gebühren,"" und ein üppiges Mahl unter den Mauern der feindlichen Hauptſtadt war der erſte Triumph des kecken Kriegers. Während nun draußen die Feinde ſich bemühten, durch gegenſeitige Höflichkeiten und Aeußerungen ihrer Friedensliebe einander zu überbieten, erhob ſich in der Stadt ſelbſt, durch die übereilte Flucht des Hofes veranlaßt, ein allgemeiner Tumult. Die Weiber, die Kinder und die bedeutendſten Staatsbeamten Lin-zſun's flüchteten nach Zſjan-chua-dao, während der König

ſelbſt ſich in Nan-chan-ſchan, dem feſteſten Platze von ganz Korea, einſchloß. Die außerordentliche Bewegung der Hauptſtadt konnte Maſuta nicht entgehen, welcher ſchnell die Urſache der allgemeinen Verwirrung errieth, und ſich zur Verfolgung des Königs aufmachte. Nur der Beſtürzung und der übergroßen Verwirrung der Koreaner iſt der ſonderbare Umſtand beizumeſſen, daß es Niemandem in den Sinn kam, die unbedeutende Schaar, welche ſich ſo weit in das Innere des feindlichen Landes vorgewagt hatte, zu entwaffnen.

Die von ihrem Herrſcher verlaſſene Hauptſtadt konnte dem Mantſchſuriſchen Heere keinen Widerſtand leiſten, und des Chans Fahne ward auf Li-zſun's verödetem Palaſte aufgepflanzt. Zugleich wurde durch die Nachricht von dieſem wichtigen Verluſte das Vertrauen des Königs zu der Unangreifbarkeit Nan-chan-ſchan's ſo mächtig erſchüttert, daß er ſich zu einer abermaligen Flucht in die ſüdlichſte Gegend ſeines Reiches entſchloß, indem er vorausſetzte, es würden Entfernung und Schwierigkeit des Marſches die Fortſchritte der Feinde hemmen; allein gleich im Anfange ſeiner haſtigen Reiſe ſtürzte Li-zſun vom Pferde, und der heftige Schmerz, eine Folge des Falles, nöthigte ihn, an ſeinen früheren Zufluchtsort zurückzukehren. Noch war er nicht völlig wieder zu Kräften gelangt, als eine Mantſchſuriſche Heeres-Abtheilung nach der anderen ſich den Mauern Nan-chan-ſchan's näherte und den von Feinden umringten Fürſten in die Unmöglichkeit verſetzte, einen neuen Verſuch zu ſeiner Rettung zu machen.

Die Stadt, in welcher unerwartet das Geſchick des Krieges den Beherrſcher von Korea erfaßte, war trotz ihrer künſtlichen und natürlichen Befeſtigung nicht im Stande, der zahlreichen Einwohnerſchaft und der Garniſon einen zuverläſſigen Schutz zu gewähren. Schon im Anfange der Belagerung zeigte ſich ein Mangel an Lebensmitteln, ſo daß die Soldaten auf halbe Rationen geſetzt werden mußten; noch empfindlicher aber war der Waſſermangel, ſeitdem der Feind den Belagerten den Weg zu den vier Quellen abgeſchnitten hatte, welche hauptſächlich die Stadt mit Waſſer verſorgten. Die Hoffnungen auf das Eintreffen der Hülfstruppen aus den übrigen Provinzen wurden gänzlich zu nichte gemacht durch die ſchweren Niederlagen dreier Armeen, welche zum Entſatze ihres Monarchen herangezogen waren; überdies waren zahlreiche feindliche Detachements

durch das ganze Land verſtreut, und jeder ihrer Schritte war durch Siege und durch Verwüſtungen bezeichnet; denn die Soldaten kamen entweder in dem ungleichen Kampfe um, oder ſie warfen bei dem bloßen Anblicke der Feinde ihre Waffen von ſich, übergaben Städte und Feſtungen, und ſtellten ihr Schickſal der Gnade des Siegers unbedingt anheim. Zwei mißlungene und mit großen Verluſten verbundene Ausfälle hatten Li-zſun überzeugt, daß er ein Gefangener der Mantſchſuren war, deren Stärke und Tapferkeit beſonders durch die Ankunft Tai-zſun's vermehrt wurde; dieſer bezog ein Lager unweit Nan-chan-ſchan's; und als endlich mit dem Eintreffen der Mantſchſuriſchen Artillerie den Koreanern auch die letzte Hoffnung auf Langwierigkeit der Belagerung und Ermüdung des Feindes erloſch, ſo beſchloſſen ſie, ihr Heil in zwei neuen Mitteln zu ſuchen: in Unterwürfigkeit und Unterhandlungen.

Vor Tai-zſun ſtellten ſich Abgeſandte des Königs dar mit der demüthigen Bitte um Gnade für ihren unglücklichen Herrſcher; zugleich überreichten ſie dem Mantſchſuriſchen Chane ein eigenhändiges Schreiben Li-zſun's, welcher den Kaiſer anflehte, er möchte „das undankbare Benehmen ſeines jüngeren Bruders großmüthig mit Vergeſſenheit bedecken.“ Die Worte der Boten, ſo wie Li-zſun's Brief, blieben ohne Antwort. Nach zehn Tagen ſchickte der König andere Boten, um den Siegern kund zu thun, „daß ſeine Kräfte gebrochen wären, und ſeine Gedanken verſiegt; daß er mit ausgerecktem Halſe und mit gehobenem Fuße das Wort der Gnade erwartete.“ — „„Wollt ihr leben: geht hervor aus der Stadt, und unterwerfet euch; wollt ihr kämpfen: geht hervor aus der Stadt, und liefert eine Schlacht,““ antwortete Tai-zſun. So lakoniſche Worte, welche das Schickſal der Belagerten völlig unentſchieden ließen, beſtimmten Li-zſun, ſich mit neuen Bitten an den Chan zu wenden. „Fürwahr,“ ſchrieb der König abermals, „in der ſtarren Kälte des Herbſtes liegt das Unterpfand der belebenden Frühlingswärme verborgen: ſo birgt ſich auch in Eurer Majeſtät Gebot, im Lager zu erſcheinen, der Abgrund der himmliſchen Gnade. Allein noch umringen Heere meine Zufluchtsſtätte, und die Zeit des Zornes iſt noch nicht vorüber. Soll ich meine Mauern vertheidigen? ſoll ich meine Bollwerke verlaſſen? — hier, wie dort, erwartet mich daſſelbe Schickſal, — der Tod. ... Und ſo werde ich denn untergehen, nur aus der Ferne

auf die Fahne des Drachen blickend. Die Alten neigten ſich vor dem Sohne des Himmels von den Mauern ihrer Stadt, um nur die Pflicht der Ehrfurcht nicht zu verletzen. Vielleicht wird auch der Kaiſer, gleichwie Himmel und Erde nur von dem einen Drange erfüllt ſind, alles Seiende zu ernähren, Schutz, Leben und Gnade über das unglückliche Reich ausgießen." — Tai-zſun gab ſein Wort, daß er Li-zſun Leben und Verzeihung gewähren, und ihm die Herrſchaft über ſein Reich in der alten Weiſe laſſen wollte; nur ſollte der König im Lager des neuen Kaiſers erſcheinen und vor demſelben Reue über ſeine Verſchuldung ausdrücken.

Es war ſchwer für den König von Korea, auf eine Zumuthung einzugehen, welche ſeine hohe Würde demüthigte. Als Gefangener im feindlichen Lager zu erſcheinen, Leben und Reich aus der Hand des Feindes zu empfangen, — wann noch die Waffen blieben, um ſein Leid und ſeine Kränkungen zu rächen, und etwas Mehl, um ſeine Vertheidigung zu verlängern; wann die ganze Königliche Familie in Freiheit war, und mit Li-zſun's eigenem Untergange das Reich nicht in Gefahr kam, die geſetzlichen Herren ſeines Thrones zu verlieren; wann heute oder morgen Hülfsvölker aus China anlangen mußten, wo man den beklagenswerthen Zuſtand Korea's ſchon längſt kannte: unter ſolchen Umſtänden ſich zu einem ſolchen Schritte entſchließen, hieß, muthwillig ſeinen Namen der Schande preisgeben, und Li-zſun wollte den Kelch des Unglücks bis auf den letzten Tropfen leeren. — So ſollten denn die Unterhandlungen dem Kampfgetümmel weichen.

Allein das Kaiſerthum war, mit ſeiner eigenen Sicherſtellung hinreichend beſchäftigt, außer Stande, ſeiner alten Bundesgenoſſin eine nennenswerthe Unterſtützung zu gewähren: einige Chineſiſche Fahrzeuge, welche an die Küſten Korea's beſtimmt waren, wurden durch widrige Winde zurückgehalten und wagten ſich nicht in das offene Meer hinaus. Die Mantſchuren aber ahnten die geheimen Gedanken des Königs, rüſteten in der Eile ein kleines Geſchwader aus, ſegelten nach Zſian-chua-dao, landeten daſelbſt auf der Inſel, ſchlugen das dortige Heer und nahmen die Gemahlin des Koreaniſchen Monarchen mit zwei Söhnen und allen zur regierenden Familie gehörenden Perſonen gefangen, ſo wie gleichzeitig einen Miniſter nebſt einer Menge anderer Perſonen, welche bedeutende Staatsämter bekleideten.

Tai-zſun meldete den Belagerten ſeinen neuen Triumph mit den ſchrecklichen Worten: „Wenn der König noch ferner mit ſeiner Unterwerfung zögert, ſo möge er ein Todtenopfer für ſeine Familie verrichten.“ Doch Li-zſun weigerte ſich, im feindlichen Lager zu erſcheinen.

Die Standhaftigkeit des unglücklichen Königs ſetzte die Mantſchſuren ſelbſt in Verwunderung, und es ſchien dem Chane zur Bewirkung eines Friedensſchluſſes beſſer, milde Maßregeln zu wählen, als einen entſcheidenden Kampf, welcher beide Theile mit entſetzlichen Verluſten bedrohte. Daher ward am 12. Februar des Jahres 1637 ein Schreiben an die Belagerten erlaſſen, in welchem — Tai-zſun die Bedingungen umſtändlich auseinanderſetzte, unter welchen er ſich entſchließen wollte, dem Könige den Frieden zu bewilligen. „Du willſt die Ehre Deines Reiches retten; aber auch ich nehme den Befehl nicht zurück, welchen ich einmal ausgeſprochen habe. Ich wünſche durch Begründung einer ewigen Ordnung Dir, allen kommenden Geſchlechtern, Deinen Nachfolgern und Deinen Unterthanen Frieden, Sicherheit und Recht zu verleihen. Du aber ſollſt, um alle Deine frühere Schuld zu tilgen und für meine Gnade mir würdig zu danken: dem Chineſiſchen Kalender entſagen und an ſeiner Stelle den Mantſchſuriſchen annehmen; mir Deine beiden älteſten Söhne nebſt den Kindern oder den jüngeren Brüdern Deiner Großwürdenträger als Geißeln zuſenden; in Ausübung der Gebräuche der Verneigung und der Vorſtellung bei Hofe unabänderlich dem Chineſiſchen Ceremoniel folgen; falls ich einen Feldzug gegen das Kaiſerthum unternehme, Deine Streitmacht zu Waſſer und zu Lande, Reiterei und Fußvolk, zu der Zeit und an den Ort entſenden, welche ich beſtimmen werde; mitwirken zur Stiftung wechſelſeitiger Ehen und Verwandtſchaftsverhältniſſe zwiſchen den Unterthanen unſerer Reiche, ſowohl Vornehmen, als Geringen. Ich geſtatte, daß die alten Städte wieder hergeſtellt werden, jedoch durchaus nicht, daß neue erbaut werden; ich gebiete, daß die Geſandten aus Warka fort- und in die Mantſchſurei geſchickt werden, und daß Deinen Unterthanen jeder Handelsverkehr mit dieſem Aimak verboten werde; dafür aber, daß ich Dir das Leben neu ſchenke, das Erbe Deiner Väter wieder in Deine Hand lege und Alles durch meine Waffen Erworbene zurückgebe, — ſollſt Du, und ſollen Deine Kinder, Deine Enkel und alle Deine

Nachkommen den gegenwärtigen Vertrag unverbrüchlich halten. Nur unter dieſer Bedingung wird die Exiſtenz Korea's für immer geſichert ſein." Faſt unmittelbar nach dem Schreiben wurden ein Eunuch und ein Verwandter Li-zſun's zurückgeſandt, um dem Könige zu melden, daß ſeine Familie geſund und unverſehrt wäre, und daß ſie ſich unter dem Schutze des hochherzigen Siegers befände, welcher geboten hätte, ſeinen Gefangenen alle ihrem hohen Range gebührende Achtung und Ehrfurcht zu bezeigen. Und ſo bewirkte denn endlich Tai-zſun's edelmüthiges Benehmen, ſo wie der äußerſte Nothſtand der Stadt und des Reiches, daß der König ſich in das Unvermeidliche fügte.

Am 14. Februar fand die Zuſammenkunft der beiden Monarchen Statt. Auf dem öſtlichen Ufer des Chan-zſian im Diſtricte Santjan-du wurde ein gelbes Zelt aufgeſchlagen, in welchem alsbald Tai-zſun erſchien, von dem glänzenden Gefolge der Wane und Beile umringt und von Reiterei und Fußvolk begleitet. Letzteres ordnete ſich in zwei Reihen unterhalb des Kaiſerlichen Zeltes, welches auf einer anſehnlichen Erhöhung ſtand. Fahnen, Muſik, zahlloſe Reihen der Krieger, Alles vereinigte ſich, um der beginnenden Ceremonie eine beſondere Feierlichkeit zu verleihen.

Kaum hatte Tai-zſun ſich auf den für ihn aufgerichteten Thron niedergelaſſen, ſo that ſich das Thor Nan-chau-ſchan's auf, und aus der Stadt bewegte ſich die Trauer-Proceſſion des Koreaniſchen Königs heran. In das vollſtändige Coſtüm ſeines hohen Ranges gekleidet, das Min'ſche Siegel und das für die Königliche Würde ihm verliehene Diplom in den Händen und begleitet von ſeinen angeſehenſten Militair- und Civilbeamten, näherte ſich der König zögernd und zu Fuße dem Zelte des Chans. Fünf Li hatte Li-zſun zurückzulegen, und erſt als er noch eine halbe Werſt vom Zelte des Chans entfernt war, kamen dem beſiegten Fürſten einige Beamte entgegen. Sobald derſelbe ſich den Mantſchuriſchen Reihen näherte, erhob ſich der Kaiſer von ſeinem Throne und verneigte ſich neun Mal gegen den Himmel; der König folgte ſeinem Beiſpiele. Nach Beendigung dieſer Ceremonie nahm Tai-zſun ſeinen vorigen Platz ein, Li-zſu aber fiel ſammt ſeinem Gefolge auf die Kniee und bat gebeugten Hauptes, zu den Mantſchuriſchen Großen gewendet, dieſelben, ſie möchten den erhabenen Kaiſer bewegen, daß er nach ſeiner außerordentlichen Gnade dem ſchuldigen Könige ſeine tauſendfältigen

Vergehen verzeihe, ihn des Lebens und des Erbes seiner Väter nicht beraubte, seiner Rache Gränzen setzte und über das untergehende Volk Freude ausgösse. „Von diesem Augenblicke an," sprach der Gefangene, „will ich mein Herz und mein Thun erneuern und meine Kinder und meine Enkel sollen in Ewigkeit der großen Wohlthat nicht vergessen."

„„Der König von Korea,"" erwiederte Tai-zsun von seinem Throne aus, „„ist zu uns gekommen, um seine früheren Verschuldungen zu bekennen, — und wir verzeihen ihm. Möge er sich des Lebens erfreuen und in allen seinen Handlungen nur durch den Gedanken der Gerechtigkeit sich leiten lassen und durch die dankbare Erinnerung an unsere Großmuth!"" — „Die Gnadenerweisungen des heiligsten Herrschers werden unvergeßlich bleiben," sagte Li-zsun und beugte von Neuem das Knie vor seinem Sieger.

Also ward die Feindschaft zwischen der Mantschurei und Korea ausgelöscht, und Leben und Friede dem erschütterten Reiche wieder geschenkt. Noch aber blieb ein wichtiger Punkt zu bestimmen, nämlich: welche Bedeutung fortan der Koreanische König am Mantschurischen Hofe haben sollte, inmitten der Wane und Beile, welche so eben Zeugen seiner schmerzlichen Demüthigung gewesen waren. — Li-zsun selbst, noch hinter der Linie der Soldaten stehend, erwartete mit Ungeduld die Beantwortung dieser Frage, welche ungesäumt dem Kaiser zur Entscheidung vorgelegt worden war; und die Worte, mit welchen der Chan schließlich das Schicksal seines Gefangenen feststellte, sind der Geschichte und Tai-zsun's würdig: „Besser ist, durch Gnade besiegen, denn durch Furcht; darum gebiete ich, daß dem Könige von Korea alle Achtung und alle Ehrenbezeigungen erwiesen werden, welche dem Beherrscher eines fremden Reiches gebühren."

Mit diesem Momente hatte die schwere Heimsuchung Li-zsun's ein Ende, und dem in alle seine Rechte wieder eingesetzten Monarchen ward sein Platz neben Tai-zsun angewiesen, welcher seinen hohen Gast mit Kaiserlicher Pracht bewirthete. Nach der Tafel, als es für beide Theile Zeit war, an ihren Ort zurückzukehren, traten die Weiber, Kebsweiber und Kinder Li-zsun's sammt den Familien der höchsten Koreanischen Staatsbeamten in das Zelt des Chan's und fielen dem Kaiser zu Füßen. Tai-zsun gab seinen Gästen diese theuren Unterpfänder zurück, und Li-zsun, welcher alle Erschütterungen des Un-

glückstages männlich ertragen hatte, konnte bei dem unerwarteten Wiederſehen alles Deſſen, was ſeinem Herzen ſo theuer war, die Thränen nicht zurückhalten. „Herr,“ ſagte er unter dem allgemeinen Schluchzen ſeines Gefolges, „mit einem Male haſt Du alle Deine Gnade über uns ausgegoſſen; wenn aber Dein Zorn nur einen Tag währte, ſo wären wir längſt Staub und Aſche!“

Dieſer feierliche Auftritt bildete den Schluß des dramatiſchen Koreaniſchen Krieges. Am 16. Februar traten die Mantſchſuren den Rückmarſch an, und am 7. April erreichten ſie Mukden. Des Siegers erſte Handlung war, daß er ſich im Tempel des Himmels darſtellte; und erſt nachdem er den Schatten ſeiner Ahnen ein Dankopfer für die glückliche Beendigung des Krieges dargebracht hatte, kehrte Tai-tſun in ſeinen Palaſt zurück, wo ihn Vaſallen aus Ordos erwarteten. Die wichtigſte Frucht des gegenwärtigen Feldzuges aber war, daß Korea, vom Min'ſchen Hauſe ſich vollſtändig losſagend, mit der neuen Schutzmacht ſich innig verband, und daß es bis auf den heutigen Tag, länger als 200 Jahre, unwandelbar an ſeinem Vaſallenverhältniſſe zum Mantſchſuriſchen Hauſe feſtgehalten hat; China verlor damit ſeine letzten Bundesgenoſſen, und der Siegesruhm trug Tai-tſun's Namen in ſolche Fernen, daß ſelbſt Guſchichan von den Gränzen Chuchenor's eine Geſandtſchaft erließ, welche vor dem neuen Kaiſer die Gefühle der Ergebenheit und Ehrfurcht von Seiten des Beherrſchers der Elinten (Kalmücken) bezeugen mußte.

Durch den Kampf der Mantſchſuren mit Korea hatte China einige von feindlichen Einfällen freie Monate gewonnen. Nun hätte man glauben ſollen, das Kaiſerthum würde dieſe Zeit zur Befeſtigung ſeiner Gränzen benutzen, welche ſchon mehrmals die Gewalt der Mantſchſuriſchen Waffen erfahren hatten: allein das Schickſal ſelbſt zog gewiſſermaßen das Min'ſche Haus in den unvermeidlichen Fall, und in den kritiſchen Augenblicken der Gefahr wurde das ſchon am Rande des Abgrundes ſtehende Kaiſerreich von einer ſeltſamen Trägheit eingeſchläfert. Denn als im Jahre nach der Beſiegung Korea's die Mantſchſuren unter Dorgon's Oberbefehle an die Große Mauer rückten, um über die Gränzpoſten Tan-tſui-li und Tin-ſchan-guan in die Tſchſili'ſche Ebene einzufallen, fanden ſie dieſe wichtigen Plätze faſt ohne alle Vertheidigung; nirgends ſtießen ſie auf

Widerſtand, verheerten die Umgegend, und drangen bis Tſchſo-tſchſou, 20 Li von Peking, vor, wo ſie ſich in acht Corps theilten, und ihren weiteren Zug nach Süden fortſetzten. Ein Theil folgte der Richtung der Höhen, welche ſich um die Peking'ſche Ebene winden, ein anderer dem Laufe des Jun-che; die Uebrigen ſchlugen ſechs verſchiedene Wege zwiſchen dem Fluſſe und den Bergen ein.

Schleunigſt ſtellte der Min'ſche Hof dem Feinde eine ſtarke Armee entgegen, und zwar unter dem Oberbefehle Lu-ſjan-ſchen's, eines Mannes, welcher in der That die Mantſchuren für ihre Kühnheit hätte ſcharf züchtigen können; allein die Chineſiſche Regierung verſtand wohl, Talente zu erkennen, doch nicht, ſie zu benutzen.

Jan-zui-tſchan, der Präſident des Kriegsminiſteriums, von welchem alle wichtigen Anordnungen bei der Armee abhingen, entzweite ſich mit dem Oberbefehlshaber, und die Folge dieſes Zwieſpaltes zwiſchen zwei Perſonen, welche über das Loos des gegenwärtigen Krieges zu entſcheiden hatten, war, daß faſt ſämmtliche Truppen Gao-zi-zjan anvertraut wurden, Lu-ſjan-ſchen hingegen ſich mit einem Corps von 20,000 Mann begnügen mußte, von welchem man in der Folge faſt die Hälfte noch einem anderen Generale, Tſchen-ſin-zſja, zuertheilte. Nachdem er ſo den Einfluß auf die übrigen Truppen eingebüßt, konnte der Oberbefehlshaber, bei der Beſchränktheit ſeiner eigenen Streitkräfte, keinerlei entſcheidende Maßregeln ergreifen; dennoch brach er nach Bao-din-fu auf, erreichte den Feind, und lieferte bei Zin-du eine Schlacht, in welcher der Verluſt auf beiden Seiten ſehr bedeutend und gleich war. Ungeachtet ſeiner Einbuße an Mannſchaften rückte der Chineſiſche General noch bis In-lu vor; dort warf jedoch die Hälfte ſeiner Schaar, über ihre geringe Zahl erſchrocken, die Fahnen weg und zerſtreute ſich, alſo daß er mit nur 5000 Mann nochmals der feindlichen Armee entgegentreten mußte, welche ihren Gegnern an Zahl weit überlegen war. In mehreren Reihen umringten die Mantſchuren Lu-ſjan-ſchen, und zwei volle Tage kämpfte dieſer einen Verzweiflungskampf für ſeine Rettung. Als er weder Pulver noch Pfeile mehr hatte, warf ſich der Oberbefehlshaber ſelbſt in das Handgemenge und fand unter den Schwertern der Feinde den Heldentod, während Gao-zi-zjan, welcher mit ſeiner geſammten Streitmacht in derſelben Richtung aus-

marſchirt war, zu derſelben Zeit nur 50 Li entfernt ſtand, ohne ſeinem Kameraden Beiſtand zu leiſten.

Nach dem Falle Lu-ſjan-ſchen's ſtand dem Siege der Mantſchſuren kein ernſtliches Hinderniß mehr im Wege. Sie verwüſteten Tſchſen-din, Guan-pin, Schun-de und Da-min, und drangen in das Schan-dun'ſche Gebiet ein, wo die verkehrten Anordnungen der Chineſiſchen Regierung dem Feinde abermals reiche Gelegenheit zu Siegen bereiteten. Jan-zui-tſchan meinte nämlich, die Mantſchſuren wagten nicht, weiter nach Süden zu gehen, weil ſie De-tſchſou nicht erobert hätten; und in Folge dieſer Vorausſetzung wurden die Truppen der ganzen Provinz in die eine Stadt zuſammengezogen, mit der ſtrengſten Weiſung, ſich keinen Schritt von ihrem Poſten zu entfernen. Nachdem indeß der Feind Lin-zin-tſchſou erobert hatte und über den Jun-che gegangen war, wandte ſich derſelbe gerade auf Zſi-nan, welches, auf eine Vertheidigung nicht vorbereitet, ſich ſogleich ergab; — und der neue Oberbefehlshaber, Lju-jui-ljan, ſammt Tſchen-ſin-zſja und ſämmtlichen Truppen, welche aus verſchiedenen Plätzen dem Bogdochan zu Hülfe geeilt waren, begnügte ſich damit, daß er den Mantſchſuren auf dem Fuße folgte. Welcher Art überhaupt der Geiſt und die Thätigkeit der Chineſiſchen Feldherren waren, das läßt ſich am beſten aus einer für dieſen Krieg beſonders bezeichnenden Thatſache beurtheilen. Als im zweiten Monate des folgenden Jahres der Feind auf ſeinem Rückzuge in Tjan-zin eintraf, hatte der Fluß Jun-che eine ausgedehnte Ueberſchwemmung verurſacht, und ſtellte dem Uebergange der mit gewaltigem Gepäck und Beute beladenen Armee große Hinderniſſe entgegen. Einige Offiziere ſchlugen ihren Feldherren vor, dieſen ihnen ſo günſtigen Umſtand zu benutzen, und dem Feinde den Rückweg nach Norden abzuſchneiden; allein drei Corps-Generale, welche mit ihren Truppen an den Ufern des Fluſſes ſtanden, ſahen einander nur an, und entſagten gern der Ehre, die Mantſchſuren geſchlagen zu haben. — Mehr als 1000 Li ſüdlich von Peking war Dorgon vorgedrungen, hatte die Statthalterſchaften Tſchſi-li, Schan-dun und einen Theil von San-ßi durchſtürmt, hatte 58 Chineſiſche Städte erobert, und durfte mit ſeiner Beute und etwa 450,000 Gefangenen, zu welchen auch De-wan, ein ſehr naher Verwandter des Min'ſchen Kaiſers, gehörte, ungefährdet in ſein Vaterland zurückkehren.

Ein ſo glänzender Erfolg mußte natürlich Tai-zſun zu neuen Unternehmungen anfeuern. Der Chan hatte ſich überzeugt, daß vor Unterwerfung der Städte außerhalb des Gränzpoſtens Schan-chai-guan, welcher ſelbſt die kräftigſte Stütze für China und das ſchwierigſte Hinderniß für die Mantſchſuren bildete, alle Operationen gegen das Kaiſerthum ſich nur auf verheerende Einfälle beſchränken mußten, durch welche in keiner Weiſe die Herrſchaft über Plätze innerhalb der Großen Mauer geſichert wurde; daß der bisherige Plan viel mehr kühn war, als auf ſichere und wahre Grundlagen geſtützt, und daß folglich zur vollſtändigen Erſchütterung ſeiner Gegner die ſchließliche Eroberung Ljao-dun's unerläßlich war, welches als der nächſte und ausſchließliche Weg in das Herz des Kaiſerreiches dienen mußte. In Folge ſolcher Ueberzeugung ſchickte Tai-zſun im Jahre 1641 Dorgon zur Eroberung Zſin-tſchſou's ab, mit dem gemeſſenen Befehle, ſich dieſer Stadt um jeden Preis zu bemächtigen.

Dorgon's Anſtalten waren von ſo vielfachem Mißlingen und ſolchen Verzögerungen begleitet, daß der über die Erfolgloſigkeit der Belagerung erzürnte Chan ſeinen Feldherrn abberief und an ſeiner Stelle Zſir-galan ernannte, welcher die Stadt mit Wällen umgab und ſehr bald in eine kritiſche Lage verſetzte. Die Belagerten ſahen ſich genöthigt, über die derzeitigen Abſichten der Mantſchſuren nach Peking zu berichten, und indem Zſu-da-ſchou, der Stadtcommandant, in grellen Farben die Gefahr ſchilderte, welcher das Kaiſerthum durch den endlichen Verluſt Ljao-dun's preisgegeben werden müßte, verlangte er ſehr bedeutende und augenblickliche Unterſtützung. Da entſchloß ſich denn der Hof, welcher die Wichtigkeit der vorliegenden Umſtände vollkommen einſah, noch einmal alle Kräfte zuſammenzuraffen, um in den letzten blutigen Streit für ſeine Ehre und ſeine Exiſtenz zu gehen.

Chun-tſchen-tſchou, der Gouverneur der Kreiſe Zſi und Ljao, brach mit einer in acht Corps getheilten Armee von 130,000 Mann, nebſt vollſtändigen Remonten und Proviant für ein ganzes Jahr, im Mai aus Nin-juan zur Rettung Zſin-tſchſou's auf. Voll Unruhe wegen der traurigen Erfahrungen früherer Kämpfe, fertigte Zſu-da-ſchou einen beſonderen Courier an den Oberbefehlshaber ab, um demſelben zu melden, daß Zſin-tſchſou dem Feinde noch lange genug widerſtehen könnte, und daß er deshalb

Chun-tſchen-tſchſou bäte, ſich keiner gefährlichen Eile hinzugeben, ſondern mit der äußerſten Behutſamkeit, und ſtets durch Wagenburgen gedeckt, ſich vorwärts zu bewegen. Nach Zſu-da-ſchou's Rathe nahm ſich der Oberbefehlshaber vor, unter ſtarker Bedeckung zuerſt nach Siu-ſchan Proviant zu ſenden, darauf nach Sun-ſchan, und von dort aus denſelben nach Zſin-tſchſou zu geleiten, auf der ganzen Operationslinie aber Lager aufzuſtellen, und nur Behufs der Vertheidigung zu kämpfen. Allein den Präſidenten des Kriegsminiſteriums, Tſchen-ſin-zſia, erſchreckte die Beſorgniß, es möchten bei einer längeren Dauer des Krieges die Getreidevorräthe ſich raſch erſchöpfen, und er ſchickte deshalb einen ſeiner Beamten, Namens Tſchſan-ſcho-zi, mit dem Befehle zur Armee ab, Chun-tſchen-tſchou vorzuſtellen, wie höchſt nothwendig die ſchleunigſte Beendigung des begonnenen Feldzuges wäre.

Durch das Auftreten dieſes Menſchen wurde das Unglück des Reiches noch vergrößert. Der allgemeinen in China herrſchenden Regel gemäß hat nämlich eine Perſon, welche von der Regierung mit außerordentlichen Aufträgen entſendet wird, beſondere Vollmacht, durch welche ſie in gewiſſer Art über die örtlichen Gewalten geſtellt wird. Nun ſchien es Tſchſan-ſcho-zi, als ob jetzt für ihn die Zeit gekommen wäre, alle Welt durch ſeine ungewöhnlichen Talente zu überraſchen, denen bis dahin noch keine würdige Laufbahn ſich eröffnet hatte, und ſeit dem Augenblicke ſeiner Ankunft trachtete er, ſeinen Einfluß auf die Generale, wie auf die Soldaten geltend zu machen, ſowohl Dieſe, als Jene ſeinen Plänen unterzuordnen. Unaufhörlich flogen Couriere mit erdichteten Nachrichten von täglichen Gefechten und Siegen aus Ljao-dun nach Peking; am Schluſſe eines jeden Berichtes aber drückte Tſchſan-ſcho-zi ſeine Unzufriedenheit aus über die ungemeine Langſamkeit des Oberbefehlshabers, welcher durch ſeine verderbliche Bedenklichkeit Zeit und Gelegenheit verlöre, die Chineſiſchen Waffen mit unſterblichem Ruhme zu bedecken. Chun-tſchen-tſchou erhielt aus Peking nur Vorwürfe und Aufmunterungen zur Antwort, wurde endlich ungeduldig über die unabläſſigen Wiederholungen von der einen, wie von der anderen Seite, und gab ſeinen erſten Plan auf; er ließ den Proviant in Rin-ſuan, in Siu-ſchan und bei Bi-zſia-gan, außerhalb Ta-ſchan's, und rückte vor; die übrigen Truppen folgten ihm. Als man Sun-ſchan

erreicht hatte, ſtellte ſich die Reiterei vor der Stadt auf, das Fußvolk aber in ſieben Lagern bei Schu-ſuin-gan, denn hier mußte Chun-tſchen-tſchou mit den Mantſchſuren zuſammenſtoßen, welche ihm die Hauptſtraße vom Gebirge nach dem Meere verlegten, die Zufuhr aus Sin-ſchan abſchnitten, und über ſämmtliche Vorräthe in Bi-zja-gau geboten, nachdem ein Theil ihrer Streitkräfte die Soldaten niedergemacht hatte, welche den Proviant bei Ta-ſchan bewachten. Dieſer erſte wichtige Verluſt machte einen tiefen Eindruck auf die Chineſiſche Armee; dieſelbe fing ſchon an, für ihre Sicherheit zu fürchten, und die Infanterie verließ ihre ſieben Lager und ſtellte ſich hinter Sun-ſchan auf, wiewohl auch die neue Stellung das Loos des Heeres keineswegs ſicherte, da es nur für fünf Tage mit Proviant verſehen war. Den Mantſchſuren war die Lage der Gegner vollkommen bekannt, und in der Vorausſetzung, daß der Feind ſich ungeſäumt zurückziehen würde, ſchickte Tai-zſun ein anſehnliches Corps in Hinterhalte bei den Orten Ta-ſchan, Sin-ſchan und Sjao-lin-che, verſtärkte zugleich die Garniſon, welche die Lebensmittel bei Bi-zſja-gan bewachte, und beſetzte ſelbſt die Hauptſtraße, um die Bewegungen der Chineſiſchen Armee abzuwarten.

Wirklich begann in der zweiten Nacht U-ſan-gui, mit fünf anderen Generalen beſtändig im Nachtrabe wechſelnd, in ſtrenger Ordnung den Rückzug. Als jedoch die Reihe an den General Wan-pu kam, die vorderen Reihen einzunehmen, fingen ſeine Soldaten an, zu laufen; ihrem Beiſpiele folgten auch die übrigen Truppen, und es war, als ob ſie unter einander wetteiferten, wer früher Sin-ſchan erreichen würde. Die Mantſchſuriſche Hauptarmee fiel die Flüchtlinge im Rücken an; der Hinterhalt verſperrte ihnen den Weg. Gärten und Felder bedeckend, zogen die Chineſiſchen Soldaten bald weiter, bald kämpften ſie, bis endlich in entſetzlicher Unordnung und unter ſchrecklichem Verluſte die Corps der ſechs Generale ſich in Siu-ſchan bargen, Zao-bjan-zſjao aber und Chun-tſchen-tſchou in Sun-ſchan; Letztere hatten, von allen Seiten durch die Mantſchſuren bedrängt, fünf Male verzweifelte Anſtrengungen gemacht, die Belagerungslinie zu zerreißen, jedoch ohne Erfolg; und einmal hatte Zao-bjan-zſjao ſich ſogar bis in das feindliche Lager durchgeſchlagen, war jedoch verwundet worden, und mußte ſich durch die Flucht retten.

Ueberzeugt, daß die in Sin-ſchan eingeſchloſſene Chineſiſche Armee von neuem den Rückzug antreten würde, ſchickte Tai-zſun ſeine verwegenſten Soldaten ab, damit ſie ſich bei Gao-zjao und bei der Feſtung Sangarzi in den Hinterhalt legten, — und dieſe Detachements, welche gefährliche Stellen beſetzten und das Erſcheinen des Feindes abwarteten, vollendeten die Vernichtung des Chineſiſchen Heeres. Wan-pu und U-ſan-gui retteten nur ſich ſelbſt; Tſchſan-ſcho-zi kehrte in einem Fiſcherboote über das Meer zurück; in allen dieſen auf einander folgenden Kämpfen aber hatten die Chineſen 53,780 Mann verloren, und den Mantſchſuren Kameele, Pferde, Rüſtungen, Feuergewehre und andere Waffen, in einer Anzahl von mehr als 20,000 Stück, zur Beute gelaſſen. Die ganze Strecke von Sin-ſchan bis Ta-ſchan war mit den Leibern der Erſchlagenen und der Verwundeten überſäet, und die Leichname der im Meere Ertrunkenen ſchwebten, nach den Worten der Mantſchſuriſchen Geſchichtſchreiber, auf dem Rücken der Wogen, gleichwie Schaaren wilder Gänſe.

Im folgenden Jahre entſchied ſich auch das Schickſal Sun-ſchan's, wo ſich Chun-tſchen-tſchou noch tapfer vertheidigte. Sja-tſchen-de, einer von den Generalen, welche zum Corps des Oberbefehlshabers gehörten, ſandte ſeinen Sohn mit dem feierlichen Verſprechen zu den Belagernden, er würde die Garniſon zum Vortheile der Mantſchſuren aufwiegeln; der Vorſchlag wurde angenommen, und der Verrath glücklich ausgeführt; Chun-tſchen-tſchou mußte mit ſeiner Perſon den Triumph Tai-zſun's ſchmücken, welcher auf den Feldern von Sun-ſchan das Schickſal des Kaiſerthumes entſchieden hatte. Zſin-tſchſou hielt ein ganzes Jahr hindurch glücklich die Belagerung aus, und öffnete ſodann ſelbſt dem Sieger ſeine Thore; Ta-ſchan aber und Sin-ſchan wurden ſchon nach kurzer Zeit genommen.

Nach ſo harten Verluſten blieb China keine andere Wahl, als ſich an die Großmuth des Siegers zu wenden. Der Bogdochan forſchte in Fuin-ſjan-djan, wie er unter ſo kritiſchen Umſtänden ſich zu verhalten hätte, und die Geiſter zeigten dem Sohne des Himmels an, daß ſofort zu Unterhandlungen geſchritten werden müßte. Demzufolge ſchickte der Min'ſche Hof, welcher ſo oft die Vorſchläge der Mantſchſuren zurückgewieſen hatte, ſeine Bevollmächtigten zum

Abſchluſſe eines Freundſchafts-Tractates zwiſchen den beiden kriegführenden Mächten nach Zſin-tſchſou. Doch die hundertjährige Etiquette des Min'ſchen Hofes verbot dem Sohne des Himmes, bis zu der Bitte um Frieden herabzuſteigen; überdies meinte man, die Mantſchſuren, als halbwilde Barbaren, würden nicht im Stande ſein, alle Feinheiten des diplomatiſchen Verkehrs, wie ſie im Mittelreiche üblich wären, zu verſtehen; und ſo hielt man es denn für hinreichend, einen Bevollmächtigten mit einem unbeſtimmten, an den Präſidenten des Kriegsminiſteriums, Tſchen-ſin-zſja, erlaſſenen Befehl abzufertigen. Dieſer hatte nämlich dem Kaiſer berichtet, als ob die Mantſchſuren, durch den anhaltenden Krieg ermattet, endlich Verlangen trügen, der Ruhe eines dauerhaften Friedens zu genießen, — und der ganze diplomatiſche Befehl beſtand in folgenden wenigen Worten: „Aus dem Berichte des Kriegsminiſteriums haben Wir erſehen, daß in Schen-jan thatſächlich der Wunſch vorhanden iſt, den Feindſeligkeiten ein Ende zu machen, und dem Volke die Ruhe wiederzugeben. Die mangelhaften Berichte der früheren Statthalter haben Uns nicht geſtattet, an die Aufrichtigkeit einer ſolchen Abſicht zu glauben. Nach den wiederholten Vorſtellungen des Miniſteriums indeß, daß eine Darlegung der Geneigtheit und Redlichkeit von Unſerer Seite die fernen Völkerſchaften unfehlbar zur Unterwerfung bringen werde, — wollen Wir, geleitet von der erhabenen Barmherzigkeit des höchſten Himmels und von dem Wunſche, das alte Erbtheil, welches durch die Gerechtigkeit und Milde Unſerer Vorfahren erworben worden iſt, unter Unſere Herrſchaft zurückzuführen, endlich den Befehl an das Miniſterium erlaſſen, die vorliegende Angelegenheit zu erledigen, in Schen-jan Unſeren Willen kund zu thun, und alle zuverläſſige Nachrichten über den ferneren Gang der Ereigniſſe Unſerer Kenntnißnahme zu unterbreiten." — Mit einer ſolchen Vollmacht erſchienen die Chineſiſchen Geſandten auf der Mantſchſuriſchen Gränze. „Was heißt das?" fragte Tai-zſun, nachdem er das Creditiv der Geſandten durchgeleſen; „das Schriftſtück iſt an mich adreſſirt, dabei aber nichts weiter, als ein dem Vorſitzenden des Kriegsminiſteriums, Tſchen-ſin-zja, ertheilter Befehl. Soll das ein Beglaubigungsſchreiben ſein: ſo fehlt ihm das Kaiſerliche Siegel; außerdem aber ſind derartige Ausdrücke, wie: „die fernen Völkerſchaften zur Unterwerfung bringen" und „das alte Erbtheil unter unſere Herrſchaft zu-

rückführen" nur beleidigend für die Würde unſeres Reiches." — „Nicht alſo ſchließt man Frieden!" ſagte der Chan, und mit dieſer barſchen Antwort mußten die Botſchafter nach Peking zurückkehren.

Solches Mißlingen beſtimmte den Min'ſchen Hof, eine zweite Geſandtſchaft zu erlaſſen, und zwar im Namen des Chineſiſchen Kaiſers und mit den beſtimmteſten Friedensvorſchlägen. Dieſes Mal nahm der Chan die Bevollmächtigten gnädig auf, und legte ſogar in einem eigenhändigen Schreiben dem Kaiſer die Bedingungen des Tractates vor. „Durch die Gnade des Himmels haben Wir nach Unſerem Erzeuger, Tai-zſu, den Thron geerbt, und Unſeres Reiches Gränzen vom nordöſtlichen Meere bis zum nordweſtlichen ausgedehnt. Und die Stämme, welche mit Hunden und Rennthieren fahren, und die Jäger der ſchwarzen Zobel und Füchſe, und die Leute, welche keine Brodfrucht ſäen, ſondern nur vom Fleiſche der wilden Thiere und der Fiſche leben, und die Aimaks der Elſuten, und die Aimaks, welche an den Ufern des Onon wohnen, und die Herrſchaften des Juan-ſchen Hauſes und Korea, ſie alle haben ſich unter unſerer erhabenen Herrſchaft vereinigt, und Alle, Fürſten, Vornehme und Volk haben Uns einmüthig den Ehrentitel beigelegt und Unſerer Regierung den Namen Tſchun-de. Die vielfältigen Einfälle in die Gränzen des Kaiſerthums, die Eroberung der Städte und Feſtungen, die Niederlagen der Armeen, haben China ſelbſt bewieſen, daß es nicht eine Veſte beſitze, welche der Stärke Unſerer Waffen widerſtehen könnte. Wenn Wir daher Frieden ſchließen, ſo laſſen Wir Uns in ſolchem Falle allein durch Unſeren aufrichtigen Wunſch leiten, Millionen Menſchen Ruhe und Wohlſein zu ſchenken; und wenn es dem Kaiſer beliebt, einen dauernden Vertrag aufzurichten, ſo muß derſelbe in folgenden Bedingungen beſtehen:

Von nun an müſſen alle frühere Mißhelligkeiten der Vergeſſenheit überliefert werden, und jeder Streit über den Vorrang des einen oder des anderen Reiches aufhören.

Die Geſandten müſſen perſönlich Zutritt zu den Beherrſchern beider Staaten haben, und die Verſagung einer Audienz ſoll als Zeichen maaßloſen Stolzes und als Verletzung des Tractates betrachtet werden.

Es ſollen außerordentliche Geſandtſchaften erlaſſen werden bei dem Eintritte beſonders froher oder trauriger Ereigniſſe an dem einen oder dem anderen Hofe.

China verpflichtet sich, alljährlich 10,000 Lan Gold und eine Million Lan Silber an die Mantschsurei zu senden, wogegen diese ihrerseits an China 1000 Pfund von der Wurzel Schen-schen und 1000 Zobelselle liefern wird.

Die beiderseitigen Ueberläufer werden ihren Gebietern ausgeliefert.

Als Gränze des Chinesischen Kaiserthums wird der Gebirgskamm festgesetzt, welcher zwischen Nin-juan und Schuan-pu hinstreicht; als Gränze des Mantschsurischen Reiches das Gebirge Taschan; Ljau-schan aber soll als neutraler Boden gelten.

Alle Ueberschreitungen der bestimmten Gränzlinie unterliegen der Untersuchung und dem Gericht.

Fischerei und Schifffahrt auf dem Meerbusen haben sich strenge nach der Gebietsabgränzung auf dem festen Lande zu richten und dürfen nicht über die festgestellten Gränzen ausgedehnt werden.

Endlich muß der wechselseitige Handel zwischen beiden Reichen gestattet werden.

Wenn Ihr also entschlossen seid, die obigen Bedingungen anzunehmen, so werden Wir selbst entweder eine persönliche Zusammenkunft abhalten und den Vertrag beschwören, oder Wir werden Unsere höchsten Staatsdiener zur Vollziehung der heiligen Ceremonie absenden. Werden hingegen Meine Vorschläge verworfen, so haben alle Gesandtschaften und Unterhandlungen hiermit ein Ende, — und nicht Ich werde der Schuldige sein, wenn Millionen dem Kriege zum Opfer fallen!"

Voll schwerer Sorgen über die entsetzlichen inneren Gährungen, welche das ganze Himmlische Reich durchwogten, wünschte der Chinesische Kaiser aufrichtig den Frieden mit den Mantschsuren, um seine schon wankende Macht zu stützen. Allein die begonnenen Unterhandlungen, welche anfänglich ein Staatsgeheimniß gewesen waren, erhielten bald die ausgedehnteste Oeffentlichkeit, und unter den nicht zum Hofe gehörenden Personen offenbarte sich lautes Murren über den von der Regierung gefaßten Entschluß. Auch in den Provinzen zeigte sich Unzufriedenheit: täglich flogen Vorstellungen nach Peking, um den Kaiser von einem Frieden abzuhalten, welcher die Ehre des Himmlischen Reiches mit unauslöschlicher und ewiger Schande bedecken müßte. Die gelehrten Politiker des ganzen Landes bemühten sich, unter zahl-

reichen Berufungen auf die großen Weiſen und die Beiſpiele des grauen Alterthums, der Regierung darzuthun, wie bedenklich es wäre, an die Aufrichtigkeit der Fremden zu glauben, und wie ſtrafbar der Miniſter, welcher gewagt hätte, die Majeſtät ſeines Herrſchers durch den Vorſchlag eines Friedens mit verächtlichen Barbaren zu beleidigen. Die öffentliche Meinung erklärte Tſchen-ſin-zſja für den einzigen Urheber eines ſo erniedrigenden Projectes; ſie forderte, daß er unnachſichtlich vor Gericht geſtellt würde, und in Folge dieſer Kundgebungen wurde Tſchen-ſin-zſja ſeines Amtes entſetzt, und die Verhandlungen abgebrochen.

Ungeduldig über das Schweigen China's rüſteten ſich die Mantſchuren von Neuem zum Kriege. Das allgemeine Verlangen, das erſchütterte Kaiſerreich zu erobern, hatte eine ſolche Stärke erreicht, daß Tai-zſun's Generale ſelbſt ihren Gebieter baten, ſie gegen das Reich der Mitte zu ſchicken. „Der Friede bringt China Nutzen, nicht uns," ſtellte einer der höchſten Staatsbeamten dem Chane vor. „China benutzt die Ruhe, um heimlich zu rüſten, während wir, an den Frieden uns gewöhnend, des kriegeriſchen Muthes und der Anſtrengungen vergeſſen. Wenn die Ausdehnung und die Volksmenge China's uns Bedenken erregen, ſo darf man nicht überſehen, daß an den vier Enden des Kaiſerthums Empörer aufgeſtanden ſind, und daß China ein Reich iſt, welches ſich ſelbſt verſchlingt. Wir dürfen nur die Zufuhr des Getreides aus Tai-zſin, der Steinkohlen aus den ſüdlichen Gebirgen abſchneiden, ſo wird Peking zu unſeren Füßen liegen. Erobern wir vor Allem Schan-chai-guan, dann müſſen die Städte außerhalb der Gränzpoſten von ſelbſt fallen. Das iſt das Mittel, den Gegner gerade in das Herz zu treffen und ihm die Kehle zuzuſchnüren!"

Im November des Jahres 1642 ſandte Tai-zſun ſeine Armee abermals zur Verheerung China's aus. Die Mantſchuren theilten ſich in zwei Flügel: der linke überſchritt die Gränzen des Kaiſerthumes bei Zſe-ſchan, durch eine Breſche, welche ſie in der Großen Mauer gemacht hatten, während der rechte über Jan-muin-guan und Chuan-jan-kou vordrang. Beide Corps vereinigten ſich in Zſi-tſchſou, dehnten ihre Expedition bis Jan-tſchſou im Gouvernement Schan-dun aus und kehrten ſchon im Sommer des Jahres 1643 zurück, nachdem ſie 3 Provinzen, 18 Kreiſe und 67 Bezirke erobert,

den Min'ſchen Fürſten Lu-wan in die Flucht geſchlagen, 369,000 Gefangene gemacht und 550,000 Stück Vieh nebſt einer Menge Gold, Silber, Perlen, Seidenzeuge und anderer werthvoller Gegenſtände erbeutet hatten. Seit ihrem Eintritte in das Gebiet des Kaiſerthumes, im Winter, hatten die Mantſchſuren die Rüſtung nicht abgelegt und nicht abgeſattelt bis zum April des Jahres 1643 und bis zu ihrer Ankunft in Jſſui-tſchſou, wo ſie ſich zum erſten Male Erholung gönnten. Zu derſelben Zeit bedeckten ſich die Berge mit Frühlingsgrün, und, angelockt durch die Bilder, welche ihnen ihr Heimathland in das Gedächtniß riefen, verließen die Sieger die große Heerſtraße und ließen ihre Pferde ruhig weiden. Die Gegend, in welcher die Mantſchſuren ſo behaglich raſteten, und welche früher von Leben und Bevölkerung wimmelte, war jetzt menſchenleer, und auf der Straße, welche den Norden des Kaiſerthumes mit dem Süden verbindet, zog nicht ein einziger Menſch daher, welcher die friedlichen Beſchäftigungen ſeiner furchtbaren Feinde hätte beobachten können, — alſo daß die Chineſen, verwundert, wie der Feind ſo plötzlich ihren Augen entſchwunden, ſich ſchon einbildeten, derſelbe wäre weit jenſeit der Großen Mauer. Aber Beſtürzung und Schrecken erreichten den höchſten Grad, als die aus dem Süden zurückkehrenden Mantſchſuren von Neuem unter Tjan-zſin erſchienen. Von dieſer Stadt bis nach Tſchſo-tſchſou und zur Brücke Lu-gou-zjao dehnte ſich, auf einer Strecke von 300 Li, eine ununterbrochene Reihe von Kameelen und Laſtwagen aus, mit Habſeligkeiten und Beute beladen; mehr als 20 Tage bedurfte dieſer gewaltige Troß, um über die Brücke zu ziehen, welche im Angeſichte Pekings und unfern Tun-tſchſou's liegt, wo ſämmtliche dem Bogdochan zu Hülfe geeilten Truppen unter dem Oberbefehle des Miniſters Tſchſou-jan-ſchu verſammelt ſtanden. Dieſer ſaß hinter den feſten Mauern und ſandte Berichte über ſeine Siege in die Hauptſtadt, indeß die Mantſchſuren ſelbſt nach Hauſe zogen; denn den Chineſiſchen Generalen ſchien es gefährlich und unnöthig, den Feind zu raſcherer Entfernung über die Gränze anzutreiben.

Erſt nach dem Abzuge der Mantſchſuren entwickelte der Hof eine lebhaftere Thätigkeit in der Sorge für ſeine Sicherheit. Von Schan-chai-guan bis Peking und deſſen Umgegend, alſo auf einer Ausdehnung von kaum 1000 Li, wurden 4 General-Gouver-

neure, 6 Gouverneure und 8 Corps-Commandeure aufgestellt, welche nur die nordöstlichen Gränzen der Statthalterschaft Tschsi-li beschützen sollten; Generale und Truppen wurden verstreut, wie die Sterne am Himmel und wie die Steine auf dem Damenbrette, — und dabei lenkte Keiner von ihnen den Gang der Dinge. Ueber die ganze ungeheure Masse von Streitkräften erhob sich vielmehr ein Eunuch, welcher unumschränkt über Armee und Feldherren gebot, während ein furchtbarer Gerichtshof im Namen des Bogdochan's ohne Gnade über Schuldige oder Unschuldige aburtheilte: die General-Gouverneure Tschsao-guan-bjan und Fan-tschsi-wuin, so wie der Minister Tschsou-jan-schu fielen nach einander unter dem Messer des Henkers. Die außerordentlichen Anstrengungen der Chinesischen Regierung erschöpften jedoch die letzten Hülfsmittel dieses Reiches. Am Schlusse der Regierung Wan-li (um das Jahr 1615) beliefen sich die Ausgaben für den Unterhalt der Armee in Ljao jährlich nur auf 6,600,000, waren aber nach der ersten Hälfte der Regierung Tschun-tschsen (um das Jahr 1635) bis auf 16,600,000 Lan Silber angewachsen, d. h. es wurde der größere Theil der Summen, welche für den Militair-Etat des gesammten Kaiserreiches bestimmt waren, bloß für die östlich von Schan-chai-guan gelegenen Gegenden verausgabt. Inzwischen hatten sich im Innern China's selbst Hunderttausende von Aufrührern erhoben, vor welchen die ganze Macht der Bogdochanischen Heere in Trümmer ging, feste Städte fielen und ganze Provinzen sich beugten, — also daß gleichzeitig im Osten und im Westen die Gewalt der Regierung niedergeworfen wurde; der Peking'sche Hof war in Parteien gespalten, welche einander mit Erbitterung verfolgten, und Verrath umgab selbst den Bogdochan, welchem die klägliche Lage des Reiches sorgfältig verheimlicht wurde. Die Mehrzahl der Großen rieth dem Gebieter des Himmlischen Reiches, mit den Anführerbanden sich zu vergleichen, und jeden Gedanken an irgend eine Unterhandlung mit den Mantschsuren in sich zu ersticken, — während eben diese Mantschsuren, vom ersten Fürsten bis zum letzten Soldaten, insgesammt vor Verlangen brannten, ihre Zelte im Herzen des Kaiserthums selbst aufzuschlagen. Doch Tai-zsun zögerte noch, China den letzten Schlag zu versetzen, indem er auf die Zeit wartete, da das Himmlische Reich, durch seine eigenen Convulsionen erschöpft, unter dem Gewichte der Unordnung

und der Unruhen von ſelbſt fallen würde, — ein Ereigniß, welches ſich ſchon unter der Regierung des neuen Kaiſers Schi-zſu vollendete.

Am 10. September des Jahres 1643 entſchlief Tai-zſun, und ſein Tod beſchloß die erſte Periode in der Geſchichte der Mantſchſuren; denn gerade ein Jahr nach dem Ableben des Chan's verlegte deſſen Nachfolger ſeine Reſidenz nach Peking und begann mit dieſer wichtigen That eine neue Seite in den Jahrbüchern ſeiner Dynaſtie und ſeines Volkes.

Einen wie gewaltigen Schritt hatte im Verlaufe nur zweier Regierungen die Mantſchſurei vollbracht, — jener arme Aimak, deſſen ganze Ausdehnung 200 Li betrug, welcher ſodann zu einem mächtigen Reiche anwuchs und China, Korea und die Mongolei bis zu den Gränzen Tibets und Chuchenors in ſeine Anziehungs-Sphäre riß! Und welch' unermeßlicher Abſtand zwiſchen dem kleinen Nur-chazi und Tai-zſun, vor welchem ſelbſt der Sohn des Himmels bis zu der Bitte um Frieden herabſteigt, der Beherrſcher Korea's, um Verzeihung flehend, das Knie beugt, Mongoliſche Fürſten und Chane, als Vaſallen und Tributpflichtige, die Erde mit der Stirn berühren, und welchem ſogar aus Tibet die beiden Häupter des Buddhismus, der Dalai-Lama und der Bantſchan-Erdeni, ihren Segen und die Aufforderung ſenden, — der Beſchützer des Gelben Geſetzes zu ſein!

Historische Uebersicht

der

Bevölkerungs-Verhältnisse China's.

Von

J. Sacharoff.

Hiſtoriſche Ueberſicht der Bevölkerungs-Verhältniſſe China's.

Erſtaunenswerth iſt die gewaltige Menge des Chineſiſchen Volkes, welches im Laufe ſo vieler Jahrhunderte eine hohe politiſche Bedeutung gehabt hat, und auch jetzt noch Einfluß auf die Welt übt. Wenn man die Größe der Bodenfläche, auf welcher, einem Ameiſenhaufen vergleichbar und nach ſeiner Meinung durch die große Mauer geſichert, dieſes Geſchlecht niſtet, mit der Anzahl ihrer Bewohner vergleicht, ſo geräth man unwillkürlich in Verwunderung über die Menge der Letzteren, und zwar um ſo mehr, wenn man die mächtigen Hinderniſſe in Betracht zieht, welche einer raſchen Vermehrung der Volksmaſſe unüberſteigliche Schranken entgegenſtellen mußten. Man kann nicht ſagen, daß das von dieſem Volke beſetzte Land in phyſiſcher Hinſicht, und mit anderen verglichen, bedeutende Mängel hätte, wie Unfruchtbarkeit des Bodens, ſchädliches Klima u. dgl. Allein jedem aufgeklärten Denker iſt bekannt, daß im Allgemeinen ein Volk ſich nur bei hinreichenden Mitteln zur Subſiſtenz und zur Sicherung ſeines Wohlſtandes vermehrt; daß die Mittel der Volkserhaltung hauptſächlich von der Productivität des Bodens abhangen; daß dieſe — auch unter den größeſten Fortſchritten der Wiſſenſchaft und der Induſtrie, mit deren Hülfe der Menſch dem Boden höhere Erträge abnöthigt — endlich ihre Gränze findet, über welche ſie nicht hinaus getrieben werden kann; daß Handel und Kunſterzeugniſſe nur zeitweilig die Bodenerzeugniſſe erſetzen können, und nicht im Stande ſind, den Mangel des Unterhaltes und die Armuth zu beſeitigen, ſobald innerhalb deſſelben Gebietes eine raſche Vermehrung der Bevölkerung eintritt. Dazu kommt, daß in China, — obgleich jede Erdſcholle, ſelbſt an unzugänglichen und ſcheinbar unmöglichen Stellen, durch die Arbeitſamkeit und das Bedürfniß der Bewohner längſt urbar

gemacht iſt und Lebensmittel liefern muß, — die Menge des für den Ackerbau geeigneten Bodens, wegen des beſchränkten und nach allen Richtungen von Bergketten durchſchnittenen geographiſchen Raumes, mit der Menge der Population in einem zu wenig angemeſſenen Verhältniſſe ſteht. Mögen daher auch Millionen Hände ihren Lebens-Unterhalt in Hervorbringung von Gegenſtänden des Bedürfniſſes und des Luxus finden, wie Metalle, Steinkohlen, Thee und andere ſind; mag der innere und zum Theil auch der auswärtige Handel dieſes Reiches die höchſte Entwickelung erreicht haben: aus obigen Gründen, und trotz der allgemeinen Neigung zur Enthaltſamkeit, laſten dennoch Armuth und Elend in entſetzlicher Weiſe auf dieſem Reiche. Aber neben dieſer Armuth und bei aller Unzulänglichkeit des für den Ackerbau tauglichen Bodens, im Vergleiche mit der übermäßigen Menge der Bewohner, — nimmt die Volksmaſſe mit jedem Tage zu, und ſteigt ihre Zahl immer höher.

So oft Europäer die Chineſiſchen Seeſtädte beſuchen, erfüllt deren Volksmenge ſie ſtets mit Bewunderung; dieſen Eindruck haben ſie nach Europa getragen, und wißbegierige Forſcher haben ſich bemüht, die Frage zu entſcheiden, und genau zu beſtimmen, wie hoch ſich die Geſammtzahl der Chineſiſchen Bevölkerung belaufe, ohne indeß, trotz aller Anſtrengungen, jemals zu einer genügenden Antwort gelangt zu ſein. Die Einen, zu denen alle Reiſenden gehören, haben ſich getäuſcht, weil ſie ihre Nachrichten aus trüber Quelle geſchöpft haben, nämlich aus den Mittheilungen der Makler, Factoren und Dolmetſcher, d. h. ſolcher Leute, mit denen ſie in den Seeſtädten allein Bekanntſchaft und Freundſchaft anknüpfen konnten, denen es aber, bei ihrer Unwiſſenheit und Unbildung, viel mehr darum zu thun iſt, ſich an den wißbegierigen Beſuchern zu bereichern, als die Volksmenge ihres Vaterlandes zu beſtimmen, zumal da in China ſelbſt mit dieſer Frage nicht einmal gelehrte Mönche ſich beſonders beſchäftigen. Anderen iſt die Löſung dieſer Aufgabe deßhalb nicht gelungen, weil ihnen entweder nur ein Theil der officiellen Documente zugänglich geweſen iſt, oder doch nur die Bevölkerungs-Tabellen einer gewiſſen Epoche, und weil ſie auf ſolcher Grundlage ihre Berechnungen nach den Grundſätzen und Regeln der Wiſſenſchaft angeſtellt haben, welche ſich erſt aus den Einrichtungen und Zuſtänden der neueren Europäiſchen Staaten gebildet hat. Ihre Reſultate würden ohne

Zweifel zuverläſſiger ausgefallen ſein, wenn ſie die beſten Chineſiſchen Autoren und vollſtändige amtliche Nachweiſe unter Händen gehabt hätten.

In Frankreich hat Biot ſich mit dieſem Gegenſtande gründlich beſchäftigt, und nach Anleitung des trefflichen Chineſiſchen Werkes Wuin-ſjan-tun-kao den Fortgang der Bevölkerung China's ſeit den älteſten Zeiten bis zum Anfange der jetzt in China herrſchenden Dynaſtie Zin dargeſtellt. Leider aber haben Kürze und Unvollſtändigkeit des Chineſiſchen Textes, die ungenügende Kenntniß des Ueberſetzers hinſichtlich der Chineſiſchen Sprache und Literatur, ſo wie endlich der Mangel anderer Chineſiſcher Werke, beſonders über die Zeit nach dem 13. Jahrhundert, Herrn Biot bei jeder Zeile in Verlegenheit gebracht, und ihn zu dem Fehlſchluſſe verleitet, als würde in dem bezeichneten Werke nur die Geſammtzahl der ſteuerpflichtigen Seelen, nicht aber der ganzen Bevölkerung, aufgeführt; demgemäß hat er denn auch, ſchon bei dem erſten Schritte irre gehend, ſeine Anſchläge und Berechnungen gemacht, und nach ihnen China bevölkert. Gleichwohl verdient ſeine Unterſuchung Aufmerkſamkeit, ungeachtet der irrigen Schlußfolgerung, welche ich an geeigneter Stelle nachweiſen werde; denn ſie ſtützt ſich auf das beſte Werk eines Chineſiſchen Autors, welcher bei deſſen Abfaſſung die Reichshiſtorie ſeines Vaterlandes benutzt hat. Außerdem iſt der Plan ſelbſt, welchen Biot von dem Chineſiſchen Schriftſteller entlehnt hat, durchaus der beſte, weil bei einer hiſtoriſchen Ueberſicht der Bevölkerungsverhältniſſe China's die Jahrbücher der verfloſſenen Jahrhunderte uns klar nachweiſen, daß ſchon in alten Zeiten die Seelenzahl China's weit anſehnlicher geweſen iſt, als bei anderen Völkern in den erſten Perioden ihrer Civiliſation; daß der Keim ſeines gegenwärtigen Zuſtandes in dem früheren liegt; und weil ſie uns lehren, in wie weit die Zahlenangaben hinſichtlich der heutigen Bevölkerung Glauben verdienen. In ſolcher Abſicht haben auch wir, nach dem Vorgange Chineſiſcher Schriftſteller unternommen, den Fortgang der Bevölkerung China's hiſtoriſch zu betrachten, und ihre numeriſchen Verhältniſſe in allen Jahrhunderten, ihr Wachsthum und ihre Abnahme, ſo wie die Urſachen eines ſolchen Wechſels, nachzuweiſen. *)

*) Die Quellen, aus welchen dieſe Abhandlung geſchöpft hat, ſind folgende:

Der Gegenſtand unſerer Betrachtung iſt alſo die Bevölkerung China's, d. h. des Landes, welches im Nordoſten, im Norden und zum Theile im Nordweſten von der großen Mauer begränzt, im Oſten und im Süden vom Meere beſpült und im Weſten von den Indiſchen und Tangutiſchen Völkern umſchloſſen wird, folglich mit den Statthalterſchaften Sui-tſchuan, Jun-nan und Guan-ßi abſchließt. Ohne Zweifel hatte dieſes Land nicht immer ſo ausgedehnte Gränzen, zumal in den erſten Zeiten des Reiches und ſeiner Organiſirung; es ſteht jedoch hiſtoriſch feſt, daß daſſelbe wenigſtens ſchon 200 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ein einziges mächtiges Reich bildete, deſſen Gränzen nicht bedeutend verſchieden waren von dem ſpäteren, eigentlichen China; und die Dynaſtieen Chan, Sui, Tan, Juan und Min, unter deren Regierung China die weiteſten Gränzen hatte, herrſchten faſt über dieſelbe Länderſtrecke innerhalb der großen Mauer, wie die gegenwärtige Dynaſtie Zin.

Ein ähnlicher Nachweis der Gränzen China's unter den verſchiedenen Dynaſtieen und in verſchiedenen Perioden würde uns zu weit von unſerm Gegenſtande abziehen, während ſeine Unterlaſſung keinen beſonderen Einfluß auf die Totalſumme der Bevölkerung ausüben kann, da die weſtlichen Provinzen des heutigen China's, in welchem ſelbſt unter den ſtarken Dynaſtieen Veränderungen der Reichsgränzen vorzugsweiſe Statt gefunden haben, von Alters her bis in die Gegenwart weit weniger bevölkert geweſen ſind, als die öſtlichen,

1) Njan-ſan-ſchi 23 Geſchichten der Dynaſtieen, welche in China geherrſcht haben.
2) Wuin-ſjan-tun-kao, das Werk Ma-Tuan-lin's, eines ausgezeichneten Chineſiſchen Schriftſtellers des 13. Jahrhunderts.
3) Sjui-wuin-ſjan-tun-kao, eine Fortſetzung deſſelben Werkes durch das Gelehrten-Comité unter der gegenwärtigen Dynaſtie Zin, und fortgeführt bis zum Ende der Dynaſtie Min.
4) Chuan-tſchao-wuin-ſjan-tun-kao, eine weitere Fortſetzung deſſelben Werkes, die Zeit und die Geſchichte der gegenwärtigen Dynaſtie umfaſſend.
5) Tun-djan, das Werk Du-ju's, eines Autors des 9. Jahrhunderts, mit zwei ähnlichen Fortſetzungen.
6) Chuan-tſchao-zſin-ſchi-wuin-djan, eine Sammlung von Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände, durch Gelehrte und Staatsbeamte unter der gegenwärtigen Mantſchſuriſchen Dynaſtie verfaßt.

Bemerkung. Dieſelben Werke haben auch der Abhandlung über das Grundeigenthum in China als Quellen gedient.

und weil die dortigen fremden Völkerſchaften auch jetzt noch nicht vollſtändig von der Regierung abhängig ſind, folglich auch keiner Volkszählung unterliegen. Alle Stämme und Völker nämlich, welche jenſeit der großen Mauer wohnen, und überhaupt alle ſogenannten äußeren Herrſchaften und Fremden, ſelbſt innerhalb derſelben, bleiben von unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen, weil dieſe Völker, wiewohl in verſchiedenen Zeiten zu China gehörig, doch immer nur in einem Abhängigkeitsverhältniſſe, niemals aber in vollſtändiger Unterthanenſchaft geſtanden haben. Daher hat denn auch die Chineſiſche Regierung, in Ermangelung der Macht, nach Belieben über dieſelben zu verfügen, ſie mit Steuern zu belaſten und zum Staatsdienſte heranzuziehen, es einerſeits für unnöthig gehalten, andererſeits aber auch nicht die Möglichkeit beſeſſen, ihre Anzahl feſtzuſtellen und in ihrer eigenen Geſchichte keinerlei Nachrichten über die Bevölkerung jener Landſchaften aufbewahrt.

Das Volk Chineſiſchen Stammes alſo, als des zahlreichſten, wird vorzugsweiſe Gegenſtand unſeres Ueberblickes ſein. Im Laufe der zweitauſendjährigen, hiſtoriſch beglaubigten Exiſtenz China's iſt eine Menge benachbarter Stämme gewaltſam in dieſes Reich eingedrungen, hat ſich zu Herren des erſchöpften Landes gemacht, und für immer ſeinen Wohnſitz in demſelben genommen. Das wilde Geſchlecht, ohne alle Bildung bei ſeiner Ankunft in einem Lande, welches auf der höchſten Stufe der Civiliſation ſtand, verließ gar bald ſeine heimiſchen Sitten und Gewohnheiten, hatte nach einigen Menſchenaltern ſeine Mutterſprache vergeſſen, unterſchied ſich endlich in Nichts mehr von den Eingeborenen, und verſchmolz vollſtändig mit den Chineſen. In ſolcher Art verfloſſen Jahrzehende, Jahrhunderte, und die Ankömmlinge erfuhren das Loos des von ihnen beſiegten Volkes: ſie wurden entweder die Unterthanen neuer nomadiſirender Eroberer, oder ihrerſeits Sclaven der Chineſen. Hatten ſie nach ihrer Ankunft in China immerhin noch eine beſondere Klaſſe gebildet, ſo verſchwand mit dem Verluſte der Herrſchaft über China auch dieſe Beſonderheit ſehr ſchnell; denn da ſie die Ruhe und Behaglichkeit des anſäßigen Lebens nicht gegen die rauhen Weideplätze vertauſchen mochten: ſo blieben ſie auf immer bei dem früher unterjochten Volke, mit welchem ſie ohnehin ſchon in Lebensweiſe und Sprache ſich verbunden hatten, und mehrten durch ihre Maſſe nur die Zahl des Chineſiſchen Stammes.

Wenn die Chineſiſchen Schriftſteller von der Bevölkerung ihres Reiches reden, ſo beginnen ſie im Allgemeinen mit ſehr alten Zeiten und behaupten, daß im Jahre 2275 v. Chr., — als Jui, der Gründer der erſten Dynaſtie, Sja, in China, die Austrocknung des Landes nach einer großen Ueberſchwemmung vollendet, Aecker und Abgaben vertheilt hatte, — die Bevölkerung China's ſchon 13,553,923 Seelen betragen habe, und daß bei dem Tode des Kaiſers Schun (2205 v. Chr.), als eben jener Jui den Thron aus den Händen der verſammelten Lehnfürſten empfing, dieſer Letzteren mehr denn 10,000 geweſen ſeien. Die Anzahl ſolcher Lehnfürſtenthümer nahm aber in der Folge mit jedem neuen Herrſcherhauſe ab; denn je näher die Zeiten der Epoche ſtanden, in welcher die Hiſtoriker lebten, deſto glaubwürdiger wurden die hiſtoriſchen Berichte, und deſto mehr ſchrumpften dieſe Zahlen zuſammen. Im Anfange der zweiten Dynaſtie Schan (i. J. 1766 v. Chr.) gab es nur 3000 Lehen, und als im Jahre 1122 das Haus Tſchfou ſich auf den Thron des Kaiſerthumes ſetzte, zählte man nur 1773 wirkliche Vaſallen; — in demſelben Verhältniſſe hat ſich auch die Bevölkerung vermindert.

Mit Befeſtigung der dritten Dynaſtie Tſchfou auf dem Throne China's wurde auch ein dauerhafter Grund für die bürgerliche Ordnung gelegt. Das ganze Streben der Kaiſer aus dieſem Hauſe, der Regierungsbeamten und der Weiſen ging dahin, die Ruhe und die Wohlfahrt des Reiches zu ſichern: Alle beſchäftigten ſich mit Polltik, d. h. mit den Maaßregeln und den Geſetzen, welche das Glück der geſammten Nation begründen könnten. In jener Zeit kam die Regierung zu der Anſicht, daß, wo die Menge iſt, da auch die Macht ſei, und daß eine zahlreichere Bevölkerung des Landes ihr die Möglichkeit verſchaffen müßte, über größere Einkünfte und über mehr Menſchen für ihre Dienſte zu verfügen; daher leuchtete ihr die Nothwendigkeit ein, das Volk, ſeine numeriſche Stärke, ſeine Lebensweiſe, ſeinen Zuſtand, ſein Vermögen, kurz daſſelbe in allen Beziehungen genau zu kennen, und daher hatte die Volkszählung, welche erſt unter dieſer Dynaſtie eingeführt wurde, eine große Bedeutung. Zu dieſem Zwecke wurden beſondere Beamte angeſtellt, welche die Verpflichtung hatten, jährlich das Volk zu zählen und daſſelbe nach Lebensalter, Vermögen u. ſ. w. im Mittelreiche ſowohl, wie in den Lehnfürſtenthümern, zu claſſificiren.

Digitized by Google

— Nach Anordnung dieſer Dynaſtie wurden bei der Zählung ſchon diejenigen Kinder mit gerechnet, denen die Milchzähne auszufallen anfingen, und die Namen beider Geſchlechter wurden auf Tafeln geſchrieben, woher auch die heutigen Reviſionsliſten noch Ban-zſi, d. i. Verzeichniſſe auf Tafeln (oder Brettern) genannt werden. Behufs bequemerer und genauerer Ausführung dieſes Geſchäftes ernannte man eine Menge von Beamten, deren jeder nur mit einem gewiſſen Theile, einer beſonderen Klaſſe des Volkes, zu thun hatte; und da die Benennungen dieſer Aemter ſich in den klaſſiſchen Schriften erhalten haben, ſo kann die ganze Einrichtung keinem Zweifel unterliegen, ſofern man an die Vollſtändigkeit und Integrität dieſer Bücher ohne Einſchränkung glauben darf. Alle drei Jahre hatte eine allgemeine Volkszählung Statt, und überdies mußten die Landeshauptleute zu Anfange eines jeden Jahres die Zahlenverhältniſſe der ihnen unterſtellten Population ermitteln, ſo daß am Jahresſchluſſe dem Hofe Liſten über die geſammte Bevölkerung des Staates zugehen konnten. Dieſe Liſten wurden, wann man zur Zeit der Winter-Sonnenwende dem Himmel opferte, demſelben durch den Kaiſer dargebracht, zum Zeichen deſſen, daß er, als Sohn und Statthalter des Himmels, ſich verpflichtete, für dieſes vom höchſten Weſen ſeiner Leitung anvertraute Volk Sorge zu tragen. *)

Dergleichen von der Dynaſtie Tſchſou getroffene Anordnungen hinſichtlich der Volkszählung dienten auch den folgenden Geſchlechtern zum Muſter und zur Regel. Wie ſie jedoch ausgeführt worden, welche Folgen ſie gehabt, und wie hoch ſich die Bevölkerung China's in jener Zeit belaufen, — darüber hat die Geſchichte keine zuverläſſige Auskunft aufbewahrt. Gleichwohl darf man annehmen, daß die erwähnten Einrichtungen von dem wohlthätigſten Einfluſſe auf die bürgerliche Ordnung geweſen ſeien, und daß der Grund, welchen dieſe Dynaſtie für eine allgemeine Bildung gelegt, höchſt erfolgreich auf die Vermehrung des Volkes eingewirkt habe. Nach Beendigung des

*) Dieſer religiöſe Gebrauch blieb bei allen Dynaſtieen in Kraft. Auch die heutige Mantſchſuriſche Dynaſtie folgt derſelben Sitte mit einer geringen Abweichung; namentlich bei der Thronbeſteigung eines neuen Kaiſers, wann derſelbe auf dem Altare des Himmels ein Opfer vollzieht, um ſeinen Regierungs-Antritt zu melden, und eben ſo während der Regierung deſſelben Kaiſers, wird dieſe Ceremonie nach Maßgabe der Umſtände mehrfach wiederholt.

Thronstreites mit der vorigen Dynastie trat eine tiefe Ruhe im Reiche ein, also daß I-wan, der erste Kaiser dieses Hauses, sagen durfte: „Einmal nur habe ich das Kriegskleid angelegt, und das Himmlische Reich hat die Ruhe wiedergefunden; nun habe ich den Saum meines Gewandes bis auf die Erde niedergelassen und regiere das Reich mit zusammengelegten Händen.“ Und dieser Friedenszustand des Reiches dauerte länger als 350 Jahre. Natürlich mußte unter solchen Umständen die Bevölkerung zunehmen, und, wenn man den späteren Historikern glauben darf, — welche übrigens sicherlich die Volkszahl China's in jenen glücklichen Zeiten ermittelt haben werden, — so betrug dieselbe im 11. Jahrhundert 13,704,923 Seelen.

Mit der zweiten Hälfte der Dynastie Tschou jedoch, seit der Zeit, da Pin-wan (770—719), durch die westlichen Fremdlinge, Si-schun, bedrängt, seinen Hof weiter östlich nach Lo*) verlegen mußte, sowie in Folge der Unordnungen, welche vor ihm in der Verwaltung geherrscht hatten, begann das Reich, sich dem Verfalle zuzuneigen. Dies offenbarte sich auch in der Volkszahl, so daß z. B. im Jahre 685 über 500 Li hinaus der „Sohn des Himmels“ keine Unterthanen mehr hatte, und in demselben Verhältnisse auch die Bevölkerung gesunken war, wie denn in demselben Jahre die Zählung, „von den Kindern des Kaisers bis zum letzten Unterthanen herab,“ nur 11,941,923 Seelen ergab. Mithin hatte sich im Laufe von höchstens 430 Jahren die Bevölkerung um 1,763,000 Seelen vermindert.

Nunmehr tritt die Periode ein, welche in der Geschichte unter dem Namen „Frühling und Herbst“ (Tschun-zju) bekannt ist, und welche der Bevölkerung einen noch härteren Schlag versetzte. Die Lehnfürsten nämlich geriethen, der Pflichten gegen das Reichsoberhaupt vergessend, unter einander in einen blutigen Krieg, zogen an der Spitze ganzer Armeen aus einer Provinz in die andere, und achteten weder der Saatfelder, noch des Lebens der schutzlosen Bewohner. Dieser Zustand des Reiches währte 242 Jahre, während welcher Zeit 52 Lehnfürstenthümer ihre Existenz einbüßten, und eine große Menge Volkes umkam; die Tschou'schen Kaiser aber konnten nach solchen Erschütterungen ihre frühere Macht und Herrschaft nimmer wieder herstellen, denn die Lehnfürsten, welche während des

*) Gegenwärtig Lo-jan-sjan in der Statthalterschaft Che-nan.

„Frühlings und Herbſtes“ mächtig geworden waren, übten einen durchgreifenden Einfluß auf das Schickſal ihres Gebieters: die Wahl und die Erhaltung deſſelben auf dem Throne hingen von dem Mächtigſten ab, und er, der nur den Namen des Reichsoberhauptes trug, war nicht im Stande, den Zwiſtigkeiten und den blutigen Kriegen unter ſeinen Vaſallen ein Ende zu machen. Auf ſolche Weiſe hob das Blutvergießen, welches im Jahre 480 wegen der Ohnmacht der Fürſten aufgehört hatte, von Neuem und mit noch größerer Erbitterung an. Die Lehnfürſten unterſtützten ſcheinbar das Haupt des Reiches, trachteten aber heimlich ſelbſt nach dieſer Würde; daher waren alle Pläne und Maßregeln jedes Einzelnen darauf berechnet, die Zahl ſeiner Unterthanen zu vergrößern, und ſeinem Nachbar einen Theil ſeiner Beſitzungen zu entreißen. Ganze Provinzen oder Lehnfürſtenthümer lagen in Fehde mit einander; Armeen bis zu 10,000 Mann wurden in Bewegung geſetzt; nicht Felder, nicht Menſchenleben verſchont. So groß war die Wuth, daß einſt nach einer Schlacht über 24,000 Köpfe abgeſchnitten wurden, und dieſe Raſerei ſtieg noch höher, als ſämmtliche Lehnfürſtenthümer in ſieben Reiche umgewandelt worden waren; als deren Herrſcher es nicht mehr für nöthig hielten, ein Reichsoberhaupt aus den Nachkommen des Hauſes Tſchſou zu ſtützen, und ſich 33 Jahre hindurch (255—222) ganz offen wegen des höchſten Thrones unter einander bekämpften; als ganz China aufwogte und ſchon jedes männliche Individuum Soldat war; als es — wenn man den Generalen Su-zin und Tſchſan-i glauben darf, welche eine Volkszählung angeſtellt hatten — in den ſieben erwähnten Reichen 5 Millionen Soldaten gab, während die Geſammtbevölkerung nur etwas über 10 Millionen betrug.

Schi-chuan-di, ein Kaiſer der Dynaſtie Zin, machte dieſer Periode, welche die Geſchichte unter dem Namen Tſchſan-go (die Kriege der Reiche) kennt, ein Ende. Die Lehnfürſten machten entweder ihrem Leben ein Ende, oder traten in die Reihe gewöhnlicher Unterthanen, und ihre Herrſchaften wurden Eigenthum des Staates und des Selbſtherrſchers, weil Schi-chuan-di das feudale Regierungsſyſtem vernichtete, welches die eigentliche Quelle des langen Blutvergießens war. Der Uebergang aus der Form der Lehnfürſtenthümer in die Monarchie koſtete übrigens dem Reiche, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, den dritten Theil der Bevölkerung des ge-

ſammten damaligen China's; dazu kamen noch Unzufriedenheit und Murren, durch landſtreichende — angeblich gelehrte — Scribler gegen die neue Ordnung der Dinge hervorgerufen, und oft in Rebellionen übergehend, deren Stillung viele Opfer erforderte; außerdem aber wurde das Reich auch noch von außen her durch die damals erſtarkenden Hunnen beunruhigt.

Um dieſen den Weg nach China zu verſperren, unternahm Schi-chuan-di die Erbauung der großen Mauer, ein Werk, bei welchem mehr als 400,000 erwachſene männliche Perſonen verwendet wurden; der Süden erforderte gleichfalls eine ſtarke Vertheidigungslinie, und es wurden gegen 500,000 Soldaten dahin geſandt; endlich beſtand die Schutzwache des Kaiſerlichen Palaſtes und der Begräbnißſtätte aus 700,000 Soldaten. Unter dieſem Kaiſer wurden auch, nach dem Plane des Miniſters Schan-jan, welchen die Nachwelt mit Unrecht verflucht hat, läſtige Leiſtungen angeordnet. Statt deſſen nämlich, daß der Kaiſerliche Länderantheil durch gemeinſchaftliche Arbeiten beſtellt wurde, legte man ſämmtlichen Feldern die Ablieferung des Zehnten an die Schatzkammer der Rohproducte auf, und ordnete hinſichtlich der dienſtlichen Leiſtungen eine monatliche Verſetzung aus einem Orte in den anderen an: einen Monat in den Provinzialſtädten, den anderen in den Kreisſtädten, den dritten in der Hauptſtadt; ein Jahr auf den Militair-Anſiedelungen, das andere zu den Arbeiten für die Schatzkammer, — und es ward dadurch die dienſtliche Leiſtung (Frohn), gegen die frühere Zeit, um das Dreißigfache vermehrt. Da nun zu dieſer Leiſtung Alle — ſogar die Kinder des Miniſters nicht ausgenommen — verbunden waren, welche die Verpflichtung hatten, eine gewiſſe Zeit auf den Gränz-Wachtpoſten zu dienen: ſo geſtattete man wohlhabenden Perſonen, ſich von ſolcher Verbindlichkeit durch Entrichtung von 300 Kupfermünzen an die Schatzkammer loszukaufen. Die Armen hingegen, welche nicht im Stande waren, dieſe für die damalige Zeit anſehnliche Summe zu zahlen, begaben ſich an ihren Poſten; von dort reiſten ſie nach Monatsfriſt an einen anderen Ort und zu einem anderen Dienſte, ſo daß ein großer Theil der Zeit allein durch die Reiſen weggenommen wurde; ſchließlich aber waren ſie gezwungen, ſich an Andere zu vermiethen, und dadurch ihr Leben zu friſten, die eigenen Familien ihrem Schickſale überlaſſend. Daher darf man ſich durchaus nicht wundern, wenn die Geſchichte

ſagt, daß auf den Landſtraßen ganze Reihen von Leichnamen gelegen haben.

Mit Schi-chuan-di's Tode ſank auch die Schöpfung hin, welche ſein Genie und ſein mächtiger Wille hervorgerufen hatten; es brachen Empörungen aus, und aus der Schaar der vernichteten Lehnfürſtenthümer erhob ſich auf's Neue Tſchu, welches (im Jahre 209) für ſeine Rechte und ſeine Unabhänglgkeit mit den Nachfolgern Schi-chuan-di's einen Kampf begann. Derſelbe wurde mit ſolcher Unmenſchlichkeit und Hartnäckigkeit geführt, daß auf einmal mehr als 200,000 Krieger in die Gruben geworfen wurden; in der Schlacht bei der Stadt Puin-tſchen*) der Fluß durch die Leichname geſtaut wurde", — bis unter dieſen Unruhen endlich ein Stamm-Aelteſter überwiegende Macht gewann und das Fürſtenthum Chan gründete, welchem es gelang, das durch Blutvergießen ermattete Kaiſerthum in ſeine Gewalt zu bringen (im Jahre 202). Solcher Heldenthat verdankte das Haus Chan ſeine Berühmtheit; es herrſchte mit Glanz, jedoch ebenfalls nicht ohne großes Blutvergießen, denn ſeine Befeſtigung auf dem Kaiſerthrone koſtete dem Stifter dieſer neuen Dynaſtie eine Million Erſchlagener und Verwundeter, alſo daß von den 10 Millionen Seelen, welche zur Zeit der ſieben Reiche die Bevölkerung China's ausgemacht hatten, nicht drei Viertheile übrig geblieben waren.

Von der Gründung des Reiches bis zur Thronbeſteigung der Dynaſtie Chan werden bei den ſpäteren Chineſiſchen Hiſtorikern vier Totalſummen für die Bevölkerung China's angeführt, und die mittlere Zahl für dieſe vier verſchiedenen Epochen erhebt ſich nur etwas über 10 Millionen. Das erſchien Herrn Biot**) nicht eben bedeutend, und nach ſeinen eigenen auf Nichts gegründeten Berechnungen, und im Widerſpruche mit allen Chineſiſchen Schriftſtellern erhöhte er dieſe Zahl faſt um das Doppelte. Das alte hiſtoriſche Werk Schu-zſin ſtellt uns das Land, in welchem Anſäßigkeit und geordnete Zuſtände des Reiches ihren Anfang genommen haben, als ein wildes, von dichten, unwegſamen Wäldern bedecktes Gebiet dar, alſo daß, um eine Stelle urbar zu machen, zuvor auf ihrer ganzen Fläche die Waldung

*) In der heutigen Statthalterſchaft Zſian-ßu, in der Provinz Sſutſchſou-fu.

**) Journal Asiatique, tomo I. 1836. Mémoire sur la population de la Chine.

ausgerodet werden mußte. Unter der dritten Dynaſtie Tſchſou, als das Reich ſchon Selbſtſtändigkeit erlangt hatte, war nur die Hälfte — d. i. kaum der dritte Theil des heutigen China's — bewohnt, und auch dieſe noch ungleich bevölkert, denn die Bewohner häuften ſich um die Flüſſe an, und der Ackerbau hatte, in Folge der unzweckmäßigen Einrichtungen, nur geringen Fortgang, wie aus Muin-zſui erſichtlich. Aber ſelbſt dieſe bevölkerten Gegenden hatten nur Dörfer aufzuweiſen, zerſtreut, in weiten Abſtänden von einander; nach einer Bemerkung Guan-zſui's lebten die Hirten vereinzelt, gab es in einem Umkreiſe von 10 Li keine Bewohner, und enthielt jedes Dorf, der Beſtimmung zufolge, nur 8 Familien; ſogar die Fürſtenthümer waren, nach dem Zeugniſſe Muin-zſui's, nicht umfangreich: das Fürſtenthum Schan, welches die Dynaſtie Sja verdrängte, umfaßte nur 10 Quadrat-Li, und das Fürſtenthum Tſchſou, durch welches die Dynaſtie Schan geſtürzt wurde, gar nur 7 Li. Aus Allem iſt erſichtlich, daß Dörfer und Städte ſich erſt ſeit den Zeiten der Dynaſtie Tſchſou vermehrt haben, und zwar beſtimmter ſeit dem Zeitpunkte, da der Hof in den Oſten, nach Lo-jan, dem heutigen Gouvernement Che-nan, verlegt wurde. Der ganze Süden endlich war von wilden, unabhängigen Stämmen bewohnt.

Wohin ſollen nun jene 10,000 Lehnfürſtenthümer geſetzt werden, wenn man dieſe Zahl als eine hiſtoriſche Angabe auffaßt, und nicht vielmehr in figürlicher Bedeutung, im Sinne von „Menge", was der eigenthümlichen Ausdrucksweiſe der Chineſiſchen Sprache durchaus angemeſſen iſt, — oder als die Anzahl der Familien und Hauptgeſchlechter, aus denen das Reich beſtand? Woher will man eine ſolche Volksmaſſe nehmen? Es iſt bekannt, daß erſt ſeit den Zeiten der Dynaſtie Zin, im 3. Jahrhundert vor Chr. G., das Reich nach allen Seiten hin eine namhaftere Ausdehnung gewonnen hat, ſo wie, daß erſt ſpätere Schriftſteller um die Zeit der Geburt Chriſti — auf Fragmente ſich ſtützend, welche der Zeit und der allgemeinen Vernichtung der hiſtoriſchen Bücher unter Schi-chuan-di durch ein Wunder entgangen ſein müßten — die Menge der Bewohner unter den erſten drei Dynaſtieen berechnet haben.

Zwei Mittel boten ſich den Chineſiſchen Schriftſtellern dar, um die Volksmenge in den glücklichen Zeiten der Kaiſer Jao und Schun, als der Epoche der höchſten Civiliſation, zu beſtimmen: die Landes-

eintheilung in Hinsicht der Verwaltung und die Menge des wirklich bestellten Landes. Erstere würde allerdings einen genügenden Bestimmungsgrund bilden können, wenn in den alten Büchern angegeben wäre, wie viel Hauptprovinzen es damals gab, und auf welche, als auf ihr Centrum, sich die niedrigeren Instanzen bezogen. Nimmt man z. B. neun Hauptprovinzen an, wie sie der Fürst Jui gegründet, so wird die Bevölkerung im 23. Jahrhundert höchst unbedeutend sein: nicht über 100,000 Familien und höchstens eine Million Seelen. Die Berechnung nach Maßgabe des Pfluglandes aber kann nichts beweisen, weil die klassischen Bücher kaum anführen, wie viel Quadrat-Klafter auf eine Seele gerechnet wurden, während von der Gesammtmasse des beackerten Landes gar nicht die Rede ist, so daß man zu dessen Bestimmung eine willkürlich angenommene Seelenzahl gelten lassen müßte.

Es ist bemerkenswerth, daß im 23. und im 11. Jahrhundert vor Chr. G. die Zahl der Bewohner fast dieselbe ist, nämlich ungefähr 13 Millionen, und daß der Unterschied nur 150,000 beträgt; dieses bedeutet: nur um eine so unbedeutende Menge ist die Bevölkerung im Laufe von tausend Jahren gewachsen; sogar die Brüche sind in den ersten drei Totalsummen dieselben (923). Alles zusammengenommen beweist, daß die Data oder die Grundlagen, auf welche die Historiker ihre Berechnungen gestützt haben, dieselben und folglich willkürliche gewesen sind. Ohne Zweifel muß unter der Dynastie Tschsou die Volksmenge schon ziemlich ansehnlich gewesen sein, wenn man die Bevölkerung China's in Betracht zieht, wie sie in den Revisionslisten erscheint, welche die Dynastie Chan hat aufstellen lassen, allerdings 200 Jahre nach ihrer Thronbesteigung und bei größerer Ausdehnung der Reichsgränzen; allein man darf mit Sicherheit annehmen, daß im 23. Jahrhundert, der ersten Bildungsperiode des Reiches, die Bevölkerung sich nicht so hoch belaufen konnte, wie sie von den späteren Schriftstellern berechnet wird.

Mit der Befestigung des Hauses Chan auf dem Kaiserthrone kehrte dem, durch die Kämpfe mehrerer Jahrhunderte entkräfteten, Reiche die Ruhe wieder, besonders unter den Kaisern, welche ihre ganze Aufmerksamkeit der inneren Ordnung und der Verbreitung der Aufklärung widmeten, und kriegerischen Unternehmungen fremd blieben. Fast sämmtliche Neuerungen, welche der Zin'sche Kaiser Schi-

chuan-di eingeführt hatte, welche überall Widerſpruch erregt, und endlich den Sturz ſeines Hauſes herbeigeführt hatten, eignete man im Gegentheile unter der Dynaſtie Chan ſich vollſtändig an, und brachte ſie in Ausübung. Die Loskaufung vom Dienſte führte auf den Gedanken, eine allgemeine Abgabe oder Kopfſteuer einzurichten, und dafür das Volk von der Verbindlichkeit eines Dienſtes zu befreien, deſſen eigentliche Verrichtung weniger Zeit erforderte, als der zurückzulegende Weg. Dabei waren im Anfange dieſer Dynaſtie Armuth und Dürftigkeit ſo allgemein, daß der erſte Kaiſer aus dieſem Hauſe der ärmeren Volksklaſſe erlaubte, ihre Kinder oder ſich ſelbſt als Sclaven zu verkaufen oder zu verpfänden, damit ihr nur irgend ein Mittel des Lebensunterhaltes geboten würde, und dieſer Anordnung verdankt jene Art der vertragsmäßig eingegangenen Leibeigenſchaft ihren Urſprung, welche bis zu dieſer Stunde in China exiſtirt und von der Regierung geduldet wird. In einem ſolchen Zuſtande konnte man an Ehebündniſſe natürlich gar nicht denken, da die Subſiſtenzmittel nicht einmal für eine Perſon ausreichten; die Vermehrung des Volkes hatte daher keinerlei Fortgang, und überall machte ſich ein durch die früheren verheerenden Kriege verurſachter Menſchenmangel bemerklich. Deshalb ſah ſich im Jahre 189 v. Chr. die Regierung genöthigt, Mädchen von 15 bis 30 Jahren, welche unverheirathet geblieben waren, mit einer ſchweren Geldſtrafe oder einer Leiſtung zu belegen, welche fünfmal größer war, als für eine erwachſene Mannsperſon; nur Leibeigene und Kaufleute unterlagen dieſer Steuer nicht, ſondern hatten nur die doppelte Abgabe eines volljährigen Bauern zu entrichten. Um die Armuth und die Noth, welche auf dem Volke laſteten, zu beſeitigen, und zugleich ſeine Wohlfahrt und ſeine friedliche Vermehrung zu befördern, ſetzte die Regierung die Kopfſteuer auf ihren dritten Theil herab und die Grundſteuer auf ihren dreißigſten.

Die Ruhe des Reiches und dergleichen Erleichterungen, wie ſie dem Volke bewilligt worden, verbreiteten überall Zufriedenheit und hoben die Totalſumme der Bevölkerung bedeutend. Freilich unternahm ſeit dem Jahre 140 v. Chr. der Kaiſer U-di gegen die Gränzvölker, namentlich gegen die Schunen und die Hunnen, Kriege, welche während eines Zeitraumes von 50 Jahren große Opfer forderten: das Reich verlor eine unzählige Menge Volkes, und das Volk ſeinen

vorigen Wohlstand; und wiewohl durch dieses Unternehmen China sein Gebiet erweitert und die Feinde von seinen Gränzen entfernt hatte, so konnten doch jene Erwerbungen die Verluste nicht ersetzen, welche dem Reiche zugefügt worden waren. U-di's Nachfolger entsagten allen kriegerischen Plänen; das Volk legte sich mit besonderem Eifer und ungestört auf den Ackerbau; nach und nach hob sich die Bevölkerung des Reiches wieder, und im 2. Jahre nach Chr. G. war seine Gesammtzahl zu einer solchen Höhe gestiegen, wie weder jemals vor dieser Zeit, noch auch während der übrigen Dauer derselben Dynastie. Sie betrug nämlich 12,233,062 Familien und 59,594,978 Seelen! Auf solche Weise erhob sich in der glücklichsten Epoche, unter der westlichen Dynastie Chan, die Bevölkerung China's zu so großem Ansehen, und das Verhältniß der Seelenzahl zu den Familien, nämlich 48—49 Seelen auf 10 Familien — beweist deutlich, wie sehr die Umstände jener Zeit die Vermehrung des Volkes begünstigt haben.

Plötzlich schwanden die Ruhe und der Wohlstand wieder hin, deren das Reich so lange genossen hatte. Im 5. Jahre nach Chr. G. trat der Minister Wan-man mit Absichten auf den Thron hervor, und erreichte im Jahre 9 n. Chr. seinen Zweck. Dieser Thronraub verursachte 15 Jahre hindurch im ganzen Reiche Unruhen, und an sie schlossen sich sofort neue an, welche von den unter der Benennung „die Rothbrauigen" bekannten Aufrührern erregt wurden. Die Meutereien und die Aufstände, welche 16 Jahre das ganze Land durchtobten, wirkten so zerstörend auf die Bevölkerung, daß nach dem Zeugnisse der Geschichte nur zwei, höchstens drei Zehntel übrig blieben, und daß nach Wiederherstellung des Chan'schen Hauses, als der Krieg aufgehört hatte und Ruhe im Reiche herrschte, — wenn man absieht von einem Erdbeben, welches im Jahre 46 n. Chr. überall die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete, — 32 Jahre nach jenen Ereignissen und im Jahre 57 n. Chr. das ganze Reich nur 4,276,634 Familien und 21,007,820 Seelen zählte. Somit war die Bevölkerung auf den dritten Theil herunter gesunken im Vergleiche mit der Anzahl, welche die Volkszählung des zweiten Jahres der christlichen Aera ergeben hatte.

Ein so merkliches Sinken der Bevölkerung veranlaßte die Regierung zu Maßregeln, welche die frühere Volksmenge wieder herstellen und ihre Vermehrung befördern sollten. Man erließ zu diesem

Zwecke dem Volke sehr oft die Abgaben, befreite es von den Leistungen und gewährte insonderheit den Familien Unterstützung, wie z. B. im Jahre 85 n. Chr. durch die Verordnung, daß jedem Weibe, welches sich in der letzten Periode der Schwangerschaft befände, drei Sack Hirse aus der Schatzkammer verabreicht werden sollten, ihr Ehemann aber auf ein Jahr von der Kopfsteuer frei sein sollte. Bei solcher Fürsorge der Regierung und unter der tiefen Ruhe, deren sich das Reich, nach den Umwälzungen der ersten Jahrzehnte unserer Zeitrechnung, ein volles Jahrhundert ohne Unterbrechung erfreute, begann die Bevölkerung sich in sehr raschem Wachsthum zu vermehren. Sämmtliche Volkszählungen, welche nach der Anordnung dieser Dynastie (der östlichen Chan) im Todesjahre der Kaiser vorgenommen wurden, ergaben die erfreulichsten Resultate, nämlich ein stetes Wachsen der Volksmenge; und im Jahre 157 bestand die Gesammtmasse der Bevölkerung aus 10,677,960 Familien und 56,486,856 Seelen.*)

Nachdem eine längere Ruhe im Reiche geherrscht, und nach der für die Volksvermehrung günstigen Periode entbrannte auf's Neue ein Bürgerkrieg, welchen im Jahre 184 die unter dem Namen der „gelben Mützen" bekannten Meuterer erregten. Diese Aufrührer verwüsteten die Hauptstädte, verbrannten die Paläste, zwangen den Kaiser, aus einer Provinz in die andere zu flüchten, und endlich seinen Sitz gänzlich nach Westen zu verlegen; Verwüstung und Zerstörung boten überall ein entsetzliches Schauspiel: Leichname lagen in zahlloser Menge unbeerdigt auf Landstraßen und Feldern; in der heutigen Statthalterschaft Schan-si wurden, nach dem Zeugnisse der Geschichte, die abgeschnittenen Finger mit Besen zusammengefegt. Damit nicht zufrieden, riefen die Rebellen auch benachbarte Nomadenstämme herbei, welche mit noch größerer Grausamkeit plünderten, mordeten und überall die Spuren ihres Besuches hinterließen. Fast 30 Jahre hindurch erfüllten diese Unruhen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung; das Volk konnte sich deshalb seinen Beschäftigungen

*) In der Geschichte der Dynastie Chou-chan wird gerechnet: 16,070,906 Familien und 50,066,856 Seelen; allein die späteren Schriftsteller haben auf Grund eines historischen Zeugnisses, daß unter dieser Dynastie auf 10 Familien 52 Seelen gerechnet worden seien, die in der Geschichte aufgeführten Summen verändert, wo die Seelenzahl mit der Zahl der Familien nicht zusammenstimmt, und wo namentlich auf eine Familie nur drei Seelen kommen. Im Texte sind die veränderten Summen angegeben.

nicht ungestört hingeben, der Ackerbau wurde vernachlässigt, und es trat eine allgemeine Hungersnoth ein, welche das Volk nöthigte, seine Wohnsitze zu verlassen und sich Nahrung suchend zu zerstreuen. Unterdessen belastete die Regierung das übrig gebliebene Volk mit drückenden Auflagen, — und alle diese Umstände verminderten die Bevölkerung des Reiches so, daß die Revisionslisten nur ⅓ der früheren Volksmenge nachwiesen, und der Fall der Dynastie Chan ward dadurch beschleunigt.

Die Stifter der drei Häuser U, Wei und Schu benutzten solche Zerrüttung des Reiches, und es gelang ihnen, einen Theil desselben an sich zu reißen, und auf den Trümmern des Chan'schen Kaiserthumes eine „Dreiherrschaft" zu gründen. Da indeß Jeder von ihnen nicht nur über einen gewissen Theil, sondern über das ganze China herrschen und Kaiser desselben weitläufigen Reiches sein wollte, welches das Haus Chan beherrscht hatte: so währte der innere Krieg noch 60 Jahre und übte einen zerstörenden Einfluß auf die Bevölkerung des Landes. Jedes dieser Reiche trachtete nach einer größeren Volksmenge, um mit besserem Erfolge im Bürgerkriege auftreten zu können, und nach größeren Staatseinkünften, welche ebenfalls durch eine zahlreichere Bevölkerung bedingt werden. Allein die langjährigen Kriege hatten die Zahl des kräftigen und gesunden Volkes, welches vorzugsweise den Absichten der Regierung entsprach, verringert, während Viele in so stürmischer Zeit sich verborgen hielten und von Ort zu Ort schweiften, um dem Steuerdrucke zu entgehen. Solchen Menschenmangels wegen waren die Regierungen der Reiche Schu und U genöthigt, Fahrzeuge nach den benachbarten Inseln zu schicken, um die dortigen Einwohner einzufangen und auf das Festland zu führen, damit durch diese das Feld bestellt und der Dienst versehen würde. Unter so ungünstigen Verhältnissen blieb die Bevölkerung China's sogar weit hinter der numerischen Stärke zurück, welche sie selbst in der Unglückszeit der Dynastie Chan besessen hatte; denn die auf uns gekommenen Revisionslisten, welche von den drei Regierungen zu verschiedenen Zeiten, zwischen den Jahren 221 und 240 n. Chr., aufgestellt worden sind, ergeben als Totalsumme der Bevölkerung China's während der „Dreiherrschaft" nur 1,473,433 Familien und 7,672,881 Seelen, wobei Männer und Weiber jeder Volksklasse sowohl, als das niedere Volk, gezählt worden sind.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß ungeachtet der Zerrüttungen und der inneren Kämpfe die wirkliche Bevölkerung der damaligen Epoche eine größere Zahl ergeben müßte, und daß deren Geringfügigkeit ſich aus den Verwirrungen des Reiches erklärte, unter welchen eine ordentliche Volkszählung unmöglich war. Dies wird durch folgenden Umſtand beſtätigt. Als im Jahre 280 das Haus Zſin ganz China unter eine Herrſchaft vereinigt hatte, und als die Flüchtigen in ihre früheren Sitze zurückgekehrt waren, wieſen die Liſten der damaligen Bevölkerung des Reiches 2,459,804 Familien und 16,163,863 Seelen nach, folglich doppelt ſo viel, wie man in der Periode der Dreiherrſchaft gezählt hatte.

Die Integrität China's, als Kaiſerthumes, und die Ruhe des Reiches, wie das Haus Zſin ſie hergeſtellt, dauerten nicht gar lange. Schon nach 25 Jahren, im Jahre 305, bildeten ſich im Innern des Kaiſerthumes zwei vom Hauſe Zſin unabhängige Reiche; und dieſes Beiſpiel veranlaßte auch andere Nachkommen früherer Regentenhäuſer, oder benachbarte Nomadenvölker, den Verſuch zu machen, ob ſie etwa mit den Waffen in der Hand innerhalb des Chineſiſchen Kaiſerreiches Herrſchaften und Unterthanen für ſich entdecken könnten, alſo daß während der übrigen Regierungszeit des Hauſes Zſin (305—419) ſich noch 16 unabhängige Reiche in China bildeten. Die Geſchichte dieſer 114jährigen Periode hat nur eine lange Reihe von Wirren und inneren Käuipfen zu berichten. Im Jahre 420 mußte das Zſin'ſche Haus, durch das Ringen mit ſolcher Vielherrſchaft erſchöpft, den Thron an ſeinen Feldherrn überlaſſen, den Gründer des Hauſes Sun, welches eben ſo wenig vermochte, das Kaiſerthum in ſeinem früheren Umfange herzuſtellen; denn zu jener Zeit hatte das Mongoliſche Haus Wei (Toba), nach Zerſtörung der 16 Reiche, ſich das ganze nördliche China unterworfen, und es herrſchten demzufolge im Jahre 440 zwei Dynaſtieen im Kaiſerthume. Weil aber jedes nach der Herrſchaft des Ganzen ſtrebte, ſo fanden weder die Unterthanen der nördlichen, noch die der ſüdlichen Dynaſtie Ruhe und Erleichterung; der Kriegslärm ſchwieg nicht, große Ausgaben verlangten entſprechende Einkünfte, und es wurden deswegen dem Volke noch drückendere Leiſtungen und Abgaben, beſonders im ſüdlichen Reiche Sun, auferlegt.

Ueberhaupt muß man ſagen, daß während der Periode der Vielherrſchaft im 4. und 5. Jahrhundert der chriſtlichen Aera die drücken-

den doppelten Steuern, die überhäuften Dienste für die Schatzkammer, die Härte der Regenten in den kleinen Reichen, der Müßiggang, die Sorglosigkeit und die nicht seltene Willkür der Beamten — daß dieses Alles das Volk moralisch und physisch niederdrückte. Zwar erließen die Kaiser dieser Zeit viele vortreffliche Verordnungen, welche, von den späteren Dynastieen wieder aufgenommen, in Friedenszeiten das Glück der Unterthanen gründeten; allein in einer Epoche, da die Wunden, welche ein langes Blutvergießen dem Reiche geschlagen hatte, noch zu tief waren, und das Volk keine bestimmten und dauernden Wohnsitze hatte, konnten auch die weisesten Verordnungen das Volk nicht von dem Elende der Zeit erretten: unter den allgemeinen Mißbräuchen verloren die Gesetze bald ihre Kraft. Bei einer solchen Lage der Dinge entwickelte sich aus der allgemeinen Armuth und Noth eine derartige Landstreicherei, wie sie bis zu dieser Zeit, ungeachtet aller politischen Umwälzungen, in China noch nicht vorgekommen war. Die untere, steuerpflichtige Volksklasse suchte ihr Leben aus den Kriegsgräueln zu retten, suchte sich loszumachen von den maßlos drückenden Auflagen, welche ihre Arbeiten und ihr Erbtheil verschlangen, und verließ — wobei allerdings Manche der Gewohnheit des Müßigganges und schlechten Neigungen folgen mochten — die Staatsländereien, das eigene Haus und das Vaterland, um von Ort zu Ort zu schweifen und ihren Unterhalt durch jegliches Mittel zu suchen.

Dieser Zustände, so wie nicht minder der gränzenlosen Noth des Volkes und der Schwäche der Regierung, verstanden die mächtigen und reichen Häuser sich zu ihrem eigenen Vortheile mit großem Erfolge zu bedienen. Sie hatten bei verschiedenen Gelegenheiten, zur Zeit der politischen Wechsel, eine Menge Landes erworben, und machten nun dem herumschweifenden verarmten Volke den Vorschlag, gegen die Hälfte der Kron-Abgaben Ländereien von ihnen in Pacht zu nehmen; das durch die Schatzkammer-Frohnen ausgemergelte Volk aber nahm dergleichen Vorschläge der Reichen mit Freuden an, während Viele, um ihr Leben zu fristen, sich solchen Häusern sogar als Diener anschlossen. Dieser Mißbrauch dehnte sich dermaßen aus, daß man in einem reichen Hause wohl hundert, in manchen gegen tausend Familien zählen konnte, und es entzog sich auf solche Weise, von den Reichen gegen die Nachforschungen der Regierung geschützt, eine bedeutende Volksmenge der Revision und den Kaiserlichen Abgaben.

Sobald die Regierung durch eine abgehaltene Volkszählung in Erfahrung gebracht, daß viele Familien ihren Wohnort verlassen hatten und sich versteckt hielten, legte sie, um diesem Uebel zu steuern, alle Leistungen der Flüchtlinge den Verwandten und Nachbaren derselben auf, welche im Orte zurückgeblieben waren, und dem Staate noch, wenngleich mit Noth und Mühe, nützlich waren. Diese Maßregel hatte wahrscheinlich den Zweck, die Verwandten und Nachbaren dahin zu bringen, daß sie der Regierung bei Aufsuchung der Flüchtigen behülflich wären, — brachte aber eine völlig unerwartete Wirkung hervor. Die Bauern, ohnehin mit Steuern für sich und die Ihrigen überbürdet, sollten jetzt gar doppelte Abgaben, für sich und für die Entlaufenen, entrichten, verließen deshalb, obwohl ungern, ihren Wohnsitz ebenfalls, und folgten dem Beispiele ihrer längst entwichenen Verwandten und Nachbaren.

Dennoch vermochten weder diese Zustände der ansehnlichsten Volkskasse, noch die inneren, fast 200 Jahre dauernden Kriege, die Bevölkerung China's zu vermindern. Die in verschiedenen Zeiten des 4., 5. und 6. Jahrhunderts von den Regierungen der kleinen Dynastieen während ihrer kurzen Herrschaft aufgestellten Bevölkerungslisten sind entweder unter den Staatsumwälzungen zu Grunde gegangen, oder sie gestatten doch, wenn auch der Zerstörung entgangen, keinen Schluß auf die Bevölkerung des gesammten China's in jener Epoche, und es läßt sich nicht bestimmt angeben, um welche Größe die Zahl seiner Bewohner damals gesunken sei. Auch die Vereinigung China's unter eine Herrschaft durch die Dynastie Sui kann diese Frage nicht vollständig lösen: im Jahre 581 wurden dem Stifter des Hauses Sui von der Dynastie Tschsou 3,599,604 Familien und 9,009,604 Seelen übergeben, und im Jahre 589, nach der Eroberung des Reiches Tschen, wiesen die Zählungslisten des unterworfenen Volkes 500,000 Familien*) auf; mithin betrug in der Epoche der Vereinigung China's unter einer Herrschaft seine Gesammtbevölkerung 4,099,604 Familien und ungefähr 11,000,000 Seelen.

Die Monarchie machte allen Verwirrungen und Kriegen, welche das Reich 250 Jahre hindurch erschüttert hatten, ein Ende, und all-

*) Da man drei Seelen auf eine Familie zu rechnen hat, so sind ihrer 1,500,000 auf 500,000 Familien zu zählen.

gemein kehrten Friede und Ruhe für China wieder; allein seine Volksmenge war noch sehr gering, verglichen mit dem, was sie vor 500 Jahren unter der Dynastie Chan gewesen war. Die Regierung begriff die wahre Ursache einer so übermäßigen Abnahme des Volkes bald. Die erste und wichtigste lag in den höchst drückenden Abgaben, welche unvermeidlich waren zur Zeit der Vielherrschaft, als ein Haus mit dem anderen in beständiger Fehde lebte, und welche die steuerpflichtige Volksklasse bewogen hatten, Vaterland, Haus und Habe zu verlassen, um den Revisionen und den Steuern zu entrinnen. Ein solches Wanderleben erzeugte allgemeine Dürftigkeit und verhinderte eine friedliche Vermehrung des Volkes. Eine zweite Ursache war die Erstarkung der reichen Privathäuser, welche den Heimatlosen eine Zufluchtsstätte eröffnet hatten, und, nachdem sie dieselben verpflichtet, ihnen gegen eine gewisse Abgabe ihre Felder zu bearbeiten, sie nicht selten hart und despotisch behandelten. Darin lag weder für die Armen, noch für die Regierung der mindeste Nutzen; denn die Ersteren konnten ihren Zustand nicht verbessern, da sie ihr früheres, unbewegliches Eigenthum verloren hatten und in vollständiger Abhängigkeit von ihren Grundherren standen, — Letztere aber erhielt die gesetzlichen Steuern nicht.

Unter diesen Verhältnissen schlug der Sui'sche Minister Gao-zsjun Maßregeln vor zur Ausrottung der Landstreicherei, welche sich unter den getheilten und kraftlosen Regierungen eingeschlichen hatte. Er beauftragte Beamte mit einer strengen Volkszählung, in welche unweigerlich Alle einbegriffen werden mußten, welche sich in den reichen Häusern verborgen hielten; auf dem geringsten Fehler aber — Uebergehung, oder absichtlicher Verheimlichung — ruhte strenge Verantwortlichkeit sowohl des Beamten, wie des Grundherrn, und Demjenigen, welcher einen Uebergangenen anzeigte, war es gestattet, diesen an seiner Stelle für den Schatzkammer-Dienst zu verwenden. Damit in der Folge das Volk keine neue Veranlassung zum Entweichen hätte, erleichterte Gao-zsjun die Abgaben und Leistungen und traf außerdem Einrichtungen, welche dem Volke Ruhe, Zufriedenheit und Ueberfluß verschafft, und die besondere Aufmerksamkeit und die Nachahmung der nachfolgenden Jahrhunderte verdient haben. Die ausgewanderten Armen kehrten, nachdem sie in die Revisionslisten eingetragen worden waren, sämmtlich in ihre Heimath zurück;

Digitized by Google

unter geringen Steuern beschäftigte sich das Volk friedlich mit Ackerbau und anderen Gewerben, empfand in Allem Erleichterung und Zufriedenheit und wuchs an Zahl, — daher 18 Jahre nach der Befestigung des Sui'schen Hauses auf dem Throne des ganzen Chinesischen Kaiserthumes die Bevölkerung auf die doppelte Familienzahl gestiegen war, im Vergleiche mit dem Jahre 589. Die nach den neuen Anordnungen vorgenommenen Zählungen lieferten günstige Resultate und bekundeten den hohen Werth der getroffenen Maßregeln. Die Geschichte hat uns die Ergebnisse der Revision des Jahres 606 aufbewahrt, welche mit besonderer Strenge und Sorgfalt ausgeführt worden ist; sie weist 8,907,536 Familien und 46,019,956 Seelen nach, und es ist dieses die größeste Totalsumme der Bevölkerung China's im 7. Jahrhundert, wie überhaupt nach dem Falle der Dynastie Chan.

Allein nach dem raschen Wachsthume sank auch die Volkszahl China's eben so rasch. Im Jahre 605 stieg Jan-di auf den Thron, und sofort wurden gewaltige Arbeiten unternommen: die Erbauung der Hauptstadt in Lo,*) wozu monatlich gegen 2,000,000 Arbeiter verwendet wurden; die Verbindung des Flusses Lo-schui mit dem Chuan-che (dem Gelben) und dem Chuai; die Ableitung des Flusses Zin-che Behufs seiner Verbindung mit dem Gelben Flusse; die Fortführung der Großen Mauer auf 1000 Li von Osten nach Westen. Für alle diese Arbeiten wurden abermals über 1,000,000 Menschen zusammengetrieben, und in Ermangelung der Männer verwendete man auch Weiber. Von der ganzen Arbeitermenge aber starben mehr als die Hälfte. Bald darauf ward ein Feldzug nach Chuchenor, gegen den König von Togon unternommen, bei welcher Gelegenheit $^3/_{10}$ der Armee umkamen; zu dreien Malen zog man gegen die östlichen „Fremden" aus, und die dabei verwendeten Truppen beliefen sich im Ganzen auf mehr als 1,000,000, während das Fuhrwesen doppelt so viel erforderte. Dergleichen Unternehmungen machten große Ausgaben nöthig, zu deren Deckung man die Steuern auf mehrere Jahre voraus eintrieb. Das Volk aber wurde durch diese unzeitigen und lästigen Erhebungen und durch die häufigen Heranziehungen zum Krondienste in Noth versetzt, zerstreute sich von

*) Lo-jan, in der Statthalterschaft Che-nan.

Neuem und begann wieder zu vagabundiren; die vorige Armuth und Dürftigkeit kehrte zurück; bald lebte im Reiche von zehn Menschen nur einer auf ehrliche Weise: die übrigen $^9/_{10}$ verschafften sich den Lebensunterhalt durch Diebstahl, Plünderung und Straßenraub. Solche Zerrüttung des Staates benutzten mächtige Fürsten, desgleichen die Nachkommen früherer Regentenhäuser und die Oberfeldherren; wiederum tauchten Gelüste auf, neue Dynastieen zu gründen, erhoben sich Empörer, welche blutige Kriege im Innern des Kaiserreiches veranlaßten. Um den Gefahren dieser Aufstände zu entgehen, zerstreute sich das Volk dergestalt, daß, als das Sun'sche Haus gestürzt war, und die neue Dynastie Tan, nach Vernichtung aller Prätendenten, sich auf dem Throne des Kaiserthums festgesetzt hatte, dieselbe nur den dritten Theil, nämlich 3,000,000 Familien, in die Zählungslisten eintragen konnte.

Obgleich die seit der Thronbesteigung der Dynastie Tan unternommenen Kriege gegen die Bewohner Turkestans, Korea's, — mit deren Gefangenen die Ansiedelungen an den Flüssen Jsjan und Chuai vervollständigt wurden, — und gegen andere Völker, welche außerhalb der Großen Mauer wohnten, einen glücklichen Ausgang hatten und Gelegenheit boten, die Gränzen des Kaiserthums auszudehnen und ihm mehrere Millionen Menschen zu unterwerfen: so blieb dennoch die Bevölkerung China's in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts sehr weit hinter der numerischen Stärke zurück, welche sie unter der Dynastie Sui besessen hatte.

Die Regierung war sehr besorgt wegen des auffallenden Mißverhältnisses zwischen dem ausgedehnten Ländergebiete und der vorhandenen Einwohnermenge. Zur Erleichterung der Volksernährung wurde zunächst ein bestimmter Preis für alle Gegenstände festgesetzt; dazu kam, daß mehrere Jahre hinter einander die Ernte überall sehr reich ausfiel, und die Lebensmittel zum niedrigsten Preise verkauft wurden: die Bevölkerung begann unter so glücklichen Umständen ansehnlich an Zahl zu wachsen. Allein im Jahre 682 verursachten gewaltige Regengüsse in der Provinz der Hauptstadt eine große Hungersnoth, und der Preis des Getreides stieg um 100 Procent; damit verbanden sich Krankheiten und eine allgemeine Seuche, welche eine bedeutende Volksmenge hinwegrafften. Dessenungeachtet mehrte sich die Bevölkerung und näherte sich dem Revisionsresultate der Dy-

naſtie Sui, denn die Volkszählung, welche unter der Kaiſerin U-tai-chou vorgenommen wurde, ergab 6,356,141 Familien, d. h. doppelt ſo viel, wie man im Anfange dieſer Dynaſtie gezählt hatte.

Inzwiſchen war durch die Beamten-Willkür, welche den höchſten Grad erreicht hatte, und durch die Verheerungen, welche die Heuſchrecken in vielen Provinzen des Reiches angerichtet, das Volk abermals zum Entweichen veranlaßt worden. Um dieſem Uebelſtande zu begegnen, hatte man beſondere Beamte für die Beaufſichtigung der Landbewohner und des Ackerbaues angeſtellt, und ſämmtlichen Behörden zur Pflicht gemacht, die wanderluſtige Volksklaſſe zu ermahnen, daß ſie an ihrem beſtändigen Wohnorte verbliebe; falls aber dergleichen temporäre Einwohner nicht binnen einer beſtimmten Friſt heimgekehrt wären, dieſelben an dem Orte zu belaſſen und einzuſchreiben, wo ſie ſich am Schluſſe dieſer Friſt befänden. In die verödeten Gegenden wurden Bewohner aus anderen Provinzen gerufen, und denſelben auf ſechs Jahre gewiſſe Erleichterungen bewilligt; überhaupt wurden die Frohnen um drei Tage monatlich abgekürzt, die Grundſteuer beträchtlich erniedrigt; den Aufſehern der Kornmagazine war auf's Strengſte unterſagt, willkürlich Getreide zu verabfolgen, damit man im Falle eines Mißwachſes dem Volke helfen und eine Preiserhöhung der Lebensbedürfniſſe verhüten könnte. Dieſe Anordnungen hatten raſch den gewünſchten Erfolg: die Lebensmittel wurden wieder überall ſehr billig, und die Theuerung aller Gegenſtände verſchwand im ganzen Reiche; überdies konnte man die weiteſten Reiſen, auf mehrere Tauſend Li unternehmen, ohne ſich mit Waffen zu verſehen, — ſo ruhig und ſicher war es im Lande.

Bei ſolchem Wohlſtande des Volkes und unter der vollkommenen Ruhe des Reiches ſtieg die Volksmenge fortwährend. Im Jahre 742 gab es 8,348,395 Familien und 45,311,272 Seelen; im Jahre 755 aber 8,914,709 Familien und 52,909,309 Seelen, ungeachtet der ſchrecklichen Verwüſtung, welche im Jahre 754 durch das Austreten der Bergſtröme in den beiden Hauptprovinzen Schan-ßi und Che-nan verurſacht worden war, wo die Häuſer und Mauern ganzer Stadttheile einſtürzten, während gleichzeitig die Bewohner dieſer Provinzen durch eine furchtbare Hungersnoth, die Folge der großen Theuerung, aufgerieben wurden. — Auch iſt dieſes die höchſte Zahl, welche die Bevölkerung China's unter der Dynaſtie Tan erreicht hat.

Da übrigens unter jenen Verhältnissen die Zahl der Entweichenden und Umherschweifenden sich täglich mehrte, und dieselben nicht in die Revisionslisten kamen, so muß man die Gesammtbevölkerung bedeutend höher veranschlagen, und darf ohne Uebertreibung als Totalsumme für jene Epoche wenigstens 75,400,000 Seelen annehmen, obwohl eine solche Annahme historisch nicht begründet werden kann.

Nach dieser glücklichen Periode trat eine Zeit der Krisis ein, in Folge deren die Bevölkerung sank, ohne unter dieser Dynastie sich wieder heben zu können. In demselben Jahre (755) nämlich wurde durch An-lu-schan, den Generalgouverneur der nordöstlichen Provinzen und Anführer einer, gegen Ki-dan aufgestellten, 150,000 Mann starken Armee, ein Aufstand wider die Regierung erregt, und die daraus hervorgehenden Ereignisse schlugen dem Reiche tiefe Wunden und rissen Millionen in das Verderben. Ungestraft durfte das Volk wiederum seine Ortschaften verlassen; es schweifte im Lande umher, und nicht lange währte es, so bildeten sich Räuberbanden. Bald darnach begann ein 150jähriger Kampf mit dem Tibetanischen Reiche. Dieser Krieg, welcher größtentheils an den Westgränzen geführt wurde, war für China mit namhaften Verlusten, nicht nur zahlreicher Heere, sondern sogar ganzer Provinzen verbunden. Die Anzahl der Soldaten, im ganzen Reiche um ein Drittel vermehrt, betrug im Ganzen 830,000 Mann, welche auf Kosten des Landmannes lebten und unterhalten wurden; daher deckten die Staats-Einnahmen bei weitem die täglich wachsenden Ausgaben nicht; das Volk aber, durch die Schwäche der Regierung ermuthigt, machte immer kühnere Versuche, sich den Steuern zu entziehen, und endlich wurde die Landstreicherei zur allgemeinen Sitte, obgleich die Regierung verordnet hatte, daß die bewegliche und unbewegliche Habe der Entwichenen eingezogen werden sollte, wenn sie bis zu einem bestimmten Termine nicht zurückkehrten. Demzufolge sanken die Totalsummen der Bevölkerungslisten schnell, und die Zählung des Jahres 780, für welche der Hof ausdrücklich Große abgeordnet hatte, ergab nur 3,805,076 Familien.

Da nun die Menge der in den Volkslisten Verzeichneten so gering war, so konnte man sich kaum auf die gewöhnlichen, nicht eben zu lästigen Abgaben beschränken, um so weniger, als im Jahre 760, mit dem Sinken der Revisionslisten, die Zahl der steuerpflichtigen

Seelen ſich noch mehr verminderte. Die Regierung ſah ſich deshalb zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben genöthigt, die früheren Auflagen zu verdoppeln, indem ſie zugleich das bisherige Syſtem der Steuern und Leiſtungen abänderte. Dieſe Maßregel, verbunden mit den ausgedehnteſten Mißbräuchen der Beamten, welche, nach dem Ausdrucke der Chroniken, „die Seen austrockneten, ohne zu bedenken, daß auch die Fiſche verſchwinden," führte eine allgemeine Verarmung herbei und in ihrem Gefolge eine noch größere Landſtreicherei, alſo daß in manchen Provinzen nur die Hälfte der Bewohner übrig blieb, in anderen noch weniger. Um dem zu begegnen, verordnete die Regierung, daß den Flüchtlingen, welche nach zweijähriger Abweſenheit zurückkehren würden, ihr Eigenthum zurückgegeben, die auf ſie fallende Steuer aber bis dahin von ihren Verwandten und Nachbaren eingezogen werden ſollte. Dadurch ward dem Unweſen einigermaßen geſteuert, denn die Letzteren waren jetzt der Regierung behülflich, die Ausreißer zu entdecken und zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Eben ſo ſetzte man, um die Bevölkerung zu mehren, dem mächtig um ſich greifenden Buddhismus Schranken, weil ſeine Bekenner, zum Theil aus frommem Eifer, zum Theil aus Scheu vor den Frohnen, Mönche wurden: im Jahre 845 mußten mehr als 265,000 Seelen beiderlei Geſchlechts in die Weltlichkeit zurücktreten. Alle Verſuche der Regierung, die Volkszahl zu heben, hatten übrigens nur unerhebliche Erfolge; denn im Laufe von 150 Jahren, — der übrigen Zeit des ſturmvollen Lebens dieſer Dynaſtie, während das Reich durch innere und äußere Kriege auf allen vier Seiten, durch Mißwachs und durch ſchlechte Verwaltung litt, — lieferten die Volkszählungen fortwährend höchſt unbedeutende Reſultate: von 2 bis 5 Millionen Familien, d. h. es hatte ſich gegen das Ende dieſer Dynaſtie die Anzahl der Familien etwa um 3 Millionen vermindert.

In völliger Ohnmacht endete die Dynaſtie Tan ihr faſt 300jähriges Daſein (i. J. 907), und mit ihrem Falle verſchwand auch China's politiſche Einheit wieder; denn die neue Dynaſtie Ljan war nicht im Stande, ihre Herrſchaft über das ganze Kaiſerthum auszudehnen, was der Gründer dieſes Hauſes allerdings beabſichtigte, als er ſeinen Kaiſer tödtete; von Neuem ward China zerſtückelt und die Beute verſchiedener Regierungen; von Neuem nomaniſirenden Eroberern eine breite Heerſtraße im Innern des Kaiſerreichs aufgeſchloſſen.

Fünf Dynastieen wechselten in 53 Jahren, während gleichzeitig zehn Häuser getrennt und unabhängig ihre zufällig und ohne Verdienst erworbenen Fürstenthümer reglerten.

Während dieser ganzen Zeit wüthete ein Bürgerkrieg, welcher eine zahllose Menge Volkes fortraffte; es haben sich indeß keine Bevölkerungstabellen aus der damaligen Periode erhalten. Im Jahre 960 fiel der Thron dem Hause Sun zu; aber auch dieses konnte während seines langen Daseins die vereinzelten Theile China's nicht zu einem einzigen politischen Körper vereinigen, weil im Nordosten Kidan, und in Ordos das Tangutische Haus Sja schon mächtige Reiche bildeten, während das Sun'sche Haus noch im Süden mit den kleinen Herrschern für die Integrität des Kaiserreiches kämpfte.

Gegen das Ende der Dynastie Tan, als die Regierung vorzugsweise durch den Westen und durch innere Unruhen in Anspruch genommen wurde, waren diese beiden Reiche entstanden, hatten sich während der fünf Dynastieen (908—960) gekräftigt, und drängten sich in dem Maße, wie ihre Macht zunahm, immer tiefer in das Innere der Großen Mauer, mit jedem Jahre ganze Provinzen China's an sich reißend, und die Zahl ihrer Unterthanen mehrend. So waren alle nordöstlichen und nördlichen Provinzen, Tschi-li, Schan-dun und San-ßi in die Gewalt der Kidaner gekommen, Schan-ßi aber, Gan-ßu, ein Theil von San-ßi und sogar Che-nan dem Hause Sja zugefallen. Unter solchen Umständen hatten sich die Gränzen des Kaiserreiches bedeutend verengt, und es muß folglich auch die Bevölkerung China's unter der Dynastie Sun an Zahl geringer erscheinen, als unter der Dynastie Tan.

Nach der Vernichtung der kleinen Herrschaften im Jahre 997 zählte das Sun'sche Haus in seinen Volkstabellen nur 4,132,576 Familien. Hierauf trat eine kurze Ruhe für das Reich ein, und die Bevölkerung begann sich allmälig zu vermehren, da die Regierung für den Wohlstand des Volkes Sorge trug, besonders aber, seitdem sie Maßregeln getroffen hatte, welche die persönliche Freiheit der Unterthanen sicher stellten.

Wir haben gesehen, wie nach dem Falle des Hauses Chan, als das Kaiserthum in mehrere Stücke zerfallen war, die Einwohner durch schwere Auflagen genöthigt wurden, von Ort zu Ort zu wan-

dern, und von Privatbeſitzern Ländereien in Pacht zu nehmen. Dieſes Umherziehen herrſchte unter allen Dynaſtieen, da die Verordnungen und Maßregeln, welche man in verſchiedenen Zeiten traf, nicht im Stande waren, daſſelbe völlig auszurotten. Abgeſehen nun davon, daß die bezeichnete Volksklaſſe, indem ſie von Privatgrundherren Land pachtete, die Kronländereien verließ, und daß dieſe fortan der Regierung keinen Nutzen brachten, ſo wurde ſie durch das beſtändige Umherſchweifen in die äußerſte Dürftigkeit verſetzt und war nicht ſelten gezwungen, ihre Kinder oder ihre jüngeren Verwandten und ſogar ſich ſelbſt an die reichen Häuſer zu verpfänden. Dieſe Knechtſchaft vernichtete den Menſchen vollſtändig und raubte ihm jede Möglichkeit, Eigenthum zu erwerben, und dadurch den Unterhalt und das Glück ſeines eigenen Lebens und ſeiner Familie zu ſichern. Indeſſen waren im Laufe mehrerer Jahrhunderte Landſtreicherei und Leibeigenſchaft dem Volke dergeſtalt zur Gewohnheit geworden, und hatten ſich ſo mit den Sitten der Bewohner verſchmolzen, daß die Regierungen durch keinerlei Maßnahmen dieſen Strom zu hemmen vermochten.

Das Haus Sun ergriff andere Mittel, um das Loos der Umherziehenden und Elenden zu erleichtern. Da die Regierung wußte, daß die Rückkehr in den früheren Wohnort für die Armen nicht leicht, für die Schatzkammer aber beſchwerlich war, ſo traf ſie Vorkehrungen, welche zum Zwecke hatten, die häufige Ueberſiedelung des Volkes aus einem Orte in den andern zu verhindern. Sie machte es nämlich den Landeshauptleuten zur Pflicht, der armen, umherziehenden Menſchenklaſſe zuzureden, daß ſie in ihrem Kreiſe und in dem dermaligen Wohnorte verbliebe, — und derjenige Beamte, welcher die größere Menge temporärer Einwohner in ſeinem Kreiſe anſäßig gemacht hatte, beſaß auch Anſpruch auf größere Belohnungen. Damit endlich arme und überhaupt temporäre Einwohner im Drange der Noth ſich ihrem Grundherrn nicht auf immer, oder auf Zeit verſchreiben und auf ſolche Weiſe ſich zu Sclaven machen möchten, drohte die Regierung Allen Strafe an, welche mittelſt ſolcher Verſchreibungen ſich beſtändige Diener verſchaffen würden; für Diejenigen aber, welche ſich vorlängſt aus Armuth verſetzt hatten, zahlte ſie den Herren ein Löſegeld.

Dieſe Maßregeln vermehrten die Zahl des ſteuerpflichtigen Volkes und erhöhten die Bevölkerung des Reiches. Im Jahre 1201 zählte ſie 8,677,677 Familien und 19,930,320 Seelen; im Jahre

1080 hatte sie sich schon auf das Doppelte erhoben, nämlich bis zu 14,852,684 Familien und 33,303,889 Seelen; und im Jahre 1102 bestand die Bevölkerung des Sun'schen Reiches aus einer so großen Menge, wie sie die folgenden Perioden dieser Dynastie nicht mehr gekannt haben, denn die Gesammtzahl lautete damals: 20,019,050 Familien und 43,820,769 Seelen.

Leider waren indeß Schelmerei und Betrügerei den Sun'schen Beamten nur zu bekannt. Wohl hatte die Regierung den ländlichen Behörden die Pflicht auferlegt, die umherziehende Volksklasse in ihren Bezirken anzusiedeln, und hatte Belohnungen ausgesetzt, welche der Menge der angesiedelten Familien entsprachen; allein die Beamten brachten diese wohlthätige Maßregel der Regierung in einer ganz anderen Weise zur Ausführung. Statt nämlich einfach die schweifende Volksklasse zum Bleiben zu bewegen, und den Ankömmlingen Unterhalt und Ruhe zu vermitteln, waren die Beamten nur darauf bedacht, wie sie die Anzahl der Familien oder der Häuser in ihrem Bezirke vermehren, und dadurch sich den Weg zur Beförderung und zu den Gnadenerweisungen der Regierung erschließen könnten. Zu dem Ende theilten sie die Häuser, welche in einer Familie mehrere männliche Seelen hatten, und erlaubten zwei erwachsenen Brüdern nicht, beisammen zu wohnen, und eine einzige Familie zu bilden; natürlich wurde durch diesen allgemeinen Mißbrauch die Zahl der Familien vergrößert, die Seelenzahl aber war, im Verhältnisse zur Häusermenge, unbedeutend, weil sich die wirklich vorhandene Zahl der Individuen nicht mit einer erdichteten vertauschen läßt, indem sonst, mit Erhöhung der Seelenzahl, auch die Menge der Steuern und der für den Kaiserlichen Dienst brauchbaren Personen sich vermehren müßte. Sämmtliche Volkszählungen zur Zeit der Sun'schen Dynastie tragen den Stempel solchen Mißbrauches der damaligen ländlichen Obrigkeiten an sich: in allen historischen Angaben verhält sich die Menge der Seelen zur Anzahl der Familien, wie 2 : 1, und es fielen folglich auf eine Familie nur zwei Seelen, zuweilen weniger, niemals aber drei; weßhalb denn auch allein die Seelen-Listen officielle Glaubwürdigkeit besitzen, während die Summen der Familien nicht die geringste Aufmerksamkeit verdienen. *)

*) Diese Sonderbarkeit in den Volkszählungen der Sun'schen Dynastie ist Herrn Biot zwar aufgefallen, hat ihn aber zu falschen und seltsamen Annah-

Es ist oben gesagt worden, daß unter der Dynastie Sun die Bevölkerung niemals so groß gewesen ist, wie im Jahre 1102; seit dieser Zeit aber begann sie wieder zu sinken. Die Ursache einer solchen Verminderung des Volkes muß in den damaligen Zuständen des Reiches gesucht werden. Zwei auswärtige Reiche, Kidan und Sja, welche viele Provinzen innerhalb der Großen Mauer erobert hatten, waren dem Sun'schen Hause sehr gefährlich, und da dieser Umstand dasselbe höchlichst beunruhigte, so verabsäumte seine Regierung kein Mittel, um Jene hinter die Große Mauer zurückzudrängen. Schon im Jahre 979 begann die Sun'sche Regierung, bald mit dem Ordos'schen Chanate Sja, bald mit dem nördlichen Hofe Chitta's, Kidan, Krieg zu führen: Hunderttausende wurden in Bewegung gesetzt, und in eben solcher Menge kamen die Soldaten durch das Schwert des Feindes um; Niederlage folgte auf Niederlage; fast jeder Krieg endete mit dem Verluste eines zahlreichen Heeres, mit Abtretung ganzer Pro-

---

men verleitet. Ohne zu berücksichtigen, daß unter der Dynastie Sun die Gränzen China's beträchtlich enger geworden waren, im Vergleiche mit den vorhergehenden großen Dynastieen, daß folglich in demselben Maaße auch die Zahl der Bewohner sich verringert haben mußte, — und ohne die Andeutungen des Chinesischen Autors hinsichtlich des oben erwähnten Mißbrauches der Beamten verstanden zu haben, hat Herr Biot eine Berechnung der gesammten Einwohner-Menge angestellt, wobei er die Angabe der Chinesischen Schriftsteller für die Totalsumme der steuerpflichtigen Seelen genommen hat. In der Revision des Jahres 1080 indessen, welche mit aller Umständlichkeit bei Ma-duan-lin (den auch Herr Biot benutzt hat) mitgetheilt ist, wird die Familien- und Seelenzahl der beständigen und der temporären Einwohner — jeder Gattung besonders — deutlich angegeben, und unmittelbar darauf wird auch die Zahl derjenigen angeführt, welche den Schatzkammerleistungen unterworfen waren. Gegen dergleichen Angaben sich ohne gewichtige Gründe auflehnen zu wollen, wäre seltsam. Außerdem zieht Herr Biot, zur Unterstützung seiner Ansicht, die Volkszählung des Jahres 1290 heran, als ganz China durch die Mongolen zu einem Reiche vereinigt war; es fällt aber in die Augen, daß diese Zählung eine ansehnlichere Totalsumme zeigen muß, als die Revisionen des Hauses Sun, welches nur die Hälfte China's beherrscht hat. Wenn man die Volksmenge unter dem Sun'schen Hause, welches den Süden China's beherrschte, zu der Volksmenge der Dynastie Gin addirt, welche sich den ganzen Norden unterworfen hatte: so bildet die Bevölkerung in diesem Jahrhundert der Herrschaft zweier Dynastieen eine ansehnlichere Menge, als jene, welche im Jahre 1290, zur Zeit der Vereinigung China's unter einer Herrschaft, gezählt worden ist. Ueberhaupt hat Herr Biot in seiner Untersuchung sich nirgends so weit von der Wahrheit entfernt, und so willkürliche Vermuthungen aufgestellt, wie in der Uebersicht der Bevölkerung unter der Dynastie Sun.

Digitized by Google

vinzen und, was noch schlimmer, mit der „Schmach“ für das Haus Sun, jenen Reichen alljährlich einen ziemlich lästigen Tribut, unter dem anständigen und mildernden Namen „Geschenke“, zahlen zu müssen. Natürlich bestimmten diese Unfälle und die erlittene Demüthigung das Sun'sche Haus, jegliche Gelegenheit zu benutzen, ob es etwa die für das Reich empfindlichen Verluste wieder einbringen und den Makel der durch die Barbaren erfahrenen Erniedrigung abwaschen könnte; nur folgte es dabei der verkehrten Richtung des Zeitalters und der Ansicht, daß die Heiligkeit der Verträge in Beziehung auf fremde Reiche für das Chinesische Kaiserthum nicht vorhanden wäre. Daher brach die Sun'sche Regierung sehr häufig und fast immer zuerst den nur eben mit jenen Reichen abgeschlossenen Friedensvertrag, und jedesmal war eine ähnliche Ungerechtigkeit von neuen Verlusten für China begleitet.

Die Tunguſen (Rjuitschen) hatten sich gegen die Kidaner erhoben, und das Haus Sun, welches sie zur Waffe seiner Politik — Barbaren durch Barbaren zu vernichten — machen wollte, schloß insgeheim einen Vertrag mit ihnen gegen die gemeinschaftlichen Feinde. Als aber der Tractat ausgeführt werden sollte und die Chinesen nichts gegen die Kidaner unternahmen: da wurde den Tunguſen die Hinterlist des Sun'schen Hauses klar, und das Recht des Siegers übend, gaben sie ihm die Länder innerhalb der Großen Mauer nicht nur nicht zurück, sondern entrissen im Gegentheile, nachdem sie die Kidaner aus Nordchina vertrieben hatten, dem Hause Sun noch einen ansehnlichen Theil seiner Besitzungen. Um dieser willen unternahm die Chinesische Regierung einen neuen Krieg, war indeß dieses Mal eben so unglücklich: zwei Kaiser wurden als Gefangene an den Fluß Amur hinweggeführt; abermals kamen viele Provinzen an die Tunguſen, und das Sun'sche Haus sah sich in dieser Bedrängniß zu einem noch schmachvolleren Frieden genöthigt, in welchem es sich als Vasallen der Dynastie Gin bekannte und einen jährlichen Tribut — nicht mehr „Geschenke“ — zu entrichten versprach.

Dergleichen Kriege, wie China sie im 11. und 12. Jahrhundert führte, schlugen dem Staate tiefe Wunden. Seine Volksmenge nahm beträchtlich ab, da nicht nur die Soldaten in der besten Blüthe der Jahre umkamen, wodurch unmittelbar eine Verminderung der Volkszahl bewirkt wurde, sondern auch die Bewohner ganzer Provinzen den

zerstörenden Wirkungen des Krieges erlagen, oder vertragsmäßig unter eine neue Regierung traten, und somit für das Sun'sche Haus verloren waren. Wiederum wurde den Landeshauptleuten aufgegeben, allen Eifer aufzubieten, damit die Zahl der Ansäßigen wüchse, und Reviſionsſcheue entdeckt würden, — und Belohnungen für dieſe Dienſte verheißen. Endlich wurde verordnet: die Landeshauptleute ſollten ſofort nach ihrem Dienſtantritte eine Liſte der ihrer Verwaltung anvertrauten Volksmenge anfertigen und dieſelbe verſiegelt bis zu dem Zeitpunkte aufbewahren, da ſie einen Nachfolger erhielten; dieſer ſollte gleichfalls ſeine Amtsführung mit einer neuen Volkszählung beginnen, die Reſultate beider Reviſionen ſollten mit einander verglichen und hiernach die Dienſte des Erſteren beurtheilt werden. Doch nun trieb die Furcht, zur Verantwortung gezogen zu werden, oder die Ausſicht auf Rangerhöhung zu verlieren, die Beamten an, Unmündige in die Liſten der Erwachſenen, welche den Schatzkammerleiſtungen und den Steuern ſchon unterlagen, aufzunehmen; und ſie brachten dadurch das Volk ſo weit, daß die niedere Klaſſe anfing, ihre eigenen Kinder umzubringen, damit ſie neuen Auflagen entginge. Zwar verfügte die Regierung, ſobald ſie hiervon Kunde erhalten, es ſollte den Armen nach der Geburt eines Kindes eine Geldunterſtützung (4000 Kupfermünzen) ausgezahlt werden; allein dieſes Geld ging ſelbſtverſtändlich durch die Hände der Beamten, die Unterſtützungsberechtigten blieben im früheren Elende und ſetzten den Kindermord fort. Dazu kamen Peſt, Seuchen, Ueberſchwemmungen oder Dürre in den ſüdöſtlichen Provinzen, und dieſe Leiden brachten das Volk ſo weit, daß $^1/_5$ bis $^3/_{10}$ deſſelben Mönche, Soldaten oder Straßenräuber wurden. Unter ſo unglücklichen Umſtänden des Reiches ſank die Bevölkerung auf die Hälfte der Summe, welche die Reviſion des Jahres 1102 ergeben hatte; die im Jahre 1160 veranſtaltete Zählung zeigte nämlich 11,375,733 Familien und 19,229,008 Seelen.*)

Während ſo im ſüdlichen China die Bevölkerung abnahm, gewann unter der Herrſchaft der Tungnſen das nördliche durch ſeine Volksmenge ein bedeutendes Uebergewicht über die Unterthanen des Sun'ſchen Hauſes. Alle Umſtände begünſtigten das Volk der Dynaſtie Gin: die ſteten Erfolge im Kriege, deſſen Folgen für den Sieger

*) Hier tritt der Mißbrauch der damaligen Beamten noch deutlicher hervor: es kommen nicht einmal 2 Seelen auf eine Familie.

weniger verderblich ſind; Wohlſtand und Zufriedenheit, welche im Tunguſiſchen Reiche herrſchten; Regierungsverordnungen, welche alle Hinderniſſe der Volksvermehrung beſeitigten. Die Vorgänger der Tunguſen auf dem Throne Nordchina's nämlich, die Kidaner, waren der Buddhiſtiſchen Religion überaus zugethan und hatten aus Frömmigkeit den Tempeln und den Klöſtern*) dieſer Lehre große Opfer gebracht; die Kaiſer und die angeſehenen reichen Häuſer hatten, außer koſtbaren Geſchenken an Geld und anderen Gegenſtänden, den Klöſtern auch Bauern verſchrieben, welche demzufolge einer zwiefachen Abgabe unterlagen, an die Schatzkammer und an die Klöſter, — und manche dieſer letzteren konnten zu ihrem Beſitze 20—30,000 Seelen rechnen. Solcher Reichthum der Klöſter reizte natürlich eine Menge Volkes, ſeine Häuſer zu verlaſſen und in die Mönchsverbrüderung einzutreten, um ſo mehr, da mit dieſem Austritte aus der Welt der Menſch auch aus den weltlichen Verhältniſſen ſchied und von Kaiſerlichen Abgaben und Leiſtungen erlöſt wurde. Die Tunguſen hingegen beſchloſſen nach der Eroberung des nördlichen China's, dieſe Gewohnheit auszurotten. Das geſammte Kloſter-Vermögen wurde der Schatzkammer zugewieſen, und es blieben von dieſer Maßregel nur wenige Klöſter ausgenommen, welche Schenkungsurkunden in Betreff der Bauern aufweiſen konnten, — Urkunden, die allein von den Kidaniſchen Kaiſern ertheilt ſein durften; alle Mönche, welche nicht durch ein Diplom in dieſem Berufe beſtätigt waren, mußten in die Welt zurückkehren, und zugleich wurde Jedermann unterſagt, ohne vorgängigen Beſchluß der Obrigkeit in dieſen Stand zu treten. Dergleichen Verfügungen, verbunden mit den glücklichen Umſtänden des Reiches, übten einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf die Bevölkerung des Tunguſiſchen Kaiſerthumes, im geraden Gegenſatze zum ſüdlichen China; und es wurden z. B. im Jahre 1193 unter dem Sun'ſchen Hauſe 12,302,873 Familien und 27,845,085 Seelen gezählt, unter der Tunguſiſchen Dynaſtie dagegen im Jahre 1195: 7,223,400 Familien und 48,490,400 Seelen,**) ſo daß die Geſammtbevölkerung China's unter den beiden

*) Der Verfaſſer des vorliegenden Artikels bedient ſich dieſer Bezeichnung, welche von dem Verfaſſer einer früheren Abhandlung abſichtlich vermieden worden iſt. D. Ueberſ.

**) In dieſer Totalſumme liegen auch die Bewohner der Mantſchjurei; die Volksmenge der nomadiſirenden Aimak's dagegen, welche in Abhängigkeit ſtanden, fällt nicht unter dieſe Rechnung.

Dynaſtieen im Ausgange des 12. Jahrhunderts ſich auf 76,335,485 Seelen belief.

Seit dieſer Zeit (1195) zeigt die Geſchichte ein umgekehrtes Verhältniß zwiſchen den Volksmengen der beiden Reiche. Mißwachs und andere Trübſal laſteten fort und fort auf dem ſüdlichen China; die durch ſolche Leiden zum Aeußerſten getriebenen und mit Steuern überbürdeten Bewohner betrachteten als einziges Rettungsmittel, welches überdies etwas Gewöhnliches geworden war, die Ermordung oder die Ausſetzung der Kinder; hatte gleich die Sun'ſche Regierung Befehl ertheilt, die ausgeſetzten Kinder zu ſammeln und auf Staatskoſten zu ernähren, — waren gleich Kornmagazine errichtet worden, aus welchen beſonders den Armen die Mittel zur Ernährung ihrer Familien verabreicht werden ſollten: ſo wurde doch dieſe wohlthätige Anordnung nicht ausgeführt, ſondern gereichte nur den Beamten zum Vortheile, während die Armen in der Unmöglichkeit blieben, die Ihrigen zu ernähren, und unter der dürftigen Volksklaſſe, deren Anzahl ſehr bedeutend war, die Sitte des Kindermordes fortbeſtand. Um dem Unfuge der Beamten Gränzen zu ſetzen, wurden endlich die ſtrengſten Maßregeln ergriffen; man verordnete: ſolchen Armen ſollten die Kron-Abgaben erlaſſen und ſie ſelbſt von Leiſtungen befreit ſein; den Amtshauptleuten ward zur Pflicht gemacht, der Regierung Bericht über ſolche Familien abzuſtatten, welche in beſonderem Mangel lebten, und Denjenigen, welche ausgeſetzte Kinder aufnähmen, ſollte die Schatzkammer zu deren Unterhalte das Erforderliche auszahlen. Durch ſolche Mittel wurde eine Menge Volkes dem anſäßigen Leben wieder zugeführt, während überdies den Beamten oblag, die Umherſchweifenden zum bleibenden Aufenthalte zu ermahnen; endlich war den ländlichen Behörden auch aufgegeben, für den Lebensunterhalt hülfsbedürftiger ſchwangerer Weiber Sorge zu tragen.

Dieſe Anordnungen wurden, trotz des vorangegangenen Elendes, welches einen anſehnlichen Theil des Volkes weggerafft hatte, raſch mit dem gewünſchten Erfolge gekrönt: die Bevölkerung des ſüdlichen Reiches fing an, ſich zu erhöhen. Gleichzeitig aber begann ſie im nördlichen China zu ſinken. Es iſt ungewiß, welches die Urſachen dieſes Verfalles waren; ob Unglücksfälle, welche das Reich betroffen, oder ob die kurze Bekanntſchaft der einfachen Tunguſiſchen Beamten mit den raffinirten Mißbräuchen und der Sittenverderbniß im ſüdlichen

China eine Abnahme in den Totalſummen der Bevölkerung hervorgerufen hatte; genug, in der Epoche der Erhebung der Mongolen wurden im nördlichen China 3 Millionen Seelen weniger als früher gezählt, während unter dem Hauſe Sun ſich eine Zunahme von beinahe 1,000,000 zeigte. So gab es im Jahre 1207 im Tunguſiſchen Reiche 7,684,838 Familien und 45,816,079 Seelen, im Sun'ſchen dagegen im Jahre 1223: 12,670,801 Familien und 28,320,085 Seelen. Die Verbindung dieſer beiden Zahlen ergiebt als Geſammtſumme der Bevölkerung China's im erſten Viertel des 13. Jahrhunderts 74,136,164 Seelen.

Das Jahr 1207, die Epoche der Erhebung Tſchingis-Chan's gegen die Tunguſen, war zugleich die Epoche, ſeit welcher die Dynaſtie Gin begann, ſich mit raſchen Schritten ihrem Verfalle zu nähern, und die Bevölkerung des Reiches, gleichzeitig abzunehmen. Außer den äußeren Mongoliſchen Feinden, welche einen Krieg der unmenſchlichſten Art führten, eine Provinz nach der anderen raubten, und damit die Zahl der Tunguſiſchen Unterthanen verminderten, gab es auch innere, welche den Bewohnern noch größeren Schaden zufügten. Die nördlichen Provinzen verlangten nämlich einen beſonders ſtarken Schutz gegen den ungeſtümen Einfall der Mongolen, und es wurde deshalb ein großer Theil der Truppen aus den übrigen Provinzen dahin beordert; allein der Durchmarſch dieſer Truppen war für die Einwohner ſchrecklicher, als ſelbſt die äußeren Feinde: überall hinterließen ſie die Spuren ihres Beſuches, verübten Plünderungen und entſetzliche Verwüſtungen, wie in einem feindlichen Lande. Das Volk, ohnehin ſchon aufgeregt durch die Steuer-Erhöhung, welche der Krieg nöthig gemacht hatte, verließ, in Folge ſolcher Gewaltthätigkeit von Seiten ſeiner Mitbürger, Häuſer und Habe und flüchtete ſich in verſteckte und ſichere Oerter; und wiederum griff die Landſtreicherei dermaßen um ſich, daß in manchen Kreiſen nur der zehnte Theil der Bewohner, wahrſcheinlich der ärmſte, auf dem heimathlichen Boden zurückblieb, um zwiſchen Furcht und Hoffnung ſein Leben hinzuſchleppen; aus der Umgebung der Hauptſtadt Peking aber, wo ſich die dichteſte und wohlhabendſte Bevölkerung drängte, flüchtete bei Ankunft der Truppen mit einem Male gegen eine Million Menſchen.

Seit der Verlegung des Hofes nach Süden (im Jahre 1213) richteten ſich Aller Blicke auf Che-nan, und dahin drängte ſich auch

das Volk; die Statthalterſchaft Tſchſi-li wurde entweder den Feinden zur Beute oder ihrem eigenen Schickſale überlaſſen; daher traten Armuth und das äußerſte Elend ein, alſo daß die ganze Landſchaft verödete. So ſchmolz die Zahl der ſteuerpflichtigen Seelen bedeutend zuſammen, und der Regierung konnten in dieſer kritiſchen Zeit die Einkünfte nicht genügen, welche die ungemeſſenen Ausgaben bei weitem nicht deckten. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, nahm ſie mit dem Münzſyſteme eine Veränderung vor, welche ſich jedoch bald als unzweckmäßig erwies; Veränderungen folgten auf Veränderungen, wodurch das Volk zweifelhaft gemacht und mit Mißtrauen gegen die Regierung erfüllt wurde: endlich nahm man, um die Finanzen zu verbeſſern, ſeine Zuflucht zu einer noch größeren Erhöhung der Steuern und Auflagen. Deſto mehr ſuchte das Volk Rettung in dem einzigen Mittel: die Landſtreicherei wurde allgemein, indem man ſich gegenſeitig dabei unterſtützte und verhehlte, um ſo mehr, als zu den unmäßigen Abgaben ſich noch Mißwachs und Hungersnoth, ſogar in Chenan, der Kornkammer des Reiches, geſellten. Jetzt gebot die Regierung, um ſich die Gemüther wieder zu gewinnen, den Hülfsbedürftigen Nahrung und Kleidung zu verabreichen, erließ ihnen auf ein Jahr die Abgaben und verſprach, den Flüchtigen ihr Eigenthum zurückzugeben, wenn ſie vor Ablauf einer beſtimmten Friſt heimkehrten. Da Alles vergeblich war, ward den Ausbleibenden Strafe angedroht und befohlen, bis zu ihrer Rückkehr ihre Steuern den im Orte Gebliebenen aufzuerlegen. Dadurch aber entfremdete man ſich das Volk noch mehr; Niemand wagte ferner in ſeine Heimat zurückzukehren, aus Furcht vor doppelten Abgaben, — für ſich und für die Anderen. Endlich beſtimmte die Beſorgniß vor Aufruhr zur Abänderung der ſtrengen Maßregeln; indeß konnte auch damit die Regierung dem Landſtreichen kein Ende machen. — Als die Mongolen, welche übrigens durch ihr grauſames und unmenſchliches Verfahren ebenfalls Entſetzen über das unterjochte Volk brachten, im Jahre 1234 das ganze nördliche China der Tunguſiſchen Dynaſtie entriſſen und unter ihre Herrſchaft gebracht hatten, konnten ſie in den 36 Straßen oder Provinzen bei einer Reviſion nur 4,754,975 Seelen zählen.

Nach dem Sturze des Tunguſiſchen Reiches führte das Sun'ſche Haus noch einige Jahre neben ſo mächtigen Nachbaren, wie die Mongolen damals waren, eine zweifelhafte Exiſtenz fort. Die ſchwan-

kende Stellung des ſüdlichen Hofes verlangte außerordentliche Opfer: im Vergleiche mit der früheren Volksmenge, welche zu perſönlichen Dienſtleiſtungen verpflichtet war, hatten die Anforderungen in großem Maßſtabe zugenommen, ſowohl für die Schatzkammer, als für den Lagerdienſt; die Staatseinkünfte, weit entfernt, die Ausgaben zu decken, hatten für ihre Vermehrung keine andere zuverläſſige Quelle, als eine Erhöhung und Vergrößerung der Steuern und Auflagen. Sobald aber dieſe Maßregel zur Ausführung gebracht wurde, verließ das ohnehin ſchon ausgeſogene Volk, wie gewöhnlich, Häuſer und Aecker, und zerſtreute ſich, woher denn ſelbſt diejenigen Ländereien für die Regierung nutzlos wurden, welche bisher noch eine ſichere Einnahme gewährt hatten. Die Landſtreicherei gewann eine Ausdehnung, wie vor dem Sturze der nördlichen Dynaſtie Gin, und es geſellte ſich hierzu noch die Abneigung gegen die Regierung, da das Volk den Glauben an deren Gerechtigkeit verloren hatte. Die Krondienſte laſteten allein auf den Armen, während die Reichen in ſo bedenklicher Zeit es für gerathener hielten, unter mancherlei Vorwänden und durch Loskauf ſich von jeder Art Leiſtungen frei zu machen, und ſich mit Handelsunternehmungen zu beſchäftigen, welche unter ſo unglücklichen Umſtänden den ſicherſten und größeſten Gewinn brachten; in Folge deſſen vereinigte ſich das arme Volk in Banden, und ſuchte die Mittel zu ſeiner Exiſtenz in Plünderung und Straßenraub. Auf dem größeren Theile der Einwohner laſteten Armuth und Dürftigkeit, ſo daß ſelbſt in reichen Jahren, bei ſehr niedrigen Getreidepreiſen, das Volk kaum ein Maaß Hirſe kaufen konnte. Beſonders in den ſüdöſtlichen Provinzen Min und Tſchſe, d. h. in den heutigen Statthalterſchaften Fu-zſian und Tſchſe-zſian, wo in jenem Zeitpunkte die Vermehrung der Bevölkerung ihre äußerſte Gränze erreicht hatte, wo, nach dem Ausdrucke Chineſiſcher Schriftſteller, Schulter an Schulter ſtieß, und Aermel an Aermel ſich rieb, wo die Bedürfniſſe der Bewohner ſchon längſt die Kräfte und die Productivität des Landes überſchritten hatten, welches für die Höhle eines nichtsnutzigen, liederlichen Volkes galt, — beſonders hier führte das Volk das kümmerlichſte und elendeſte Leben. — Die Provinzen Zſin und Tſchu, gegenwärtig Chu-bei und Chu-nan, hingegen hatten ihre Kraft und ihre anſehnliche Bevölkerung ſchon ſeit den Zeiten der inneren Kriege unter der Dreiherrſchaft (220—280) eingebüßt, und der

Mangel an Bewohnern hatte die Regierung der Vortheile beraubt, welche ein für den Ackerbau — die Grundlage der Staatswohlfahrt — geeignetes Land bringen konnte. Die unglückliche Lage des Reiches und die übergroße Armuth, welche auf den Provinzen laſtete, in welchen die Menge der Bevölkerung mit der Productivität des Bodens im Mißverhältniſſe ſtand, hatten endlich die Chineſiſche Regierung und die Weiſen überzeugt, „daß die Kraft eines Reiches nicht immer von der großen Volksmenge abhangt; daß eine überflüſſige Bevölkerung, welche der Productionskraft des Landes und den Mitteln des Unterhaltes nicht angemeſſen iſt, nur die Klaſſe der Taugenichtſe und Bettler vermehrt, eine Laſt für die Geſellſchaft bildet, und ein innerer Feind des Staates iſt."

Hierzu kam, daß gegen das Ende der Sun'ſchen Dynaſtie ein großer Theil der Ländereien reichen Privatleuten gehörte, welche dieſelben mit fremden Händen bearbeiteten, während die für den Ackerbau Befähigten ein ſolches Eigenthum nicht beſaßen, und daſſelbe kaum unter ſchweren Opfern von den reichen und harten Beſitzern in Pacht erhalten konnten. Lebensmittel und unerläßliche Lebensbedürfniſſe ſtiegen zu einem enormen Preiſe: manche waren um das Drei- und Fünffache, Aecker und Häuſer um das Zehnfache theurer geworden; die Abgaben waren ſo hoch, daß das Volk kaum ihren dritten Theil zu entrichten vermochte. Unter ſolchen Drangſalen konnten die Armen offenbar nur das tägliche Brot erwerben, an die Gründung einer Familie aber nicht denken; Viele lebten deßhalb ehelos, und die Bevölkerung konnte aus dieſem Grunde nicht nur nicht zunehmen, ſondern ſich nicht einmal auf der vorigen Höhe erhalten.

In den folgenden Zeiten des Hauſes Sun zeigten die Volkszählungen eine außerordentliche Abnahme der Volksmenge, ſo daß nach dem Berichte der Finanzkammer im Jahre 1264 die Bevölkerung des ſüdlichen China's nur 5,696,989 Familien und 13,026,532 Seelen betrug. Sechszehn Jahre ſpäter ſchlug die letzte Stunde des Hauſes Sun: im Jahre 1280 wurde ſein Reich von den Mongolen erobert, und auf ſolche Weiſe China, welches faſt 400 Jahre hindurch zerſtückelt geweſen war, unter der Herrſchaft des Hauſes Juan wieder vereinigt.

Bis zum 13. Jahrhundert waren die Gränzen des Chineſiſchen Kaiſerthums niemals ſo ausgedehnt geweſen, wie unter der von

Tschingis-Chan gestifteten Dynastie; doch hatte diese Ausdehnung keinen Einfluß auf die Bevölkerungszahl während der Mongolenherrschaft, weil alle äußern, nur im Verhältniß der Abhängigkeit stehenden Gebiete und die gesammte, unter verschiedenen Herrschern stehende Bevölkerung der Aimaks, mit einem Worte, die Bewohner der Länder außerhalb der großen Mauer, nicht in dieselben Zählungslisten eingetragen wurden, wie das Volk innerhalb derselben, d. h. die Bewohner des eigentlichen China's. Die Volkszahl der äußeren Herrschaften war entweder der damaligen Regierung selbst unbekannt, oder ist mir verloren gegangen. Uebrigens erhielt unter der Juan-schen Dynastie auch China selbst eine größere Einheit und wurden seine Bewohner fester mit der Regierung verbunden, als in früheren Zeiten. So konnte z. B. die Tan'sche Regierung noch nicht frei und vollständig über das Volk der Provinzen Jun-nan, Sui-tschuan, Gan-ßu, Chu-bei, Chu-nan und Ljao-dun verfügen, während unter der Mongolischen Dynastie die Bewohner dieser Statthalterschaften sich vollständig ihrem Willen beugten, Abgaben entrichteten und Frohndienste thaten, gleich wie die übrigen Bewohner China's.

Dieses Uebergewicht und diese Kraft der Juan'schen Regierung mußten auch die Bevölkerung China's verstärken. Die Regierung Chubilai's gilt für die glänzendste Epoche des Juan'schen Hauses, und die unter ihm im Jahre 1290 vorgenommene Zählung weist eine ansehnliche Volksmenge im damaligen China nach. Es hatten jedoch Aufstände und innere Unordnungen, gegen den Ausgang der Dynastieen Gin und Sun, eine große Menschenmenge veranlaßt, sich zu zerstreuen und ein vagabundirendes Leben zu führen, und die Härte und Grausamkeit der Mongolen hatten das Chinesische Volk noch mehr dazu getrieben, sich vor den neuen Gebietern zu verbergen. Unter den vorigen Dynastieen war es bei dem durch Steuern erschöpften und während der Aufstände Sicherheit suchenden Volke Sitte geworden, solche Häuser zu bauen, welche von einem Orte an den andern fortbewegt werden konnten, d. h. auf Kähnen zu wohnen; unter der Juan'schen Dynastie wurde dieses sogar eine unumgängliche Nothwendigkeit und erhielt gewissermaßen gesetzliche Sanction: eine Menge Volks erbaute sich auf Flüssen und Seen Kähne und schlug sammt Familie in diesen beweglichen Häusern ihre Wohnungen auf, während Manche sich in unzugängliche Gebirge zurückzogen und dort

ſich niederließen. Auf ſolche Weiſe entzog ſich dieſe ganze Volksmaſſe einer ſtrengeren Aufſicht der Regierung, und wurde niemals in die Reviſionsliſten eingetragen.

Ueberdies gab die Mongoliſche Dynaſtie dem Syſteme der Sclaverei unter den unterjochten Chineſen eine weite Ausdehnung. Auf Grund der Steppen-Gewohnheiten, welche in der Mongolei Geſetzeskraft hatten, ſchenkten die Kaiſer ihren Verwandten beiderlei Geſchlechtes, ihren Weibern und Beiſchläferinnen, Fürſten und verdienten Perſonen eine Menge Volkes als Hausſclaven, und zwar ſo freigebig, daß im Jahre 1281, nach Unterwerfung der Provinz Yſjannan, 16 Fürſten je 10,000 bis 100,000 Familien, und 36 verdienſtvollen Großen je 40,000 bis 100,000 Familien für geleiſtete Dienſte geſchenkt wurden. Wer von dieſer ganzen Menge nicht zur häuslichen Dienerſchaft ſeines Herrn gehörte, der mußte eine gewiſſe Abgabe an denſelben zahlen. — Sowohl die Neuheit dieſer Einrichtung, als auch ihre Läſtigkeit, vermehrte die Zahl der Flüchtigen und der Vagabunden im ganzen Reiche.

Trotz der ſtrengen Geſetze, welche Todesſtrafe und Gütereonfiscation über Alle verhängten, die ihren bisherigen Wohnſitz verlaſſen würden; trotz der Bemühungen der Beamten, denen Strafe für Verminderung des Volkes angedroht war, die Umherziehenden zu bewegen, daß ſie heimkehrten oder ſich am Orte ihres zeitweiligen Aufenthaltes einſchreiben ließen, — ungeachtet alles deſſen verharrte ein großer Theil des Volkes bei ſeinem umherſchweifenden Leben und entging dadurch der Eintragung in die Bevölkerungstabellen. Daher umfaßt die Reviſion des Jahres 1290 nur 13,196,206 Familien und 58,834,711 Seelen, mit Ausſchluß aller Derjenigen, welche in den Gebirgen oder auf Flüſſen und Seen in Kähnen wohnten.

Die nachfolgenden Kaiſer der Dynaſtie Juan wandten dem Volke große Sorgfalt zu und beförderten durch ihre wohlthätigen Einrichtungen, durch ihre Aufmerkſamkeit auf Ackerbau und Seidenzucht, durch das Verbot, ſeine Kinder als Sclaven zu verkaufen oder ſie zu verpfänden, ſowie endlich dadurch, daß ſie den Klöſtern die ihnen verſchriebenen Bauern wieder entzogen, — die Vermehrung der Bevölkerung und die Mittel zu deren Unterhalte bedeutend. Ueberall ſagt die Geſchichte, daß zu einer gewiſſen Zeit und unter einem gewiſſen Kaiſer die Bevölkerung zugenommen habe, allein es

wird weder eine Geſammtſumme der Bewohner, noch die Menge des Zuwachſes angeführt, weshalb man mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen darf, daß die Bevölkerung unter der Juan'ſchen Dynaſtie, d. h. in der Zeit des höchſten Wachsthumes und unter den glücklichſten Verhältniſſen, 10—20 Millionen mehr gezählt habe, als die Reviſion des Jahres 1290.

Die Gründe für eine ſolche Annahme finden ſich 1) in der damaligen Geographie China's, welche der Geſchichte der Juan-ſchen Dynaſtie angehängt iſt, und eine umſtändliche Aufzählung der Volksmenge jeder einzelnen Provinz und jedes einzelnen Kreiſes enthält. Obgleich nämlich die Zählungsliſten vieler Provinzen und Kreiſe, ja ſogar der ganzen ſechs Statthalterſchaften Jun-nan, Guan-dun, Fu-ſjian, Tſchſe-ſjian, Sjian-nan und Schan-dun verloren gegangen ſind; obgleich an manchen Stellen nur die Zahl der Familien angeführt, die Seelenzahl aber fortgelaſſen oder nur die Anzahl der ſteuerpflichtigen Seelen verzeichnet iſt: ſo ſtellt ſich dennoch, dieſem hiſtoriſchen Denkmale zufolge, eine größere Totalſumme heraus, als in der vorhergehenden Zeit, denn die Geographie kennt 13,689,294 Familien und 59,908,969 Seelen. 2) Darin, daß nach allen inneren Unruhen am Ende der Juan'ſchen und bei der Thronbeſteigung der Min'ſchen Dynaſtie die Bevölkerung im Jahre 1381 nur um 20—30,000 Seelen geringer war, als die Geographie ſie angiebt. Schlägt man außerdem die Bevölkerung China's unter den Dynaſtieen Gin und Sun auf etwa 76 Millionen an, welche unter zwei Regierungen vertheilt waren, ſo muß dieſe Menge nothwendiger Weiſe einen Zuwachs erhalten haben, als die Juan'ſche Herrſchaft das ungetheilte China umfaßte.

Die Zeit der Thronbeſteigung Togon-temur's (1333) bildet eine Epoche, mit welcher die Leiden des Volkes begannen. Faſt alljährlich traten Calamitäten ein, welche dem Volke Verderben brachten; Dürre, oder Ueberſchwemmung und Heuſchrecken verurſachten überall Hungersnoth; dazu geſellten ſich Peſt und Erdbeben, und ein anſehnlicher Theil des Volkes kam um. Die Uebrigen zerſtreuten ſich, um auf irgend eine Weiſe ihr Leben zu friſten, und bald wurden aus den Landſtreichern Räuber und Plünderer, welche ſich das Nothwendige mit Gewalt verſchafften. Erleichterungen und Nachläſſe von Seiten der Regierung vermochten nicht, die Bewegung im Volke zu ſtillen,

vielmehr nahmen die Räuberhaufen eine drohende Geſtalt an: die Statthalterſchaften Che-nan, Guan-dun, Sui-tſchuan, Chu-nan, Chu-bei, Schan-dun und ſogar der ſüdliche Theil Tſchſi-li's erhoben die Fahne des Aufruhrs und füllten ſich mit Meuterern. Dieſe Unruhen vermehrten ſich noch, als im Jahre 1351 große Durchbrüche des Gelben Fluſſes Ausbeſſerungen nöthig machten, und das aus verſchiedenen Gouvernements für dieſe Schatzkammer-Leiſtung verſammelte Volk großentheils die Arbeiten verließ, ſich zerſtreute und entweder beſondere Banden bildete, oder ſich mit den ſchon vorhandenen verband. Die Anführer dieſer Schaaren hatten zuletzt ganze Armeen zu ihrer Verfügung und erklärten ſich, durch den Erfolg verblendet, entweder zu regierenden Fürſten oder zu Kaiſern; als aber durch ihr Beiſpiel ihnen viel Nebenbuhler erweckt wurden, entbrannte zwiſchen den Führern der Heere ein blutiger Krieg. Die Truppen der Mongoliſchen Regierung, welche „durch Verweichlichung und Sittenverderbniß“ ihre alte Tapferkeit eingebüßt hatten, kämpften ſelbſt gegen abgeſonderte Haufen der Aufrührer ohne Erfolg, bis endlich, nach mehrjährigem, blutigem Bürgerkriege, Tſchfu-juan-tſchſan über ſeine Rivale im Süden triumphirte, den von den Mongolen verlaſſenen Kaiſerthron einnahm und den Grund der neuen Dynaſtie Min legte. Dieſe 30jährige Periode, während welcher ganz China als ein Schauplatz unaufhörlichen Blutvergießens erſcheint, war für die Bevölkerung des Landes im höchſten Grade verderblich.

Seitdem die Mongolen ſich in ihr Vaterland zurückgezogen hatten, war im Innern China's, unter der Min'ſchen Dynaſtie, die Ruhe wiedergekehrt, obgleich an den Gränzen Unruhen und Kriege noch ſehr lange fortdauerten. Der erſte Kaiſer des Min'ſchen Hauſes erneuerte die alte Gewohnheit, nach welcher alljährlich, zur Zeit der Winter-Sonnenwende, wann dem Himmel ein Opfer dargebracht wurde, die Bevölkerungsliſten des geſammten Reiches neben den Fuß des Altars gelegt, und nach Beendigung des Opfers in der ſüdlichen Hauptſtadt (Nan-gfin, d. i. Nanking), in einem beſonders dazu eingerichteten Saale, aufbewahrt werden mußten. Deswegen ward angeordnet, es ſollte die Zählung des Volkes jährlich geſchehen, alle zehn Jahre aber die Zahl des in den Jahresliſten verzeichneten Volkes verificirt, d. h. eine allgemeine Reviſion vorgenommen werden. Ungeachtet der inneren Kriege und der Erſchütterungen des Reiches bei dem Unter-

gange des Juan'ſchen Hauſes, zeigte die Bevölkerung China's im Anfang der Dynaſtie Min eine anſehnliche numeriſche Stärke, indem die Zählung des Jahres 1381 10,654,362 Familien und 59,873,305 Seelen ergab.

Indeſſen hatten die Mongolen auch jenſeit der Großen Mauer den Plan noch nicht aufgegeben, den Thron China's wiederzuerlangen, und um ihren Verſuchen, in das Innere der Großen Mauer einzudringen und endlich dennoch ihren Zweck zu erreichen, ein Ende zu machen, ſah ſich das Min'ſche Haus zu großen Anſtrengungen und außerordentlichen Opfern genöthigt. Man mußte nicht nur die Große Mauer auf der ganzen Strecke vom öſtlichen Meere bis an die Gränzen Chuchenor's wiederherſtellen, oder ganz neu weiterführen, was Millionen Hände erforderte; es mußte dieſer vermeintliche Schutz nicht allein gegen die Einfälle der erobernden Nomaden durch gewaltige Garniſonen verſtärkt werden, welche mehr als eine Million Menſchen wegnahmen: ſondern es war zugleich nothwendig, Heereszüge in das Innere der Mongolei, nach Norden, zu unternehmen, wo der Mongoliſche Chan ſein Hauptzelt aufgeſchlagen hatte, — und nicht immer fielen dieſe Züge erfolgreich aus, und Hunderttauſende kamen in den ſandigen Steppen um. Inzwiſchen ſahen die Gränzplätze während einer Periode von beinahe 250 Jahren ſelten Ruhe, denn die Angriffe und die Einfälle der Mongolen in die verſchiedenen Gränzpoſten brachten ſchreckliche Verwüſtungen über die nächſten Städte und Niederlaſſungen. Hiſtoriſchen Zeugniſſen zufolge raffte die Schlacht in dem Kalganiſchen Thale eine Armee von 500,000 Mann hinweg, welche theils im Kampfe fielen, theils mit ihrem Kaiſer in Mongoliſche Gefangenſchaft geriethen.

Um daher die Gränze im Stande zu halten und den häufigen Einfällen der Mongolen mit Erfolg zu begegnen, wurden gleich nach der Thronbeſteigung des Min'ſchen Hauſes längs der ganzen Ausdehnung der Großen Mauer Militair-Anſiedelungen gegründet. In Friedenszeiten ſollten die Soldaten zum Theil für ſich, zum Theil für die Krone das Feld beſtellen, im Falle eines feindlichen Angriffes aber zur Vertheidigung ausrücken, und wirklichen Kriegesdienſt thun. Eine ſolche Doppelleiſtung war für die Militairbauern höchſt beſchwerlich, und wurde beſonders unerträglich durch die Oberbefehlshaber, welche, vom Hofe ernannt, meiſt mit kläglichen Einſichten in das Kriegsweſen und mit voller Unkenntniß der Localitäten und der Verhältniſſe aus

der Hauptſtadt ankamen; ſie bewirkten nur Unordnungen und Veränderungen in den früheren Einrichtungen, und beläſtigten die Untergebenen mit Anordnungen, welche dem Staate und den Soldaten mehr Schaden brachten als Nutzen. So fanden ſich die Soldaten veranlaßt, ſich für todt auszugeben, oder von ihrem Poſten in das Innere des Reiches zu deſertiren, wo ſie in die Klöſter oder in den Dienſt reicher Häuſer eintraten, welche ſie vor den Nachforſchungen der Obrigkeit ſchützen konnten; viele faßten auch den Entſchluß, ihren Unterhalt durch eigene Kraft, d. h. durch Plünderung und Raub, zu gewinnen. Das Beiſpiel wirkte verderblich auf Alle, welche Kronleiſtungen unterworfen waren; die Landſtreicherei verbreitete ſich, wie unter den früheren Dynaſtieen, aller Orten, beſonders in den Statthalterſchaften Sui-tſchuan, Guan-dun und Che-nan; Hunderttauſende führte man in ihre früheren Wohnorte zurück, oder ſchrieb ſie da ein, wo man ſie gefunden hatte, ſo daß z. B. der Chenan'ſche Statthalter mehr als 110,000 Familien auf ein Mal in beſtändige Wohnſitze einwies, und im Jahre 1471, gleichfalls mit einem Male, über 1,400,000 Flüchtige in ihre Heimat dirigirt wurden; — von Letzteren kamen jedoch $^{7}/_{10}$ auf der Reiſe um.

Neben einer ſo großartigen Landſtreicherei konnten die angeſtellten Volkszählungen unmöglich zuverläſſig ausfallen. Zwar hat ſich unter der Min'ſchen Dynaſtie die Bevölkerung China's, im Vergleiche mit den früheren Dynaſtieen, etwas erhöht; auf der anderen Seite aber zeigen die zu verſchiedenen Zeiten unter der Dynaſtie Min vorgenommenen Reviſionen, wenn man ſie unter einander vergleicht, ein augenblickliches Steigen und Sinken der Population, wie die nachſtehende allgemeine Tabelle ſämmtlicher Zählungen beſtätigen mag.

Nach Chriſti Geb.	Anzahl der Familien.	Anzahl der Seelen.	Nach Chriſti Geb.	Anzahl der Familien.	Anzahl der Seelen.
1381	10 654,362	59,873,305	1466	9,202,718	60,653,724
1393	10,652,870	60,545,812	1486		65,442,680
1402	10,626,779	56,301,026	1487		50,207,134
1403	11,415,829	66,598,337	1491	9,113,446	53,281,158
1404	9,685,020	50,950,470	1504		60,105,835
1411	9,533,692	51,446,834	1505	12,972,974	
1412	10,992,436	65,377,630	1506	9,151,773	46,802,005
1413	9 684,916	50,950,245	1513		63,300,000
1454	9,466,288	54,338,476	1522	9,721,652	60,861,273
1462	9,385,012	56,370,250	1578	10,621,436	60,692,856
1463	9,107,205	60,479,330			

Aus dieser Tabelle ersieht man deutlich, wie unter der Min-schen Dynastie die Bevölkerung China's beständig zwischen 50 und 66 Millionen Seelen auf und niederschwankte; wie der höchste Punkt, bis zu welchem sie sich erhob, die Totalsumme des Jahres 1403 (66,598,337 Seelen) ist, die größeste Abnahme dagegen in der Revisionssumme des Jahres 1506 (46,802,005 Seelen) erscheint.

Es muß bemerkt werden, daß diese Zahlen gerade entgegengesetzte Wirkungen derjenigen Ursachen darstellen, welche unter den früheren Dynastieen den stärksten Einfluß auf die numerischen Verhältnisse des Volks geübt haben. Unter der Dynastie Min ging überhaupt Alles verkehrt: in der Zeit, da das Reich sich in glücklicher Lage befand, im Innern Ruhe und tiefer Friede herrschten, und keinerlei Landplagen dem Volke verderblich wurden, sank die Populationsmenge; sie stieg im Gegentheile zur Zeit des Krieges und der Noth. So rief im Jahre 1381 der von Tschen-juan erregte Aufstand Mord und Landstreicherei in derselben Ausdehnung, wie gegen das Ende der Dynastie Sui, hervor; 20 Jahre später aber, als das Volk Ruhe hatte und sich zu vermehren begann, im Jahre 1402, zählte es 3,572,279 Seelen weniger, als im Jahre 1381. Nach einem dreijährigen blutigen Kriege zwischen Oheim und Neffen, des Thrones wegen (1399—1402), da den Heeren keine Rast vergönnt ward, und die Statthalterschaften, welche der Fürst von Peking durchzog, für ihre Treue gegen den rechtmäßigen Herrscher furchtbar verwüstet worden waren, hatte die Bevölkerung gleichwohl, mit der früheren verglichen, um 10,297,311 Seelen zugenommen (nach der Zählung des Jahres 1403); im folgenden Jahre (1404) dagegen war sie wieder um 5,350,556 Seelen geringer als im Jahre 1402. Im Jahre 1412 waren abermals 13,930,796 Seelen hinzugekommen, und im Jahre 1413, als die Bevölkerung von An-nan in die Bewohnerzahl China's eingeschlossen war, hatte dieselbe sich im Gegentheile um 14,427,386 Seelen vermindert. Nach der Zählung des Jahres 1486 stand die Bevölkerung um 15,235,546 Seelen höher als im folgenden Jahre 1487. Das Jahr 1506 stand dem Jahre 1504 um 13,303,785 Seelen nach. Hierauf brachen in allen Statthalterschaften mehrjährige Unruhen und Aufstände aus, und dennoch zeigte sich schon im Jahre 1513 eine Populationszunahme von 17,000,000 Seelen. Diese Sonderbarkeit läßt die Min'schen Re-

visionstabellen durchaus unglaubwürdig erscheinen, und die Chinesischen Schriftsteller vermuthen deshalb, daß die Beamten jener Zeit nicht eben mit großer Genauigkeit und strenger Beobachtung ihrer Pflicht die Volkszählung ausgeführt und die vorhergehenden Revisionslisten collationirt haben.

Die letzten 24 Jahre der Existenz des Min'schen Hauses waren für die Bevölkerung China's höchst verderblich. Von der einen Seite nämlich begannen im Nordosten die durch Bedrückungen gereizten Tunguſen Einfälle in Tschſi-li, verwüsteten Städte und Dörfer und unterwarfen sich die ganze Provinz Ljao-dun, eine alte Herrschaft China's; von der anderen erhoben sich im Westen, innerhalb des Kaiserthumes, die eigenen Unterthanen gegen ihre Mitbürger und ihren Kaiser. Eine Hungersnoth im Gouvernement Schan-ßi rief Landstreicherei und Plünderungen hervor; dieses war anfänglich zwar unbedeutend, allein in der Folge wuchs die Zahl der Räuber, und nachdem ihre Führer aus dem armen, müßigen Volke ganze Armeen gebildet hatten, zogen sie aus dem von ihnen verwüsteten Gouvernement in andere, welche ihrer Raubluſt größere Vortheile versprachen. Die Statthalterschaften Che-nan, San-ßi, Zſjan-nan, Schan-dun, Chu-guan und Sni-tſchuan füllten sich plötzlich mit Aufrührern, welche dem Reiche und dem Volke mehr Schaden zufügten, als im Nordosten die Tunguſen. Wohin sie kamen, wurde nicht allein die Habe der Einwohner confiscirt, sondern die von ihnen Ausgeplünderten waren häufig sogar gezwungen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, um nicht Hungers zu sterben. Die Meuterer fanden ein Vergnügen darin, das schutzlose Volk zu quälen und auf die grausamste Art umzubringen, und nicht selten weihten sie unter Ausbrüchen thierischer Wildheit die Einwohnerschaft ganzer Städte der Vernichtung.

Dabei hegt man in China seit den ältesten Zeiten eine ganz besondere Vorstellung hinsichtlich der Darlegung seiner Treue gegen den Thron, — eine Vorstellung, welche in gefahrvollen Lagen des Kaisers und des Vaterlandes das Volk keineswegs bestimmt, Beistand zu leisten, sondern nur mit Ergebung in den Willen des Schicksals, die Hände im Schooße, die Meuterer oder die Feinde zu erwarten und bei ihrem ersten Erscheinen sich sammt seiner Familie zu tödten, — worin eben die Treue gegen den Kaiser ihren Ausdruck

finden soll. Eine solche Ansicht herrscht nicht bloß unter dem schwachen und schirmlosen Volke, sondern selbst unter den Vertheidigern des Reiches, den Feldherren, welche, anstatt ihr Leben für den Thron ehrenvoll auf dem Schlachtfelde zu enden, häufig, ohne zu kämpfen, sich den Tod geben, und auf diese Weise den Verlust einer Festung und den Untergang eines Heeres beschleunigen. In Folge dieses Irrthumes hat bei Staatsveränderungen schon eine Menge Volkes sich das Leben genommen, und sogar alsdann, wenn durchaus keine Nöthigung vorhanden war, zu so verzweifelten Mitteln zu greifen; wenn der Feind nur die Truppen angriff und an die Ermordung des friedlichen und vertheidigungslosen Bürgers gar nicht dachte; — während man, das eigene Leben bewahrend, in der Folge dem Herrscherhause seine dankbaren Gesinnungen und seine Ergebenheit durch die That würde haben beweisen können.

Dasselbe geschah denn auch unter den Staatserschütterungen, welche den Ausgang der Dynastie Min begleiteten: viele Tausende brachten sich jener unwahren Ueberzeugung zum Opfer, und, was noch schlimmer ist, tödteten zugleich ihre eigenen unmündigen Kinder, welche nicht einmal die Aufmerksamkeit der frechen Meuterer erregt haben würden; das Volk erlag sowohl den Aufrührern, deren Zahl die Chinesischen Schriftsteller auf wenigstens eine Million anschlagen, als seiner eigenen Verblendung. Diese Vernichtung und das Verderben des Volkes waren allgemein, und die Hauptstraßen, die Kreuzwege, wohin sonst eine große Volksmenge sich drängte, waren jetzt so öde, wie die entlegensten Gassen. Endlich entwarfen die Empörer einen festen Plan, und gaben ihren Unternehmungen ein bestimmtes Ziel: ihr Anführer Li-zsui-tschen war frech genug, seine Gedanken bis zum Thronraube zu erheben. Mit dieser Absicht setzte sich die ganze Masse nach Norden in Bewegung, und drang über die Leichen zahlreicher Bürger bis an die Mauern Pekings vor, welches verrätherischer Weise den Aufrührern seine Thore öffnete. Der Min'sche Kaiser setzte seinem Leben durch Selbstmord ein Ziel, und auf seinen Thron stieg im Anfange des Jahres 1644 Li-zsui-tschen.

Im Beginne dieses für China so unheilvollen Jahres 1644 erschienen auch die Tunguſen wieder auf dem Kampfplatze. Schon hatten sie das mächtige Reich Man-tschsu gegründet, hatten für ihre Unabhängigkeit einen langwierigen Kampf mit China geführt, hatten

lange erwartet, mit der selbst im Unglücke noch stolzen Min'schen Regierung einen auf dem Principe der Gleichheit beider Mächte ruhenden Friedensvertrag schließen zu können, und setzten sich jetzt mit ihrer Armee gegen Peking in Bewegung, um durch die Waffen ihren Forderungen Gewicht zu geben, und dem langen Kriege auf den Gränzen ein Ende zu machen. Inzwischen waren die unglücklichen Veränderungen in der Chinesischen Regierung zur Kunde der Mantschuren gelangt, und hatten deren Politik und Absichten vollständig umgestaltet, besonders, da sowohl die Chinesischen Beamten, als auch der Oberfeldherr des östlichen Corps, U-ßan-gui, auf ihre Seite getreten waren, und sie aufmunterten, gegen den Thronräuber zu ziehen, und das Kaiserthum ihrer Herrschaft zu unterwerfen. In kurzer Zeit war Peking genommen; der Kaiser verlegte alsbald seinen Hof dorthin, und die Armee verfolgte den fliehenden Li-zsui-tschen. Das Volk, welches 20 Jahre hindurch vor seinen eigenen Landsleuten keine Ruhe gehabt, welches täglich für sein Leben und sein Eigenthum hatte zittern müssen, dieses Volk war, trotz des Hasses und der Verachtung, von welchen die Chinesen im Allgemeinen gegen die fremden Stämme erfüllt sind, sehr geneigt, die neue und fremdländische Regierung anzuerkennen. Hierzu wurde es durch die Unruhen und Aufstände bestimmt, welche gegen das Ende der Min'schen Dynastie geherrscht hatten, und wahrscheinlich würde nach Li-zsui-tschen's Vernichtung die Eroberung China's durch die Mantschuren rasch vollendet worden sein, wenn nicht Nachkommen des vorigen Herrscherhauses mit ihren Ansprüchen auf den Thron aufgetreten wären, und das Volk zweifelhaft gemacht hätten, welcher Regierung es sich unterwerfen sollte. Daher währte die Eroberung des Reiches in seinem ganzen Umfange beinahe 18 Jahre. In dieser 40jährigen Periode, d. h. seit Erhebung der letzten Meuterer bis zur völligen Unterjochung durch die Mantschuren, kam eine zahllose Menge Volkes um, denn diese ganze Katastrophe und das mit ihr verknüpfte Elend trafen das Reich in seiner ganzen Ausdehnung, während sie ihre Vollendung größtentheils im Mittelpunkte des Kaiserthumes fanden, wo seit alten Zeiten die Bevölkerung am zahlreichsten war.

Seit dem Augenblicke ihres Einrückens in das Chinesische Gebiet hatten die Mantschuren ihre Aufmerksamkeit auf die Entwerfung der Revisionslisten gerichtet, in welche anfangs natürlich nur die Unter-

worfenen eingetragen wurden. Zu dem Ende war in den eroberten Gegenden sofort eine Verwaltung nach Amtsbezirken eingeführt worden: je zehn Häuser erhielten einen Vorsteher; je hundert standen abermals unter einem besonderen Aufseher, und ihrer tausend bildeten einen Amtsbezirk, welcher durch einen Amtshauptmann verwaltet wurde. Jedes Haus mußte an seiner Pforte eine alljährlich von der Ortsobrigkeit auszuliefernde Tafel aufhängen, auf welcher die Einwohner verpflichtet waren, den Namen und den Zunamen des Familienhauptes zu verzeichnen, die Seelenzahl beider Geschlechter, Beschäftigung und Gewerbe, Abreise und Rückkehr, die Uebersiedelung aus einem Orte in den anderen, oder den Umzug aus einem Quartiere in das andere. Außer anderen Obliegenheiten hatte der Amtshauptmann auch die, gemeinschaftlich mit den Aufsehern über Hundert und Zehn jährlich eine Zählung der unter seiner Jurisdiction stehenden Volksmenge vorzunehmen; alle fünf Jahre aber mußten die Landeshauptleute der Kreise und Bezirke, wie schon die Min'sche Regierung angeordnet, aus ihrer Behörde Personen absenden Behufs einer allgemeinen Revision der unter ihrer Verwaltung stehenden Population.

Im Anfange der Mantschsurischen Herrschaft in China wandte man derjenigen Volksklasse eine besondere Aufmerksamkeit zu, welche durch Abgaben und Leistungen der Regierung Nutzen bringen konnte, d. h. dem Volke mit voller Leibeskraft von 16 bis 60 Jahren. Die Landeshauptmannschaft hatte besonders und allein für die völlig Erwachsenen zu sorgen, führte mit gebührender Sorgfalt die Revisionslisten dieser Klasse, und richtete ihr ausdrückliches Streben auf deren Vermehrung. Doch auch diese Klasse war anfänglich unbedeutend im Vergleiche mit der ungeheuren Masse der Gesammtbevölkerung China's.

Das Volk hielt sich von der neuen Regierung noch entfernt, und in Folge der Kriegsoperationen, welche, wenn auch nicht das ganze Kaiserthum, so doch einige Statthalterschaften beunruhigten, fanden Viele Vorwand und Gelegenheit, sich den Blicken der Obrigkeit zu entziehen. Die Regierung empfand den ganzen Nachtheil dieses Mißstandes; sie erkannte zugleich deutlich, daß die in den Revisionslisten angegebene Volkszahl bei weitem nicht genügte für die gesammte Population China's, und beschloß daher, in den Dienstlisten der Landeshauptleute — später auch der höheren Beamten einer Statthalter-

ſchaft: des Provinzialvorſtehers, des Procurators, des Präſidenten der Finanzkammer, des Gouverneurs und des Generalgouverneurs — Vermerke zu machen, ſo oft ſich in den von ihnen eingeſandten Zählungsliſten eine Vermehrung der für Kronleiſtungen geeigneten Volksklaſſe zeigen würde. Allein ungeachtet dieſer Aufmunterungen hatte doch im Jahre 1661, d. h. 17 Jahre, nachdem die Mantſchſuren auf den Thron gelangt waren, die in den Reviſionsliſten verzeichnete Volksmenge ſich nur bis auf 20,968,609 Seelen erhoben.

Seit dieſer Zeit trat für das Reich Ruhe ein, und die Bevölkerung hätte ſich heben müſſen, wenn nicht 12 Jahre ſpäter neue Unordnungen ausgebrochen wären, welche dem Lande den kaum hergeſtellten Frieden raubten und einen nachtheiligen Einfluß auf die Volksmaſſe ausübten.

Im Jahre 1673 erhob U-ßan-gui einen Aufſtand gegen die Mantſchſuren. Nach ſeinem längſt und kunſtvoll entworfenen Plane war dieſer Aufruhr durchaus verſchieden von den früheren Unternehmungen der Räuberhauptleute, und es begann ein Krieg im eigentlichen Centrum China's. Der Ruhm U-ßan-gui's, als eines geſchickten Feldherrn, und ſeine Chineſiſche Abſtammung wirkten ſtark auf die Gemüther und die Stimmung des Volkes, und ungeſäumt unterwarfen ſich alle ſüdlichen und weſtlichen Provinzen dem Gründer einer neuen Dynaſtie, während nur die fünf nördlichen Statthalterſchaften den Mantſchſuren treu blieben. Sieben Jahre erforderte die Bewältigung dieſes Aufſtandes, und ganze Statthalterſchaften wurden während dieſer unruhvollen Zeit verwüſtet, namentlich Jun-nan, Gui-tſchſon, Guan-ßi und Sui-tſchuan; die Felder blieben unbeſtellt; eine Menge Volkes fand entweder den Untergang, oder verließ die Wohnſtätten und zerſtreute ſich.

Daher wuchs, nach Wiederherſtellung der Ruhe, die Zahl der ſteuerpflichtigen Seelen durchaus nicht, und erſt 30 Jahre nach dieſen Convulſionen des Reiches, — als die Bewohner vieler Provinzen, welche man bis dahin von Kronleiſtungen diſpenſirt hatte, wieder unter die Steuerpflichtigen eingereiht worden waren, und nachdem ſich die weitläufige Statthalterſchaft Sui-tſchuan mit freiwilligen Coloniſten aus anderen volkreichen Gegenden bevölkert hatte, — wurde eine Zunahme in ihrer Totalſumme ſichtbar. Im Jahre 1711 zählte man 24,621,334 Seelen.

Sämmtliche Bemühungen der Regierung, die Zahl der Steuerpflichtigen zu mehren, blieben ohne erheblichen Erfolg. Mit der weiteren Verbreitung der Ruhe und Zufriedenheit im Reiche nahm auch die Bevölkerung zu; dabei stand aber, ungeachtet der großartigen Auswanderungen aus den übervölkerten Provinzen nach Sui-tschuan, die Menge der vorhandenen Subsistenzmittel in bedenklichem Mißverhältnisse mit der übermäßigen Bevölkerung, denn der Ackerbau — die Basis des Wohlstandes und der Zufriedenheit eines Volkes — besaß nicht die erforderliche Menge Pfluglandes, welche für die Ernährung und Beschäftigung der Hauptklasse des Volkes hinreichend gewesen wäre. Das Volk mehrte sich täglich, und das Ackerland blieb dasselbe. Hätte man daher dem ganzen Volke Steuern auferlegen wollen, so würden, bei dem herrschenden Bodenmangel, jedenfalls Entweichungen und Landstreicherei eingetreten sein, wie unter allen Chinesischen Dynastieen; aber gerade diese müßigen, umherschweifenden Schaaren hatten stets Straßenraub verübt, und dieser war in Aufruhr und Bürgerkrieg übergegangen, deren Ende gewöhnlich der Sturz einer Dynastie war. Wahrscheinlich waren es dergleichen, aus hundertjähriger Erfahrung hergeleitete Erwägungen, welche die Regierung bestimmten, dem Volke eine in China unerhörte Gnade zu erweisen. Im Jahre 1712 erschien ein Befehl, nach welchem die Zahl der steuerpflichtigen Seelen des Jahres 1711 für immer als die beständige und unveränderliche Anzahl Derjenigen angenommen werden sollte, welche den Kronleistungen unterworfen wären; das übrige Volk hingegen, wie sehr es auch anwüchse, sollte auf immer steuerfrei sein.

Uebrigens war mit dieser Feststellung keineswegs die Nothwendigkeit aufgehoben, die vollständige und wirklich vorhandene Bevölkerung des Kaiserthums zu ermitteln. Denn, um dem Himmel die Volkslisten darbringen und dieselben dem Collegium der Reichshistorie mittheilen zu können, so wie aus mancherlei anderen Staats-Rücksichten, war es erforderlich, die Volksmenge, ihren Zuwachs und ihre Abnahme zu kennen; daher verblieb den Amtshauptleuten, wie früher, die Aufgabe, alljährlich für die ihnen vorgesetzte Kreis- oder Bezirks-Regierung Bevölkerungslisten aufzustellen. Diese letztere Behörde bildete sodann aus der Bewohnerzahl sämmtlicher Amtsbezirke die Gesammtsumme von der Bevölkerung des ganzen Bezirkes oder Kreises, und sandte dieselbe an die Provinzial-Regierung, durch welche wieder

die Totalſumme der ganzen Provinz an den Cameralhof gelangte; von hier aus ging der Bericht über die Population der ganzen Statthalterſchaft durch den Gouverneur oder General-Gouverneur an das Finanz-Miniſterium, und das Miniſterium endlich ſtellte in einem allgemeinen Berichte die Bevölkerung des geſammten Reiches zuſammen und legte denſelben am Jahresſchluſſe dem Kaiſer zur Prüfung vor.

Da durch die Verordnung vom Jahre 1712 die Zahl der Steuerpflichtigen für immer feſtgeſetzt, und in Folge deſſen die Gratificationen der Beamten für die Vergrößerung jener Zahl, als fernerhin unnöthig, abgeſchafft worden waren, ſo kamen in der Volkszählung jene Mißbräuche auf, welche ſelbſt in der Gegenwart noch fortbeſtehen. Die Beamten und die Provinzial-Vorſtände, welche aus Allem eigenen Vortheil ziehen wollten, nunmehr aber in der ſtrengen Beaufſichtigung der Reviſionen keinen Gewinn mehr für ſich erblickten, und zugleich meinten, die Sache wäre auch für die Regierung ohne weiteren Nutzen, vernachläſſigten dieſen Gegenſtand vollſtändig, überließen ihn dem Gutdünken ihrer Untergebenen, und betrachteten die oft wiederholten Verordnungen als „leere, zur Ausſchmückung der Rede dienende Worte.“ Solche Verſäumniß veranlaßte die Regierung zu ſtrengerer Ueberwachung dieſer Angelegenheit, und ſeit der Thronbeſteigung des Kaiſers der Regierung Jian-lun (1736) wurden viele ausführliche Verordnungen in Betreff der Art erlaſſen, wie die Volkszählungen ausgeführt werden ſollten. Von ſämmtlichen Reviſionsliſten indeß, welche auf Grund dieſer Beſtimmungen zuſammengeſtellt und ſeit dem Jahre 1736 bis zum Jahre 1812 der Regierung vorgelegt worden ſind, hat man nur neun publicirt, nämlich:

Nach Chriſti Geburt.	Seelenzahl.	Nach Chriſti Geburt.	Seelenzahl.
1749	177,495,339	1776	268,238,181
1757	190,348,328	1780	277,548,431
1761	201,013,344	1783	284,033,785
1767	209,839,547	1812	361,693,179
1771	214,647,251		

In dieſen Summen ſind weder die dem Militairſtande angehörenden Perſonen mitgezählt, noch die fremden Stämme, welche im Innern China's wohnen. Die zu Letzteren gehörenden Miao, Li, Jao und I, welche ſeit den älteſten Zeiten in den Gebirgen wohnen, haben bis zu dieſer Stunde ihre rauhen Sitten bewahrt, und, trotz aller Gegenbemühungen der Regierung, ihre Unabhängigkeit behauptet; daher denn auch die nächſten Localbehörden niemals und unter keiner Dynaſtie im Stande geweſen ſind, vollſtändige und ausführliche Nachrichten über die numeriſchen Verhältniſſe dieſer feindſeligen Stämme einzuziehen. Uebrigens ſind manche derſelben, welche den Chineſiſchen Städten und Anſiedelungen näher ſitzen, ſchon längſt von ihren urſprünglichen Gewohnheiten abgewichen, in vollſtändige Unterthanenſchaft eingetreten und mit ihrer Volksmenge in die Totalſumme der Bevölkerung China's aufgenommen. Die Bevölkerung der Mongolei, Turkeſtan's, Tangut's und anderer Stämme, welche unter ihren eigenen Stammfürſten ſtehen, wird beſonders gezählt und an das Miniſterium des Auswärtigen gemeldet, — tritt alſo gleichfalls nicht in die Volkszahl ein, deren Reviſionsliſten ſich im Finanzminiſterium befinden.

Aus den oben mitgetheilten Totalſummen der Bevölkerung China's iſt erſichtlich, wie hoch dieſelbe unter der gegenwärtigen Tſin'ſchen Dynaſtie ſteht, im Vergleiche mit den früheren Zeiten; ſie beträgt z. B. nach der letzten, im Jahre 1812 officiell veröffentlichten Geſammtzahl beinahe das Sechsfache der Volksmenge aus der glücklichen Epoche der Dynaſtie Min. Allerdings ſind, durch die von der jetzigen Dynaſtie angeordnete Feſtſetzung einer beſtimmten ſteuerpflichtigen Seelenzahl, — eine Einrichtung, welche länger als ein Jahrhundert unverändert beſtanden hat — jene Urſachen beſeitigt worden, welche unter den früheren Regierungen das Volk veranlaßt haben, von Ort zu Ort zu ſchweifen und ſich vor den Reviſionsbeamten zu verbergen, um den Frohndienſten zu entgehen, — während heutiges Tages ein Jeder ruhig zugeben kann, daß ſein Name in die Volkstabellen eingetragen werde, da er keine Steuerforderung zu befürchten hat. Dieſe Einrichtung hat dem Volke auch noch einen anderen Vortheil verſchafft, nämlich die Freiheit, ſich nach ſeinem Gefallen mit einem Gewerbe zu beſchäftigen, welches jeder Bezahlung an die Regierung fremd iſt; und es iſt ihm folglich damit die Möglichkeit er-

öffnet worden, alle ſeine Mittel für ſeinen und ſeiner Familie Lebensunterhalt zu verwenden, woher denn ein zufriedenes Loos auch den Armen bei weitem zugänglicher geworden iſt, welche durch ihrer Hände Arbeit nur das tägliche Brot erwerben. Außerdem hat ſich unter der regierenden Dynaſtie in der zahlloſen Bevölkerung ſowohl die innere Gewerbthätigkeit, als auch der Handel naturgemäß und in größerem Maßſtabe als früher entwickelt, und beide gewähren Millionen Menſchen Unterhalt; beſonders der auswärtige Handel China's iſt niemals ſo ausgebreitet geweſen, wie unter der Mantſchſuriſchen Regierung, welche ihre Häfen und Schlagbäume den fremden Reichen geöffnet hat. Dieſe Erlaubniß führt weſentliche Vortheile für China ſelbſt mit ſich, wo die Bevölkerung größer iſt als die Productionskraft des Bodens, und wo dem Ackerbau keine genügende Menge urbaren Landes zur Dispoſition ſteht. Offenbar konnten und können alle dieſe Urſachen die Ernährung und das Wohl des Volkes bedeutend fördern, und die Vermehrung deſſelben ungehemmt fortſchreiten; allein auf der anderen Seite darf man wohl, ohne der Glaubwürdigkeit der Regierungs-Documente zu nahe zu treten, hinſichtlich der ungeheuren, officiell veröffentlichten Bewohnerzahl einige Zweifel geltend machen, und gewiſſe Einwendungen gegen dieſelbe herleiten 1) aus dem hiſtoriſchen Verlaufe, welchen die Vermehrung des Chineſiſchen Volkes genommen; 2) aus den Mißbräuchen, von welchen in China die Aufſtellung der Bevölkerungstabellen begleitet iſt, und welche entweder aus anderen gleichfalls officiellen Documenten erkannt werden können oder ſchon längſt von den Chineſen ſelbſt in ihren Schriften und in den Berichten an den Kaiſer geradezu aufgedeckt worden ſind.

Schon im 2. Jahre nach Chriſti Geburt betrug China's Bevölkerung 59 Millionen. Jahrhunderte verfloſſen, und die Volksmenge ſchwankte in den glücklichen Perioden beſtändig um dieſe Zahl: die Tan'ſche Dynaſtie zählte nicht einmal ſo viel; im 2. Jahrtauſend beherrſchten die Dynaſtieen Sun und Gin zuſammen 76 Millionen; der ſie verdrängenden Dynaſtie Juan dürfen wir etwa 80 Millionen beilegen; unter der Dynaſtie Min ſind es nur noch 66 Millionen. Demnach hat ſich im Laufe von 1400 Jahren die Volksmenge ſehr wenig vermehrt. Nun erſcheint die Mantſchſuriſche Dynaſtie, und — 105 Jahre nach ihrer Thronbeſteigung, oder 350 Jahre nach dem

höchſten Anwachſen des Volkes unter der Dynaſtie Min — im Jahre 1749 iſt Chlna ſchon von 177 Millionen bevölkert! Allerdings hat China niemals ſo ausgedehnte Gränzen gehabt, wie unter der jetzigen Dynaſtie; niemals hat es ſo lange des Friedens und der tiefſten Ruhe genoſſen, wie unter der Mantſchſuriſchen Regierung, welche nur zwei Ereigniſſe erlebt hat, fähig, durch ihre zerſtörenden Folgen die Volkszahl zu mindern, nämlich die Aufſtände U-ßan-gui's und der Anhänger „der weißen Seeroſe" (Bai-ljan-zſjao). Andrerſeits muß man jene Erſchütterung des Reiches am Schluſſe des Min'ſchen Hauſes berückſichtigen, da auf China's ganzer Oberfläche 20 Jahre hindurch Aufrührer wütheten, welche ihre friedlichen Landsleute barbariſch hinſchlachteten; eben ſo jene Kataſtrophe, durch welche der Thron an die Mantſchſuren kam, und nicht weniger die Unterdrückung U-ßan-gui's: dieſes Alles hat ſeinen Verlauf und ſeine Entwickelung innerhalb China's gehabt, und deſſen Bewohner ſind hauptſächlich die handelnden Perſonen in dieſem Drama geweſen. Nachdem indeß dieſer Sturm vorübergegangen, nachdem Alles wieder ruhig geworden und zur gewöhnlichen Ordnung zurückgekehrt iſt, erſcheinen 70 Jahre ſpäter plötzlich 111 Millionen, — als ob allein für China ein ſolches Anwachſen möglich wäre. Ein Volk vermehrt ſich im Allgemeinen nur bei hinreichenden und ſeinem Wachsthume proportionirten Ernährungsmitteln, welche hauptſächlich der Ackerbau gewährt. Nun beſitzt, officiellen Actenſtücken zufolge, Chlna in der gegenwärtigen Epoche an nutzbarem Ackerlande 792,037,852 Mu (Felder); folglich kommen, nach der officiellen Bevölkerungszahl des Jahres 1812, auf jede Seele nur 2 Felder, und nach der Totalſumme von 1842 gar noch weniger. Jedes Feld aber liefert, bei der reichſten Ernte, zwei Sack Reis und von anderer Brotfrucht nicht mehr als einen Sack, welcher etwas über 4 Pud enthält. Nehmen wir mithin als mittleren Ertrag der glücklichſten Ernte 1½ Sack pro Mu an: ſo ſehen wir, daß der Chineſe ſich jährlich mit 6 Pud Brotfrucht begnügt. Die Getreide-Einfuhr aus fremden Ländern iſt höchſt unbedeutend. Freilich herrſcht in China eine entſetzliche Armuth, welche eine zahlreiche Volksklaſſe ergriffen hat, und der Dürftige muß, aus Mangel an Lebensunterhalt, die mannigfaltigſten Mittel zu ſeiner Ernährung ausfindig machen, und die Brotfrucht durch die Wurzeln wilder Kräuter erſetzen, oder durch die Knospen und Blätter mancher Bäume, wie z. B. der

Ulme, welche ſogar in den Augen der Chineſiſchen Regierung für ein Hauptmittel der Volksernährung gilt; — ja, man verwandelt alles Unreine und Schädliche in Nahrung. Ein derartiger Unterhalt aber ernährt die Menſchen nicht, ſondern verkürzt ihr Leben und bewirkt folglich Verminderung der Bevölkerung, ſtatt zu ihrem Wachsthume beizutragen. Ferner haben in früheren Zeiten Landescalamitäten, wie Mißwachs, Dürre, Ueberſchwemmung und mancherlei Seuchen ſtets mit einer anſehnlichen Abnahme der Bevölkerung geendet: unter der Mantſchuriſchen Dynaſtie hingegen hat ſich, trotz mehrfacher Wiederholung ſolcher — für das Leben des Volkes ſo zerſtörender — Uebel, die Volksmenge nicht im Geringſten verringert und ſchreitet gegenwärtig mit jedem Jahre in raſchem Wachsthume fort. Sie beträgt zur Zeit faſt das Doppelte der Summe, welche wir in den Zählungsliſten des Jahres 1749 finden; und aus Allem geht entweder hervor, daß die früheren Dynaſtieen, wenigſtens im 2. Jahrtauſend nach Chr. G., niemals zuverläſſige Volkszählungen gehabt haben, oder man findet ſich durch den Widerſpruch der angeblichen Volksmenge gegen den hiſtoriſchen Entwickelungsgang unwillkürlich zu der Annahme gedrängt, daß die Reviſionen, welche China in unſerer Zeit angeſtellt hat, der Beamtenwillkür überlaſſen geweſen ſeien, und kein unbedingtes Vertrauen verdienen.

Niemand ohne Zweifel kann die Einwohnerzahl eines beſtimmten Ortes beſſer kennen, als die Behörden der Amtsbezirke: der Amtshauptmann, die Hundertmänner und die Zehnmänner, denen zugleich die Volkszählung übertragen wird; andererſeits aber hat dieſe Einrichtung ihr Bedenkliches und vermag nicht zur Kenntniß der wahren Einwohnermenge zu führen. Es nöthigt nämlich das Mißverhältniß zwiſchen Ackerland und Bevölkerung, ſo wie überhaupt der Mangel an Subſiſtenzmitteln, wenigſtens den dritten Theil der Population, die Heimath zu verlaſſen und ſeinen Unterhalt als Tagelöhner in den großen Handels- und Gewerbeſtädten zu ſuchen, wo zahlreiche Unternehmungen fremder Hände bedürfen; oder man läßt ſich, im Beſitze eigener Mittel, in mehr oder weniger ausgedehnte Handels-Unternehmungen ein, um ſein Vermögen zu vermehren, — ein Gewerbe, welches in China die weiteſte Verbreitung gewonnen und ſeine höchſte Entwickelung erreicht hat. Gemäß einer Regierungs-Verordnung dürfen aber alle dieſe Perſonen, wo ſie immer in Ge-

ſchäften ſich aufhalten, und wie fern ſie von ihrer Heimath ſein mögen, — mit wenigen Ausnahmen, — nirgends eingeſchrieben werden. Wie ſollen nun die daheim gebliebene Familie und die Bezirksvorſtände um ihre Exiſtenz wiſſen? — Zwar kann der Abweſende, trotz der Schwierigkeit des Verkehrs in China, ſeiner Familie Mittheilungen machen; allein das iſt nur den Wohlhabenden, den Kaufleuten möglich, deren Anzahl unendlich übertroffen wird durch die Menge Derjenigen, welche nur in die Fremde gezogen ſind, um durch Handarbeit ihr Leben zu friſten, und für die zurückgelaſſene Familie eine unbedeutende Unterſtützung zu erübrigen. Einige Jahre gehen leicht ohne gegenſeitige Nachricht vorüber. Inzwiſchen rückt die Zeit der Reviſion heran, und die Beamten des Amtsbezirkes, welche die Verantwortlichkeit vor den Landeshauptleuten hinſichtlich einer verminderten Einwohnerzahl ſcheuen, ſchreiben die auf den Haustafeln verzeichnete Einwohnermenge ab, ohne nach ihrem wirklichen Vorhandenſein zu fragen; kommt dann die Zeit der Verification oder der allgemeinen Reviſion, welche geſetzmäßig alle 5 Jahre vorzunehmen iſt, ſo ſind die zu dieſem Zwecke von der Landeshauptmannſchaft abgeſchickten Perſonen allemal Schreiber, welche nicht ſowohl auf Ermittelung der wahren Einwohnerzahl, als vielmehr auf Erleichterung ihres Geſchäftes und auf den eigenen Vortheil bedacht ſind. Daher findet eine unglaubliche Menge temporärer Einwohner, wie Gewerbetreibende, ſo oft es ihren Plänen und Berechnungen zuſagt, Gelegenheit und Möglichkeit, ſich an zwei und mehr Orten einſchreiben zu laſſen, obſchon viele Verordnungen gerade gegen dieſen Mißbrauch gerichtet ſind.

Die an die Bezirks- oder Kreisregierung gelangenden Volkstabellen unterliegen keiner ſtrengen Prüfung, weil dem Landeshauptmann ſelbſt alle Anhaltspunkte fehlen, um ihre Richtigkeit beurtheilen zu können; perſönlich die Verification einiger Dörfer vorzunehmen, erlaubt ihm ſeine Zeit nicht, und überdies dürfte, der Ortsſitte gemäß, ſeine Abreiſe nicht Statt finden ohne den beſtehenden und allgemein üblichen Gebrauch eines ceremoniellen Geleites; ſolche Abreiſe könnte daher nur ſtörend und beläſtigend für das Volk ſein, deſſen Murren aber ſchließlich große Unordnungen herbeiführen. Und ſo bleibt denn ſtets die Ausführung der Reviſion jenem höchſt verderblichen, und man kann ſagen China eigenthümlichen Stande der Schreiber über-

laſſen, welche bei dieſer Gelegenheit nicht an die Volkszählung denken, ſondern an eine unfehlbare Berechnung und Verification des Geldes der Landleute, und daran, wie ſie wohl mit dieſen theilen könnten. Die Bedrückungen und Chicanen, welche ſie dem Volke bereiten, ſind ſo zahllos, daß die Regierung, bloß um die Unterthanen von dieſen zu befreien, nicht ſelten die allgemeine Reviſion ausgeſetzt hat, was öfter auch deswegen geſchehen iſt, weil dieſelbe keinen Nutzen verſprach, indem alle ſie betreffende Befehle als „leere Worte" betrachtet wurden. Die Provinzialvorſtände, die Gouverneure und die General-Gouverneure ſind noch weniger im Stande, die Volkszahl zuverläſſig zu erforſchen, weil ſie nur durch die Landeshauptleute handeln können, und folglich dieſe ſich ſelbſt controliren laſſen müſſen, — woher ſämmtliche höhere Beamte der Statthalterſchaft „den Landeshauptleuten durch die Finger ſehen, und für ihre eigene Perſon die ihnen eingeſandten Bevölkerungstabellen nicht aufmerkſam durchſehen."

Bei ſolcher Läſſigkeit der oberen Behörden haben die Landeshauptleute ohne Verſtand und Ueberlegung eine Anzahl Seelen in den neuen Liſten hinzugefügt und an eine Collation mit den früheren gar nicht gedacht, ſo daß z. B. im Jahre 1775 der Kaiſer ſelbſt, bei einer Durchſicht der von den Generalſtatthaltern vorgelegten Volksliſten, und indem er ſie mit den früheren verglich, die außerordentliche Nachläſſigkeit und Unachtſamkeit in dieſen Stücken bemerkte: in mehreren Kreiſen betrug die ganze Zunahme der Bevölkerung nicht mehr als 5, 6, 8 und 20 Seelen! In Folge deſſen erfolgte der Befehl, es ſollte in der zuverläſſigſten Weiſe und mit gebührender Achtſamkeit eine allgemeine Volkszählung unternommen werden. Allein dieſes Gebot wurde auf eine eigenthümliche Art vollzogen. Die Bemerkung des Kaiſers in Betreff des geringen Zuwachſes ſchärfte den Beamten größere Vorſicht ein; ſie aber erſannen eine andere Manier, die Reviſionsliſten zuſammenzuſtellen: ſie vergrößerten die Seelenzahl und wieſen eine beſtändige Zunahme des ihrer Verwaltung anvertrauten Volkes nach.

Dazu kamen in verſchiedenen Zeiten Unglücksfälle, wie: Ueberſchwemmungen, Dürre, Mißwachs u. dgl., welche Unterſtützung des Volkes von Seiten der Regierung erforderten. Auch in dieſem Falle ſuchten die Beamten eigenen Gewinn, und ſtellten die Anzahl der Hülfsbedürftigen weit größer hin, als die geſammte Bevölkerung des

Kreiſes war, wie ſie dieſelbe ein Jahr früher in den Reviſionstabellen gemeldet hatten. Fiel nun auch der Regierung ein ſo plötzliches Anwachſen der Volksmenge in irgend einem Landestheile auf, ſo ſuchte ſie doch nur zunächſt den Hülfe Fordernden dieſelbe möglichſt raſch zu gewähren, und verſchob die genauere Prüfung auf eine gelegenere Zeit. Unterdeſſen aber hatten die Beamten, um ihr Vergehen und den Betrug zu verdecken, im folgenden Jahre jene hinzugefügte Anzahl angeblich exiſtirender Einwohner in die Bevölkerungsliſten ihres Bezirkes als wirklich vorhandenen Zuwachs eingetragen, und auf ſolche Weiſe ging das Wachsthum immer weiter*). Zuletzt ſtieg die Zunahme der Bevölkerung geradezu in's Unwahrſcheinliche, und die Zählungsliſten für 1841 und 1842, welche ich aus dem Finanzminiſterium erhalten habe, laſſen erkennen, wie weit gegenwärtig die Nachläſſigkeit geht, und wie ſehr es an jeder Sorge für eine zuverläſſige Zählung des Volkes mangelt. Nach dieſen Liſten erhebt ſich die Zahl der Geſammtbevölkerung

im Jahre 1841 auf 178,634,089 Familien u. 413,457,311 Seelen **)
„ „ 1842 „ 179,551,967 „ „ 414,686,994 „ ***)

Aus dieſen Zahlen iſt erſichtlich, daß auch in unſeren Tagen noch dieſelben Mißbräuche herrſchen, welche vor mehreren Jahrhunderten unter der Dynaſtie Sun in China vorhanden waren; auch heut zu Tage wird von den Beamten ſo gezählt, daß nur zwei Seelen auf eine Familie kommen. Wo und unter welchen unglücklichen Umſtänden kann ein ſolches Mißverhältniß exiſtiren? Mann und Weib bilden zwei Perſonen; wo aber bleiben die Kinder? Bekanntlich ſind in China frühzeitige Heirathen allgemein üblich, und die Reviſionsbeamten ſchreiben offenbar, und fügen hinzu, wie es ihnen einfällt, indem ſie meinen, der Zuwachs einer Familie ſei eben ſo leicht und raſch bewerkſtelligt wie der Zuwachs einer Seele. Zwar iſt dieſe Volkszahl nicht officiell publicirt worden, und es könnte deshalb ihre Glaubwürdigkeit dem Zweifel unterliegen; allein für ihre Genauigkeit

*) Vergl. Chuan-tſchao-zſin-ſchi-wuin-bjan. 1826.

**) In dieſer Zahl ſind weder Militairperſonen, noch Bewohner äußerer Herrſchaften enthalten.

***) Auch von dieſer Zahl ſind Militairperſonen und Auswärtige ausgeſchloſſen, und außerdem noch die Bewohner der Inſel Tai-wan (Formoſa), Din-chai's, Tſchen-chai's und Z-ſjan's, wo man wahrſcheinlich wegen des Krieges mit den Engländern die Volkszählung nicht hat vornehmen können.

bürgt eine Vergleichung der verhältnißmäßigen Volkszunahme in der Zwiſchenzeit zwiſchen je zwei, durch die Regierung veröffentlichten, Volkszählungen. So erſcheint im Laufe von 26 Jahren, ſeit der Reviſion des Jahres 1757 bis zum Jahre 1783, eine Zunahme von 93,685,457 Seelen, d. h. von etwa 3 Millionen jährlich*); ſeit 1782 bis 1812, im Laufe von 29 Jahren, hat ſich die Bevölkerung um 77,659,394 Seelen vermehrt, d. h. um etwa 2 Millionen jährlich**); ſeit der letzten, von der Regierung veröffentlichten Zählung des Jahres 1812 bis 1842 ſind 30 Jahre verfloſſen, und die Zunahme beträgt in dieſer Periode nur 53,993,815 Seelen, d. h. durchſchnittlich 1,799,797 Seelen im Jahre, obgleich in dieſem Zeitraume mehr erzeugende Kräfte vorhanden geweſen ſind als vor dem Jahre 1812, und folglich auch der Zuwachs größer ſein müßte. Statt deſſen bekunden die vorhandenen Data vielmehr eine Abnahme.

Wendet man ſich nun zu den Zählungsliſten der Militairperſonen, ſo bieten dieſelben durchaus entgegengeſetzte Data und völlig verſchiedene Reſultate. Die Liſten des unter militairiſcher Jurisdiction ſtehenden Volkes — ſowohl der Soldaten, wie der Beamten — werden mit der gebührenden Zuverläſſigkeit und ſtrenger Achtſamkeit angefertigt, ſo daß unmittelbar nach der Vermehrung oder Verminderung irgend einer Familie die Nachricht davon an den Compagnie-Chef gelangt, welcher ſofort den nöthigen Vermerk in der Muſterrolle macht. Der Grund für ſolche Sorgfalt in Führung der Militairliſten liegt in dem Umſtande, daß das Kriegsvolk fortwährend auf Rechnung der Regierung lebt. Abgeſehen von dem Gehalte der Soldaten und der Erwachſenen, empfangen ſämmtliche Perſonen, ſowohl männlichen, wie weiblichen Geſchlechtes, beſondere Unterſtützungen, z. B. bei der Verheirathung, oder bei Todesfällen; daher denn auch die Reviſionsliſten des Jahres 1843, welche mir aus dem Kriegsminiſterium mitgetheilt worden ſind, nicht an jenem Mißverhältniſſe zwiſchen Seelenzahl und Familienzahl leiden, wie die Volksliſten des Finanzminiſteriums. Nach dieſen Liſten bildet das Volk, welches unter militairiſcher Jurisdiction ſteht, vom Unteroffizier und Gemeinen***) an gerechnet, 723,965 Familien mit 2,912,196 Seelen,

*) genau: 3,603,287 Seelen.
**) genau: 2,677,914 Seelen.
***) Die Familien- und Seelenzahl der Beamtenhäuſer iſt hier nicht mitgerechnet, weil die nöthigen Data mangelten.

d. h. es fallen auf eine Familie etwa vier Seelen; und dabei bemerkt man unter den Kriegsleuten keine ſo raſche und plötzliche Zunahme, wie ſie die Landeshauptleute in dem ihnen untergebenen Volke finden.

In den Reviſions-Tabellen des Finanzminiſteriums iſt ferner die Bevölkerung eines jeden Gouvernements beſonders angegeben. Nach dieſem Verzeichniſſe zählte im Jahr 1842 das Gouvernement Tſchſi-li 36,879,838 Seelen. Nun liegen genaue Angaben vor hinſichtlich der Anzahl der Städte und Dörfer *), welche ſich in dieſer Statthalterſchaft befinden; ſie umfaßt nämlich:

Haupt-Kreisſtädte	6
Kreisſtädte	16
Diſtrictsſtädte	121
Feſtungen	1 **)
Größere Niederlaſſungen und kleinere Dörfer . .	39,687
Zuſammen . . .	39,831

Mithin kommen auf jeden bewohnten Ort durchſchnittlich 926 Seelen. Allerdings iſt dieſe Anzahl geringfügig für Städte und große Handelsniederlaſſungen; jedoch muß bemerkt werden, daß in China die Dörfer ganz anders beſchaffen ſind, als in anderen Staaten: die Chineſen ſchlagen nämlich ihre Wohnung gern möglichſt nahe bei ihrem Acker auf. Ein großer Theil der Chineſiſchen Dörfer, wenigſtens in der Statthalterſchaft Tſchſi-li, enthält 20—30 Familien, ſehr viele aber deren hundert, welche, nach Chineſiſcher Rechnungsweiſe, nur 500 Seelen umfaſſen dürfen oder können. Die großen Niederlaſſungen und die Städte, um nicht von der volkreichſten Hauptſtadt***) zu reden, ſind außerordentlich bevölkert; andrerſeits aber darf man nicht unbeachtet laſſen, daß nicht alle Einwohner derſelben Eingeborene ſind und berechtigt, an eben dieſen Orten ſich einſchreiben zu laſſen: vielmehr ſtammt der anſehnlichſte, gewerbtreibende Theil des Volkes größtenheils aus anderen Provinzen, in deren Reviſionsliſten er auch verzeichnet wird. Zum Beweiſe darf man nur die Bewohner der Statthalterſchaft San-ßi anführen, welche ihrer Gewerbe wegen

*) Vergl. Zſi-ſu-i-zan-tu.

**) Die Provinzialregierung hat ihren Sitz in irgend einer Diſtrictsſtadt.

***) Siehe am Ende die beſondere Bevölkerungstabelle der Chineſiſchen Hauptſtadt Peking.

ſich nicht nur in Tſchſi-li, ſondern durch das ganze Kaiſerthum verbreitet haben.

Zum Schluſſe und zur Beſtätigung des Geſagten wollen wir einige Stellen aus Berichten und Gutachten mittheilen, welche im verfloſſenen Jahrhunderte zu verſchiedenen Zeiten dem Kaiſer eingereicht und in dem Werke Thuan-tſchao-zfin-ſchi-wuin-bjan geſammelt worden ſind.

„Die Zahl des Volkes zu ermitteln, iſt durchaus nicht leicht. Im Allgemeinen rechnet man 8 Seelen auf eine Familie; allein damit erhält man nur eine approximative und auf Hypotheſen geſtützte Zunahme des Volkes. Es läßt ſich nur erkennen, daß das Volk ſich bedeutend vermehrt hat, aber es iſt ſchwierig, die Menge ſeines Zuwachſes zu conſtatiren; du prüfſt, — und plötzlich kommen neue Mißbräuche zum Vorſchein. Eine große Volksmenge wohnt in Dörfern und entlegenen Gegenden; wollte man nun ſämmtlichen Bewohnern befehlen, ſich mit Weibern und Kindern zur Reviſion vor der Bezirksverwaltung zu ſtellen: ſo würde dieſes für das Volk unerträglich ſein; wollte man die Landeshauptleute anweiſen, in Perſon die Dörfer und Niederlaſſungen zu bereiſen, um die Einwohnerzahl jedes Hauſes feſtzuſtellen: ſo würde dieſes für die Beamten eine Bürde ſein. Die Vorgeſetzten der Kreiſe und Diſtricte kommen mit ihren richterlichen Geſchäften und der Steuererhebung nicht zu Ende und haben nicht einen freien Tag, an welchem ſie ſich in Muße mit der Reviſion befaſſen könnten; auch der fleißigſte und verſtändigſte derſelben iſt nicht im Stande, die Zahl ſeiner Population zu verificiren, und daher haben ſämmtliche Landeshauptleute die Befehle hinſichtlich der Volkszählung als „leere Worte“ betrachtet. Die alle fünf Jahre auszuführende Verificirung der Bewohnerzahl iſt ebenfalls nicht leicht. Will man dabei nicht die früheren jährlichen Zählungen zum Grunde legen, welche die Amtshauptleute ausgeführt haben, ſo iſt es unmöglich, für mehrere auf einander folgende Jahre dieſelbe Genauigkeit zu erzielen, denn die Kaufleute, das Volk, welches keinen feſten Wohnſitz hat, bald ankommt, bald abgeht, die umherſchweifende Volksklaſſe, — die Handwerker, welche bald ſich anſammeln, bald ſich zerſtreuen, — Leute dieſer Gattung mit gehöriger Genauigkeit und Vollſtändigkeit in den Reviſionsliſten zu führen, iſt weder leicht, noch überhaupt möglich. Daher ſchickt man, wie früher, Schreiber ab, um die Volks-

menge festzustellen, und damit ist die Sache abgethan. Zugleich aber benutzen diese Boten eine solche Gelegenheit zur Befriedigung ihrer unersättlichen Gewinnsucht und verursachen nur bedenkliche Unordnungen: sie dringen mit Gewalt in die Häuser ein und vollbringen unerhörte Dinge und Chicanen; bei Abhaltung der Revision verlangen sie von jedem Hause Ersatz ihrer Auslagen für Lebensunterhalt, Papier, Pinsel, Reisekosten, und bleiben ganz ruhig sitzen, bis man ihre Forderung erfüllt. Ferner geschieht es nicht selten, daß der beauftragte Schreiber seine Obliegenheit — die Volkszahl eines bestimmten Ortes zu constatiren — an eine andere Person verkauft, welche alsdann sich doppelt zu entschädigen sucht, und überdies keine Untersuchung wegen Versehens und Mißbrauches in diesem Geschäfte zu befürchten hat. Im Allgemeinen denken die Schreiber bei Aufstellung der Volkstabellen so: Der Ort ist entlegen, das Land groß, des Volkes eine Menge, der Vorgesetzte kann Irrthümer nicht entdecken und besitzt keinerlei Möglichkeit, die wahre Volkszahl zu ermitteln. Solcher Ansicht gemäß fügen sie dann beliebig hinzu und lassen aus, machen aus einer kleinen Menge eine große, — Alles ist das Werk ihrer Hände, und mit solcher Nachlässigkeit wird dieses wichtige Werk vollbracht. Fast in derselben Weise, auf bloße Voraussetzungen und Vermuthungen hin, wird die allgemeine Bevölkerungstabelle des ganzen Reiches entworfen, welche dem Kaiser vorgelegt werden soll. Ueberhaupt ermangeln die Volkszählungen der Gründlichkeit, sind für die Regierung nutzlos, und schließlich ist die Volkszahl dennoch eine unwahre; und um zu diesem Ziele zu gelangen: wie viel Arbeit und Geld hat es gekostet, und welche Beschwerde und Last ist auf das Volk gefallen!"

Von solcher Beschaffenheit also sind die officiellen Documente, welche sich auf die Bevölkerung China's beziehen! Andere Mittel aber, diesen Gegenstand aufzuklären, giebt es nicht, denn die Chinesen führen weder besondere Geburtsregister, noch Sterblisten. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat es sich zum Gesetze gemacht, in seinen Untersuchungen über China nur aus zuverlässigen Quellen und officiellen Schriftstücken zu schöpfen, und der getreue Ueberlieferer dessen zu sein, was die Chinesen selbst sagen. Er möchte den Leser nicht durch seine eigenen Folgerungen zu Irrthümern verleiten, wie bisher die Europäischen Gelehrten in Betreff dieses Gegenstandes gewöhnlich

gethan haben, und ſtellt es deßhalb dem wißbegierigen Leſer anheim, auf Grund der hier mitgetheilten Documente ſeine Schlüſſe hinſichtlich der Bevölkerung China's ſelbſtſtändig und nach den Principien der Wiſſenſchaft zu ziehen, welche erſt jüngſt in Europa aufgetaucht iſt, welche aber, als Wiſſenſchaft, in China niemals exiſtirt hat.

Ueberſicht der Bevölkerung China's unter den verſchiedenen Dynaſtieen ſeit dem Jahre 2 n. Chr. bis zum Jahre 1578, auf Grund hiſtoriſcher Nachrichten entworfen.

Name der Dynaſtieen.	Nach Chr. Geb.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.	Name der Dynaſtieen.	Nach Chr. Geb.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.
Han	2	12,233,062	59,594,978		1063	12,462,317	26,421,651
	57	4,279,634	21,007,820		1066	12,917,221	29,092,185
	75	5,860,173	34,125,021		1075	15,684,529	23,807,165
	88	7,456,784	13,356,367		1080	14,852,684	33,303,889
	105	9,237,112	53,256,229		1091	18,655,093	41,492,311
	125	9,647,838	48,690,789		1099	19,715,555	43,411,606
	141	9,946,919	49,730,550		1102	20,019,050	43,820,769
	145	9,937,680	49,524,183		1160	11,375,733	19,229,008
	146	9,348,227	47,566,772		1166	12,335,450	25,378,684
	157	10,677,960	56,486,856		1193	12,302,873	27,845,085
San-go oder Dreiherrſchaft.	220—242	1,363,000	7,632,881		1223	12,670,501	28,320,085
					1264	5,696,989	13,026,532
Zſin.	280	2,459,804	16,163,863	Zſin	1187	6,789,419	44,705,086
Sui.	580	8,590,000	9,009,604	oder Gin.	1190	6,939,000	45,447,900
	606	8,907,536	46,019,956		1195	7,223,400	48,490,400
Tan.					1207	7,684,838	45,816,079
	627	3,000,000	„	Juan.	1291	13,196,206	58,834,710
	650	3,800,000	„		1330	13,400,699	„
	705	6,356,141	„	Min.	1381	10 654,362	59,872,305
	726	7,069,565	„		1393	10,652,870	60,545,812
	732	7,861,236	45,431,265		1402	10,626,779	50,301,026
	742	8,348,395	45,311,272		1403	11,415,829	66,598,337
	754	9,069,154	„		1404	9,685,020	50,950,470
	755	8,919,309	52,919,309		1411	9,533,692	51,446,814
	756	8,018,704	„		1412	10,922,436	65,377,630
	760	1,933,174	16,990,386		1413	9,684,916	50,950,244
	764	2,933,125	„		1454	9,466,288	54,338,476
	780	3,805,076	„		1462	9,385,012	56,370,250
	806—820	2,473,963	„		1463	9,107,205	60,479,330
	821—824	3,944,595	„		1466	9,202,718	60,653,724
	825—826	3,978,983	„		1480		65,442,680
	839	4,996,753	„		1487		50,207,134
	841—846	4,955,151	„		1491	9,113,446	53,281,158
Sun.					1504		60,105,835
	976	3,090,504	„		1505	12,972,974	„
	997	4,132,576	„		1506	9,151,773	46,802,005
	1021	8,677,677	19,930,320		1513		63,300,000
	1029	10,162,689	26,054,238		1522	9,721,652	60,861,273
	1048	10,723,695	21,830,064		1578	10,921,436	60,692,856

Ueberblick

der

Bevölkerung China's unter der gegenwärtigen Mantschsurischen Dynastie Zin, seit dem Jahre 1749 bis 1842, mit Angabe der Bewohnerzahl beiderlei Geschlechts in jedem Gouvernement.

Name der Gouvernements.	1749.	1757.	1761.	1767.	1771.	1776.	1780.	1783.	1812.	1842. Zahl der Familien.	1842. Zahl der Seelen.
Tschili	13,933,238	14,377,168	16,132,454	16,690,573	16,770,283	20,567,175	21,529,864	22,263,369	27,990,871	18,758,697	36,879,838
Schan-dun	24,011,829	24,745,549	25,292,683	25,634,566	25,999,599	21,497,430	21,763,085	22,012,661	28,958,764	11,923,180	29,529,877
San-si	9,509,366	9,654,231	10,239,907	16,468,349	10,626,448	12,503,415	12,861,792	13,036,556	14,004,210	8,201,381	17,056,925
Che-nan	12,847,909	16,034,412	16,398,607	16,562,889	16,678,506	19,858,053	20,275,263	20,552,592	23,037,171	11,712 923	29,069,771
Zsian-su	20,972,437	22,638,769	23,284,397	23,779,812	24,277,755	28,807,628	29.495,503	30.360,911	37,843,501	16,408,158	39,646,924
An-choi	21,567,929	22,431,982	22,848,480	23,355,141	23,683,300	27,566,929	28,095,866	28,456,217	34,185,059	15,324,164	36,596,988
Su-zsian	7,620,429	7,977,687	8,065,288	8,094,294	8,170,630	11,219,887	11.980,012	12,399,456	14,779,158	10,845,677	25.799.536
Tschse-zsian	11,877,436	14,625,677	15,612,356	16,523,736	17,092,323	19,364,620	20,494,152	21,035,082	26,256,784	13,854,981	30,437,974
Chu-bei	7,527,486	7,957,304	8,137,947	8,399,652	8,532,187	14,815,128	16,021,069	17,155,018	27,370,098	11,662,730	28,584,564
Chu-nan	8,672,433	8,762,726	8,854,608	8,997,022	9,082,046	14,969,777	15.423,842	15,676,488	18,852,507	8,506,229	20,048,969
Schan-si	6,734,158	7,081,846	7,297,415	7,348,565	7,425,445	8,193,059	8,237,887	8.259,081	10,207,256	3,308,612	10,309.769
Gan-su	5,709,526	5,941,699	7,470,929	11,537,339	13,215,891	15,068,472	15 136,882	15,159,101	15,351,875	8,564,259	19,512,716
Sui-tschuan	2,506,780	2,692,893	2,802,999	2,958,271	3,068,199	7,789,791	7,947,762	8,142.487	21,135,678	9,373,228	22,256,964
Guan-dun	6,460,638	6,699,517	6,818,931	5,938,855	7,068,199	14,820,732	15,211,960	15,634,520	19,171,030	9,115,814	21,152,603
Guan-si	3,687,725	3,850,136	3,972,653	4,706,176	4,794,493	5,381,984	5,749,997	6,034,083	7.313,895	3,981,386	8,121,327
Jun-nan	1,946,173	2,014,492	2,088,746	2,148,597	2,207,650	3,102,948	3,201,206	3,294,147	5,561,320	3.574,269	5,823,670
Gni-tschsou	3,075,111	4,335,579	3,411,148	3,441,656	3,458,005	5,003,177	5,081,157	5,110,761	5,298,219	3,713,567	5,679,128
Zsian-si	8,428,205	9,108,615	11,609,061	11,540,369	11,745.196	16,848,905	18,049,268	18,511,622	23,046,999	9.532,086	26,513,889
Mantschsurei	406,511	428 056	674.735	713,485	750,896	839,071	916,920	939,710	1,249,784	1,193,313	1,665,542
Totalsumme	177,495,339	190,348,328	201,013,344	209,839,547	214,647,251	268,238,181	277,548,431	284,033,785	361,693,179	179,554,967	414,686,994

Tabelle der Bevölkerung Pekings und seiner Umgebungen,

nebst den beiden ihm beigezählten Districten Da-ßin und Wan-pin, durch die Polizei-Verwaltung in den Jahren 1845 und 1846 zusammengestellt.

Einwohnerschaft Pekings ohne die Umgebungen und die zugehörigen Districte, nach der Revisions-Liste des Jahres 1845.			Einwohnerschaft Pekings und seiner Umgebungen nebst den beiden Districten, nach den Polizei-Listen des Jahres 1846.		
Stand der Einwohner.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.	Stand und Verhältnisse der Einwohner.	Zahl der Familien.	Zahl der Seelen.
Beamte. Militair- und Civil-, etatmäßige und disponible	26,486	75,752	Beamte, Militair- und Civil-, Mantschfuren, Mongolen und Chinesen, etatsmäßige.	15,866	74,615
Soldaten, Garde- und Polizei-	125,346	348,652	Beamte, disponible *)	23,703	101,126
Niederes Volk und Mönche	191,586	577,564	Soldaten des 8. Garde-Corps, Mantschf., Mongolen und Chinesen	76,584	168,631
Turkestaner, vorlängst angesiedelt	19,369	89,188	Polizeisold., Chinesen **)	35,642	65,763
Handel- und Gewerbtreibende ...	186,986	557,658	Niederes Volk, Eingeborene der beiden Districte	138,570	269,860
			Niederes Volk aus anderen Gouvernements, in den beiden Districten eingeschrieben ...	112,864	208,963
			Mönche und Nonnen der Buddhistischen und der Daoßischen Religion	—	10,704
			Turkestaner, vorläufig angesiedelt	32,469	148,984
			Handeltreib., verschiedene Gewerbtreibende u. Handwerker	359,394	1,349,650
			Temporäre Einwohner ohne dauernde Wohnung u. Beschäftigung	—	155,863
Totalsumme ...	549,773	1,648,814	Totalsumme ...	795,092	2,553,159

*) In die Gesammtsumme der Beamten-Familien und -Seelen werden auch alle Diejenigen aufgenommen, welche in anderen Ortschaften des Kaiserthums im Dienste stehen, wegen ihrer Herkunft aus Peking aber hier, als in ihrer Heimath, eingeschrieben sind.

**) Im Jahre 1845 erscheint die Summe der Soldaten-Familien und -Seelen

Tabelle der im Laufe des Jahres 1845 in der Reſidenzſtadt Peking — ohne die Vorſtädte und die beiden dazu gehörigen Diſtricte — Verſtorbenen, aus den Polizei-Journalen zuſammengeſtellt.

Zahl der Monate.	Zahl der im Laufe des Monats verſtorb. Perſ. beiderlei Geſchlechts.
Im 1. Mon.	3,952
„ 2. „	3,851
„ 3. „	3,002
„ 4. „	2,565
„ 5. „	3,705
„ 6. „	2,333
„ 7. „	2,721
„ 8. „	3,571
„ 9. „	5,129
„ 10. „	2,469
„ 11. „	3,577
„ 12. „	2,563
Zuſammen	39,438

Bemerkung 1. Die größeſte Sterblichkeit fällt in den 9. Monat, d. h. in die Zeit des Ueberganges von der Wärme zur Kälte.

Bemerkung 2. Nimmt man an, daß Peking 1,648,814 Einwohner habe, ſo ſtirbt, bei 39,438 Sterbefällen, beinahe der 42. Menſch.

Bemerkung 3. Weder in dieſe Berechnung, noch in die Sterbeliſten ſind die Kinder aufgenommen, welche die Chineſiſche Sitte eines ceremoniellen Begräbniſſes nicht würdig erachtet, und welche auch in die Polizeiliſten nicht eingetragen werden. Die Polizei nimmt nämlich nur Kenntniß von jedem erwachſenen Verſtorbenen und fertigt, nach abgehaltener Recherche und Leichenſchau, einen Schein aus, damit der Sarg das Stadtthor paſſiren könne. Verſtorbene Kinder werden ohne vorgängige Benachrichtigung der Polizei in das Familienbegräbniß außerhalb der Stadt geſchafft, oder ſie werden, beſonders von ärmeren Einwohnern, den allgemeinen Leichenwagen übergeben, welche jeden Morgen durch die Hauptſtraßen der Stadt fahren, um die Kinderleichen — in Särgen oder in ſonſtigen Umhüllungen — nach dem allgemeinen Begräbnißplatze für Kinder, außerhalb der Stadt, zu befördern.

---

größer, als im Jahre 1846. Dieſes erklärt ſich daraus, daß dort die Familien und Seelen derjenigen Beamten mitgezählt ſind, welche aus dem Militairſtande herrühren, in welchem — als ihrer Heimath — ſie auch für immer eingeſchrieben bleiben, ohne Rückſicht darauf, daß ſie, nach ihrer gegenwärtigen Stellung dem Militairberufe nicht angehören; in der zweiten Liſte hingegen ſind die Beamten von den Soldaten getrennt, und daher iſt in ihr die Beamtenzahl größer, als in der erſten.

Das Leben Buddha's.

Vom

Archimandriten

O. Palladius.

Das Leben Buddha's.

In dem hier vorgelegten Lebensabriſſe Buddha's beabſichtigen wir keineswegs, die Fabeln zu wiederholen, welche in allen Biographieen deſſelben erzählt werden; wir haben deshalb die Einzelnheiten ſeiner Erſcheinung in Indien und die ſie begleitenden Umſtände nicht ſowohl aus den ſpeciellen Lebensbeſchreibungen Schakjamuni's entlehnt, als vielmehr aus anderen, weniger verdächtigen Quellen, und zwar vorzugsweiſe aus Winai oder dem Codex der Sitten- und allgemeinen Lebensregeln des Buddhismus. Eben ſo wenig ſind wir geſonnen, die Traditionen und Berichte der Buddhiſten über den Stifter ihrer Religion und Philoſophie kritiſch zu unterſuchen. Wir wollen allein die Thatſachen darlegen, welche uns glaubwürdiger, und der Wahrheit näher zu ſtehen geſchienen haben; da indeß der Thatſachen, welche ſich auf Buddha's Perſon beziehen, nur wenige ſind, ſo haben wir, um dieſen Mangel zu ergänzen, Nachrichten über den gleichzeitigen politiſchen und ſittlichen Zuſtand Indiens, ſo wie über die äußeren Ereigniſſe, unter denen ſein Leben verfloſſen iſt, aus Buddhiſtiſchen Schriften entnommen, und der Lebensgeſchichte Buddha's einverleibt. Es dürfte nicht überflüſſig ſein, zu bemerken, daß wir bei unſerer Arbeit ausſchließlich die Schriften der Indiſchen Buddhiſten, welche in Chineſiſcher Ueberſetzung vorhanden ſind, als Quellen benutzt haben; und ſchließlich bleiben uns noch einige Worte über die von uns adoptirte Chronologie zu ſagen. Nach einer Vergleichung der widerſprechenden Meinungen, wie ſie uns in den Schriften der Indiſchen Buddhiſten ſelbſt begegnen, haben wir Grund zu der Annahme, daß diejenige Zeitrechnung, welche Buddha's Geburt etwa 600 Jahre vor Chr. G. ſetzt, der Wahrheit näher komme, als die übrigen; wir müſſen uns jedoch für jetzt auf dieſe Bemerkung beſchränken, da die Entwickelung der Gründe, auf welche ſich unſere Anſicht ſtützt, eine beſondere Abhandlung erfordert.

In der Mitte des 7. Jahrhunderts vor Chr. G. bestand im nördlichen Indien, östlich von dem jetzigen Aud, am Fuße des Himalaya-Gebirges und wahrscheinlich um das Quellengebiet des Flusses Gandaki, die Herrschaft Kapilawastu. Sie wurde bewohnt von dem Stamme Schakja, den Nachkommen Ikschwakula's, welcher als Fürst in der Stadt Potalaka geherrscht hatte, und dessen Kinder in Folge von Familienzwisten sich genöthigt gesehen hatten, die Vaterstadt zu verlassen, und sich in den Norden zurückzuziehen. Am südlichen Abhange des Himalaya ließen sie sich nieder und bildeten allmählig eine ansehnliche Bevölkerung, welche unter dem ältesten Geschlechte des Stammes, dem Hause Gotama, stand. Das Stammhaupt oder der Fürst wohnte in Kapilawastu, einer Stadt, von welcher heutiges Tages keine Spur mehr gefunden wird, weil sie schon zu Buddha's Zeit zerstört und ihre Einwohnerschaft zerstreut worden ist. Dem Stamme Schakja benachbart, im Westen und im Süden, breiteten sich die Lande der Fürsten von Schrawasti, im heutigen Aud, aus, und die gemeinsame Benennung der ganzen Landschaft, von der Quelle des Ganges bis Benares, war Koßala; die Schrawasti'schen Fürsten aber hatten ihre Herrschaft weit über die Gränzen Aud's ausgedehnt, nannten sich selbst Beherrscher von ganz Koßala, und schlossen somit in das Bereich ihrer Herrschaften auch Kapilawastu sammt allen seinen kleinen Lehnfürstenthümern ein. Das ganze untere Gebiet des Ganges, von Benares bis Bengalen, gehörte zu dem reichen und ausgedehnten Magada, dessen Residenz die Stadt Ratschagricha, unterhalb des heutigen Patna's, war. Beiläufig wollen wir bemerken, daß Schrawasti 250 Werst westlich von Kapilawastu lag, Benares 480 Werst südwestlich, und Ratschagricha 1100 Werst südöstlich. *)

Zu jener Zeit herrschte in Kapilawastu Soddodana, der letzte Abkömmling Ikschwakula's in gerader Linie. Er war das Haupt einer zahlreichen Familie, und von seinen Söhnen sind besonders zwei bekannt: Siddarta, von Mahamaja geboren, und Randa, von Gotami. Die Brüder des Kaisers herrschten über besondere Lehnfürstenthümer, und erkannten zwar den ältesten Bruder

*) 1 geographische Meile ist ungefähr = 6 19/20, und 1 Preußische Meile etwa = 7 1/10 Russischen Werften. D. Uebers.

als ihr Oberhaupt an, hingen jedoch in der Regierung der ihnen zugefallenen Beſitzungen nicht von ihm ab. Es möge hier die Bemerkung ihren Platz finden, daß nach der Sitte jener Zeit, — ſo oft es an Fürſten aus dem regierenden Hauſe mangelte, oder weil es dem Kaiſer alſo beliebte, — die Regierung der Lehnfürſtenthümer auch den Brachmanen übertragen wurde, welche ſchon damals eine mächtige Kaſte bildeten, die Miniſterſtellen einnahmen, Statthalter, Prieſter und geiſtliche Führer waren. Mit der Gewalt über Leben und Tod, ſo wie mit dem Rechte, von den ihnen anvertrauten Ortſchaften Steuern einzutreiben, lebten die Fürſten und die Brachmanen als unabhängige Herrſcher, und die Letzteren zeichneten ſich beſonders durch Bildung und Aufklärung aus, wie denn die Philoſophenſchulen Indiens größtentheils von Brachmanen geſtiftet worden ſind.

Siddarta wurde von dem Vater zum Thronerben beſtimmt, und erhielt deshalb die beſte Erziehung, welche damals möglich war. Frühzeitig ſchon theilte ihm Soddodana einen Theil ſeiner Herrſchaften zu, umgab ihn mit einem glänzenden Hofe, und verheirathete ihn mit der Tochter eines ebenfalls zum Stamme Schakja gehörenden Lehnfürſten. So lebte Siddarta bis zu ſeinem zwanzigſten Lebensjahre; kaum aber hatte er dieſes Alter überſchritten, als er zu Aller Beſtürzung und zum Schmerze Soddodana's plötzlich das väterliche Dach verließ und ſpurlos verſchwunden blieb. Alle Nachforſchungen waren eitel; nur durch Gerüchte erfuhr man, daß er ſich über die öſtliche Gränze Koßala's entfernt, und in den Lumpen eines Einſiedlers von Ort zu Ort ſchweifte, um ſich einen geiſtlichen Führer zu ſuchen. Da blieb kein Zweifel mehr, daß Siddarta den Entſchluß gefaßt hatte, die Eitelkeit der Welt zu fliehen, und die glänzende Stellung, welche er in derſelben eingenommen, mit dem friedlichen Stande eines frommen Einſiedlers zu vertauſchen. Was den jungen Fürſten zu einem für ſein Alter und ſeine Herkunft ſo ungewöhnlichen Entſchluſſe beſtimmt haben mochte, das erklären die Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen nicht ganz befriedigend. Nach ihnen war Siddarta „von Natur mit einer weichen und empfänglichen Seele begabt, und voll tiefen Mitgefühls für das beklagenswerthe Loos, zu welchem der Menſch unter dem laſtenden Geſetze des Todes, der Krankheit, des Alters und der Erdenleiden verdammt iſt;

darum überwältigte ihn die traurige Stimmung ſeiner Gedanken, und nach dem Vorbilde anderer Weiſen, welche aus denſelben Beweggründen die Welt verlaſſen hatten, beſchloß er, in der Einſamkeit Beruhigung zu ſuchen und im Einſiedlerleben Rettung von aller Trübſal.“ Ohne Siddarta dieſe ſittlichen Motive abſprechen zu wollen, finden wir gleichwohl eine wahrſcheinlichere Erklärung ſeines Schrittes in der damaligen politiſchen Lage des Stammes Schakja. Die Herrſchaft Kapilawaſtu war eines von denjenigen freien Gebieten und unabhängigen Städten Madjadeſcha's oder des Mittellandes, wie damals das ganze Ganges-Baſſin hieß, welche, von beſonderen Stämmen und Geſchlechtern bewohnt, ihre Unabhängigkeit noch nicht eingebüßt hatten, und durch Fürſten ihres Geſchlechtes beherrſcht wurden, oder eine Art oligarchiſcher Regierung bildeten; allein dieſe kleinen Herrſchaften waren nichts Anderes, als die Ueberreſte eines alten Bundes, welche ſich bis in die Zeiten Soddodana's erhalten hatten, und waren ihrer geographiſchen Lage nach Enclaven Magada's oder Koßala's, zweier Landſchaften, durch welche Madjadeſcha in einen öſtlichen und in einen weſtlichen Theil getrennt wurde. Die Machtzunahme der beiden Häuſer, welche in Ratſchagricha und Schrawaſti herrſchten, gab den Fürſten dieſer Städte mit dem politiſchen Uebergewichte in Magada und Koßala zugleich die Möglichkeit, ihre Gebiete „abzurunden“, und die unabhängigen Beſitzungen und Städte, welche ſich in dem einen und dem anderen Lande befanden, nach und nach unter ihre Herrſchaft zu bringen. Beide Höfe ſtrebten nach demſelben Ziele: der Aufrichtung einer Univerſalmonarchie in Madjadeſcha und vielleicht in ganz Indien. Während nun die Fürſten von Ratſchagricha im Oſten thätig waren, und ſich Beherrſcher von ganz Magada nannten, erwarben die Schrawaſtiſchen Fürſten unbemerkt die mit Aud zuſammengränzenden Länder, bedrängten die Herrſchaften Kapilawaſtu's, und brachten ſie zwiſchen die weſtlichen und ſüdweſtlichen Gränzen Koßala's einerſeits, — von wo aus nunmehr ihre Heere nöthigenfalls in zwei Tagen unter den Mauern Kapilawaſtu's erſcheinen konnten, — und jene Wüſten andrerſeits, welche ſich von dieſer Stadt öſtlich bis Kuſchinagara ausdehnten, wo der räuberiſche und blutdürſtige Stamm Kirata hauſte. Auf Feldern, welche zu Schakja gehörten, jagten die Fürſten von Schrawaſti, als wären es ihre

eigenen Reviere, und Praßenatſchita, welcher ſeinem Vater Brachmadatta auf dem Throne von Koßala gefolgt war, nöthigte die Schakja, ihm eine Jungfrau ihres Stammes zur Ehe zu geben, und dadurch einen Vertrag zu brechen, welcher ſeit alten Zeiten zwiſchen den Nachkommen Ikſchwakula's beſtanden hatte: kein Mädchen ihres Stammes an Männer aus fremdem Geſchlechte zu verheirathen, und eben ſo wenig ſelbſt Weiber aus einem fremden Stamme zu nehmen. Die Schakja ſahen ihren Verfall voraus, und fühlten ihre Ohnmacht; und obgleich ſie ſtolz waren auf ihre hohe Abſtammung aus der Kaſte der Kſchatria's, obgleich das Haus Gotama's ſich als die Dynaſtie der Sonne betrachtete: ſo mußten ſie dennoch den Forderungen der Beherrſcher von Schrawaſti nachgeben, welche ſich ihrer Ahnen nicht rühmen konnten, da ſie aus einer niederen Kaſte ſtammten. Unvermögend, die Rechte ihrer nationalen Selbſtändigkeit zu behaupten, konnten die Schakja nur ein tiefes Gefühl des Haſſes gegen das Haus Brachmadatta's nähren; und als gar Praßenatſchita in Verwandtſchaft mit ihnen trat, da hatte ihr Unwille keine Gränzen mehr, denn ſie ſahen dieſes Ereigniß als eine Erniedrigung ihrer edlen Herkunft an, und ahnten vielleicht in dem Schritte des Schrawaſtiſchen Fürſten ſchon die Pläne, welche über die Zukunft ihrer Herrſchaften entſcheiden ſollten. — Unter ſolchen Umſtänden entſagte der Nachfolger Soddodana's ſeinen Rechten und mit ihnen der Hoffnung, ſeinem Vaterlande die Zeiten der Unabhängigkeit wieder zurückzuführen. Zu derſelben Zeit, als Praßenatſchita von den Schakja eine Jungfrau ihres Stammes begehrte, floh Siddarta: er wollte die Leiden ſeiner Seele in der lautloſen Stille des Einſiedlerlebens verbergen.

Das Einſiedlerleben ſtand zu jener Zeit in hohem Anſehen. Als Folge einer tiefen Begeiſterung für die wahrhaften Güter des gegenwärtigen Lebens, ſchlug es noch tiefere Wurzel unter dem häufigen und allgemeinen Elende, und fand, durch die Bedingungen des Indiſchen Klima's ſelbſt begünſtigt, Theilnahme bei dem Volke. Dazu geſellte ſich der allverbreitete Glaube der Indier an das Geſetz der Wiedergeburten, nach welchem der Menſch zu einer mühevollen Wanderung aus einer Weſenklaſſe in die andere verurtheilt iſt; Leiden und die Befreiung von ihnen waren zwei Ideen, welche alle Klaſſen der Geſellſchaft durchdrungen hatten, welche die Köpfe der Anachoreten

beſchäftigten, und in den philoſophiſchen Syſtemen herrſchten; ſie gingen vollſtändig auch in den Buddhismus über: es war die Epikuräiſche Schule nicht allein, welche an ſie glaubte. Menſchen, welche die Idee einer erſehnten Befreiung von dem Einfluſſe alles Sinnlichen auf die Seele durchdrungen hatte, zerriſſen die Verbindung mit der Geſellſchaft und ihrer Familie, und hofften, fern von den irdiſchen Regungen, durch ein ſtrenges Leben die Glückſeligkeit des zukünftigen Daſeins in den Wiedergeburten frühzeitiger auf ſich herabziehen, oder durch ein tiefes und ungeſtörtes Nachdenken das Geheimniß des Daſeins der Welt und des Menſchen ergründen zu können. Nicht ſelten legten ſelbſt Indiſche Fürſten am Abende ihres Lebens die Herrſcherwürde ab und brachten den Reſt ihrer Tage unter frommen Betrachtungen in der Stille abgelegener Gärten und Haine hin. Der Stand des Einſiedlers war in den Augen des Volkes heilig und unverletzlich; ſein Unterhalt hing meiſt von den gutwilligen Gaben der Landleute, oder von der Freigebigkeit der Großen und der Fürſten ab, welche ihrerſeits die Anachoreten ebenfalls beſchirmten. Unter ſo günſtigen Verhältniſſen mehrten ſich die verſchiedenen Gattungen der Einſiedler durch ganz Indien; ſie wohnten an den üppigen Ufern des Ganges, in Bananenhainen und in Gebirgsklüften; manche von ihnen waren freiwillige Büßer, welche ſich ſelbſt alle erdenkliche Pein auferlegten, während andere, mehr contemplativ, die Ruhe in der Unthätigkeit des Leibes und des Geiſtes ſuchten, oder ſich in tiefe Betrachtungen verſenkten, noch andere aber als Klausner die Dörfer durchwanderten und von den Almoſen der Einwohner lebten. Uebrigens iſt bemerkenswerth, daß die Verwandten Schakjamuni's, ſo viel wir wiſſen, weniger als alle Anderen, das Anachoretenleben begünſtigten: in den Umgebungen Kapilawaſtu's gab es einige Einſiedler; allein ihr Cynismus und ihre ausgemergelte Geſtalt erregten in Soddodana nur Widerwillen gegen ihre Lebensweiſe, und ſogar die Berühmteſten unter ihnen wurden von Seiten der Schakja keiner Achtung gewürdigt. „Man kann auch", ſagte ſpäter Buddha ſelbſt, „von den Nachkommen der Kſchatria, einem edlen und hohen Geſchlechte, ſolche Achtung nicht fordern." Der hauptſächlichſte Zufluchtsort der Einſiedler war in Magada, und vorzugsweiſe in deſſen öſtlichem Theile. Bimbaßara, welcher ſeinem Vater Machapadma in der Regierung gefolgt war, galt zu jener

Zeit für den mächtigſten Fürſten Indiens, und das unter ſeiner Herrſchaft ſtehende Magada für die blühendſte und reichſte Landſchaft; ſeine Beſitzungen erſtreckten ſich von Bengalen und dem Brachmaputra*) bis nach Benares, wurden im Süden durch das Malaya- oder Vindhia-Gebirge von Dakſchina, dem heutigen Dekan, getrennt, und im Norden durch den Himalaya begränzt. Als ein aufgeklärter und weitblickender Fürſt eröffnete Bimbaßara den Weiſen und den Einſiedlern in ſeinen Landen einen Zufluchtsort und Jene ſäumten nicht, die günſtige Gelegenheit zu benutzen, ſondern begannen von allen Enden Indiens ſich nach Ratſchagricha zu drängen; hier fanden die Philoſophen verſchiedener Schulen, ſo wie die Einſiedler mannichfacher Art ſicheren Unterhalt, kummerfreies Leben und Toleranz; gelehrte Männer waren am Hofe Bimbaßara's; die Umgebungen der Hauptſtadt, beſonders die Schluchten und Felshöhlen des Berges Gridrakuta, waren mit Anachoreten bevölkert; in den Wäldern, welche ſich von der Reſidenz gegen Süden und Südoſten bis an die Stadt Gaji — gegenwärtig Ruinen, Buddha-Gaji geheißen — und bis an die Ufer des Niran-tſchana ausdehnten, wohnten „beſchauliche Eremiten", deren bekannteſte Udrakorama und Aratakalama waren; noch weiter, am Ufer des Fluſſes, wohnte Uruwilwa-Kaſchjapa, der Feuer-Anbeter, welcher durch ſein ſtrenges Leben einen ſolchen Ruf erlangt hatte, daß aus Ratſchagricha täglich Wanderungen unternommen wurden, um dem berühmten Klausner Verehrung zu bezeigen.

Als Siddarta ſein Vaterland verließ, hatte er weder einen beſtimmten Zweck, noch die Abſicht, eine beſondere Art des Einſiedlerlebens ausſchließlich zu erwählen. Alle Umſtände beweiſen vielmehr, daß er anfänglich gegen den Unterſchied und ſelbſt gegen die feindſeligen Beziehungen zwiſchen den Einſiedlern durchaus gleichgültig war, und daß er allein den Wunſch hegte, den erſten Anachoreten, welchen er begegnen würde, ſich anzuſchließen. So geſchah es, daß er, ſobald der Ruf der Gridrakutiſchen Büßer zu ihm gedrungen war, ſich ungeſäumt nach der Hauptſtadt Magada's aufmachte, an Koſchambi, dem heutigen Allahabad, und an Benares vorüberzog, und nach kurzer Zeit in die von ihm erwählte Geſellſchaft der frei-

*) Der Ueberſetzer folgt der Schreibart des Verfaſſers.

willigen Büßer eintrat. Unter ihrer Leitung begann er voll Eifers, ſeinen Leib durch harte und ſeltſame Mittel zu kaſteien, und aus der Inbrunſt, mit welcher der junge Prawratſchika (ſo hießen damals Perſonen, welche zu ſeelenerrettendem Zwecke die Welt verlaſſen hatten) ſich im Büßerleben übte, darf man ſchließen, daß die Idee der Leiden ihn, mehr oder weniger unbewußt, verfolgte, und daß er die abergläubiſche Selbſtverleugnung ſeiner Lehrer nicht ſowohl in der Erwartung ſeliger Vergeltung und zukünftiger Genüſſe nachahmte, als vielmehr in der Hoffnung, zu vollſtändiger Leidenſchaftsloſigkeit zu gelangen und zu der Fertigkeit, die ſchwerſten Mühſale und Prüfungen geduldig zu ertragen. Sobald indeß Freiheit und Muße Siddarta geſtatteten, über die von ihm erwählte Lebensweiſe ruhig nachzudenken, begann ſein Eifer für die Büßungen zu erkalten: er erblickte fortan keinen Nutzen in der Sitte der Büßer, auf Stachelgewächſen zu liegen, ſich mit Aſche einzureiben, tageiang in der Sonnengluth zu ſtehen, und in anderen gewaltſamen Mitteln, welche zwar die Quelle lebhafter Empfindungen in der Seele austrocknen, nicht aber die Eitelkeit ausrotten konnten, und keineswegs mit den Anforderungen eines mehr oder weniger aufgeklärten Verſtandes übereinſtimmten. Siddarta ward nur noch mehr beſtärkt in ſeiner troſtloſen Anſicht von der Welt und ihren Erſcheinungen; die Umſtände und die Zeit befeſtigten in ihm die Ueberzeugung von dem allgemeinen Leiden; allein er ſuchte bei den Büßern vergeblich nach wirkſamen Mitteln, von dieſem Leiden frei zu werden. Darum beſchloß er, ſich von den Einſiedlern des Gridrakuta zu trennen und ſich Lehrer zu ſuchen, welche das geiſtliche Leben beſſer kennten. So kam er zu Udrakorama und Aratakaiama.

Dieſe Einſiedler waren, wie wir eben geſagt haben, beſchauliche, und gehörten zu derjenigen Klaſſe Indiſcher Kämpfer, welche Behufs der Seibſtvollendung die Geſetze des thätigen Lebens verachteten, und die ganze Arbeit des Ringens in die Gewöhnung zu einer ſtarken und unbeweglichen Seeleuruhe ſetzten: die Leidenſchaftsloſigkeit, eine der wichtigſten Grundlagen Indiſcher Ascetik, war das Ziel ihres Strebens. Kaum war Siddarta in die Gemeinſchaft der Beſchaulichen eingetreten, als ihm ihre friedliche Lebensweiſe ſo wohl gefiel, daß er beſchloß, eine längere Zeit bei ihnen zu bleiben. Er ließ ſich von ihnen im beſchaulichen Leben unterweiſen und ward in alle Ge-

heimnisse desselben eingeweiht; unter ihrer Leitung überschritt er die Stufen der symbolischen Leiter jener Selbstversenkungen,*) welche gradweise seine Seele beruhigen, dieselbe von den Wallungen der Gefühle und Gedanken reinigen, sie vor dem Einflusse äußerlicher Eindrücke sicher stellen, und auf immer eine unerschütterliche Ruhe in ihr begründen sollten. Ganze Tage brachte er in Unthätigkeit zu, mit Genuß sich in die Gedankenwelt vertiefend, und gewöhnte sich so an diese Beschäftigung, daß sie ihm während seines ganzen Lebens, bis in die Todesstunde, vor Allem lieb geblieben ist. „Gleichwohl," sagen seine Biographen, „war er mit den Principien unzufrieden, auf welche sich das Beschaulichkeitssystem Udrakorama's und Aratakalama's gründete: es schien ihm unmöglich, daß die Seele des Beschauenden, die Stufen desselben erstelgend, unverändert bliebe, und daß in den erhabensten Verzückungen, wenn jegliche Thätigkeit aufhört und jegliche Bewegung in der Seele, das Ich auf dieselbe Weise existiren könnte. Deßhalb," fügen dieselben Biographen hinzu, „trennte sich Siddarta von den Beschaulichen, wie er sich von den Büßern getrennt hatte, und vollbrachte fortan allein, ohne fremdes Vorbild und Unterweisung, die Arbeit des Vorbereitungskampfes." Und in der That war, wie wir später sehen werden, das Nichtsein das Ich, sowohl des individuellen, als des allgemeinen, ein Grundprincip der Lehre Buddha's; aber diese Buddhistische Meinung war eine Folge seiner Weise, alles Daseiende als ein dem Gesetze der Geburt, der Veränderung und der Vernichtung Unterworfenes zu betrachten. Buddha hat fast das ganze Contemplations-System seiner Lehrer in seine Ascetik übertragen und nur deren Ueberzeugung verworfen, daß die höchste Stufe der Beschaulichkeit der Zustand vollständiger und gänzlicher Befreiung von dem Einflusse alles Sinnlichen (Nirwana) auf die Seele sei. Auch beweist seine Vorliebe für die Contemplation, daß er die beschaulichen Anachoreten wohl nicht so bald wieder verlassen habe, wie die Buddhisten erzählen. Seitdem er den Gridrakuta verlassen, waren schon sechs Jahre verflossen, und wahrscheinlich hatte er einen großen Theil dieser Zeit zuerst bei Aratakalama und darnach bei Udrakorama verlebt. Letzterer war der berühmteste Beschauliche jener Zeit und hinterließ ein Werk, in welchem seine

*) d. i. das „Sich-in-sich-selbst-vertiefen." Der Uebers.

Philoſophie entwickelt war. Dennoch war Siddarta durch die Lehren des weiſen Udrakorama noch nicht befriedigt, und unterließ in der Folge nicht, bei jeder Gelegenheit ſeine Schüler auf die Mängel jenes Syſtemes aufmerkſam zu machen. Differenzen in ihren philoſophiſchen Anſichten, vielleicht auch Udrakorama's Tod, welchen man, den unbeſtimmten Buddhiſtiſchen Nachrichten zufolge, in dieſe Zeit ſetzen kann, beſtimmten Siddarta von Neuem zum Klausnerleben; er ließ ſich in der Umgegend Gaji's nieder und beſchloß, allein, ohne Führer, zu leben. „Hier," ſagen ſeine Lebensbeſchreiber, „in der Unterredung mit ſich ſelbſt und im angeſtrengteſten Nachdenken, fand er endlich die Löſung ſeiner Zweifel und ſeiner Fragen, welche er bei den damaligen Einſiedlern vergebens geſucht hatte; ſein Verſtand wurde durchleuchtet und begriff die wahre Bedeutung der Dinge und der Erſcheinungen; er erforſchte das Geheimniß der Leiden, welche den Menſchen niederbeugen, und fand die wirkſamen Mittel zur Befreiung von denſelben." Mit anderen Worten: er ſtellte eine eigene und ſelbſtſtändige Betrachtungsweiſe, ſowohl in Philoſophie, als Ascetik, auf, und gründete eine neue Lehre, welche ſich vor den damaligen Syſtemen auszeichnete. Seit dieſer Zeit, da Siddarta aus einem Schüler zum ſelbſtſtändigen Denker geworden war, erhält er bei den Buddhiſtiſchen Schriftſtellern die allgemeine Benennung „Buddha" und trägt dieſelbe für immer. Den Namen „Buddha" aber legte man bei den Indiern nur Denjenigen bei, welche ſich durch praktiſche und theoretiſche Kenntniſſe, durch Strenge des Lebens und durch die Gabe der Beredtſamkeit auszeichneten; und wenn daher die begeiſterten Anbeter Schakjamuni's ihren Glaubenslehrer als Buddha verherrlichen, ſo verbinden ſie mit dem Begriffe dieſer Benennung alle ſittlichen, geiſtigen und natürlichen Vollkommenheiten, welche für den Menſchen nur immer möglich ſind. Natürlich dachte Buddha ſelbſt nicht ſo exaltirt und erhaben von ſich; doch fand er in ſich alle Kennzeichen eines Weiſen, d. i. eines Buddha. Tief überzeugt von der „Wahrheit und vollkommenen Begründung" ſeiner Principien, welche er in der Freiheit und Stille der Einſamkeit durchdacht hatte, und ſeine Enthüllungen auf dem Gebiete der Philoſophie und der Moral als leuchtende Wahrheiten betrachtend, durch welche Vorurtheile, Aberglaube, Irrglaube und Verirrungen des Verſtandes, — heimiſch, nach Buddha's Anſicht, in den Schulen anderer Philoſophen und Einſiedler, —

ausgerottet werden mußten, ſtellte er ſich ſelbſt in den Rang des einzigen und allgemeinen Führers im geiſtlichen Leben und eines weiſen Lehrers in Erforſchung der Wahrheit. Proſelytismus lag nicht in ſeinem Charakter, obſchon die nachfolgenden Umſtände beweiſen, daß er dem Glauben an ſeine Miſſion nicht fremd war. So dachte er wenigſtens bei ſeinem Wiedereintritte in das öffentliche Leben, als die Erfahrung ſeinen jugendlichen Eifer noch nicht abgekühlt hatte. Er wollte nicht mit ſich zugleich auch ſeine neuen Ideen in der Einöde begraben, und entſchloß ſich deshalb, in die von ihm verlaſſene Welt zurückzukehren und ſeine Lehre zu verbreiten. In dieſer Abſicht verließ Buddha die Umgegend Gaji's und wandte ſich gegen die weſtliche Gränze von Magada, wahrſcheinlich, weil er ſeine Vaterſtadt beſuchen wollte. Doch ſeine Vorausſetzungen wurden getäuſcht. Allein, ohne Anhänger und ohne Berühmtheit, durfte er keinen Erfolg erwarten auf einer Laufbahn, in welcher zu ſeiner Zeit ſo viele Asceten ſich bewegten, erfahrene Männer, von einer Schülerſchaar umringt und im Volke hoch geehrt. In Benares begegnete Buddha einigen ſeiner Verwandten und wollte an ihnen die Wirkſamkeit ſeiner Lehre und ſeiner Beredtſamkeit erproben; aber der Verſuch fiel höchſt unglücklich aus: die Schakjaputra, d. h. die Mitglieder der Familie Schakja, überſchütteten ihn mit Spott, und verhehlten ihre Verachtung gegen die Lehrer-Wichtigkeit nicht, mit welcher er ihnen ſeine ascetiſchen Anſichten enthüllte; zugleich rückten ſie ihm die Unbeſtändigkeit und den Leichtſinn vor, mit welchen er, von einem Einſiedler-Orden zum andern übergehend, mehrfach die Lebensweiſe geändert hätte, und bewieſen ihm, daß er in ſeinem derzeitigen Zuſtande weder die unerläßliche Autorität für die Thätigkeit eines Verkündigers beſäße, noch auch die Erfahrung eines Weiſen, als welcher er vor ihnen erſcheinen wollte. Ein ſo verfehlter Anfang ſeines öffentlichen Lebens bewog Buddha, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Ungewißheit ſeiner Stellung zu richten und auf die Bedingungen, unter welchen es ihm gelingen möchte, auf die öffentliche Meinung zu wirken; — und zur Erreichung dieſes Zieles ſchien ihm das zuverläſſigſte Mittel, an der Spitze vieler Anhänger zu ſtehen, und eine Schaar von Mitarbeitern an ſeiner Seite zu haben. Demgemäß faßte Buddha ſeinen Entſchluß: er vermeinte, wenn es ihm nur gelänge, irgend einen Anachoreten zu gewinnen, welcher bei dem Volke in Anſehen ſtände, ſo wären auch

ſeine Autorität und ſein Einfluß auf die Menge geſichert. Da er wußte, daß der berühmteſte Anachoret ſeiner Zeit Uruwilwa Kaſchjapa war, ſo wagte er ſich an das ſchwierige Unternehmen, dieſen einflußreichen Mann auf ſeine Seite zu ziehen; und ſomit kehrte er aus Benares um, nach der Stadt Gaji an die Ufer des Nirantſchana, wo, wie wir oben geſagt haben, Kaſchjapa lebte.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß Uruwilwa Kaſchjapa Feuer-Anbeter war; doch darf man daraus noch nicht ſchließen, daß er der Religion Zoroaſters zugethan war, wenn man dieſelbe als eine in Indien fremde betrachtet. Aus der Popularität zu ſchließen, deren Kaſchjapa genoß, könnte er vielmehr zur Zahl der Schiwaiten gehört haben, welche das Feuer als ein Symbol Schiwa's, d. i. der zerſtörenden Kraft, verehrten, oder zu den Anhängern Ulluki's, des Gründers einer Philoſophenſchule, welche in ſpäterer Zeit unter dem Namen Waiſcheſchiki bekannt war, und in deren Lehre das Feuer als das mächtigſte Agens der ganzen Weltſchöpfung galt. Mit der Verehrung des Feuers war die Verehrung der Himmelslichter verbunden: täglich, bei Sonnenaufgang, verneigte ſich der Feuer-Anbeter vor dem emporſteigenden Geſtirn; zu gewiſſen Tagesſtunden ſchlachtete er dem Feuer Opferthiere und verbrannte Specereien, zur Nachtzeit aber ſchürte er Feuer auf den Altären und zündete Lampen an. Man darf übrigens annehmen, daß das Feuer beſtändig unterhalten wurde. Unter ſolchen Beſchäftigungen brachte Uruwilwa Kaſchjapa ſein Leben hin, umgeben von einer ganzen Schülergeſellſchaft und zwei jüngeren Brüdern, Gaija Kaſchjapa und Nati Kaſchjapa, welche Letztere von dem älteſten Bruder getrennt, ebenfalls an den Ufern des Nirantſchana wohnten; auch ſie hatten einige Schüler und verehrten das Feuer, Uruwilwa aber hatte über ſie die Macht des Familienhauptes und die Autorität des Lehrers. Sonach war er der Vornehmſte unter den Nirantſchaniſchen Feuer-Anbetern.

Da die Bekehrung Uruwilwa Kaſchjapa's in ſeinem Plane lag, ſo wollte Buddha nicht in die Zahl ſeiner Schüler eintreten, ſondern nur ſein Gaſt oder ſein Nachbar ſein; daher bemerkte der alte Anachoret gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit Buddha, daß er nicht mit einem Schüler zu thun hätte, behandelte ihn mit Kälte, und rieth ihm, an irgend einem anderen Orte ſich eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen; trotz dieſes Mißtrauens ſeines Wirthes jedoch beharrte

Buddha bei ſeinem Entſchluſſe, und ließ ſich in einer verödeten Höhle, unweit des Sitzes der Feueranbeter, nieder. Seit dieſer Zeit führte er einen beſtändigen Kampf mit den religiöſen und perſönlichen Vorurtheilen Uruwilwa's und ſetzte denſelben ſechs Jahre hindurch unermüdlich fort, ohne auf irgend ein Hinderniß zu achten, wenn gleich mit großer Vorſicht. Vor Allem ſuchte er die Zuneigung und das Vertrauen Uruwilwa's zu gewinnen, indem er ihm Dienſte und Aufmerkſamkeiten erwies; er beſtimmte ihm den beſten Theil der Gaben, welche er in den umliegenden Dörfern einſammelte, brachte ihm ſeltene Früchte, welche er in den Wäldern fand — die Affen warfen ſie von den Baumwipfeln auf ihn herab —, und trieb ſeine Gefälligkeit ſo weit, daß er bei den religiöſen Gebräuchen Uruwilwa's das Feuer auf den Altären ſchürte. Alljährlich, während der Zeit, da Uruwilwa die Beſuche frommer Pilger empfing, zog ſich Buddha auf das andere Ufer des Fluſſes zurück, ſo lange, bis kein Beſucher mehr da war, indem er ſich kein Recht beimaß, wie er ſelbſt Uruwilwa verſicherte, Theil zu nehmen an den Ehrenbezeigungen der Pilgrime und an den von ihnen dargebrachten Geſchenken, welche Jenem allein gebührten; in der That aber entfernte ſich Buddha zu ſolcher Zeit aus Beſorgniß, die Fremden möchten ihn für einen Schüler Uruwilwa's halten, wenn ſie ihn in der Geſellſchaft dieſes Anachoreten erblickten. Durch ein ſolches Benehmen erwarb Buddha allmählig die Freundſchaft Uruwilwa's, welcher die Aufmerkſamkeit durch Aufmerkſamkeit zu erwiedern begann; ja er erwies Buddha ſogar einen wichtigen Dienſt, indem er in einer augenſcheinlichen Gefahr ihm das Leben rettete. Buddha pflegte nämlich an das jenſeitige Ufer des Nirantſchana zu gehen, wo er auf einige Zeit verſchwand, um entweder in den Dörfern Almoſen einzuſammeln, oder ſich in die Einſamkeit zu begeben. Nun war bei einer dieſer Wanderungen Buddha's der Fluß in Folge ſtarker Regengüſſe aus ſeinen Ufern getreten, und die Stelle, an welcher er ihn ſonſt mittelſt einer Furt durchſchritt, unwegſam geworden. Auf dem Heimwege überraſchte den Wanderer eine ſtürmiſche Nacht, gerade als er am Ufer anlangte; dennoch ſchritt er kühn in die Flut, hatte aber kaum einige Schritte gethan, als der brauſende Strom ihn ergriff und ſammt ſeinen trüben Wogen abwärts riß. Zu derſelben Stunde erwartete Uruwilwa, voll Beſorgniß um den Freund, deſſen Rückkehr: da vernahm er plötzlich einen Schrei

vom Fluſſe her, und erkannte die Stimme Buddha's; er rief ſogleich ſeine Schüler herbei, ſtürzte ſich mit ihnen in den Strom und rettete den Verſinkenden aus offenbarer Todesgefahr. Dieſer Vorfall ſcheint Uruwilwa dem Buddha noch mehr angenähert zu haben. In demſelben Grade aber, wie Buddha Einfluß auf Uruwilwa gewann, bemühte er ſich, deſſen frühere Vorurtheile zu vernichten, und bewies ihm in ihren Geſprächen die Grundloſigkeit der abergläubiſchen Gebräuche, welche die Feueranbeter beobachteten, indem er gleichzeitig, als Erſatz dafür, ſeine Anſichten und ſeine Sittenlehre darlegte, — nach ſeinen eigenen Worten: die natürlichſten Anſichten und die einfachſte und reinſte Sittenlehre. Es ſind übrigens die beſonderen Umſtände, unter welchen Buddha das Bekehrungswerk an Uruwilwa gelungen iſt, faſt gänzlich unbekannt; man weiß nur, daß Buddha endlich ſeinen Zweck erreichte: er bewog Uruwilwa, ſeinen vorigen Glaubensmeinungen zu entſagen und ſich zum eifrigen Vertheidiger der neuen Lehre aufzuwerfen. Die Opfer hörten auf, und die Opfergeräthe wurden in den Nirantſchana geworfen; die Schüler Uruwilwa's aber folgten ohne Widerſpruch dem Beiſpiele ihres Lehrers und gaben ohne Murren die bisherige Lebensweiſe auf. Nach einiger Zeit ſtanden auch Uruwilwa's Brüder, Gaija und Nati, ſobald ſie von dieſem Ereigniſſe vernommen, nicht weiter an, ſich mit der neuen Geſellſchaft zu vereinigen, vollkommen überzeugt, daß ihr älteſter Bruder ſich nimmermehr entſchloſſen haben würde, die neue Art des Denkens und Seins anzunehmen, wenn ſie nicht vortrefflicher wäre als die vorige. So erkannten ſie denn Buddha als ihr Oberhaupt an, ohne noch recht den Geiſt ſeiner Lehre begriffen zu haben, und die Geſammtzahl Derjenigen, welche die Geſellſchaft der Anhänger Buddha's ausmachten, belief ſich auf einige Hundert.

Jetzt war Buddha's Stellung eine ſolche, daß ſie auch außerhalb des Kreiſes ſeiner Anhänger kein Geheimniß mehr bleiben konnte. Man wußte längſt, daß ein Schakjaputra, ein Sohn Soddodanà's, Einſiedler geworden war; in den Gegenden, in welchen er ſich aufhielt, oder Almoſen ſammelte, kannte man ihn unter dem Namen „der Schraman Gotama's", d. i. der Streiter aus dem Hauſe Gotama, und er ſelbſt nannte ſich ebenfalls Schraman, und trug dieſe Benennung bis an ſeinen Tod. Als Buddha zu Uruwilwa gekommen war und ſeinen Einfluß auf ihn geltend zu

machen ſuchte, verbreitete ſich in den umliegenden Ortſchaften das Gerücht, es hätte Uruwilwa einen neuen Schüler aus der Kaſte der Kſchatria gewonnen: Buddha widerlegte dieſes Gerücht, indem er an der Spitze einer zahlreichen Geſellſchaft erſchien, gab aber gleichzeitig zu anderen, weit bedeutſameren Gerüchten Veranlaſſung. Im Volke ging nämlich nunmehr die Rede, es hätte ſich im Oſten, an der Spitze einiger Hundert Anhänger, ein Mitglied des Stammes Schakja, königlicher Abkunft, gezeigt, und beabſichtigte, ſich allmählig zu dem Range eines Tſchakrawartin des goldenen Rades emporzuſchwingen; dieſer Name aber erinnerte das Volk an die alten Sagen von einem Monarchen des ganzen Indiens und den glücklichen Zeiten einer Monarchie, da es keine Fehden und Feindſchaften unter den kleinen Machthabern gab, und da das Volk deren Gewaltthätigkeiten nicht zu fürchten und kein Kriegselend zu erdulden hatte, ſondern, unter dem Scepter eines Kaiſers ſtehend, aller Segnungen einer einheitlichen Herrſchaft theilhaftig wurde. — Die Kunde von den Buddha beigemeſſenen Abſichten drang auch zu dem Hofe von Ratſchagricha, und erregte unter der Umgebung Bimbaßara's einige Beſorgniß; Bimbaßara indeß ſchenkte dem Volksgerede keinen Glauben, ſondern betrachtete Buddha als einen gewöhnlichen Einſiedler, in deſſen Kopfe keinerlei politiſche Pläne vorauszuſetzen wären, bis endlich die Ankunft Buddha's in Ratſchagricha alle Zweifel löſte, welche ſich auf ſeine Rechnung erhoben hatten. Während man ſich nämlich in Vermuthungen über ihn erſchöpfte, hatte er den Entſchluß gefaßt, auf immer mit der verborgenen Lebensweiſe zu brechen, welche er bis dahin beobachtet hatte, und ſeinen Sitz an einem Orte aufzuſchlagen, wo ſeine Geſellſchaft ſich einer ſorgenfreien Exiſtenz erfreuen könnte. Die Hauptſtadt Magada's bot ihm dieſe Vortheile, und außer vielen anderen Rückſichten, welche ihn zu dieſer Wahl beſtimmten, hatte Buddha wahrſcheinlich zugleich im Sinne, durch ſein unerwartetes und freiwilliges Eintreffen in Ratſchagricha die lügenhaften Gerüchte, welche hinſichtlich ſeiner Perſon umliefen, niederzuſchlagen; er brach daher mit der neugeworbenen Brüderſchaft von den Ufern des Nirantſchana auf und zog nach Ratſchagricha. Der Sitte gemäß ließ er ſich in der Umgegend der Hauptſtadt nieder, am Fuße des Gridrakuta und in der Nachbarſchaft ſeiner früheren Mitkämpfer, der Büßer. Seine erſte Handlung nach

ſeiner Ankunft war eine Rechtfertigung gegen den Verdacht politiſcher Abſichten: er erklärte öffentlich, daß irdiſche Gedanken längſt von ihm gewichen wären, und daß weltlicher Ruhm nicht das Theil eines Einſiedlers wäre; — und von Buddha's Unſchuld überzeugt, überhäufte ihn Bimbaßara mit Zeichen ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Schutzes, liebkoſte ihm, und verhieß ihm und ſeiner Geſellſchaft treulichen Beiſtand, ſo lange er in der Nähe der Hauptſtadt bleiben wollte. Die Geneigtheit des Fürſten hätte für Buddha die günſtigſten Folgen. Es fanden ſich Perſonen, welche darauf dachten, der Geſellſchaft der Schramanen einen Zufluchtsſtätte zu bieten, — ein, nach der Meinung jener Zeit, gottgefälliges und ſeelenerrettendes Werk. Wir haben geſagt, daß Buddha ſich am Gridrakuta niedergelaſſen habe. Derſelbe zeichnete ſich in der, Ratſchagricha rings umſchließenden, Bergkette durch ſeine fünf Gipfel aus, auf welchen Adler horſteten, woher er auch die Benennung Gridrakuta (Gridra: Adler, und Kuta oder Kutſcha: Gipfel) erhalten hatte; und in ſeinen ſteilen Felſen befanden ſich mehrere Höhlen, welche den Einſiedlern Schutz vor dem Unwetter und eine Zuflucht vor dem Getümmel des geſellſchaftlichen Lebens boten. Der Gridrakuta lag nicht weit von der Stadt (acht Werſt nach Nordoſten), jedoch in wilder und öder Umgebung, und wiewohl Buddha dieſe Einöde anderen, belebteren Gegenden vorzog, ſo begehrte doch ſeine zahlreiche Brüderſchaft einen bequemeren Zufluchtsort. Da war ihm ein vornehmer Mann in Ratſchagricha, Namens Kalanda, behülflich, ſeine Anhänger unterzubringen, indem er ihnen ſeinen ländlichen Garten oder Bambushain anbot, welcher nach ſeinem Eigenthümer „Kalandaka" hieß und von der Stadt nicht weiter als eine Werſt gegen Norden entfernt lag. Dieſen Garten hatte Kalanda Einſiedlern von der Secte Nirgranta überlaſſen; da er jedoch die gnädige Geſinnung des Fürſten gegen Buddha bemerkte, bewog er Jene, dieſes Geſchenk wieder aufzugeben, und führte Buddha in den Beſitz deſſelben ein. Natürlich zögerte Buddha nicht, nach Kalandaka überzuſiedeln, und fand daſelbſt ein genügendes und bequemes Unterkommen für ſich und ſeine Brüderſchaft.

Unter ſo günſtigen Anzeichen begann Buddha ſein öffentliches Leben. Wohl müßte es von hohem Intereſſe ſein, den ferneren Ereigniſſen deſſelben, den Erfolgen Buddha's in Verbreitung ſeiner

Lehre, ſeinem Kampfe mit den übrigen Schulen Indiens, ſeinen Reiſen in Indien, ſo wie anderen Umſtänden folgen zu können, welche in einer, nach Zeit und innerem Zuſammenhange geordneten, Darſtellung die beſte hiſtoriſche Charakteriſtik ſeines Lebens liefern würden: allein um alle dieſe Dinge haben die Buddhiſtiſchen Schriftſteller ſich nicht bekümmert, oder ſind vielleicht außer Stande geweſen, zuverläſſige Berichte über dieſelben aufzuzeichnen. Sämmtliche ſpeecielle Lebensbeſchreibungen Buddha's und alle biographiſche Skizzen, welche in anderen Buddhiſtiſchen Schriften vorkommen, melden die Lebensumſtände Buddha's bis zu dem Zeitpunkte, da er mit ſeiner Genoſſenſchaft nach Ratſchagricha wanderte, brechen an dieſer Stelle den Faden ihrer Erzählung ab, und gehen zur Darſtellung der letzten Lebensjahre Buddha's über. Nun iſt Buddha in ſeinem achtzigſten Lebensjahre geſtorben; er war etwa dreißig Jahre alt, als er Uruwilwa bekehrte: folglich dehnt ſich bis zum letzten, durch wichtige Begebenheiten ausgezeichneten, Decennium ſeines Lebens eine faſt vierzigjährige Periode aus, welche den bedeutſamſten Lebensabſchnitt Buddha's bildet, leider aber von ſeinen Biographen übergangen iſt. Zur Ausfüllung dieſes Intervalles bleibt uns, in Ermangelung geſchichtlicher Thatſachen, nur übrig, hier eine Reihe von Bemerkungen niederzulegen über die Lebensweiſe, welche Buddha ſeit ſeiner Niederlaſſung bei Ratſchagricha angenommen, über die Ordensregeln, welche er in ſeiner Verbrüderung aufgeſtellt, und über ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Darnach ſollen die Umſtände berührt werden, welche ſeinem Ende vorangegangen ſind.

Buddha war ein Schraman; ſo nannte er ſich ſelbſt, und ſo nannten ihn auch die Anderen. Im Allgemeinen jeden Kämpfer bezeichnend, welcher in einem ſtrengen aſcetiſchen Leben ſich vervollkommnete, deutete dieſer Name durchaus auf keine beſondere Gattung von Einſiedlern hin; ſeitdem ihn aber Buddha ſeiner Lebensweiſe beigelegt hatte, wurde er die ausſchließliche Bezeichnung jedes Buddhiſten. Die Bedeutung des Standes eines Schramanen und ſein Unterſchied von den übrigen Ständen werden bei den Buddhiſten hiſtoriſch erläutert. „In alten Zeiten," ſagt eine Sudra, welche den Urſprung der Indiſchen Kaſten behandelt, „gab es Beiſpiele, daß manche Mitglieder der Geſellſchaft, ſei es in Folge häuslichen Mißgeſchickes, ſei es in beſonderer Stimmung des Gemüthes,

die irdiſchen Sorgen von ſich warfen, aller Verpflichtungen des Familienlebens ſich entkleideten und ſich in öde Gegenden zurückzogen. In Gebirgen oder Wäldern ihren Aufenthalt wählend, errichteten ſie ſich Hütten aus Kräutern und Baumzweigen und führten in ihnen ein ruhiges und ſorgloſes Leben, indem ſie einen großen Theil ihrer Zeit dem Nachdenken weihten. Um die Mittel für ihren Lebensunterhalt kümmerten ſie ſich nicht: bedurften ſie irgend eines Gegenſtandes, ſo begaben ſie ſich früh am Morgen oder ſpät am Abend in die nahen Dörfer, empfingen von gutherzigen Gebern, weſſen ſie benöthigt waren, Speiſe oder Kleidung, und kehrten wieder in ihre Zufluchtsörter zurück. Der untadelige Lebenswandel dieſer Einſiedler, ihre Leidenſchaftsloſigkeit und ihre Entfernung von der Welt voll böſer Thaten, erwarben ihnen beim Volke den Namen „Brachmanen, d. i. die Reinen; — und ſeit dieſer Zeit bildete ſich die beſondere Klaſſe von Menſchen, welche die Kaſte der Brachmanen ausmachen. Im Laufe der Zeit büßten indeß Viele aus der Brachmanenkaſte die urſprüngliche Einfachheit und Reinheit der Sitten ein; ſie wurden des Aufenthaltes in der Einſamkeit und des Nachdenkens müde und vertauſchten das Einſiedlerleben mit dem Wanderleben, ſchweiften durch die Dörfer, erboten ſich den Bewohnern derſelben zu Zaubereien und Beſchwörungen, und lebten in ſolcher Weiſe auf Rechnung des abergläubiſchen Volkes, welches ſie ſeine Führer nannte. Eine derartige Lebensweiſe verderbte ſehr bald die Sittlichkeit dieſer Einſiedler und ſtumpfte die Strenge ihrer Regeln vollſtändig ab, bis ſich in der Folgezeit und im Gegenſatze zu ihnen endlich eine beſondere Art von Anachoreten erhob, welche unter dem Namen Schramanen bekannt wurden."

„Die Schramanen entſagen ebenfalls der Welt, legen aber gleichzeitig das Gelübde ewigen Einſiedlerlebens ab, und ſcheeren Haupt und Bart zum Zeichen ihrer Verachtung gegen die irdiſchen Verhältniſſe; wie die übrigen Anachoreten, ziehen auch ſie ſich von dem Geräuſche der menſchlichen Wohnungen zurück und bringen ihr Leben in eifriger Selbſtvervollkommnung zu, ohne jedoch eine beſondere Kaſte zu bilden; daher iſt der Stand eines Schramanen dem Kſchatria und Brachmanen ſowohl, wie dem Waiſchja und Schudra zugänglich."

Nach dieſem Bruchſtücke zu urtheilen, haben die Brachmanen zuerſt das Anachoretenleben geſtiftet, oder die Einſiedler waren viel-

mehr Brachmanen; indeſſen gab es zu Buddha's Zeiten eine zahlreiche Klaſſe von Büßern, welche weder urſprüngliche Brachmanen geweſen ſein können, noch herumziehende Einſiedler, wobei freilich ungewiß bleibt, ob ſie überhaupt der Brachmanenkaſte angehörten. Daher müſſen in dem angeführten Bruchſtücke unter dem Namen Schramanen alle Diejenigen verſtanden werden, welche, ohne durch das Geſetz ihrer Kaſte dazu genöthigt zu ſein, ein „Kampf-Leben" führten und ascetiſchen und philoſophiſchen Grundſätzen folgten, die von dem Geleiſe brachmaniſcher Traditionen abwichen. Weil aber damals ein Jeder „das Ringen" nach ſeinem eigenen Sinne auffaßte: ſo wollte Buddha, dem Geiſte ſeiner Lehre gemäß, daſſelbe von brachmaniſchen Vorurtheilen und von dem Aberglauben der übrigen Einſiedler reinigen; wie er durch ſeine Lehre dem Skepticismus und der Leichtgläubigkeit einen Damm entgegenzuſetzen ſtrebte, ſo trachtete er, im Praktiſchen die Strenge der Geſetze zugleich mit der Einfachheit der Lebensweiſe wieder herzuſtellen; auf dieſen Umſtand legte er ein beſonderes Gewicht, und es ſollte der Stand des Schramanen ſich auch im äußerlichen Lebenswandel ausdrücken.

Als Buddha an der Spitze einer zahlreichen Schaar von Anhängern ſtand, ordnete er ihre Lebensweiſe ſeinen Anſichten gemäß, theils durch ſein eigenes Beiſpiel, theils durch mündliche Anleitungen. Die von ihm geſtiftete Geſellſchaft der Schramanen hieß Sangoi, d. i. Verſammlung oder Verbrüderung, und jedes Mitglied dieſer Brüderſchaft hieß Bikſchu, d. i. ein Armer, ein Bettler, weil das erſte und wichtigſte Gelübde, welches jeder in die Brüderſchaft Eintretende ablegen mußte, das Gelübde der Armuth und der Beſitzloſigkeit war. Der Stand des Bikſchu war deswegen, weil er ſein Leben durch die milden Gaben der Anderen friſten mußte, nicht nur nicht ſchimpflich, ſondern er war vielmehr ein Gegenſtand tiefer Verehrung bei dem Volke, weil er mit dem Stande des Einſiedlers verbunden war; ja, es wurde in jener Zeit ſogar darüber geſtritten, was ſeelenerrettender wäre und höher zu ſtellen: ob Almoſen geben, ob Almoſen empfangen. — In der Brüderſchaft der Buddhiſten herrſchte eine vollſtändige Gleichheit der Einſiedler; denn die einzigen Zeichen einer Rangordnung, welche unter den Mitgliedern zum Vorſchein kam, beſchränkten ſich auf die Beziehungen des Jüngeren zum Aelteren, und auch dieſes nicht nach den Jahren, ſondern nach der Zeit des Ein-

trittes in die Verbrüderung. Der Kſchatria oder der Brachmane, welcher die Gelübde des Bikſchu nach einem Waiſchja abgelegt hatte, mußte in Allem und überall Letzterem den Vorrang abtreten.

Unwillig über den Irrthum und den Aberglauben, welche in den Sitten der Büßer walteten, wollte Buddha weder alle ihre Sonderbarkeiten und die mancherlei Arten willkürlicher Selbſtpeinigung nachahmen, noch ihre ungewöhnliche Lebensweiſe, welche zwar die Blicke und damit zugleich die ehrfurchtsvolle Bewunderung des Volkes auf ſie lenkte, aber doch die geheime Eitelkeit und die Nahrungsbedürftigkeit, welche ihr Thun beſtimmten, nur ſchlecht verhüllte. Er machte es daher den Bikſchu zum Geſetze, ſich mit allem erforderlichen Anſtande und aller Strenge zu benehmen, und nie das Geiübde der Armuth zu verletzen, damit die äußere Erſcheinung des Schramanen der ernſten und erhabenen Stimmung ſeiner Gedanken entſpräche; keinerlei fremdartige Eindrücke ſollten ihn verſtimmen oder zerſtreuen; der Ausdruck ſeines Angeſichtes ſollte ſtets ruhig ſein, ſeine Geſtalt aufgerichtet, ſein Gang langſam, ſein Almoſen-Empfang würdevoll; jeder Bikſchu ſollte ein Gewand beſitzen, welches ſeinen ganzen Leib verhüllte; zum Muſter deſſelben diente das Jagdkleid, welches Buddha zur Zeit ſeiner Flucht aus Kapilawaſtu getragen hatte. Häufig flickten die Bikſchu ihre Gewänder aus alten, weggeworfenen Lappen zuſammen, welche ſie in der Nähe der bewohnten Oerter fanden; jedes Stück aber ſäuberten und wuſchen ſie zuvor, damit das aus ihnen zuſammengeſetzte Kleid, bei aller Dürftigkeit des Materiales, dennoch reinlich und ſauber wäre.

Buddha hatte eine Menge Beſchützer und Danapati, d. h. Perſonen, welche ſich anheiſchig gemacht hatten, ihm und ſeiner Brüderſchaft die nöthigen Subſiſtenzmittel zu verſchaffen; ſei es nun, weil Buddha vermöge ſeiner Herkunft leicht Zutritt zu ſolchen Männern fand, welche einen höheren Rang einnahmen, ſei es, weil er vor Allem nach der Geneigtheit dieſer Hochgeſtellten zu trachten pflegte: genug, ein großer Theil ſeiner Danapati gehörte zu den Ratſcha's der kleinen Herrſchaften, den Stadthäuptern, den Großen und den Reichen. Sie ſchenkten Buddha ihre Landhäuſer oder ihre ländlichen Gärten und bauten Wohnungen zur Unterbringung ſeiner Brüderſchaft; ſobald dieſe Landhäuſer in den Beſitz Buddha's übergegangen waren, hießen ſie Saugarami, d. i. Gärten der Verbrüderung, eine Be-

nennung, welche den allgemeinen Zufluchtsſtätten der Buddhiſtiſchen Einſiedler für immer verblieben iſt. Die Sangarami lagen außerhalb der Städte und Niederlaſſungen, weil Buddha den Aufenthalt in dieſen letzteren, inmitten beſtändigen Getümmels und ſteter Zerſtreuungen, als unverträglich mit der Seelenruhe und den tiefen Meditationen betrachtete, welche der Beruf des Schramanen erforderte, und weil er es zur unwandelbaren Regel gemacht hatte, niemals in Städten und Niederlaſſungen einen Zufluchtsort zu haben, ausgenommen für die Zeit des Almoſenſammelns oder eines Gaſtmahles.

Der Unterhalt der Bikſchu hing von der täglichen Almoſen-Sammlung ab. In der Morgenfrühe verließ Buddha, von der Schaar ſeiner Schüler umgeben, die Sangarama, und begab ſich mit ihnen in eine Stadt oder Niederlaſſung, um die tägliche Nahrung zu ſuchen. Bei ihrem Eintritte zerſtreuten ſich die Bikſchu nach verſchiedenen Seiten, jeder mit ſeiner Schaale oder Speiſeſchüſſel. Regel und Beiſpiel Buddha's forderten, daß während des Almoſen-Sammelns die Bikſchu niemals vergäßen, die Würde ihres Berufes zu bewahren, indem ſie durch Nichts ſich zerſtreuen, durch Nichts ſich in Verwunderung ſetzen ließen. Die Verſagung einer Gabe nahmen ſie mit demſelben Gleichmuthe hin, wie ein reiches Geſchenk, und, der Reihenfolge der Häuſer nachgehend, baten ſie ſowohl bei der reichen, als bei der armen Familie um Almoſen. Nach der Sitte jener Zeit reichten ſie dabei, ohne eine Bitte auszuſprechen, dem Hausherrn ihre Schaale; dieſer füllte dieſelbe mit gekochtem Reiß und gab ſie dem Bittenden zurück, oder er verabreichte ihm ſonſtige Lebensmittel, worauf Buddha, wenn er ſelbſt der Empfänger war, gewöhnlich den Segen über das Haus des Gebers ausſprach, ihm und ſeiner Familie Glück, Zufriedenheit und Geſundheit wünſchte, und ſehr häufig von dem Nutzen des Almoſens redete. Um die Mittagszeit kehrten die Bikſchu mit dem Vorrathe der eingeſammelten Gaben in die Sangarama zurück; ein Theil des Empfangenen, — ſo wollte es wenigſtens die Regel, — wurde hungrigen Bettlern ausgetheilt, falls ſolche ſich zeigten: einen anderen trug man für die wilden Thiere und die Raubvögel in eine öde Gegend, und der Reſt diente der Brüderſchaft zum Mittagsmahle, wobei die Speiſe gleichmäßig unter die Bikſchu vertheilt wurde. Die übrigen Tagesſtunden widmete Buddha den Geſprächen mit ſeiner Umgebung, oder, was noch häufiger geſchah,

er begab ſich in eine einſame Gegend, in eine Höhle, oder unter einen Baum, und überließ ſich hier, in völliger Freiheit, ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, — der Beſchaulichkeit (inneren Betrachtung, Contemplation), wobei er mit untergeſchlagenen Beinen und in unbeweglicher Haltung ſaß. So verfloß ein jeder Tag des Bettlerlebens Buddha's, wenn er mit ſeiner Brüderſchaft beiſammen wohnte. Die Bikſchu durften keinen Vorrath, weder an Lebensmitteln, noch an Kleidern haben, ſondern wer von ihnen deren bedurfte, der ging in die Niederlaſſung, um das Material dazu einzuſammeln; war er neuer Sandalen benöthigt, oder eines Fadens, um ſein altes Kleid auszubeſſern, ſo begab er ſich abermals deswegen in die Niederlaſſung. Mit einem Worte: der Bikſchu ſollte ſich jeden Tag ſeines Lebens von milden Gaben abhängig fühlen.

Das Jahr wurde bei den Indiern in drei Zeiten getheilt: Winter, Sommer und Herbſt. Den größeren Theil des Winters verlebte Buddha in Geſellſchaft ſeiner Schüler, und zwar an einem Orte, meiſt in der Nähe von Ratſchagricha oder Schrawaſti; bei Annäherung des Sommers aber, wenn in Madjadeſcha, wie noch heutiges Tages, die periodiſchen Regengüſſe begannen, der Ganges und die andern Ströme aus ihren Ufern traten, und die Verbindungen zwiſchen den Städten und Niederlaſſungen äußerſt ſchwierig wurden, entließ Buddha die Bikſchu in verſchiedene Gegenden zum Sommeraufenthalte, damit der Entbehrung und dem Mangel an Lebensunterhalt für ſeine zahlreiche Geſellſchaft vorgebeugt würde, und damit eine Erleichterung für die Almoſengeber einträte, welche ſelbſt während des Sommers von den früher geſammelten Vorräthen leben mußten. Jeder Bikſchu wählte ſich ein Dorf, in deſſen Nähe er ſich niederließ, um daſelbſt vier volle Monate einſam hinzubringen, ohne ſeine Mitbrüder zu ſehen. Auch Buddha zog ſich für dieſe Zeit, zuweilen in Geſellſchaft eines Schülers, in die Einſamkeit zurück. Mit dem Ablaufe der viermonatlichen Einſamkeit, welche das „Sommerſitzen" hieß, verſammelten ſich die Bikſchu wieder an einem Orte, wohin ſich auch Buddha begab, und jeder von ihnen berichtete alsbald über ſeine Fortſchritte in der geiſtlichen Selbſtvervollkommnung während des einſamen, der Beſchaulichkeit geweihten Lebens, oder holte Buddha's Entſcheidung ein über ſchwierige Fragen der Moral oder der Beſchaulichkeitslehre. Im Herbſte, welcher mit dem

Schluſſe des „Sommerſitzens“ anfing, trennte ſich Buddha's Brüderſchaft, um truppweiſe in Magada und Kaßala umherzuziehen, während Buddha ſelbſt am häufigſten nach Schrawaſti ging, in deſſen Umgebungen er einen ihm zum Geſchenke gemachten Garten, Tſchetawania, beſaß; desgleichen beſuchte er verſchiedene Städte Magada's, Kaßala's, Madura's und Utſchtſchajani's, ja ſogar Andra, welches in der Mitte des ſüdlichen Indiens lag, und Kalinga, welches einen Theil der Küſte Koromandel einnahm; ſeine ungaſtliche Vaterſtadt Kapilawaſtu hingegen betrat er nicht öfter als drei- oder viermal.

Es iſt hier der Ort, einige Worte über Buddha's Reiſen in entferntere und außerhalb Indiens gelegene Länder zu ſagen. Weder aus der Art und Weiſe des Lebens Buddha's, noch aus den Umſtänden, welche ſeine Erſcheinung, ſeine Thaten und ſeinen Tod begleiteten, noch aus den alten Ueberlieferungen läßt ſich der Schluß ziehen, daß er aus Bekehrungseifer oder aus anderen Gründen die Gränzen des eigentlichen Indiens überſchritten habe. Von dem öſtlichen Theile des alten Indiens iſt ſelbſt lange Zeit nach Buddha bei den Buddhiſtiſchen Schriftſtellern keine Rede; eben ſo werden von den Reichen des ſüdlichen Indiens in alten Buddhiſtiſchen Schriften nur wenige erwähnt; unter den Inſeln des ſüdlichen Meeres aber zeigte Ceylon, von wo aus in ſpäterer Zeit der Buddhismus ſich auf die übrigen Inſeln und ſogar nach Siam und Birman verbreitete, zu Buddha's Zeit nur Spuren einer eben erſt beginnenden Bildung. Im Norden bildete der Himalaya Indiens natürliche Gränze; jenſeit dieſer Gebirgskette aber verlegten die Einbildungskraft und dunkele Sagen der Indier fabelhafte und wunderbare Länder, welche nach den Behauptungen neugieriger Reiſenden von wilden Berghöhen begränzt wurden. Die weſtlich und nordweſtlich von Indien gelegenen Gegenden waren bei den alten Buddhiſten am meiſten bekannt: ſie nennen in ihren Schriften Pantſchala (das Pentſchab), Machatſchina (Perſien), Kapina (Kaſchemir und Kabul), Bachlika, ein Volk, welches nördlich von Balk ſaß, und endlich Kußatana (Chotan); alle dieſe Länder- und Städtenamen wurden jedoch den Buddhiſten erſt im 2. Jahrhundert nach Buddha's Tode bekannt, einige ſogar noch ſpäter, während es völlig unmöglich iſt, in den Nachrichten über die entfernteren Zeiten Spuren einer Verbindung

zwiſchen den alten Indiern und den außerindiſchen weſtlichen und nordweſtlichen Ländern zu entdecken. Die gegenwärtig bei den Buddhiſten vorhandenen Traditionen über Buddha's Wanderungen im Reiche, welche ſich erſt nach ihm gebildet, zu Völkern, welche erſt in ſpäteren Zeiten ſich gezeigt haben, ſind eben nichts Anderes, als erdichtete Erzählungen der Indiſchen Buddhiſten, welche jenen Völkern ſchmeicheln wollten, oder der dortigen Proſelyten, welche ihr Vaterland durch den Beſuch Buddha's zu ehren wünſchten. Aehnliche Ueberlieferungen haben Buddha bis an den Fuß des Altai geführt. Nach der Verſicherung unbefangener Buddhiſtiſcher Schriftſteller hingegen hat Buddha, mit Ausnahme der Beſuche in Schrawaſti und anderen Städten Indiens, faſt ſein ganzes Leben in Magada zugebracht, „weil," fügen ſie hinzu „dieſes reiche und glückliche Land in jener Zeit eine Zuflucht für die Bewohner der anderen, durch Peſt, Hungersnoth oder Krieg verheerten Länder war."

Aus Allem iſt erſichtlich, daß Buddha, wenn er einen anſehnlichen Theil des Jahres in Indien umherzog, nicht durch das Verlangen, ſeine Lehre zu verbreiten, beſtimmt wurde; man darf vielmehr annehmen, daß er dabei nur ſeinem Hange zum Wanderleben folgte, oder daß er für ſeine Geſellſchaft keine Anſäſſigkeit wollte, durch welche die Einfalt und Strenge der von ihm angeordneten Lebensweiſe hätte gefährdet werden können; möglich auch, daß die Ortsveränderung häufig durch Umſtände bedingt wurde, über welche keine Kunde auf uns gekommen iſt. Aber ungeachtet der Mäßigung und Vorſicht Buddha's in Verkündigung ſeiner Lehre und ſeiner Vorſchriften, hatte ſich ſeine geiſtliche Geſellſchaft im Laufe der Zeit anſehnlich vergrößert: nach der einſtimmigen Verſicherung der Buddhiſtiſchen Schriftſteller betrug die Anzahl der Bikſchu mehr als Tauſend. Es iſt nicht ſchwer, die Urſachen für eine ſolche Zunahme der Schüler Buddha's zu entdecken. Buddha erfreute ſich des Schutzes vieler angeſehenen Männer jener Zeit, und konnte in ſeiner Brüderſchaft den Unglücklichen und Armen eine ſichere und ſorgenfreie Zuflucht bieten; Denjenigen, welche ſich mit philoſophiſchen Fragen beſchäftigten und nach deren Löſung ſtrebten, hielt er ſeine metaphyſiſchen Anſichten und ſeine Analyſe des Daſeins vor; wer ſtrenge und reine Regeln des praktiſchen Lebens ſuchte, der fand dieſelben in den Anweiſungen und dem Beiſpiele Buddha's; — und auf ſolche

Weiſe gewann ſich Buddha ſehr viel Männer, welche ſich durch Verſtand, Bildung und tadelloſen Lebenswandel hervorthaten. Unter ihnen waren beſonders ausgezeichnet: Machakaſchjapa, welcher wegen ſeiner ſtrengen Askeſe von Buddha beſonders hoch geehrt wurde, Subuti, der Metaphyſiker, Mongaljama, hervorragend durch hiſtoriſche Kenntniſſe und durch Vollkommenheit in der Contemplation, und endlich Schariputra, der gelehrteſte und, wie die Buddhiſten ſagen, der beredteſte Erklärer der Ideen Buddha's; Schariputra's Name und ſeine Tractate, welche ſich durch die Tradition erhielten, riefen in den folgenden Zeiten nicht geringe Streitigkeiten unter den Buddhiſten hervor, da man in ſeinen Schriften ſogar Ketzerei finden wollte. Deſſenungeachtet ſtand er, ſo lange Buddha lebte, bei der ganzen Brüderſchaft in großem Anſehen, obgleich er noch lange Zeit nach ſeiner Verbindung mit Buddha im weltlichen Stande blieb; nicht ſelten ließ er ſich mit den Anhängern der anderen Schulen Indiens Buddha's wegen in Streit ein, und vertrat ſogar deſſen Stelle in der Unterweiſung der Bikſchu.

Uruwilwa-Kaſchjapa, Machakaſchjapa, Mongaljama und Schariputra hatten ſich, jeder mit ſeinen beſonderen Schülern, an Buddha angeſchloſſen; dieſer hatte daher anfänglich nur ſehr wenig eigentliche und unmittelbare Anhänger. Erſt bei einem ſeiner Beſuche in Kapilawaſtu gewann er neue Schüler unter ſeinen Landsleuten, und zwar in ſolchem Maße, daß er, der Erzählung Buddhiſtiſcher Schriftſteller zufolge, nur „Sugata!" (Heil verleihen) auszuſprechen hatte, mit welchem Worte Buddha die neu eintretenden Schakjaputra, die ſich wetteifernd zu den Einſiedlergelübden drängten, in den Stand der Bikſchu aufnahm und beſtätigte. Dieſe Leidenſchaft für das Einſiedlerleben, welche plötzlich Buddha's Landsleute beherrſchte, kann man nicht anders, als aus dem zerrütteten und ſeiner völligen Auflöſung nahen Zuſtande des Stammes Schakja erklären, von welchem wir ſchon geredet haben. Doch müſſen wir hierbei eine doppelte Bemerkung machen: Erſtlich, daß, im Widerſpruche mit den Erzählungen der Buddhiſten, ein ſolches Ereigniß nur nach dem Tode Soddodana's eintreten konnte, welcher dem Einſiedlertreiben abhold war, und Buddha gebeten hatte, er möchte in die Geſellſchaft der Bikſchu keine jungen Schakjas ohne die Genehmigung ihrer Eltern aufnehmen; und zweitens, daß damals

jedenfalls Umſtände obwalteten, welche uns unbekannt geblieben ſind, indem nicht alle Schakja, welche die Gelübde der Bikſchu ablegten, ſich freiwillig zu einer ſo wichtigen Veränderung der Lebensweiſe bequemten, ſondern vielmehr Manche durch das Loos, Andere gar durch Zwang dazu beſtimmt wurden. Bei der Umwandlung ſeiner Landsleute in Schramanen wirkte Buddha eifrig mit: alle ſeine Vettern traten in ſeine Geſellſchaft, mit alleiniger Ausnahme Mahanama's, welcher allen Ueberredungskünſten widerſtand, und in ſeiner fürſtlichen Würde verharrte. Seinen Halbbruder Randa brachte Buddha durch Gewaltthat zum Eintritte in die Geſellſchaft der Bikſchu. Randa war der Sohn Soddodana's und Pratſchapati's, der älteren Schweſter Mahamaja's (der Mutter Buddha's); man hatte ihn gezwungen, ſein junges Weib zu verlaſſen, und im Schmerze über die Trennung von ihr wagte er mehrmals aus der Brüderſchaft zu entfliehen, wurde aber jedesmal von dem unerbittlichen Buddha wieder zurückgeführt. Von den Vettern Buddha's ſind am bekannteſten Dewadatta, welcher durch ſeinen Haß gegen Buddha berühmt iſt, und uns noch beſonders beſchäftigen wird, — und Ananda, Dewadatta's Bruder und Buddha's Lieblingsſchüler, welcher ſich von ſeinem Lehrer bis an deſſen Tod nicht trennte, obwohl er ſich keineswegs durch ſtrenge Sittlichkeit auszeichnete; ja, ſein Lebenswandel war ſo ärgerlich, daß die ſpäteren Buddhiſten, wenn ſie Buddha's Rede gegen die Fehltritte vortragen wollten, ſehr oft als Veranlaſſung zu derſelben geradezu Ananda anführten.

Das Beiſpiel der jungen Fürſten, welche Bikſchu geworden waren, wirkte auch auf die Weiber. Pratſchapati, ſonſt Gotami genannt, welche bei Buddha Mutterſtelle vertreten hatte, als Mahamaja einige Tage nach ihrer Niederkunft geſtorben war, begehrte, die Welt zu verlaſſen, und ein Leben zu führen, wie ihr Pflegeſohn. So gründete ſie die Geſellſchaft der Bikſchuni, welche von den Bikſchu geſondert lebten, in der Lebensweiſe aber ſich durchaus nicht von ihnen unterſchieden; ihrer gab es nur wenige, und, wie leicht zu erachten, alle waren dem Stamme Schakja entſproſſen. Außer Pratſchapati war die bekannteſte unter den Bikſchuni Utbala, ausgezeichnet durch Beredtſamkeit; ſie gerieth in Streit mit einem der ſkeptiſchen Schule angehörenden Brachmanen, und bewies

ihm durch treffende Vergleiche die Unſterblichkeit der Seele. Indeß betrachteten Viele die Gründung dieſes Standes der Bikſchuni mit mißliebigen Blicken, weil in der Indiſchen Geſellſchaft die Stellung der Weiber eine demüthige war, und man es für ungeſetzlich hielt, daß ſo ſchwache Geſchöpfe in die Schaar der Kämpfer zugelaſſen würden. Es gab übrigens in Indien kein anderes Beiſpiel einer ähnlichen Geſellſchaft, wenn man zu den Bikſchuni nicht etwa die Jogini rechnen will, Zaubererinnen, welche Schiwa verehrten, von denen man aber nicht weiß, wann ſie in Indien zuerſt aufgetreten ſind. Als in ſpäteren Zeiten die Buddhiſtiſchen Gemeinſchaften von der urſprünglichen Einfalt und Reinheit der Sitten weit abgewichen waren, ſchrieben ſtrenge Buddhiſten den Verfall derſelben beſonders der Gründung jener Geſellſchaft der Bikſchuni zu.

Die Buddhiſten bemühen ſich vergebens, das Leben Buddha's mit glänzenden Farben zu ſchildern: eine Menge von Thatſachen, welche abſichtslos in ihre Schriften eingeſtreut ſind, beweiſt vielmehr, daß daſſelbe voller Unruhe und Verdruß geweſen ſei, und man darf unbedenklich behaupten, daß nur ſein perſönlicher Charakter und der Schutz hoher Perſonen ſeine Ehre und ſeine Sicherheit vertheidigt haben. Ohne Zweifel hatte er viel Feinde und Neider; da indeß die Buddhiſten — wahrſcheinlich aus Achtung vor ſeinem Andenken — keine beſondern Züge aus dieſer dunklen Partie im Leben Buddha's aufbewahrt haben, ſo müſſen wir uns mit der einfachen, aber beſtimmten Nachricht begnügen, daß ſeine Feinde ihn vielfach beunruhigt haben, und unſere Aufmerkſamkeit einem weit wichtigeren Gegenſtand zuwenden, nämlich der Frage: wodurch er ſich in feindſelige Beziehungen zu Anderen gebracht habe, und wer ſeine unermüdlichſten Antagoniſten geweſen ſeien; ferner: ob es wahr ſei, daß er ſich gegen den Kaſtenunterſchied erhoben habe, und von welcher Bedeutung ſeine politiſche Rolle geweſen ſei im Vergleiche mit dem Berufe des Weiſen, welcher die Verirrungen des Verſtandes und des Aberglaubens auszurotten ſtrebte. Die Löſung dieſer Fragen darf man nicht bei den Brachmanen ſuchen, ſondern nur in den Buddhiſtiſchen Quellen, welche uns ſowohl Buddha's Anſichten über die Organiſirung der Geſellſchaft darlegen, als auch dasjenige, womit er ſich beſonders beſchäftigt habe.

Buddha wollte nicht die Rolle eines politischen Reformators spielen; vielmehr beweist Alles, daß er die gesellschaftliche Organisation seiner Zeit, welche Jahrhunderte befestigt hatten, als die natürliche Ordnung der Dinge betrachtete, und selbst die Eintheilung in Kasten war, nach seiner Erklärung, eine gesetzliche. Wie er diesen Gegenstand begriff, das ist in der Sudra vom Ursprunge der Kasten vortrefflich entwickelt. Zurückgehend „zu dem ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechtes, zu jenen fernen Zeiten, da die fruchtbringende Erde, ohne die Arbeiten und Anstrengungen des Menschen, ihm Früchte und Brot hervorbrachte", fährt die Sudra weiter fort: „Die Trägheit und die Gier der Menschen schwächten die natürliche Fruchtbarkeit der Erde, und erschöpften ihre Productionskraft endlich dergestalt, daß sie selbst für ihren Lebensunterhalt sich abmühen und arbeiten mußten. Die Menschen fingen an, sich mit Ackerbau zu beschäftigen. Daraus ging die Zerlegung des bearbeiteten Landes in die Antheile der Ackerbauenden hervor: jeder derselben erwarb Grundeigenthum. Indessen war diese Vertheilung der Felder nicht für Alle eine Quelle der Zufriedenheit und Sicherheit, denn neben der Arbeitsamkeit und dem Fleiße kam auch die Trägheit zum Vorscheine; die Trägheit erzeugte Mangel, Armuth, Hunger, und seit dieser Zeit entstanden unter den Ackerbauern Streitigkeiten, Klagen, Räubereien. Zuletzt gebot die Klugheit, wirksame Mittel zur Ausrottung dieses Uebels aufzusuchen: einmüthig bat man den Klügsten, Erfahrensten und Stärksten, die Streitigkeiten zu schlichten, den Gerechten zu schützen, den Schuldigen zu strafen, die Bösewichte aus der Gesellschaft zu vertreiben, und durch ihre Macht und Weisheit das Volkswohl sicher zu stellen. Da es nun billig war, daß auch des erwählten Oberhauptes Unterhalt gesichert würde, so sonderte jeder Ackerbesitzer von dem ihm zugehörigen Lande ein besonderes Stück ab, dessen Producte er gehalten war, dem Oberhaupte abzuliefern; dieses gebot somit über gewisse Antheile in sämmtlichen Feldern, und man pflegte es deshalb Kschatria zu nennen, d. i. Gebieter der Felder (von Kschatra: das Feld). In der Folge erwarben seine hohe Stellung in der Gesellschaft, seine Macht, sein Rang und seine Tapferkeit dem Kschatria die Benennung Ratscha, d. i. der Glänzende (von Ratscha: der Strahl, der Lichtglanz). In dem Maße aber, in welchem die Zahl der Menschen wuchs, wurden durch neue Bedürfnisse auch neue Stände hervor-

gerufen: die Waiſchja und die Schudra, d. i. Gewerbetreibende, Kaufleute, Künſtler und Handwerker, während manche Perſonen, entweder durch Trübſal niedergebeugt, oder zu geiſtlichen Betrachtungen mehr, als zum bürgerlichen und zum Familienleben geneigt, in die Einöden flüchteten und eine beſondere Klaſſe von Anachoreten bildeten, welche man unter dem Ehrennamen der Brachmanen, d. i. der Reinen, kannte."

Indem Buddha die Entſtehung der Kaſten in ſolcher Weiſe erklärte, ſtellte er natürlich die Kaſte der Kſchatria höher, als die übrigen Stände, und betrachtete dieſelbe als in einem wohlorganiſirten Staate weſentlich nothwendig. Zur Beſtätigung ſeiner Anſicht berief er ſich auf die eigenen Traditionen der Brachmanen, nämlich auf den bekannten, Brama ſelbſt zugeſchriebenen Vers:

> „Die Kaſte der Kſchatria iſt hoch geachtet unter den Menſchen, und ragt hervor über die anderen Kaſten; geſchmückt mit Tapferkeit und Verſtand, wird ſie geehrt im Himmel und auf Erden."

Was die Brachmanen betrifft, ſo haben wir ſchon geſehen, wie ſehr Buddha das Anſehen und die Bedeutung ihrer Kaſte einſchränkte: der Brachmane war der Achtung werth, ſo lange er in der urſprünglichen Sittenreinheit und in der Entfernung von der Welt verharrte. Eine ſolche Beſchränkung ihrer Anſprüche konnte nicht ohne Einwendung von Seiten der Brachmanen bleiben, und man darf deshalb mehrere argumentirende Reden Buddha's gegen die Vorurtheile der Brachmanen als ſeine Antworten auf ihre polemiſchen Ausfälle anſehen. Die Brachmanen ſtellten ihre Kaſte nicht allein über die anderen Kaſten, ſondern betrachteten auch, zufolge des Urſprunges, welchen ſie ſich beimaßen, Sittenreinheit als ihr Erbtheil; dieſen ihren Anſprüchen auf einen ausſchließlichen Vorzug in geiſtiger Hinſicht hielt aber Buddha die Widerlegung ihrer Abſtammung von Brama entgegen, alſo daß die Brachmanen mit dem hiſtoriſchen Urſprunge, welchen Buddha ihnen zuwies, nicht nur das Anſehen ihrer Kaſte einbüßten, ſondern gleichzeitig auch für ihre geiſtige Bedeutung durchaus nichts gewannen.

„Die Brachmanen", ſagt Buddha, „preiſen ihre Kaſte, als der Verehrung würdig, und ſtellen dieſelbe höher, als die übrigen Kaſten. Unſer Geſchlecht, ſagen ſie, iſt rein: die anderen ſind ſchwarz (ſchmutzig)

und dunkel. Wir ſtammen von Brama; wir ſind die Geburt ſeines Mundes, und darum jetzt und immerdar rein. Was mich anlangt, ſo bin ich Bikſchu, und kenne weder Kaſten, noch die ſtarre Eigenliebe und den Stolz der Brachmanen: das iſt eine Gewohnheit der Welt, nicht aber die meinige. Im All giebt es für Alle ein Geſetz: für die Schuld ſchrecklichen Lohn, für die Tugend ſelige Vergeltung. Wenn dieſes Geſetz die Brachmanen nicht berührte; wenn ſie frei wären von den unſeligen Folgen der Verſchuldungen, und wenn ihnen nur ſelige Vergeltung beſchieden wäre: dann allein würden ſie ein Recht haben, auf ihre Kaſte ſtolz zu ſein. Aber das Geſetz der Vergeltung erſtreckt ſich unentfliehbar über Alle ohne Ausnahme: das Böſe wird vergolten mit Böſem, und das Schwarze mit Schwarzem, gleichwie auf das Reine Reines folgt, und auf das Weiße Weißes. Blicket hin auf die Brachmanen: ſie nehmen Weiber, ſie zeugen Kinder, mit einem Worte, ſie unterſcheiden ſich in Nichts von gewöhnlichen Sterblichen, und bei dem Allen rühmen ſie ſich ihrer Reinheit. Rein, nicht alſo ſind meine Schüler. Meine Lehre iſt beſſer, weil wahr."

Uebrigens darf man nicht meinen, Buddha habe es für ſeinen Beruf gehalten, die Vorurtheile der Brachmanen zu verfolgen, denn es iſt kein Grund vorhanden zu der Annahme, als hätte er ihre Anmaßungen für ſo wichtig gehalten, oder als hätten ſie ihn durch ihre Angriffe und Verfolgungen unabläſſig beunruhigt. Die Brachmanen bildeten vielmehr zu Buddha's Zeit keine abgeſchloſſene und in ſich geordnete Geſellſchaft, welche ihre Intereſſen einmüthig hätte vertheidigen können, ſondern manche von ihnen nahmen geachtete Stellungen in der Geſellſchaft ein, hingen ehrgeizigen Beſtrebungen nach oder ergaben ſich dem Genuſſe und kümmerten ſich wenig um ihren Urſprung aus Brama's Munde, während mehrere Brachmanen ſogar Freunde und Danapati Buddha's waren; noch andere hatten eigene philoſophiſche Syſteme aufgeſtellt, und wichen geradezu von den Brachmaniſchen Ueberlieferungen ab; auch fehlte es nicht an Solchen in ihrer Mitte, welche ſelbſt Buddha ihres ſtrengen und untadeligen Lebens wegen achtete. Veranlaſſung zum Kampfe gegen Buddha konnten ſomit nur jene brachmaniſchen Einſiedler haben, welche Buddha die Umherſchweifenden und die von ihrer urſprünglichen Lebensweiſe Abgewichenen nannte. Sie ſelbſt nannten ſich Schrawaka, mit einem Worte, welches eigentlich „Zuhörer" bedeutet und

auch bei den Buddhiſten ſehr häufig angewandt wird, nur daß es bei Letzteren ausſchließlich Denjenigen bezeichnet, welcher auf Buddha's Lehren merkt. Die Schrawaka der Brachmanen hatten eine beſondere Bedeutung; unter den drei Richtungen oder allgemeinen Schulen, in welche zu Buddha's Zeit die gelehrte Welt geſpalten war, nämlich der philoſophiſchen, der contemplativen und der Schule der Traditionen, gehörten ſie der letzten an, d. h. ſie glaubten und befolgten unbedingt dasjenige, was ihnen die ſchriftliche oder die mündliche Tradition lehrte; dieſe aber war für ſie in den Weda's enthalten, und ſie nannten ſich deshalb auch die „die Weda's Lernenden oder Leſenden.“ *) Aus ihnen ſchöpften die Schrawaka ihre Vorſtellungen von der Welt und vom Menſchen, und entlehnten ſie fabelhafte Sagen von der Weltſchöpfung und vom Urſprunge der Weſen, ſo wie zugleich die Vorurtheile, welche der Brahmanenkaſte frommten. Zur Zeit Buddha's beſchränkten ſie ſich jedoch meiſt auf ein Auswendiglernen derjenigen Dinge in den Weda's, welche eine Beziehung auf die Glaubensanſichten und die abergläubiſchen Gewohnheiten des Volkes hatten, wie z. B. die Wahrſagekunſt und die Aſtrologie; und ſie waren in Folge ihrer Lebensweiſe und der Nothwendigkeit, auf Rechnung des Volkes zu leben, die natürlichen Widerſacher Buddha's, da ſie allen Grund hatten, auf deſſen Beweisführungen zu zürnen, welche im Stande waren, mit der Abſtammung von Brama ihnen auch das Brod zu nehmen.

Wenn bei uns von den Reformen gehandelt wird, welche Buddha in der Religion der Indier ſeiner Zeit beabſichtigte, ſo bezeichnet man gewöhnlich die religiöſen Ceremonien und insbeſondere die blutigen Opfer als denjenigen Punkt, gegen welchen ſich Buddha vorzugsweiſe gewendet habe. Dieſe Ueberlieferung erfordert einige Bemerkungen. Buddha hat in der That ſämmtliche Gebräuche der Indiſchen Religionen als unwirkſam und unnöthig verworfen, weil er alle Mittel der Selbſtvervollkommnung in das rein ſittliche Handeln des Menſchen zuſammenfaßte; und was die blutigen Opfer anlangt, ſo iſt er gegen die Sitte, Thiere zu opfern, deswegen aufgetreten,

*) Nach den alten Buddhiſtiſchen Berichten gab es nur drei Weda's. Zugleich möge bemerkt werden, daß hier nicht die Rede iſt von der Schule der Wedanta's, welche — wenigſtens in den Buddhiſtiſchen Schriften — erſt ſpäter auftrat.

weil nach seiner Lehre jeder Mord eines der schwersten Verbrechen ist, und weil das Böse, welches im Morde liegt, dem Mörder zehnfach vergolten wird. Gleichwohl erwähnt er dieser Opfer nur selten, und stellt sie überdies in eine Reihe mit den übrigen Gebräuchen, — eine Gleichgültigkeit, welche sich nur daraus erklären läßt, daß die Thieropfer in Indien nicht allgemein waren. Diese Ansicht wird durch die Buddhistischen Berichte wirklich bestätigt, wenn sie, von Madjadescha redend, sagen: „In den Landschaften, welche auf dem rechten (südlichen) Ufer des Ganges liegen, strömt das Blut der geopferten Thiere, während auf dem linken (nördlichen) die Frömmigkeit des Volkes in der einfachen Verehrung der himmlischen Geister, in Almosen und anderen guten Werken ihren Ausdruck findet." Man könnte annehmen, daß im südlichen Indien die Religion Mahaschwara's (Schiwa's) geherrscht habe, im Norden dagegen die Religion Wischnu's, wiewohl wir diese letztere Benennung und den Namen Narajana (ebenfalls Wischnu) auch in den ältesten Buddhistischen Schriften nicht ein einziges Mal gefunden haben. Die Opferpriester in der blutigen Religion Schiwa's waren gleichfalls Brachmanen.

In den Buddhistischen Werken werden häufig die sechs Lehrer oder die sechs Sectatoren als beständige Antagonisten Buddha's erwähnt. Dies waren Philosophen, welche die theoretischen Principien der Lehre Buddha's bestritten, und einige von ihnen, wenn nicht alle, waren an den Höfen der damaligen Fürsten bekannt und geachtet. Zum großen Theile gehörten sie der skeptischen Schule an, während die Uebrigen besondere Meinungen hatten, welche sich keiner Schule ausschließlich zuschreiben lassen. Alle aber standen in Opposition gegen die Lehre Buddha's: die Skeptiker, indem sie den Zufall gegen die Streiche vertheidigten, welche Buddha's Lehre von den Ursachen demselben versetzte; die anderen Philosophen, indem sie gegen den Satz Buddha's auftraten, welcher die Existenz einer selbständigen und unveränderlichen Seele im Menschen oder in der Welt verwarf. Es gab auch noch andere Punkte, in welchen Buddha von der damaligen Indischen Philosophie abwich; aber Zufall und Existenz des Ich waren diejenigen Behauptungen, welche er nachdrücklich und beharrlich angriff; vorzugsweise setzte die Existenz des Ich Buddha's Dialektik in Bewegung. Es ist nicht zu bezweifeln,

daß in den Streitigkeiten über den letzteren Punkt nicht nur die Nirgranta als Kämpfer auftraten, welche eine unveränderliche Seele, unter dem Namen Tschiwa (das Lebendige), anerkannten, sondern eben so sehr die Brachmanen, welche an einer Schöpfung des Stammvaters Brama, oder an der pantheistischen Idee des allgegenwärtigen Schiwa festhielten, — die Anhänger Kapila's, welche einen Dualismus zwischen Geist und Materie, sowie eine zwar unveränderliche aber nicht thätige Seele statuirten, — und die Anhänger Ulluki's, welche eine unveränderliche und thätige Seele annahmen. Die beiden letzten Schulen werden indeß in den Streitigkeiten Buddha's nicht genannt, wahrscheinlich, weil Kapila's und Ulluki's Philosophie noch nicht in das vollständige System gebracht worden war, in welchem sie aus den Händen Pantschaschiki's hervorging: Kapila's System unter dem Namen Sankja, und die Philosophie Ulluki's unter dem Namen Waischeschiki. In Ratschagricha, der Residenz des Fürsten, mußte Buddha den Bekennern aller dieser Schulen oft begegnen, und nach den Erzählungen der Buddhisten ließ er sich häufig unter dem Zudrange des Volkes, zuweilen auch in Gegenwart des Fürsten, mit ihnen in Disputationen ein; nur lassen sich leider aus den Mährchen, welche die Buddhisten bei diesen Gelegenheiten vorbringen, durchaus keine glaubwürdigen Einzelnheiten über die Polemik zwischen Buddha und seinen Gegnern entnehmen.

Die Büßer waren die thätigsten und haßerfülltesten Feinde Buddha's. Auch trat er selbst gegen Keinen mit solcher Bitterkeit und solchem Unwillen auf, wie gegen diese Klasse der Einsiedler. Die Büßer werden häufig mit dem allgemeinen Namen Nirgranta bezeichnet, obwohl nicht ganz genau. Nach einigen Andeutungen zu urtheilen, zeichnete sich nämlich die merkwürdige, doch wenig bekannte Schule Nirgranta dadurch aus, daß sie verschiedene Arten der Selbstvervollkommnung, welche auch unabhängig von einander bestehen konnten, — wie es wirklich der Fall war, — in ein System brachte. Drei Methoden gab es, das erwünschte Ziel der Errettung und Befreiung zu erreichen: Aufklärung des Verstandes, Beschaulichkeit und Büßerthum; und indem die Nirgranta dieses dreifache Thun in ein System vereinigten, stellten sie einen vollständigen Cursus des Kampflebens auf. Der in dasselbe Eintretende mußte

mit dem Büßerleben beginnen, und mehrere Jahre unter willkürlichen Kasteiungen zubringen, damit die sinnlichen Instinete ausgerottet würden; darauf überließ er sich einer tiefen und ruhigen Beschaulichkeit, welche seine Seele für die äußeren Eindrücke abschließen und zur Leidenschaftslosigkeit gewöhnen sollte; endlich dachte er über die Wahrheiten nach, und erleuchtete seinen Verstand. Buddha hatte, wie wir gesehen haben, alle diese Grade durchlaufen, und dieselben sind auch in seinen Anweisungen stehen geblieben, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm das Büßerthum umgewandelt ist in die Erfüllung des Sittengesetzes und die Beobachtung strenger Vorschriften für den äußerlichen Lebenswandel. Vermuthlich bildeten die Büßer in der Nirgranta die zahlreichste Klasse, da sie von den Buddhisten vorzugsweise vor den Uebrigen als eine ganze Schule bezeichnet werden, oder man müßte denn annehmen, daß die Benennung „Nirgranta" in der allgemeinen und buchstäblichen Bedeutung „der vom Irdischen Freien" (d. i. der Fesselosen) überhaupt allen Büßern beigelegt wurde. Wie dem auch sei, sie bildeten keine in sich gleichartige Secte, sondern unterschieden sich von einander durch ihre Abstammung, ihre Glaubensmeinungen und die Art des Büßerlebens. Buddha kannte die Büßer vollkommen, da er einige Zeit in ihrer Gesellschaft gelebt, ihre Gewohnheiten zu den seinigen gemacht, und die geheimen Motive durchschaut hatte, welche sich unter der Hülle einer erschöpften Gestalt bargen; sie konnten ihm die Verachtung nicht verzeihen, mit welcher er ihre Lebensweise einst verlassen hatte, und ließen keine Gelegenheit vorüber, ihm Solches durch Spott und Kränkungen zu vergelten, worauf Buddha seinerseits mit Argumentationen antwortete, und keine schimpfliche Benennung sparte, um ihr Benehmen zu charakterisiren. Wir wollen hier eine von den Sudra's mittheilen, welche gegen die Büßer gerichtet sind; fast sämmtliche Gattungen derselben sind in ihr vereinigt.

Die Handlung geht nahe bei Ratschagricha, in dem Garten einer reichen Frau vor sich. Gemeinschaftlich mit ihrem Lehrer, Namens Rjagroda, erquickt sich eine Schaar von Büßern an der Kühle im Schatten der Bäume; beisammen sitzend führen sie ein lautes und lebhaftes Gespräch; sie reden von Politik, von den Ministern und von den Angelegenheiten des Volkes; sie erzählen von Schlachten, von Wagen, von Pferden, von Spaziergängen in den Gärten;

ſie urtheilen über Weiber, Kleider, Speiſen, ſchmackhafte Schildkröten und ähnliche Dinge. Während ihrer Unterhaltung tritt Santana, ein Einwohner von Ratſchagricha und Verehrer Buddha's zu ihnen. Nach den gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen macht Santana ſie darauf aufmerkſam, wie unziemlich dergleichen Geſpräche für ihren Stand ſeien, und rühmt bei dieſer Veranlaſſung Buddha wegen ſeines vorwurfsfreien Wandels und ſeiner Weisheit. „Woher ſollen wir", entgegnen ihm die Einſiedler, „von der Weisheit Deines Schraman Gotama etwas wiſſen, da er lieber ſchweigt, als mit fremden Leuten redet? Er hat ſich ſo an das einſame Leben gewöhnt, daß er einer kurzſichtigen Kuh gleicht, welche nur das Gras ſieht, und gleichwohl nennt er ſich einen großen Weiſen, droht, mit einem einzigen Worte alle ſeine Widerſacher niederzuſchmettern und ſie ſtumm zu machen wie die Schildkröten, und räth Niemandem, ihn zu reizen, weil ein Solcher keine ſichere Stätte vor ſeinen Pfeilen finden werde. Möge er doch hierher kommen: wir wollen ihm zu dem neuen Titel einer kurzſichtigen Kuh Glück wünſchen. Ah, da iſt er ſelbſt!" — „Höret," fügte Njagroda bei, „ſteht nur nicht auf, und begrüßet ihn nicht; er mag ſich ſetzen, wo er will." — Buddha war in der That in denſelben Garten eingetreten, um ſich nach lange anhaltender Betrachtung in der Höhle des Gridrakuta zu erfriſchen. Sobald er ſich der Büßergeſellſchaft näherte, vergaß dieſelbe ihren Vorſatz, erhob ſich von ihren Teppichen, und bewillkommnete ihn mit den üblichen Worten: „Heil Gotama! Heil Schraman! Wir haben uns lange nicht geſehen. Was führt Dich hierher? Setze Dich zu uns, und laß uns plaudern." Buddha nimmt die Einladung artig an, breitet ſeinen Teppich aus und ſetzt ſich auf denſelben. Njagroda lenkt tückiſch die Rede auf Buddha's Lehre und erſucht ihn um eine Auseinanderſetzung ſeiner Principien. „Ueber dieſen Gegenſtand befrage mich nicht," erwidert ihm Buddha; „meine Lehre iſt tief und umfaſſend; ſie zu begreifen, geht über Eure Kräfte. Was Eure Regeln angeht, ſo kenne ich dieſelben gar wohl und weiß ſie zu würdigen." Hierauf äußert Njagroda, daß es ihnen wünſchenswerth erſcheine, Buddha's Meinung über die Regeln ihres Lebens zu erfahren. „Alle Eure Regeln", antwortet ihm Buddha, „ſind niedrig und lächerlich. Der Eine von Euch geht nackt einher, nur mit den Händen ſich bedeckend; der Andere will aus keinem Kruge trinken,

aus keiner Schüſſel eſſen; er ſetzt ſich an keinen Tiſch zwiſchen zwei Nachbaren, zwiſchen zwei Meſſern oder zwiſchen zwei Schüſſeln; ein Dritter ſetzt ſich an keinen gemeinſamen Tiſch, nimmt kein Almoſen in einem Hauſe, in welchem ein ſchwangeres Weib iſt, wo er viel Fliegen bemerkt, oder wo er einem Hunde begegnet. Noch ein Anderer geſtattet keine Einladung und ißt nur, ſo lange man ſchweigt. Ein Anderer ißt nicht aus zwei Schüſſeln, verſchlingt die Speiſe, ohne ſie zu kauen, hört mit dem ſiebenten Schlucke auf, zu eſſen, und erlaubt nicht, daß man ihm öfter als ſiebenmal Speiſe vorlege. Wieder ein Anderer ißt nur einmal täglich, alle zwei, alle drei Tage, oder gar in der ganzen Woche. Ein Anderer ernährt ſich nur von eingemachten Früchten, Reiswaſſer, Kuh- oder Hirſchmiſt, Baumwurzeln, Zweigen, Blättern, Waldfrüchten oder Sämereien. Ein Anderer trägt ſein Gewand nur auf den Schultern, oder bedeckt ſich mit Moos, Baumrinde, Pflanzen, oder Hirſchfell, läßt das Haar lang wachſen, oder verhüllt es mit einer Haarbinde. Ein Anderer trägt Trauerkleider, hält die Hände beſtändig über ſich, ſetzt ſich nicht auf Bänke und Matten, oder ſitzt beſtändig in der Haltung der Thiere, raſirt ſich den Kopf, und läßt Kinn- und Knebelbart wachſen. Ein Anderer legt ſich nackt auf ſtachelige Gewächſe, oder in Kuhmiſt. Ein Anderer nimmt jeden Tag, oder jede Woche eine dreimalige Abwaſchung vor. Ich will die übrigen, ähnlichen Mittel nicht alle aufzählen, durch welche Ihr Euch foltert und abmergelt; aber ich frage Dich, Rjagroda: Sind derartige Regeln und eine ſolche Weiſe des Lebens rein?“ „„Rein, ohne allen Zweifel,““ antwortet Rjagroda. „Und ich,“ entgegnet ihm Buddha, „werde die Unreinheit, welche ſich in ihnen birgt, vor Dir aufdecken. Was erwartet denn Ihr, freiwillige Büßer, für Eure ſchweren Arbeiten? Ihr erwartet Almoſen und Achtung von den Weltlichen, und wenn Ihr dieſes Ziel erreichet, ſo ſeid Ihr den Bequemlichkeiten des zeitlichen Lebens mit heftiger Leidenſchaft ergeben, wollet Euch von ihnen nicht losſagen, und kennet auch nicht einmal die Mittel für ſolchen Zweck. Kaum werdet Ihr in der Ferne Beſucher gewahr, ſo ſetzet Ihr Euch geſchwind nieder, und nehmet eine Miene an, als hätten ſie Euch im tiefen Nachdenken überraſcht; ſobald ſie ſich aber entfernt haben, treibt Ihr von Neuem, was Ihr wollt, gehet ſpazieren, oder erholet Euch in Freiheit. Führt man in Eurer Gegenwart verſtändige Rede, ſo habt Ihr niemals

Luſt, ſie zu billigen, oder ſie zu beſtätigen, und richtet man eine Frage an Euch, ſo antwortet Ihr durch verächtliches Schweigen. Kaum aber werdet Ihr die Achtung der Weltlichen vor den Schramanen oder Brachmanen gewahr, ſo erhebet Ihr Geſchrei und Tadel: „„Warum,““ ſchreiet Ihr, „„die Schramanen ehren! Sind ſie deſſen werth?““ Wenn Ihr einen Schramanen Früchte der zweiten Ausſaat eſſen ſehet, ſo überſchüttet Ihr ihn mit Schmähungen. Reicht man Euch eine grobe Speiſe, ſo verſchenkt Ihr dieſelbe, ohne ſie zu koſten, an Andere; jedes ſchmackhafte Gericht aber behaltet Ihr für Euch. Während Ihr Euch Laſtern und Leidenſchaften hingebet, leget Ihr gleichwohl die Maske der Nüchternheit vor. Nein, nicht ſolcher Art iſt das wahrhafte Ringen! Das Büßerleben iſt nur dann von Nutzen, wann ſich hinter ihm nicht eigennützige Abſichten verſtecken.“

Während Buddha mit ſeinen äußeren Gegnern kämpfte, erhoben ſich im Inneren ſeiner Geſellſchaft Zwietracht und Spaltungen, welche die ganze Polemik und den Spott ſeiner Feinde gegen ihn aufregten. Die jungen Bikſchu aus dem Stamme Schakja hatten den Geiſt der Zwietracht und nicht ganz ſtrenge Lebensregeln in Buddha's Brüderſchaft mitgebracht; es war ſchwierig, ſie an das Bettlerleben zu gewöhnen und an die Nichtunterſcheidung der Kaſten unter den Einſiedlern, — wodurch gerade Buddha's Geſellſchaft ſich auszeichnete, und dieſer hatte deshalb oft genug die Erwerbung ſo unfolgſamer Schüler zu beklagen. Am meiſten unter Allen aber bereitete ihm Dewadatta, ſein Vetter, Unruhe, welcher nicht allein deshalb merkwürdig iſt, weil er Buddha's Feind war, ſondern zugleich wegen ſeines ſelbſtändigen und energiſchen Charakters. Wenn gleich die Buddhiſtiſchen Schriftſteller in ſeinem Bilde die ſchwärzeſten Farben nicht geſpart haben, ſo laſſen ſie dennoch ſeinem umfaſſenden und gebildeten Verſtande, ſowie ſeiner ungewöhnlichen Sittenſtrenge, Gerechtigkeit widerfahren, und ſchreiben alles Böſe, das er gethan, allein der tiefen Leidenſchaft des Ehrgeizes zu, welche alle ſeine Schritte leitete. Als Buddha aus Kapilawaſtu entflohen war, bot Dewadatta der Jatſchadara Hand und Herz, in der Hoffnung, an die Stelle des Thronfolgers zu treten, wiewohl vergeblich, denn man nöthigte ihn, in die Geſellſchaft der Bikſchu zu treten; und ſeit dieſer Zeit wurde er Buddha's gefährlichſter Feind. Nachdem er mit demſelben nach Ratſchagricha übergeſiedelt war, gewann er ſich in

kurzer Zeit einen kräftigen Beſchützer und ſogar einen Freund in der Perſon Atſchataßatru's, des Sohnes und Nachfolgers Bimbaßara's, indem er dem kriegeriſchen Geiſte deſſelben ſchmeichelte, und er wurde auf ſolche Weiſe Buddha's Nebenbuhler. Indeß hatte Letzterer einen mächtigeren Beſchützer, als ſelbſt Bimbaßara geweſen war. Dewadatta wollte um jeden Preis an der Spitze der Bikſchu-Geſellſchaft ſtehen, oder wenigſtens denſelben Einfluß haben, und deſſelben Anſehens genießen, wie Buddha; er ſchaffte ſich deshalb in der Brüderſchaft eine Partei, welche aus einigen mehr oder weniger gebildeten und ihm ergebenen Bikſchu beſtand, und zog häufig auch noch andere Schüler Buddha's auf ſeine Seite; allein durch die Vermittelung Schariputra's, welcher für Buddha wirkte, wurden die Ueberläufer wieder zu demſelben zurückgeführt, und Dewadatta's Verſuche blieben von dieſer Seite ohne Erfolg. Mehrmals verſöhnten ſich die beiden Verwandten, immer aber erhielten die feindſeligen Gefühle wieder die Oberhand.

Es wäre zwecklos, die beſonderen Einzelnheiten der Verfolgung zu erzählen, welche Buddha durch Dewadatta zu erdulden hatte; überdies wird von den leidenſchaftlichen Buddhiſtiſchen Schriftſtellern die gegenſeitige Erbitterung übertrieben dargeſtellt. So warf z. B. Dewadatta einſt in einem Ausbruche des Zornes einen Stein nach Buddha; dieſer Umſtand ſchien den Biographen Buddha's zu gewöhnlich, und ſie ſetzten deßhalb eine weit anziehendere Geſchichte zuſammen. Nach ihrem Berichte rief nämlich Dewadatta mehrere Hundert Zimmerleute zuſammen, und gebot ihnen, eine Wurfmaſchine von übermäßiger Größe zu erbauen; als dieſelbe fertig war, ließ er ſie auf den Gipfel des Gridrakuta ſchaffen, an deſſen Fuße Buddha ſich am häufigſten aufhielt. Von dieſer Höhe herab ſchleuderte nun Dewadatta mittelſt ſeiner Maſchine einen ungeheuren Felsblock auf ſeinen Vetter; jedoch das Geſchoß verfehlte ſein Ziel. — Das ſchwerſte Verbrechen Dewadatta's aber war, daß er eine Spaltung verurſachte, und Häreſie in Buddha's Brüderſchaft hervorrief. Man beſchuldigt ihn des Unglaubens, und daß er das Leben nach dem Tode geleugnet habe; allein dieſer Vorwurf Seitens der Buddhiſten, welche das Andenken Dewadatta's als eines Anhängers der ſkeptiſchen Schule verunglimpfen wollten, iſt durch Nichts gerechtfertigt. Er unterſchied ſich nur dadurch, daß er ſtrengeren

Regeln folgte, als die Regeln Buddha's waren: in der Nahrung begnügte er ſich mit dem Einfachſten; er aß keine Fiſche, indem er ſagte, auch ſie wären, gleich den übrigen Thieren, mit Leben begabt; er trank keine Milch, weil ſie von der Natur für die Kälber, nicht aber für die Menſchen beſtimmt wäre; er bediente ſich keines Salzes, weil in demſelben viel Unreinigkeit und Staub wäre; er trug ein Kleid aus ganzen Breiten, weil deſſen Anfertigung dem Schneider überflüſſige Arbeit erſparte, welche er auf das Zuſammennähen der zerſchnittenen Stücke verwenden müßte; und endlich verlebte er einen großen Theil ſeiner Zeit in den Städten und Niederlaſſungen, um den Danapati näher zu ſein. — In dieſen Punkten wich Dewadatta von den Gewohnheiten und Regeln Buddha's ab, und eben deßwegen hat man ihn als den erſten falſchen Lehrer im Buddhismus verſchrieen. Die fünf angeführten Artikel bilden das Unterſcheidungszeichen der ſogenannten Secte Dewadatta's, und es hat dieſe Secte bis zum 8. Jahrhundert nach Chriſto in Indien beſtanden, zu welcher Zeit ſie von Buddhiſtiſchen Reiſenden aus China entdeckt wurde.

Erwägt man die Stellung Buddha's mitten unter den Indiſchen Weiſen, welche ihm Widerſacher geworden waren, ſowie zugleich die Menge der Sudra's, welche ſeinem mündlichen Vortrage zugeſchrieben werden, ſo ſcheint es, daß die Buddhiſten nicht ohne Grund die Beredtſamkeit und den Wortreichthum ihres Lehrers bis in den Himmel erheben. Indeſſen nöthigen unzweifelhafte und aus den Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen ſelbſt geſchöpfte Zeugniſſe zu einer Einſchränkung dieſer enthuſiaſtiſchen Lobpreiſungen. Die Feinde Buddha's warfen ihm ſeine Vorliebe für die Einſamkeit vor, und in dieſer Hinſicht ſtimmten ſeine eigenen Schüler mit Jenen überein. „Womit wollet Ihr Euch in unſerer Geſellſchaft beſchäftigen?“ fragten ſie ſolche, die unter die Bikſchu zu treten wünſchten. „Wir haben zwei Arten der Beſchäftigung: Philoſophie und Contemplation; die Einen von uns bereichern ihren Geiſt mit Kenntniſſen und erwerben Fertigkeit in der Dialektik; die Anderen, und an ihrer Spitze ſteht unſer Lehrer ſelbſt, ziehen das Schweigen des beſchaulichen Lebens vor.“ Buddha hütete ſich, ſeine Anſichten und Ueberzeugungen zu verkündigen, wenn man ihn nicht dazu aufforderte, ausgenommen, wenn beſondere Umſtände ihn veranlaßten, ſeine Lieblingsideen auszuſprechen,

oder wenn er empfangene Wohlthaten durch geiſtliche Reden vergalt, welche größtentheils allgemeine Begriffe des Guten und Lobſprüche der bürgerlichen und häuslichen Tugenden, beſonders der Barmherzigkeit enthielten. Endlich aber hat Niemand Buddha's Worte während ſeines Lebens aufgezeichnet; alle Unterweiſungen deſſelben und ſämmtliche Umſtände ſeines Lebens ſind in mündlichen Ueberlieferungen aufbewahrt worden, und zwar verdankt die Nachwelt dieſe Kunde nur dem glücklichen Gedächtniſſe Ananda's.

Wir wollen übrigens gerecht gegen Buddha ſein. Er war unſtreitig einer der gebildetſten Weiſen ſeiner Zeit; die lange Gewohnheit eines harten Lebens hatte in ihm die Spuren der guten Erziehung nicht vertilgen können, welche er im Vaterhauſe empfangen hatte, und es haben ſich bis in unſere Zeiten mehr oder weniger glaubwürdige Buddhiſtiſche Ueberlieferungen in genügender Menge erhalten, um aus ihnen den Charakter der Beredtſamkeit Buddha's wenigſtens annäherungsweiſe beurtheilen zu können. Aus dieſer Quelle erfahren wir, daß Buddha in ſeinen Antworten auf vorgelegte Fragen niemals zögerte oder ſchwankte, und daß er ſtets bereit war, Lernbegierige zu unterweiſen; daß er ferner auf ſeinen Reiſen in verſchiedenen Gegenden Indiens, oder wann er ſich mit Fremden unterhielt, ſtets in der Sprache oder dem Dialekte ihres Landes ſich ausdrückte, und daß er demzufolge, ſo viel bekannt geworden, das Magadiſche, das Drawiriſche und das Mletſcha ſprach. Unter dem Erſten muß die Sprache verſtanden werden, welche in Magada üblich war, wo Buddha einen großen Theil ſeines Lebens zugebracht hatte; die Drawiriſche Sprache iſt das heutige Tamuliſche; was indeß das Mletſcha betrifft, ſo läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten, daß darunter die Sprache der außerindiſchen Barbaren zu verſtehen ſei, weil bei den Buddhiſten die Länder jenſeit der Gränzen Madjadeſcha's gleichfalls Mletſcha genannt wurden. Uebrigens iſt zwiſchen den Proben dieſer drei Sprachen, welche in den Buddhiſtiſchen Schriften aufbewahrt ſind, keinerlei Aehnlichkeit oder Lautverwandtſchaft erkennbar.

Buddha war Indier, und die Sitten und Gewohnheiten ſeiner Landsleute haben unvertilgbare Spuren in dem Geiſte ſeiner Lehre zurückgelaſſen, und ſeinen Reden jenen originellen und charakteriſtiſchen Typus mitgetheilt, welcher in den Erzeugniſſen der Indiſchen

Philoſophen, wie in der Indiſchen Literatur überhaupt, deutlich hervortritt. In den alten Sammlungen der Reden Buddha's macht ſich vor Allem eine ungewöhnliche Kürze des Ausdruckes bemerklich; die Sudra's ſind nichts Anderes, als Aphorismen oder kurze Ausſprüche Buddha's, welche die philoſophiſchen und moraliſchen Sätze ſeiner Lehre enthalten, und dieſe Aphorismen haben auch in den Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen noch ihre Kürze bewahrt, wiewohl mit hinzugefügten Erklärungen. Sie wurden gewöhnlich in poetiſcher Form vorgetragen, und beſtanden größtentheils aus einem Verſe (Schioka), wie z. B. Buddha das Weſen ſeiner Sittenlehre in dem Aphorismus ausdrückte: „Thue nichts Böſes, thue das Gute und reinige deine Seele.“ Die beiden erſten Anweiſungen dieſes Ausſpruches deuten auf den activen Theil des ſittlichen Kampfes hin, die letzte dagegen, d. h. die Reinigung der Seele, auf die Beſchaulichkeit. Seine theoretiſche Lehre drückte Buddha in folgendem Aphorismus aus: „Alles erſcheint aus Urſachen und Alles geht unter durch Urſachen.“ Ueber dieſen Ausſpruch Buddha's dachte Schariputra nach, überzeugte ſich von ſeiner Wahrheit, und wandte ſich von den haltloſen Grundſätzen Santſchai's, eines Anhängers der Skepſis, ab, um ſich mit Buddha zu vereinigen.

Ein großer Theil der Aphorismen Buddha's iſt in die aufzählende Form gekleidet, welche wir auch bei den übrigen Philoſophen Indiens antreffen. In den Zeiten nämlich, in welchen Kenntniſſe allein mittelſt mündlicher Ueberlieferung ſich erhielten und von einem Geſchlechte auf das andere fortpflanzten, waren dergleichen herzählende Formeln ein wichtiges Hülfsmittel für das Gedächtniß, und auch im Indiſchen Volke war dieſe Art des Ausdruckes ſehr gangbar, denn ſeine alltägliche Weisheit, die ſcharfſinnigen Sprüchwörter, trugen dieſelbe Form. Die Buddhiſten eigneten dieſelbe ihrer Literatur an, und machten im Vortrage der Lehre Buddha's eine allgemeine Anwendung von ihr, woher denn auch ihre muſtergültigſten Werke an einem wichtigen Gebrechen leiden, nämlich an der Abweſenheit jedes geordneten Syſtems, weil in der aufzählenden Methode des Vortrages die Reihe der Ideen, welche nach der Zahl geordnet ſind, häufiger eine bloß allgemeine Verwandtſchaft, als einen innigen logiſchen Zuſammenhang darbietet. Von Buddha's aufzählenden Aphorismen wollen wir nur folgender erwähnen: „Die drei Siegel meiner Lehre

ſind: jegliche Erſcheinung iſt flüchtig; in Keinem iſt Selbſtſtändigkeit; Nirwana iſt Ruhe." — „Es giebt vier Arten der Beſtattung: im Waſſer, im Feuer, in der Erde und im Walde." d. h. zu Buddha's Zeiten warf man entweder die Hülle des Verſtorbenen in's Waſſer, oder, was am häufigſten geſchah, man verbrannte ſie auf einem Scheiterhaufen, oder man vergrub ſie in die Erde — oder und dies war nicht ſelten — man trug ſie den wilden Thieren zum Fraße in den Wald. — „Vier Arten des Unterhaltes wendet nicht an, ihr Bikſchu: ſuchet ihn nicht unten, nicht oben, nicht in den Weltgegenden, nicht an den Ecken." D. h. ein wahrer Schüler Buddha's ſoll zu ſeinem Lebensunterhalte 1) ſich nicht mit Ackerbau beſchäftigen und keinerlei Eigenthum erwerben; 2) ſich nicht mit Aſtronomie und Aſtrologie beſchäftigen, den Lauf der Geſtirne und Planeten beobachten, oder Naturerſcheinungen erklären; 3) Reichen und Mächtigen nicht ſchmeicheln und dienſtwillig ſein; 4) ſich nicht mit Wahrſagerei, Zauberei und Prophezeiungen befaſſen. — „Eine That iſt ſtets doppelter Art: ganz und halb." D. h. wenn der Menſch ſich zu irgend einer Handlung entſchließt, ſo hat dieſes „Sich-entſchließen" ſchon die volle Bedeutung der vollendeten That, alſo daß die Verwirklichung des Entſchluſſes nur noch die halbe That iſt; daher findet ſich in den Buddhiſtiſchen Schriften zuweilen der Ausdruck „anderthalb Thaten", und es iſt darunter eine und dieſelbe That zu verſtehen: als beſchloſſene und als ausgeführte.

Buddha bediente ſich mit Glück der poetiſchen Gewohnheit ſeiner Landsleute, zur Verdeutlichung und Verzierung der Rede Gleichniſſe, Allegorieen und anderen Schmuck anzuwenden, wodurch die Aufmerkſamkeit unwillkürlich auch den trockenſten Gegenſtänden zugewendet, und gewöhnlichen Dingen Intereſſe verliehen wird. Die Auswahl der Gleichniſſe war in Indien eine Kunſt und eine von den Regeln der Dialektik; ein treffendes Gleichniß war ſchon ein Beweis; und in den Reden Buddha's finden wir eine Menge ähnlicher Ausſchmückungen. Manche von ihm angewandte Gleichniſſe dürften leicht für Denjenigen unverſtändlich bleiben, welcher mit der Natur und den Sitten Indiens völlig unbekannt iſt; wir wollen, Beiſpieles halber, einige derſelben anführen. „Das menſchliche Herz iſt wie Elephanten-Ohren", d. h. in beſtändiger Bewegung. — „Bikſchu, ahmet der Schildkröte nach, welche ihre Glieder in ihr wandelndes

Haus verbirgt", d. h. hemmet durch Contemplation die Thätigkeit eurer äußeren Sinne, und machet euch frei von dem verderblichen Eindrucke der Außendinge, gleichwie die am Seestrande kriechende Schildkröte, wenn sie die Annäherung des Schakals wittert, alsbald Kopf, Füße und Schwanz in ihre knöcherne Hülle zurückzieht, und dadurch sich vor den Zähnen des Raubthieres rettet. — „Die reine Sittlichkeit ist gleich einem aufgeblasenen Lederschlauche: beschädige sie einmal, und sie wird zu Grunde gehen." Hier ist die Rede von den Schwimmschläuchen, welche reiche Leute und Kaufleute auf Seereisen mit sich führten; im Falle eines Schiffbruches dienten diese Schläuche, mit Luft gefüllt und hermetisch verschlossen, als Rettungsmittel für die Seefahrer, welche sich mit ihnen in die Meereswogen warfen und sich denselben preis gaben; verursachte nun der Schiffbrüchige unvorsichtiger Weise eine — wenn auch kaum merkliche — Oeffnung in dem Schlauche, und die Luft entwich aus demselben, so war sein Untergang unvermeidlich. So kann auch, wenn die lasterhaften Neigungen nur ein Mal befriedigt werden, Nichts mehr den Strom der Leidenschaften hemmen, und der sich selbst überlassene Mensch ist unwiederbringlich verloren.

Buddha bediente sich des Gleichnisses häufig, denn er sah in ihm ein Ueberzeugungsmittel, wirksamer, als alle Beweise. So in folgendem Falle. Buddha hatte es entschieden abgelehnt, einige metaphysische Fragen zu entscheiden, welche zu seiner Zeit die übrigen Philosophen beschäftigten; selbst seine eigenen Schüler baten ihn dringend, ihnen zu erklären: woher die Welt rührte und die sie bevölkernden Wesen; ob dieselben einen Anfang hätten, oder ob sie anfangslos wären; und was jenseit des Grabes den Menschen erwartete, welcher sich von den Wiedergeburten frei gemacht hätte. — „Derartige Fragen", antwortete ihnen Buddha, „haben keine Beziehung auf die Aufgabe des Schramanen; während ihr über diese Gegenstände nachdenket, verrinnt die kostbare Zeit und nahet der Tod, ohne daß ihr euch genügend auf ihn vorbereitet habt. Stellet euch einen Menschen vor, welcher durch einen Pfeil in der Brust verwundet worden; seine Rettung hangt an der Kunst des Arztes, welcher das tödtliche Geschoß leicht aus seiner Brust herausziehen kann. Wäre es nun wohl möglich, daß der Verwundete zuvor anhöbe, den Arzt zu befragen und zu ihm zu sagen: Ehe du mir den Pfeil aus der Brust

zieheſt, ſage mir, aus welchem Holze derſelbe geſchnitzt iſt, welches ſeine Farbe iſt, welches Vogels Federn an ihm ſitzen, aus welchem Metalle ſeine Spitze gemacht iſt? Sollte er ſich wohl mit ſolchen Dingen beſchäftigen, obgleich er weiß, daß inzwiſchen die Zeit verſtreicht und unvermeidlicher Tod ihm droht?"

Ein anderes Mal ſetzt Buddha die verſchiedenen Meinungen der anderen Schulen über dieſelben Gegenſtände auseinander, und nachdem er dieſe Meinungen aufgezählt und die hitzigen Streitigkeiten geſchildert hat, welche ſich bei dieſer Gelegenheit unter den Philoſophen erhoben haben, fügt er hinzu: „Dieſes erinnert mich an eine alte Geſchichte von den Blinden. Ein Ratſcha gebot, Blindgeborene aufzuſuchen, ſo viel ihrer ſich vorfänden, und an ſeinen Hof zu führen. Der Wille des Ratſcha wurde erfüllt, eine Schaar Blinder an den Hof gebracht und ihm vorgeſtellt. „Blinde," fragte er ſie, „wie ſieht ein Elephant aus?" — „„Mahadewa,"" antworteten ihm die Blinden, „„wir ſind blind ſeit unſerer Geburt: woher ſollen wir das Ausſehen des Elephanten kennen?"" — „Wollt ihr es kennen lernen?" fuhr der Ratſcha fort; die Blinden konnten ihm für ſolche Aufmerkſamkeit gegen ſie nur dankbar ſein, und der Ratſcha befahl dem Stallaufſeher, einen Elephanten auf den Hof zu führen und die Blinden zu demſelben hinzuleiten. Als man ihnen nun ſagte, der Elephant ſtände vor ihnen, da näherten ſie ſich ihm, und Jeder begann, denjenigen Theil des Thieres zu betaſten, auf welchen ſeine Hände trafen. Der Eine, welcher die Ohren des Elephanten betaſtet hatte, fand in ihnen Aehnlichkeit mit einem Mehlbeutel; einem Anderen ſchien der Rüſſel ein Tau; den Uebrigen ſchien es, als ob die Zähne Pfählen, der Kopf einem Brunnen-Eimer, der Hals einem Balken, der Schwanz einem kurzen Stricke, die Seiten Mauern, die Beine Pfoſten glichen. Nachdem die Blinden die Betaſtung des Elephanten beendet hatten, rief ſie der Fürſt abermals vor ſich, und fragte: „Nun? habt Ihr jetzt das Ausſehen des Elephanten erfahren?" — „„Wir haben es erfahren,"" antwortete Einer von den Blinden, „„der Elephant gleicht einem Brunnen-Eimer."" „„Nein,"" bemerkte ein Anderer, „„er ähnelt einem Balken."" „„Das iſt nicht wahr!"" ſchrie ein Dritter, „„er gleicht einem Tau."" Es erhob ſich Lärm und Geſchrei. Ein Jeder ſchrie: „„So ſieht der Elephant aus!"" — „Wiſſet Ihr gewiß," fragte der Fürſt auf's Neue, „daß der Ele-

phant so aussieht, wie Ihr saget?" — Anstatt nun ihre Unwissenheit einzugestehen, begannen die Blinden, das Gesicht mit den Händen bedeckend, unter sich zu streiten, anfänglich mit leiser Stimme, darauf stets lauter und lauter, bis es schließlich fast zu einer Schlägerei kam. Der Ratscha ergötzte sich lange an dem Gezänke der Blinden, und rief ihnen endlich zu: „O, Du blinde Menschenschaar! Warum über des Elephanten Gestalt thöricht streiten, da Ihr selbst nicht wisset, was Ihr betastet habt?"

Der Lehre Buddha's lag das Gesetz der Vergeltung zum Grunde, und bei jeder Gelegenheit kam Buddha auf dasselbe zurück, indem er seine Schüler gleichzeitig zur Tugend ermahnte, und sie vom Bösen abzukehren suchte. „Das Schwarze," pflegte er zu sagen, „wird mit Schwarzem vergolten, und das Weiße mit Weißem." Handlungen, auf welche das Gesetz der Vergeltung angewandt wurde, erschienen als ursprüngliche Grundlage und als unzerstörbare Ursache einer jeden Existenz. Alles ging aus von Handlungen. „Wir leben," sagte Buddha, „wir werden geboren und wir sterben, wir leiden und sind glücklich in Folge der Thaten, welche wir in den früheren Wiedergeburten vollbracht haben. Die Summe der Handlungen, welche die Wesen vollbringen, trägt das Dasein der Welt sammt allen Stufen und Ordnungen ihrer Geschöpfe; die Beschaffenheit aber und die Wichtigkeit seiner Handlungen bestimmen für das Geschöpf die künftige Form der Wiedergeburt. Zwischen der That und ihrer Vergeltung giebt es Ungleichheit, giebt es auch Verwandtschaft. Lasterhafte Menschen, welche in der Gegenwart sich an Genüssen ergötzen, bereiten sich Qual im zukünftigen Leben; wer das Feuer anbetet und die Himmelslichter, oder täglich dreimalige Waschung vornimmt, in der Hoffnung zukünftiger Glückseligkeit, dem ist die Wiedergeburt in einem Thiere gewiß. Andererseits giebt es Leute, welche eine seltsame Lebensweise beobachten, und dadurch hoffen, in der Wohnung der Geister wiedergeboren zu werden; sie ahmen im Leben Thieren nach, Hunden, Kühen und anderen, oder stellen sich stumm. Und welches wird das Ende ihrer Mühe sein? Dieses, daß Alle, welche im gegenwärtigen Leben den Thieren oder den Stummen nachgeahmt haben, im zukünftigen wirklich Thiere und Stumme sein werden. Für Vergehen — Pein; für gute Handlungen — Genuß. Aber währt dieser Genuß lange? Und was ist es für eine Freude, sich durch die

Wiedergeburten hinzuſchleppen? Lang iſt die Nacht für Denjenigen, der nicht ſchläft; lang der Weg für den müden Wanderer; lang die Reihe der Wiedergeburten für Die, welche Unverſtändiges erwarten. Nein, die wahre Ruhe und Glückſeligkeit iſt nicht in den Wiedergeburten, ſondern in der Befreiung von ihnen. Das iſt es, warum ein wahrhafter Kampf gekämpft werden muß, ohne Aberglauben und Vorurtheile. Bikſchu! Du trägſt die Form des Menſchen, die edle Form, in welcher allein ein Frei-werden von den Wiedergeburten möglich iſt, und welche ſelten, nach vielen hunderttauſend Jahren, dem Geſchöpfe zu Theil wird: eile, ein ſo koſtbares Geſchenk zu benutzen, indem Du durch geiſtlichen Kampf den Einfluß früherer Thaten aufhebſt, und angeſtrengt nach der Nirwana*) ſtrebſt."

Mit dem Glauben an die Wiedergeburten und das Geſetz der Vergeltung konnten allerdings alle Ereigniſſe des einzelnen Lebens, das Schickſal eines jeden Menſchen und ſeine Stellung in der Geſellſchaft vollkommen erklärt werden; nur war dazu eine Bedingung unerläßlich: es bedurfte nämlich eines Menſchen, welcher von ſeinen eigenen früheren Wiedergeburten und von denen der Anderen ein Bewußtſein hatte. Dieſer Menſch nun war in der Perſon Buddha's vorhanden, und wenn man den Erzählungen der Buddhiſtiſchen Schriftſteller glauben will, ſo ging in der That kein bemerkenswerthes Ereigniß vorüber, und blieb kein einziger Umſtand übrig, welchen er nicht erklärt, oder durch ſeine vorhergehenden Wiedergeburten gerechtfertigt hätte. Seine Erinnerungen in dieſer Hinſicht waren unerſchöpflich. Doch muß man gerecht ſein. Ein großer Theil dieſer Erzählungen oder Erdichtungen iſt ein Product der Buddhiſten ſpäterer Zeit; ihre regſame Phantaſie hat die Buddhiſtiſche Literatur mit einer neuen Gattung von Schriften bereichert, welche äußerſt anziehend ſind, und deswegen auch großen Eingang bei den Buddhiſten gefunden haben. Was jedoch Buddha betrifft, ſo darf man nicht annehmen, daß er ſich mit Erfindung von Fabeln vergnügt haben werde, oder daß ſeine Selbſttäuſchung bis zu der Ueberzeugung von der Realität der erzählten Begebenheiten gegangen ſei. Es iſt vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß Buddha alle ähnliche Erzählungen, welche ihm zugeſchrieben

*) D. i. der Zuſtand vollkommener Befreiung von dem Einfluſſe der Sinnenwelt auf die menſchliche Seele. D. Ueberſ.

werden können, nicht ersonnen, sondern aus Volkstraditionen entnommen habe, und daß er gewisse Begebenheiten älterer Zeit mit den Ereignissen in Verbindung gebracht habe, deren Augenzeuge oder Theilnehmer er gewesen war. Nur mit dieser Einschränkung kann man zugestehen, daß Buddha manche Begebenheiten des Alterthumes erzählt habe.

Diese Erzählungen Buddha's athmen eine überzeugende Naivetät, und entrollen vor unseren Blicken die Bilder der damaligen Indischen Sitten und Gewohnheiten, weil Buddha, indem er den Zuhörer in das tiefe Alterthum zurückversetzt, außer dem erzählten Vorfalle nichts Neues erdichtet hat, sondern überall und immer die Gebräuche und die Gewohnheiten dieselben sind, wie zu seiner Zeit. Wir lassen hier ein Bruchstück aus einer Erzählung dieser Art folgen.

„Vor vielen hundert Jahren herrschte in Benares ein Fürst, Namens Kriki.*) Unter ihm genoß das Reich der Zufriedenheit und der Ruhe; Ackerbau und Viehzucht blühten; die Bevölkerung nahm zu; Zwietracht und Kriege ruhten; von Krankheiten, Plünderungen und anderem Elende vernahm man nichts; der Beherrscher regierte das Reich mit Weisheit und Gerechtigkeit. In dieser glücklichen Zeit verließ ein junger Benareser, Namens Kumara, der Sohn eines Brachmanen, sein Vaterland, und begab sich in das südliche Indien, zur ferneren Ausbildung unter der Leitung eines berühmten Brachmanen. Dieser Brachmane hatte einen ausgezeichneten Ruf als Lehrer der Wissenschaften und als Erklärer der Weda's; der Ruhm seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente war durch ganz Indien verbreitet, und von allen Enden desselben strömten ihm junge Leute zu, um seine Lehren zu vernehmen. Im südlichen Indien angekommen, begab sich der Benareser unverweilt in das Haus des Brachmanen, um sich ihm vorzustellen. Nachdem er dem Hausherrn seine Ehrfurcht bezeigt, setzte sich der Gast mit geziemender Bescheidenheit vor demselben nieder. „Heil, junger Mann," bewillkommnete ihn der Brachmane, „woher und wozu?" — „„Ich stamme aus dem Mittelreiche (Madjadescha),"" antwortete der Benareser, „„und bin mit dem Wunsche hergekommen,

*) Der Name des Ratscha Kriki wird in den Buddhistischen Schriften sehr oft erwähnt. Die Buddhisten versetzen in die Zeit dieses Fürsten die Erscheinung Buddha-Kaschjapa's, des berühmtesten unter den Vorgängern Buddha-Schakjamuni's.

weiſer Lehren zu den Füßen des großen Lehrers zu genießen."" — „Womit willſt Du Dich denn beſchäftigen?" fragte auf's Neue der Brachmane. „„Ich möchte unter Eurer Leitung die Weda's lernen."" — „Eine treffliche Wahl," bemerkte der Brachmane; „die Weda's ſind mehr als Alles des Lernens werth; alſo denkt und thut jeder wahre Brachmane." Hierauf trat der Benareſer in die Zahl der Schüler des Brachmanen ein, und begann deſſen Lehren zu hören.

An den von Beſchäftigung freien oder den Erholungstagen badete ſich der Benareſer entweder mit ſeinen Kameraden in den Flüſſen und Seen, oder ſie ergingen ſich auf den Plätzen und Märkten der Stadt, oder ſie ſammelten duftende Kräuter und Holz zu den Opfern. Auf einem dieſer Spaziergänge ſprach der Benareſer zu ſeinen Gefährten: „Wir ſind zwar ſämmtlich Brachmanenkinder; aber ich weiß noch nicht, woher ihr ſtammet;" und Einer erwiederte ihm, er wäre aus dem öſtlichen Indien; Andere waren aus dem nördlichen, noch Andere aus dem weſtlichen. „Und ich," ſagte ſeinerſeits der Benareſer, „bin aus dem Mittelreiche." — „„Wir wiſſen ganz und gar nichts von deinem Vaterlande; von den anderen Ländern wiſſen wir wenigſtens ſprüchwörtlich: Weisheit kommt aus Oſten, Doppelzüngigkeit wohnt im Weſten, Ehrerbietigkeit iſt daheim im Süden, Schmähſucht im Norden. Sage uns, wodurch zeichnet ſich das Mittelreich aus?"" Der Benareſer antwortete ihnen: „Meine Heimat iſt ein herrliches Land; ſeines Gleichen giebt es nirgends. Es iſt reich an Zuckerrohr, duftendem Reiß und mancherlei Früchten; an Hausthieren herrſcht Ueberfluß; Wiſſenſchaften und Künſte blühen; das Volk iſt reich, glücklich, und zeichnet ſich aus durch Barmherzigkeit, Verſtand und gute Werke. Durch das Land ſtrömt der Ganges hin: glücklich, wer ſich in ſeinen ſtillen Fluthen wäſcht; an den Ufern des Ganges liegen achtzehn Einſiedeleien zerſtreut, und in ihnen wohnen unter ſchweren Kämpfen Muni's, welche bereit ſind, zum Himmel aufzuſteigen. — „„Giebt es bei euch auch,"" fragten ſeine Kameraden weiter, „„gelehrte und beredte Männer, wie unſer Lehrer?"" — „Was das anlangt," erwiederte der Benareſer, „ſo lebt in meinem Vaterlande ein Gelehrter, der Löwe der Beredtſamkeit, vor welchem unſer Lehrer ſich ſchämen und erröthen muß." Die Gefährten des Benareſers konnten ihre Verwunderung nicht zurückhalten, da ſie ſeine Erzählung von dem Mittelreiche vernahmen, und bezeigten großes

Verlangen, dieſes Land zu beſuchen. Von dieſem Gedanken erfüllt, kehrten ſie heim, und nachdem ſie das mitgebrachte Holz an ſeinen Platz gelegt, begab ſich die ganze Schaar zu dem Lehrer. „Unſer Kamerad aus Benares," ſprachen ſie zu dem Brachmanen, „hat uns ſein Vaterland ſo gerühmt, daß wir es wohl ſehen möchten." — „„Das Mittelreich,"" verſetzte der Brachmane, „„iſt vortrefflich, ohne Widerrede; das ſagen Alle; aber es genügt, die Berichte über daſſelbe zu hören; wozu ſelbſt dahin ziehen?"" — „Dort," fuhren die Schüler fort, „iſt ein berühmter Gelehrter, vor welchem, wie unſer Gefährte verſichert, du, unſer Lehrer, würdeſt erröthen müſſen." — „„Alſo im Mittelreiche,"" rief der Brachmane aus, „giebt es Leute, welche klüger ſind, als ich! Ich habe bis jetzt geglaubt, in ganz Indien ſei kein Menſch, welcher mir gleich komme."" — „Nun, ſo werden wir allein gehen; wir wollen das Mittelreich beſehen, wollen uns im Ganges waſchen, wollen im Kampfe mit dem berühmten Gelehrten unſere Kräfte verſuchen, und mit Reichthum und Ruhm wieder heimkehren." Der Brachmane hatte ſeine Schüler lieb, und wollte ſich nicht von ihnen trennen. „„Auch ich will mit euch gehen,"" ſagte er zu ihnen; „„nehmet meine Sachen mit, den hirſchledernen Schurz, die Vaſe zu den Waſchungen und die Opfergefäße."" Alſo machten ſich Alle mit einander auf den Weg.

So oft nun der Brachmane mit ſeinem Gefolge in eine Stadt kam, errichtete er ſogleich eine Tribüne zu öffentlichen Disputationen mit Liebhabern. Der Streitluſtigen fanden ſich viele, aber nicht Einer von ihnen mochte vor der Kunſt des Brachmanen beſtehen: beſiegt verließen ſie voll Scham die Tribüne, zertrümmerten aus Aerger ihre Karriole oder ſchlugen ſich vor Verdruß mit der Aſchenvaſe vor den Kopf und zerſtreuten ſich nach verſchiedenen Gegenden, wie die Krähen von den Stellen entfliehen, wo die Krieger mit dem Bogen ſchießen lernen. Zuweilen geſchah es, daß man dem triumphirenden Brachmanen entgegenzog und ihn mit Fahnen und anderen Ehrenzeichen unter Zuruf und Lobpreiſungen geleitete. So kam er nach Banares. Als er in die Stadt einzog, dachte er bei ſich: „Wenn man würdige Gegner ſucht und gelehrte Männer, ſo geſchieht dies nirgends zweckmäßiger, als am Hofe des Fürſten;" und mit dieſem Gedanken begab ſich der Brachmane gerade an den Hof des Fürſten Kriki. Vor dem Angeſichte des Fürſten erſcheinend, ſprach er den gebräuchlichen

Gruß aus: „Möge dem Fürſten Sieg, Geſundheit und langes Leben beſchieden ſein!“ Unter dieſen Worten ließ er ſich in gebührender Ehrfurcht vor Kriki nieder und richtete nach einigen Minuten die Worte an ihn: „Herr! in meinem Vaterlande lebend, habe ich mich mit den Wiſſenſchaften ziemlich genau bekannt gemacht, und nun möchte ich in Deiner Gegenwart mich mit den hieſigen Gelehrten meſſen.“ Der Fürſt wandte ſich zu ſeinen Hofleuten und fragte ſie: „Iſt in meinen Staaten irgend ein Gelehrter, welcher ſich zum Kampfe mit dieſem Brachmanen entſchließen dürfte?“ — „„Ja,““ antwortete Einer von den Hofleuten, „„in einem Flecken lebt ein Brachmane mit Namen Kapilaſchama; derſelbe hat die Weda's und andere Bücher erlernt und iſt bekannt wegen ſeines Verſtandes und ſeiner Disputirkunſt.““ Da gebot der Fürſt, Kapilaſchama an den Hof zu bringen, und nach einiger Zeit erſchien dieſer Brachmane vor dem Fürſten und erklärte ſich bereit, mit dem Brachmanen aus dem ſüdlichen Indien eine Disputation einzugehen. Zu dieſem Zwecke befahl der Fürſt, eine Eſtrade aufzurichten und dieſelbe in der Mitte für die beiden Gegner und ihre Anhänger zu theilen. Am feſtgeſetzten Tage begab ſich der Fürſt ſelbſt an den Ort der Disputation, wo Alle ſchon auf ihren Plätzen waren. Einer von den Hofleuten fragte den Fürſten, welchem der beiden Kämpfer er das Recht zuerkennen wollte, zuerſt ſeine Aufgabe vorzutragen. „Der Brachmane aus Süden,“ antwortete der Fürſt, „iſt unſer Gaſt: er möge zuerſt ſeine Rede anheben.“ Dieſes Vorzuges ſich bedienend, begann der Brachmane, ſeine Aufgabe zu entwickeln, und brachte zu ihrer Vertheidigung fünfhundert Verſe bei; er ſprach beredt, klug und dabei ſo reißend ſchnell, daß die Zuhörer auch mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit kaum im Stande waren, nur einige Verſe aus ſeinem Vortrage zu behalten. Gleichwohl ließ Kapilaſchama nicht ein einziges Wort in den Verſen ſeines Gegners unbemerkt, beurtheilte die in ihnen liegenden Gedanken und unternahm, indem er die Theſis ſeines Gegners einer umſtändlichen Prüfung unterwarf, eine Widerlegung ſeiner Behauptungen, entdeckte in ihnen Widerſprüche, Unbeſtimmtheit und Schwäche, und bewies die Wahrheit ſeiner Kritik ſo klar und überzeugend, daß der Brachmane nichts zu entgegnen wußte und der Beſiegte blieb, — weil nach den Geſetzen des Disputirens der Sieg auf Seiten deſſen iſt, der durch die Kraft ſeiner Beweiſe den Gegner zum Schweigen bringt, denn

durch ſein Schweigen bekennt dieſer ſeine Ohnmacht. Der Fürſt wünſchte Kapilaſchama zu ſeinem Siege Glück, überhäufte ihn mit Lobſprüchen, erkundigte ſich nach ſeinem Geburtsorte und ſprach zu ihm: „Für deine Talente und deine dialektiſche Kunſt übergebe ich dieſen Flecken Deiner Herrſchaft.“ Kapilaſchama aber dankte dem Fürſten für ſeine große Gnade und zog im Triumphe heim.

„Als Herr eines ganzen Fleckens war Kapilaſchama ein reicher Mann, und verheirathete ſich in Kurzem, und nach Jahresfriſt gebar ſein Weib ein Kind männlichen Geſchlechts mit goldigem Haar. Als die dreiwöchentliche Friſt nach ſeines Sohnes Geburt verſtrichen war, verſammelte Kapilaſchama, der Sitte gemäß, ſeine Verwandten in ſeinem Hauſe, um dem Neugeborenen einen Namen beizulegen; und nach gepflogener Berathung beſchloß man einſtimmig, den Knaben Kapila zu heißen, nach dem Namen des Vaters und nach der Goldfarbe ſeines Haares (Kapila: goldfarbig, gelb). Am Schluſſe dieſer Ceremonie ward das Kind Ammen und Wärterinnen übergeben; man zog es mit Rahm (Sahne) auf, und nährte es zuweilen mit Oel und anderer nahrhaften Speiſe. Kapila wuchs unter der zärtlichen Sorgfalt der Eltern auf, wie eine Lotosblume, welche ſich aus den Waſſern erhebt, und ſobald er in das jugendliche Alter trat, lehrte man ihm Rechtſchreibung, Rechnenkunſt und andere im Leben nützliche Wiſſenſchaften; ſodann erläuterte man ihm die Pflichten des Brachmanen, die Vorſchriften, wie Aſche und Erde genommen werden müſſen, und wie die Schaale mit dem Waſſer zu halten iſt, ſo wie auch die Regeln, welche bei den Waſchungen unumgänglich ſind. Man lehrte ihn „Om!“ (den geheimnißvollen Ausruf am Anfange der Beſchwörungen und der Hymnen) und „Bum!“ (den Ausruf bei Anrufung der Geiſter) ausſprechen, und erklärte ihm die Weda's. Seitdem verſtand Kapila ſelbſt alle Einzelheiten der Opferhandlungen, und konnte Andere darin unterweiſen; er las ſelbſt die Ueberlieferungen, und war im Stande, ſie Anderen zu erklären; endlich hatte er das Recht, Gaben anzunehmen, und durfte ſelbſt Anderen Almoſen reichen. Dieſe ſechs Bedingungen ſind unerläßlich, um ein vollkommener Brachmane zu ſein. Kapila war mit ungewöhnlichem Scharfſinne begabt: wie ein glänzendes Licht durchleuchtete ſein Verſtand die dunkelſten Gegenſtände. Als er einſt gemeinſchaftlich mit den anderen Schülern die Auslegung ſeines Vaters an-

hörte, fragte er dieſen: „Was bedeutet der Laut oder Buchſtaben Tſcha im Rigweda?“ — „Dieſer Buchſtaben“, antwortete ihm der Vater, „hat einen tiefen Sinn, in welchen ſich ſchwer eindringen läßt; ſo haben es uns die Vorfahren überliefert.“ — „Wie!“ rief Kapila aus, „die alten Weiſen hätten uns Buchſtaben ohne Sinn überliefert? Was mich betrifft, ſo fange ich an, in den Sinn dieſes Buchſtaben einzudringen.“ Voll Bewunderung über den Verſtand ſeines Sohnes übergab Kapilaſchama ihm den Beruf des Lehrers, blieb ſelbſt in ruhiger Muße und ſtarb bald darauf.“

„Die gute That bleibt nicht ohne Belohnung, und Diejenigen, welche dieſelbe gemeinſchaftlich vollbringen, empfangen auch gemeinſchaftlich die gebührende Vergeltung für ſie. Hier iſt ein Beiſpiel. Praßenatſchita, der Fürſt von Schrawaſti, hatte zwei geliebte Weiber, welche beide durch ungewöhnliche Schönheit ausgezeichnet waren, und ein Beiſpiel ſeltener Freundſchaft und Eintracht boten. In Schrawaſti unterhielt man ſich nur von den beiden Schönen, welche der Palaſt des Fürſten umſchloß; Buddha aber erklärte, daß das glückliche Loos, welches dieſen beiden Weibern zu Theil geworden, ſo wie ihre Schönheit und Freundſchaft Folgen einer guten Handlung wären, welche ſie in fernen Zeiten vollbracht hätten. Damals waren ſie die Weiber eines Brachmanen, und thaten ſich durch Barmherzigkeit hervor. Einſtmals ſpeiſten ſie einen tugendhaften Klausner, und erwarben ſich dadurch eine glückliche Zukunft; während aber die Eine von ihnen, nachdem ſie die Speiſe für den Einſiedler bereitet hatte, das Beſte und Schmackhafte obenauf legte, legte die Andere die ſchlechte Speiſe zu oberſt in die Schüſſel, die gute im Innern verbergend. Daher unterſchieden ſie ſich auch, als ſie Praßenatſchita's Frauen wurden, durch die Art ihrer Schönheit von einander: die Aeltere hatte ein majeſtätiſches Aeußeres und ungewöhnlich regelmäßige Geſichtszüge; die Jüngere hingegen beſaß zwar nicht dieſe äußeren Vollkommenheiten, erſetzte ſie aber reichlich durch den Reiz ihrer Bewegungen und durch ihre zarte Geſtalt.“

Was uns in Buddha's Reden am meiſten auffällt, iſt ihr wehmüthiger Ton und die hoffnungsloſe Weltanſchauung. Der Gedanke, daß das Menſchengeſchlecht dem Leiden geweiht ſei, gehört nicht Buddha allein; man kann vielmehr ſagen, daß derſelbe die allgemeine Ueberzeugung der Indier geweſen ſei. Buddha hat nur die

Idee des Leidens entwickelt, und auf Alles angewandt, was irgend eine Form des Daſeins trägt, woher denn ſeine Worte zuweilen von einem finſteren ascetiſchen Geiſte durchdrungen ſind, wenn den Gegenſtand ſeiner Rede die allgemeinen Leiden bilden, welche die Wiedergeburten begleiten, zuweilen das Gefühl des Schmerzes und der Enttäuſchung athmen, wenn er ſeinen Blick auf die gewöhnlichen Erſcheinungen der phyſiſchen Welt richtet. Aphorismen der letzteren Art ſind in verſchiedenen Reden Buddha's verſtreut; ihr Gegenſtand iſt größtentheils Flüchtigkeit und Tod. „Das Zuſammengeſetzte," ſagt Buddha, „muß ſich früher oder ſpäter zerſtreuen, das Geborene ſterben. Die Erſcheinungen verſchwinden eine nach der anderen; das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gehen nach der Reihe zu Grunde: Alles iſt flüchtig, auf Allem laſtet das Geſetz der Vernichtung. Die reißenden Ströme fließen und kehren nimmer zurück; die Sonne vollendet unaufhaltſam ihren Lauf; der Menſch geht aus dem vorhergehenden Leben in das gegenwärtige über, und keine Macht vermag, ihn in das vergangene Leben zurückzuführen. Am Morgen haben wir einen Gegenſtand geſehen, und am Abend finden wir ihn nicht mehr; geſtern hat uns eine liebliche Blume entzückt: heute iſt ſie verſchwunden. Warum vergänglichen Gütern nachjagen? Mancher bietet alle Kräfte auf, um in dem gegenwärtigen Leben ein beſtändiges Glück zu erreichen; aber ſeine Mühe iſt vergeblich: er ſchlägt mit einem Stabe in das Waſſer, wähnend, es werde daſſelbe, wie es ſich getrennt, in derſelben Lage verharren immerdar. Das Geborene muß ſterben: nicht Luft, nicht Meer, nicht Berge, noch Klüfte, noch irgend ein Ort in der Welt mag uns vor dem Tode bergen; der Reiche, wie der Arme, der Edle, wie der Niedere, iſt in gleicher Weiſe dem Tode unterworfen; es ſterben ſowohl Alte, als Junge, ſowohl das mittlere Lebensalter, als die Kindheit, ja der Keim im Mutterleibe, — ſie ſterben ohne Wahl und Friſt. Reichthum, Ehre, Kinder helfen nicht: all' dieſes irdiſche Erbe muß ſich zerſtreuen und hinſchwinden. Auf geradem und ſicherem Wege gehen wir zum Tode. Der menſchliche Leib, das Product der vier Elemente, iſt ein thönernes Gefäß, welches bei dem erſten kräftigen Stoße in ſeine Theile zerfällt; im Laufe des ganzen Lebens dient er nur zur Quelle der Leidenſchaften, der Unruhe und der Qual. Es nahet das Alter, und zugleich mit ihm erſcheinen Krankheiten; der Greis quält ſich mit Todesfurcht, wie

ein lebendiger Fiſch in heißer Aſche, bis endlich der Tod ſeine Leiden endet. Das Leben iſt daſſelbe, was eine reiſe Frucht, bereit, bei dem erſten Windſtoße abzufallen; jeden Augenblick müſſen wir fürchten; das erſte verhängnißvolle Ereigniß hemmt ſeinen Lauf: ſo verhallen die harmoniſchen Töne der Harfe, wenn ihre Saiten unter der Hand des Spielenden zerreißen. Eine brennende Lampe ſtellt man nicht an eine bedeckte Stelle: ſo verdunkele denn nicht das Licht des Verſtandes durch die Leidenſchaften; der wahrhaft Weiſe iſt Derjenige, welcher unabläſſig über die Befreiung aus der Welt der Leiden ſinnt, ſeine Leidenſchaften zähmt, und nach der Nirwana trachtet. Siehe, darauf müſſen alle unſere Anſtrengungen gerichtet ſein! Die Nirwana iſt das erſehnte Ziel für Alle! Nach einem ununterbrochenen Kreislaufe in zahlloſen Formen des Daſeins, nach unzähligen Veränderungen der Zuſtände, nach allen Mühſalen, Unruhen, Beängſtigungen und Leiden, welche von den Wiedergeburten unzertrennlich ſind, werfen wir endlich die Feſſeln der Leidenſchaften von uns, werden frei von jeglicher Form des Daſeins, von Zeit und Raum, und verſenken uns in Ruhe und Schweigen; hier iſt die Zufluchtſtätte vor Trübſal und Krankheiten, die durch Nichts zu trübende Glückſeligkeit, Nirwana, — Unſterblichkeit; aus ihr giebt es keine Rückkehr mehr."

Wir laſſen noch ein Bruchſtück über das zukünftige Gericht folgen, welches wir aus einer Sammlung der Reden Buddha's entlehnt haben. Es zeichnet ſich durch die Lebendigkeit des Gemäldes aus, und iſt vom Geiſte der Lehre Buddha's durchweht, wenn gleich ſeine Grundlage Vieles mit dem Indiſchen Volksglauben gemein hat. Damit aber werden wir unſere Abweichung von der factiſchen Lebensbeſchreibung Buddha's beſchließen.

„Von Tſchambutwipa (Indien) weit gegen Süden erheben ſich zwei Gebirgsketten, welche die ganze Welt von allen Seiten umſchließen. Zwiſchen dieſen Gebirgen herrſcht ewige und undurchdringliche Finſterniß; die Strahlen der Himmelslichter dringen nimmer dorthin, und auch der mächtigſte Geiſt vermöchte nicht, den dunkelen Abgrund zu erleuchten, in deſſen Tiefe die Hölle iſt und der Richterſtuhl Jama's, des Fürſten der Hölle. Die Menſchen, welche im gegenwärtigen Leben geſündigt haben, wandern bei ihrem Tode in das Reich Jama's und werden von den Höllenwächtern ſofort vor Jama geführt. „Hier," ſagen ſie, auf die Sünder deutend, „ſind

Sterbliche von den Menſchen, Sünder, welche dein Urtheil erwarten.“ Die Sünder vor ſich erblickend, fragt ſie der mitleidige Fürſt: „Meine Freunde! habet ihr etwa, unter den Menſchen lebend, den Geiſt des Alters niemals geſehen? Habet ihr ſeine heilſamen Lehren und Erinnerungen niemals gehört?“ — „„Nein, Mahadewa, wir haben einen ſolchen Geiſt nicht geſehen, und ſeine Worte nicht gehört.““ — „Wie,“ entgegnet ihnen Jama; „ihr habt alſo niemals den Menſchen im Alter geſehen, wann ihm die Zähne ausfallen, ſein Haar ergraut, ſeine Haut runzelig wird, und die Farbe des Senfes annimmt, wann ſchwarze Falten ſich über ſeinen ganzen Leib verbreiten, ſein Rücken ſich krümmt, ſein Gang ungleich wird, die Füße mit Mühe den Leib tragen, ſein Haupt zittert, ſein Hals dünn wird, die Haut an ſeinem Leibe ſich ſenkt, und ſchlottert, wie am Halſe der Kuh; wann Lippen, Mund, Kehle und Zunge vertrocknen und hart werden, ſeine Geſtalt ſich beugt, ſein Athem ſchwach wird und ſich in Schmerzensſeufzer verwandelt, ſeine Stimme heiſer wird und dem Kreiſchen der Säge gleicht? Auf ſeinen Stab geſtützt, ſchleicht der gebrechliche Greis einher; das hinfällige Alter hat ihm Blut und Säfte ausgetrocknet; bald verlaſſen ihn die Kräfte gänzlich: er kann nicht nur nichts mehr wirken, ſondern ſich nicht einmal von ſeinem Platze erheben; er hat kein menſchliches Ausſehen mehr; ſein Leib und ſeine Seele ſind beſtändig in Erſchütterung und Kampf. Das Alles habt ihr nicht geſehen?“ — Zitternd vor Furcht antworten die Sünder mit erſterbender Stimme: „„Wir haben es geſehen, Mahadewa.““ — „Wenn ihr es geſehen habt, warum habt ihr denn nicht daran gedacht, daß auch ihr dem allgemeinen Looſe des menſchlichen Geſchlechtes nicht entgehen würdet? Warum habt ihr bei dem Anblicke des Alters nicht den guten Entſchluß gefaßt, euer Leben guten Werken zu weihen, um im zukünftigen Leben nicht noch größeres Elend des Alters zu erfahren?“ — „„Wehe! daran haben wir nicht gedacht, weil unſere Befreiung uns niemals Sorge gemacht hat.““ Darauf fragt Jama die Sünder von Neuem: „Habet ihr, auf der Erde lebend, den Geiſt der Krankheit geſehen?“ — „„Nein, Mahadewa, wir haben einen ſolchen Geiſt nicht geſehen.““ — „Wie!“ ruft Jama aus, „„ihr habt den Menſchen in der Krankheit nicht geſehen? Die harmoniſche Verbindung der Elemente, welche den Körper des Menſchen bilden, löſt ſich; die Ordnung im Organismus deſſelben

iſt geſtört; die Qualen, welche der Kranke durch dieſe Unordnung erduldet, feſſeln ihn an ſein Lager, und laſſen ihn die Augen nicht ſchließen; er vermag weder zu ſitzen noch aufzuſtehen, und lebt nur durch die Sorgfalt der Seinen, welche aus ihren Händen ihn ſpeiſen und tränken. Ihr habet ein ſolches Schauſpiel nicht geſehen?" — „„Wir haben es geſehen, Mahadewa."" — „Warum denn iſt euch nicht eingefallen, daß ein ähnliches Schickſal auch euch erwartete, daß auch ihr die Bürde der Krankheiten tragen müßtet? Warum habet ihr nicht geeilt, euch mit guten Werken zu verſehen, um ſpäter nicht die Qualen der Krankheiten zu erdulden?" — „„Nein, Mahadewa, in Müßiggang und Sorgloſigkeit hinlebend, haben wir daran nicht gedacht."" — „Unverſtändige Menſchen! habet ihr den Geiſt des Todes geſehen?" — „„Wir haben ihn nicht geſehen, Mahadewa."" — „„Wie! Habt ihr etwa nie einen todten Menſchen geſehen? Das Leben verläßt ſeinen Körper; man legt den ſeelenloſen Leichnam auf die Todtenbahre; man hüllt ihn in buntfarbige Gewänder; man umgiebt ihn mit Vorhängen, Decken, Schirmen, und trägt ihn in dieſer Geſtalt aus der Behauſung; die Verwandten umringen den Sarg des Entſchlafenen; ſie legen die Halsgeſchmeide und anderen Schmuck ab, löſen das Haar auf, beſtreuen das Haupt mit Aſche, und drücken durch lautes Wehklagen ihren Schmerz aus. Habt ihr dergleichen Schauſpiele geſehen?" — „„Wir haben ſie geſehen, Maharatſcha!"" „Wie habt ihr denn nicht begriffen, daß das Geſetz des Todes auch auf euch läge, daß das Sterben auch an euch kommen würde? Wie habt ihr denn nicht unverweilt beſchloſſen, ein tugendhaftes Leben zu führen, um im zukünftigen Leben dieſem ſchweren Geſchicke zu entrinnen?" — „„Wehe! wir haben deſſen keine Sorge getragen."" — Dann verkündet Jama den Sündern: „So habt ihr alſo aus eigenem, freien Willen euer Zukünftiges vernachläſſigt; ſelbſt habt ihr euch nicht mit guten Werken verſehen wollen: genießet jetzt die Früchte eurer Sorgloſigkeit; leidet nun Qual, nicht für die Sünden eurer Vorfahren, Eltern, Verwandten, ſondern für eure eigenen; ſelbſt habt ihr die Thaten vollbracht: nehmet denn auch ſelbſt die ſchuldige Vergeltung für ſie hin!" Mit dieſen Worten giebt Jama den Höllenwächtern ein Zeichen, und die treuen Vollſtrecker ſeines Willens ergreifen die Sünder an Händen und Füßen, und ſchleudern ſie in die aufwallenden hölliſchen Flammen, bei deren

bloßem Anblicke die Haare sich sträuben, und das Herz vor Entsetzen zerspringt."

Es bleiben uns noch einige Begebenheiten zu erwähnen, an welchen Buddha einen mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen hat. Unter ihnen ist besonders des Todes Soddodana's zu gedenken. Man muß annehmen, daß Buddha seinen Vater sehr früh, schon in den ersten Jahren seines Lehrerlebens, verloren habe. Der hochbetagte Soddodana sandte im Gefühle des herannahenden Todes Botschaft an seinen Sohn, und bat ihn um eine letzte Unterredung. Buddha eilte, dem Rufe des sterbenden Greises zu folgen, und begab sich aus Ratschagricha, wo er sich damals befand, nach Kapilawastu. Die Buddhisten schildern dieses Wiedersehen des Vaters und des Sohnes ausführlich. „Das Gerücht von dem nahen Ende Soddodana's verbreitete sich schnell durch Kapilawastu; die Einwohner schaarten sich in den Straßen, unterredeten sich über das bevorstehende Ereigniß, und drückten ihre Besorgniß aus hinsichtlich der Zukunft des Stammes Schakja nach dem Tode des Herrschers. Zu derselben Zeit langte Buddha in der Stadt an, und als man in dem Einsiedler den letzten Nachkommen Ikschwakula's in gerader Linie und die letzte Hoffnung des Hauses Gotama erkannte, da konnten Viele der Umstehenden ihre Thränen und schmerzliche Ausrufungen nicht zurückhalten. Inzwischen drängte sich Buddha durch die laute Volksmenge in den Palast, und betrat in seinem Bettlerkleide dessen innere Gemächer. In dem Saale, in welchem der kranke Fürst lag, fand Buddha alle seine Verwandten, eine Schaar von Hofleuten und Hofdamen; Alle standen kummervoll und schweigend; Soddodana lag auf einem niedrigen Ruhebette und ließ irrende Blicke im Kreise umhergleiten. Beim Anblicke des von Krankheit abgezehrten Greises mit eingefallenen Wangen und gelber Gesichtsfarbe, in Todeskrämpfen, rief Buddha unwillkürlich aus: „Wie! ist das mein Vater, welcher einst wegen seiner männlichen und majestätischen Gestalt gepriesen wurde? Wo ist seine Kraft und Schönheit geblieben?" Als der Fürst Buddha bemerkte, begrüßte er ihn mit schwacher Stimme, und bat denselben, ihn mit seiner Hand zu berühren. „Beruhige Dich, Herr," sprach Buddha zu ihm, „weshalb solltest Du Dich härmen? Du hinterlässest den Ruhm eines standhaften Mannes." Mit diesen Worten machte er die sonnenverbrannte Hand aus

ſeinem Mantel frei, und legte ſie auf das glühende Haupt ſeines Vaters; und in dieſer Stellung empfing Buddha den letzten Seufzer des Sterbenden, mit den traurigen Wahrheiten ſeiner Lehre ihn geleitend. Sobald Soddodana verſchieden war, ertönte der Saal von den Wehklagen der Anweſenden: ſie warfen ſich auf den Fußboden nieder, löſten ihr Haar auf, riſſen ihre Halsgeſchmeide ab, zerriſſen ihre Kleider und ſchlugen ſich auf die Bruſt; man hob an, den Entſchlafenen zu beweinen, ſeines Muthes und ſeiner weiſen Regierung zu gedenken und ſchmerzlich zu beklagen, daß mit Soddodana das Reich alle Stärke verloren, die Vaſallenthümer aber ihren Schirm und Schutz. Darnach ward die Hülle des Fürſten mit duftenden Eſſenzen gewaſchen und mit dem Kapai (einem feinen Wollengewebe) umhüllt, in den Sarg gelegt. Am Begräbnißtage ſtellte man dieſen auf einen Katafalk, behängte ihn auf allen Seiten mit Netzen, in welche Edelſteine geflochten waren, verbrannte vor ihm wohlriechende Specereien, und ſtreute duftende Blumen rings umher. Als Alles in Bereitſchaft war, hob man den Sarg von ſeiner Stätte und trug ihn aus dem Palaſte; Buddha aber ging vor demſelben her, ein Feuerbecken mit Rauchwerk in den Händen. Auf der Begräbnißſtätte angelangt, errichtete man aus weißem Malayiſchen Sandelholze einen Scheiterhaufen, auf welchen der Sarg mit den vergänglichen Ueberreſten Soddodana's geſetzt wurde; Buddha zündete den Scheiterhaufen an, und nachdem die Flamme die Hülle des Entſchlafenen zerſtört, und in Aſche verwandelt hatte, löſchten die nächſten Verwandten Buddha's den Scheiterhaufen mit Milch, ſammelten die Knochen Soddodana's und legten ſie ſorgfältig in einen goldenen Kaſten; dieſer wurde auf die Erde geſetzt und über ihm ein hohler Thurm aufgerichtet, mit ſeidenen Fahnen, Decken und Glöckchen behängt. Da nun Alles abgethan war und ſämmtliche Anweſenden ſich vor dem Thurme verneigt hatten, ſprach Buddha: „Es iſt nichts Ewiges auf Erden, nichts Feſtes; das Leben geht vorüber wie ein Phantom, wie eine trügliche Erſcheinung."

Zwiſchen dem Tode Soddodana's und den zehn letzten Lebensjahren Buddha's iſt eine lange Zeit verfloſſen, allein, wie wir ſchon bemerkt haben, dieſer ganze Zeitraum iſt in den Buddhiſtiſchen Schriften vollſtändig ereignißlos. Wir gehen daher zur letzten Lebenszeit Buddha's über, nicht etwa, um Thatſachen zu berichten, welche ſich

ausſchließlich auf ſeine Perſon bezögen — denn über dergleichen Facta hat ſich keine Ueberlieferung erhalten, — ſondern nur, um einiger Nebenbegebenheiten Erwähnung zu thun, unter denen Buddha ſein Leben beſchloſſen hat. In ihrer Erzählung von den Ereigniſſen jener Zeit melden die Buddhiſtiſchen Schriftſteller, daß Buddha durch den Tod dreier Fürſten, welche ſeine Beſchützer geweſen waren, herbe Verluſte erlitten habe. Der Erſte von ihnen war Pradiota, der Sohn Machatſchakra's und Beherrſcher von Utſchtſchajani; und aus den Berichten der Buddhiſten geht hervor, daß er dieſelbe Perſon iſt, welche in den Indiſchen Dramen vorkommt, und durch romantiſche Begebenheiten bekannt geworden iſt.

Der Zweite war Buddha's mächtigſter Beſchützer und Danapati, Bimbaßara, Fürſt von Magada, nach welchem ſein Sohn Atſchataßatru, ſieben oder acht Jahre vor Buddha's Tode, den Ratſchagrichiſchen Thron beſtieg. Der Regierungsantritt des neuen Herrſchers bedrohte Buddha mit augenſcheinlicher Gefahr, denn Atſchataßatru war gegen ihn durch Dewadatta aufgereizt worden, und ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung Letzterem zur Demüthigung des Vetters behülflich geweſen. Dewadatta triumphirte innerlich über dieſe Umſtände, welche ſeinen ehrgeizigen Plänen ſo günſtig waren. Es ſcheint indeß, als habe die neue Stellung die früheren Vorurtheile in Atſchataßatru gleichſam ausgetilgt: anfänglich ſchenkte er den Intereſſen, welche die Einſiedlergeſellſchaft in Aufregung verſetzten, gar keine Aufmerkſamkeit; bald aber begann er wider Aller Erwartung, Buddha offenes Wohlwollen zu bezeigen, und ſtrebte, demſelben Soddodana zu erſetzen. Dewadatta ſtarb plötzlich. Seitdem verfloſſen mehrere Jahre ohne beſonders wichtige Ereigniſſe, ausgenommen, daß Buddha in dieſer Zeit ſeine treuen Anhänger Schariputra und Mongaljama in hohem Alter, ſo wie auch einige andere bejahrte Bikſchu durch den Tod verlor. Gleichwohl gönnte ihm das Schickſal keine Ruhe, und geſtattete ihm nicht, ſeine Tage in Frieden zu beſchließen; es bereitete ihm einen neuen Schlag durch den Tod ſeines letzten Wohlthäters und Altersgenoſſen Praßenatſchita, des Fürſten von Schrawaſti.

Praßenatſchita iſt bei den Buddhiſten berühmt als der eifrigſte Verehrer Buddha's; er wollte gewiſſermaßen mit Bimbaßara wetteifern, und denſelben in Freigebigkeit und Aufmerkſamkeit

gegen Schraman Gotama ſogar noch übertreffen. Dieſer Umſtand beförderte die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Praßenatſchita und dem Hauſe Gotama; die wahre Urſache jedoch zur Freundſchaft des Schrawaſtiſchen Fürſten mit den Schakjaputra, und vielleicht zur Aufmerkſamkeit gegen Buddha, lag darin, daß an ſeinem Hofe ſich Moli befand, welche er aus dem Stamme Schakja zum Weibe genommen hatte. Obgleich dieſes Ehebündniß die Schakja verdroß, ſo war doch die ehrgeizige Moli mit Freuden in den Palaſt Praßenatſchita's eingezogen, hatte die Zuneigung ihrer Schwiegermutter — welche ſie anfänglich nicht einmal ſehen mochte — errungen, und, nachdem ſie dem kinderloſen Gatten nach Jahresfriſt in Wirutſchaka einen Thronfolger geboren, Praßenatſchita mit den Banden der Liebe und Achtung an ſich gefeſſelt. Seit dieſer Zeit begannen wechſelſeitige Beſuche zwiſchen den Familien Praßenatſchita und Gotama, und beſtätigte ſich die Freundſchaft der beiden Höfe; zugleich hatte Udai, welcher Soddodana's zeitiger Geſandter am Schrawaſtiſchen Hofe geweſen war, Praßenatſchita ein ſolches Vertrauen einzuflößen gewußt, daß die Sitte, einen beſonderen Würdenträger aus Schrawaſti nach Kapilawaſtu zu ſenden, abgeſchafft und Udai zum einzigen Vermittler zwiſchen den beiden Höfen gemacht wurde. Eine ſo glückliche Eintracht verhieß dem Stamme Schakja eine glückliche Zukunft. Allein unter dem Schatten dieſes Friedens wuchs Wirutſchaka heran, der Gegenſtand eines tiefen Haſſes von Seiten der Schakjaputra: man ſagte, Moli, die Mutter Wirutſchaka's, wäre keineswegs aus dem Hauſe Gotama entſproſſen, ſondern ein armes Blumenmädchen, welches im Dienſte eines mit Buddha mütterlicherſeits verwandten Vornehmen geſtanden hätte, und mithin Wirutſchaka der Sohn einer Dienſtmagd; mehrmals wollten deshalb die jungen Schakjaputra Wirutſchaka während der Jagd auflauern, um ihn zu tödten, und ohne die Klugheit der älteren Schakja hätte wahrſcheinlich Praßenatſchita ſeinen einzigen Sohn verloren. Derartige Beleidigungen, Verachtung und Spottreden reizten Wirutſchaka gegen die Schakja, und ſenkten ein unvertilgbares Gefühl der Rache in ſeine Seele; er ſchwor feierlich, dem Stamme Schakja ſein übermüthiges und geringſchätziges Benehmen gegen den Erben des Schrawaſtiſchen Thrones unnachſichtlich zu vergelten, — und kaum war er daher auf den

Thron geſtiegen, ſo begann er unverzüglich die Kriegsrüſtungen zu einem Zuge gegen das ihm verhaßte Kapilawaſtu.

Hätte nun Atſchataßatru ſeinen kurz vorher gefaßten Entſchluß, Wirutſchaka den Krieg zu erklären, raſch ausgeführt, ſo würde er den Angriff Wirutſchaka's auf die Schakja abgewendet, oder doch wenigſtens verzögert haben. Allein er hatte andere Sorgen: er gedachte, Waiſchali ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Dieſe Stadt war eine der reichſten in Indien, berühmt durch ihre Gewebe und durch die Zubereitung koſtbarer und prächtiger Gewänder; ihre Bürger waren unabhängig von dem Beherrſcher Magada's, und bildeten eine Handelsrepublik. Dieſes beneidenswerthe Gebiet hatte zu viel Anlockendes für Atſchataßatru; er ſammelte ſeine Streitmacht, ſetzte in Schiffen auf das linke oder nördliche Gangesufer über und war nach einigen Tagen ſchon im Angeſichte Waiſchali's. Da indeß die Einwohner von Atſchataßatru's Rüſtungen Kunde erhalten hatten, ſo waren ſie zu einem hartnäckigen Widerſtande gerüſtet. Tapfer zogen ſie dem Ratſchagrichiſchen Heere entgegen, und griffen daſſelbe mit einem ſo gewaltigen und entſcheidenden Stoße an, daß die Feinde ſich verwirrten und in Unordnung den Rückzug begannen. Bis an den Ganges ſetzten Waiſchali's Bürger die Verfolgung fort, alſo daß es Atſchataßatru und den Seinen kaum gelang, das rechte Ufer zu erreichen. Nach dieſem Erfolge kehrten die Sieger triumphirend in ihre Stadt zurück, vollkommen überzeugt, daß Atſchataßatru keinen Angriff weiter gegen ſie wagen würde. Sie täuſchten ſich jedoch; denn Atſchataßatru hatte am rechten Ufer des Ganges Halt gemacht, und ſobald Jene ſich zurückgezogen hatten, befahl er, den Uebergang auf das andere Ufer von Neuem zu beginnen, indem er ſeiner Armee erklärte, daß, wenn ſie nicht nach Waiſchali kämen, deſſen Bürger jedenfalls nach Ratſchagricha kommen würden. So war er, nachdem er den Fluß wieder überſchritten hatte, den Siegern faſt auf dem Fuße gefolgt, und erſchien unter den Mauern ihrer Stadt, als ſie ihn am wenigſten erwarteten. Ihre Unachtſamkeit machte es ihm möglich, die Stadt mit ſeinem Heere einzuſchließen; er beſchloß eine regelmäßige Belagerung, ordnete alles für dieſen Zweck Erforderliche an, und kehrte ſelbſt nach Ratſchagricha zurück.

Racheglühend war unterdeſſen auch Wirutſchaka mit ſeinen

Streitern gegen Kapilawaſtu aufgebrochen. Als er den Marſch antrat, ſprach er, wenn man den Berichten der Buddhiſten trauen darf, einen feierlichen Schwur aus, den Stamm Schakja vom Angeſichte der Erde vertilgen zu wollen, und dem Morden nicht eher Einhalt zu thun, als bis er das Blut des ihm verhaßten Geſchlechtes in Strömen vor ſich ſähe. Nach zwei Tagen ſtand er vor Kapilawaſtu. Die Schakja hatten ſich eiligſt gerüſtet, ihrem Todfeinde zu begegnen; Fürſten und Grundherren hatten ſich mit Schaaren bewaffneter Landleute in Kapilawaſtu geſammelt. Aus der Stadt hervorbrechend, begannen die Schakja zuerſt den Kampf gegen das Schrawaſtiſche Heer, mußten aber nach einigen Gefechten der Uebermacht des Feindes weichen und in die Stadt zurückkehren. Hier verſchanzten ſie ſich und beſchloſſen, eine Belagerung hartnäckig auszuhalten. Wirutſchaka umzingelte Kapilawaſtu, und forderte unverzügliche Uebergabe, unter der Drohung, im Weigerungsfalle die Stadt der Zerſtörung, die Einwohner dem Tode weihen zu wollen. Gerade damals eilte ſeinen Stammverwandten noch zur rechten Zeit ein reicher Pächter, Namens Schamba, von den Buddhiſtiſchen Schriftſtellern „ein Aufſeher der Feldarbeiten“ genannt, zu Hülfe; nicht früher war es ihm gelungen, eine anſehnliche Schaar aufzubringen, und in der gewiſſen Hoffnung, die Belagerten zu befreien, führte er nun ſeine Streiter nach Kapilawaſtu. Von den Mauern ihrer Stadt ſchauten die Schakja zu, wie ihr tapferer Landsmann ſich kühn durch die Reihen der Belagerer einen Weg bahnte und glücklich die Stadt erreichte; aber das Thor war verſchloſſen und öffnete ſich auch nicht; vergebens forderte und bat Schamba, daß man ihn einließe: die Schakja blieben taub und ſtumm. Als er endlich einſah, daß Alles verloren war, ſtürzte ſich Schamba verzweiflungsvoll mit den Seinen von Neuem auf die Feinde, ſchlug ſich abermals durch ihre Reihen hindurch, und zog in ein fremdes Land; dort gründete er eine Schakjaputra-Colonie, welche ſpäter nach ſeinem Namen benannt worden iſt.

Die Schakja, welche aus unbekannten Gründen den Beiſtand Schamba's verſchmäht hatten, mochten von Wirutſchaka's Vorſchlägen nichts hören. Sie hatten damals eine oligarchiſche Verfaſſung. Mit Soddodana's Tode war nämlich die gerade Linie Gotama's erloſchen; Soddodana's Brüder waren eben ſo, wie

er ſelbſt, geſtorben, ohne directe Erben zu hinterlaſſen: ihre Kinder waren aus Fürſten Schramanen geworden; es war allein Mahanama übrig geblieben, der Sohn Dronodana's, und Oheim Buddha's von väterlicher Seite; wahrſcheinlich aber hatte die Seitenlinie Gotama's kein unbeſtreitbares Anrecht auf die Thronfolge, oder es fiel, ſobald keine Erben vorhanden waren, das Wahlrecht dem Rathe der Aelteſten anheim: genug, Mahanama war nicht Beherrſcher von Kapilawaſtu, ſondern nur einer von den Aelteſten, in deren Rathe er den erſten Platz einnahm. Einige Zeit nach ſeinem erſten Vorſchlage, erzählen die Buddhiſten, machte Wirutſchaka dem Rathe der Aelteſten einen anderen: er bot eine Capitulation an, deren Bedingungen er mit ihnen gemeinſchaftlich, doch erſt in der Stadt ſelbſt, feſtzuſetzen verſprach. Bei der Berathung über dieſen Vorſchlag, fügen die Buddhiſten hinzu, ſpaltete ſich der Rath in zwei Parteien: die Einen wollten den liſtigen Anträgen Wirutſchaka's nicht trauen, und verlangten, daß man ſich bis auf's Aeußerſte vertheidigte; die Anderen, und zwar die Bejahrteſten, zogen die Wechſelfälle des Krieges und die geringe Hoffnung auf einen längeren Widerſtand in Betracht und beſchloſſen, den Forderungen Wirutſchaka's nachzugeben; — die Meinung der Letzteren überwog, und das Stadtthor ward dem Feinde geöffnet. Man kann jedoch dieſer Erzählung kaum Glauben beimeſſen, wenn in ihr nicht etwa ein geheimer Verrath verſchwiegen iſt. Denn wie ſollten die Schakja wohl ſo kurzſichtig geweſen ſein, daß ſie dem Feinde geſtattet hätten, ſammt ſeinem Heere in die Stadt zu rücken, damit die Bedingungen einer Capitulation feſtgeſtellt würden? Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß Wirutſchaka Kapilawaſtu mit Sturm genommen hat. Er rückte mit einer zahlreichen Heeresabtheilung und vielen Kriegs-Elephanten in dieſelbe ein, und nachdem er den Palaſt und andere wichtige Plätze beſetzt hatte, gab er Befehl, das Blutbad zu beginnen, ohne Unterſchied des Geſchlechtes und des Alters und ohne alle Schonung. Nach den Berichten der Buddhiſten ſind etwa 100,000 Menſchen in dieſer Metzelei umgekommen; gleich im Anfange derſelben ertränkte ſich Mahanama aus Schmerz in dem See des Palaſtes. Wirutſchaka aber verließ die zerſtörte Stadt, nachdem er die angeſehenſten Schakja beiderlei Geſchlechtes einem qualvollen Tode überliefert hatte, und kehrte mit reicher Beute, mit dem Gefühle befriedigter Rache und mit einer

neuen Erwerbung für ſeine Herrſchaften nach Schrawaſti zurück. Damit hatte der Stamm Schakja auf immer ſeine politiſche Exiſtenz verloren, denn diejenigen Schakja, welche dem Untergange entronnen waren, und nicht Sklaven der Schrawaſtiſchen Fürſten ſein wollten, flüchteten nach Nepal und in andere benachbarte Gebiete. Das Vaterland des Stammes wurde unterjocht, ſeine Reichthümer geplündert, und ſein Gedächtniß erhielt ſich einige Zeit nur in den koſtbaren Halsgeſchmeiden, den Sandalen, Armbändern, Ringen und anderen Zierrathen, welche nach der Kataſtrophe von Kapilawaſtu ſich durch ganz Indien verbreiteten, und ſelbſt bei den Einſiedlern gefunden wurden.

Wo war, und was that während dieſer ganzen Zeit Buddha? Unter den politiſchen Veränderungen und den Unglücksfällen, welche eine offenbare Beziehung auf ihn hatten, iſt er ſelbſt gleichſam verſchwunden; indem er indeß, wenn auch ſelten, in den entſcheidendſten Augenblicken bald an dem einen, bald an dem anderen Orte erſcheint, hat er immerhin eine lebhafte, wiewohl fruchtloſe Theilnahme für die letzten Begebniſſe an den Tag gelegt. Das Schickſal, welches ihn unter den früheren Gefahren und unter den empfindlichſten Verluſten beſchirmt hatte, erſparte ihm in dem letzten Unglücke auch die härteſten Schläge nicht, welche er, wie es ſcheint, nicht mehr ertragen konnte. Schon bei den erſten Gerüchten von den feindlichen Abſichten Wirutſchaka's gegen Kapilawaſtu hatten ſich die Schakja Buddha's erinnert, und eine Botſchaft mit der Bitte an ihn erlaſſen, ſein von einem feindlichen Einfalle bedrohtes Vaterland zu beſuchen. Sie hofften, daß der Einſiedler, welchen das Volk verehrte, welcher Fürſten zu Freunden hatte, die zum Geſpräche zu ihm kamen, wie zu einem Freunde, und welcher in Schrawaſti eines beſonderen Anſehens genoß, — daß dieſer im Falle der äußerſten Gefahr ſie ſchützen würde. Es ſcheint ſogar, daß Buddha ſelbſt das Vertrauen getheilt habe, welches die Verwandten in ſeinen mächtigen Einfluß ſetzten. Er eilte nach Koßala, und wollte, nach der Behauptung ſeiner Biographen, Wirutſchaka von dem gefaßten Entſchluſſe zurückbringen. Zu dieſem Zwecke, erzählen ſie, ging Buddha hinaus auf die Straße, auf welcher Wirutſchaka gegen Kapilawaſtu ziehen mußte, und ſetzte ſich unter einen dürren Baum an der Seite des Weges. Nach einiger Zeit zeigte ſich das Schrawaſtiſche Heer;

Wirutſchaka ſprengte auf ſeinem Roſſe heran, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges. Als er ſich Buddha gegenüber befand, erkannte er ihn, und hielt ſein Pferd an. „Was hat Dich beſtimmt, Schraman — Gotama," fragte er Buddha, „zum Ausruhen einen dürren Baum auszuwählen, welcher Dich vor der Sonnenglut nicht ſchützen kann? Rings um Dich her ſtehen viel ſchattenreiche Bäume; Du hätteſt einen beſſeren erwählen können." Buddha antwortete Wirutſchaka mit einem Sprüchworte, aus welchem ſeine Bitte an den Fürſten deutlich hervorleuchtete. „„Wozu ſoll Der einen ſchattigen Baum ſuchen,"" ſprach er zu Wirutſchaka, „„welcher das Dach der Verwandten hat?"" — Wenn aber dieſer Verſuch Buddha's nicht eine bloße Erfindung ſeiner Biographen iſt, ſo hatte er wenigſtens in keinem Falle den erwarteten Erfolg, und brachte den Verwandten Buddha's nicht den geringſten Nutzen.

Während Wirutſchaka das eroberte Kapilawaſtu der Verwüſtung übergab, befand ſich Buddha nur mit Ananda, ſeinem Lieblingsſchüler, nicht fern von ſeiner Vaterſtadt, und bis zu ihnen drang das Getöſe der in Trümmer ſinkenden Gebäude, der Klang der Schwerter und das Wehgeſchrei der gemordeten Einwohner. „Es möge ihr Schickſal ſich erfüllen!" ſprach Buddha, legte ſich, über heftigen Kopfſchmerz klagend, auf die Erde und verhüllte ſich mit ſeinem Mantel; er wollte vor dem einzigen Zeugen den geheimen Gram verbergen, welcher ſeine ſtoiſche Seele überwältigte. In der Nacht, welche auf Wirutſchaka's Abmarſch folgte, drang Buddha allein in die Stadt und ſchweifte durch ihre verwüſteten und lautloſen Straßen, unter Leichen und Trümmern. Als er den zu Soddodana's Palaſte gehörenden Garten betrat, in welchem er während ſeiner erſten Jugend oft ganze Tage zugebracht, vernahm er ſeitwärts Geſtöhn und erkannte bei dem matten Schimmer der Sterne die Leiber entblößter Mädchen mit abgehauenen Händen und Füßen; Glieder und Leiber lagen in wilder Unordnung zwiſchen den Bäumen umhergeſtreut; einige von dieſen Opfern der Unmenſchlichkeit Wirutſchaka's waren ſchon entſeelte Leichname; andere waren noch am Leben oder ſtießen die letzten Todesſeufzer aus. Buddha ging von einem Mädchen zum andern, bedeckte ihre Leiber, womit er konnte, tröſtete ſie mit Worten des Mitleids und verwandtſchaftlicher Theilnahme, empfing die letzten Athemzüge der Sterbenden, indem er ſie mit der Hoff-

nung eines ungetrübten Lebens jenſeit des Grabes geleitete, und brachte unter ſolchen Beſchäftigungen die letzte Nacht in ſeiner Vaterſtadt zu.

Kurze Zeit nach den eben gemeldeten Ereigniſſen finden wir Buddha auf dem Wege von Kapilawaſtu nach Kuſchinagara, einer Stadt, welche von erſterer 500 Werſt nach Südweſten entfernt war. Es iſt unbekannt, wohin er ſich begab und zu welchem Zwecke; offenbar hatte er kein beſtimmtes Ziel, ſondern wollte ſich nur aus den Gegenden entfernen, welche ihm allein Scenen des Jammers in das Gedächtniß riefen. Kuſchinagara, eine arme und täglich mehr verfallende Stadt, hatte er äußerſt ſelten beſucht. In Begleitung Ananda's wanderte Buddha durch unfruchtbare und öde Gegenden, langſam und ſchweigend, durch Krankheit und Jahre gebeugt. Von Zeit zu Zeit wandte er ſich zu ſeinem Reiſegefährten mit Worten, welche die gramvolle Richtung ſeiner Gedanken offenbarten; er redete von Vergänglichkeit und Tod, indem er, wie die Buddhiſten bemerken, ſein nahes Ende fühlte; die jüngſten Begebenheiten aber hatten die Wahrheit ſeiner finſteren Weltanſchauung ſo nachdrücklich beſtätigt, daß Buddha niemals mit ſolcher Ueberzeugung und mit ſo tiefem Gefühle, wie jetzt, von der Unbeſtändigkeit des Glückes reden, und das beklagenswerthe Schickſal der Menſchen beweinen konnte. Je weiter er ging, deſto ſchwächer wurde er unter der Laſt der Mattigkeit und der Krankheit. Er war ſchon ein hinfälliger Greis, achtzig Jahre alt; eine Krankheit des Rückgrates, an welcher er während ſeines ganzen Lebens gelitten hatte, nahm von Stunde zu Stunde zu und nöthigte ihn mehrmals, auf der Landſtraße auszuruhen und ſich im Schatten der Bäume niederzulegen. Dennoch ſetzte er ſeinen Weg fort und gelangte bis an den Fluß Chiranji, welcher nahe bei Kuſchinagara vorüberfloß; weiter konnte er nicht mehr gehen und blieb auf dem weſtlichen Ufer des Fluſſes, an der Stelle, wo eine Furt den Uebergang geſtattet, zwei Werſt nordweſtlich von der Stadt. Hier fand Buddha's Pilgerleben auch ſein Ziel. Die Kräfte hatten ihn vollſtändig verlaſſen; er lag auf dem von Ananda hingebreiteten Teppiche, das Haupt nach Indiſcher Sitte gegen Norden gekehrt, im Schatten der Bäume Sala (Shorea robusta), und empfand einen heftigen Durſt; — dies waren die letzten Augenblicke ſeines Lebens. Mit Trauer folgte Ananda

dem Todeskampfe ſeines Vetters, Freundes und Lehrers und vernahm, wie Buddha, die Augen auf ewig ſchließend, mit dem Munde, auf welchen der Tod ſchon ſein Siegel drückte, noch die Worte ausſprach: „Nichts iſt langwährend!“

Nachdem er über Buddha's Hülle geweint und dieſelbe mit dem Mantel verhüllt hatte, trug Ananda die Nachricht von dieſem Ereigniſſe nach Kuſchinagara, und wandte ſich mit der Bitte um einen Sarg für Buddha's Beſtattung an die Großmuth der Einwohner. Und dieſe verweigerten dem Pilger, welcher ſeine Tage in der Nähe ihrer Stadt beſchloſſen, die letzte Gabe nicht und richteten einen Sarg und Alles zu, was erforderlich war, um an der Hülle Buddha's die Ceremonie der Verbrennung zu vollziehen. Inzwiſchen aber hatte ſich das Gerücht von Buddha's Ende durch Magada verbreitet, und auch die Schüler deſſelben erreicht, welche in verſchiedenen Gegenden Madjadeſcha's zerſtreut lebten; Manche von ihnen benutzten dieſe Gelegenheit, um das Schramanenkleid abzuwerfen und in ihre Familien zurückzukehren; die Anderen dagegen blieben ihrem Lehrer getreu, eilten nach Kuſchinagara und erzeigten den vergänglichen Ueberreſten Buddha's die letzte Pflicht. Sie ſetzten den Sarg mit Buddha's Leiche auf einen Scheiterhaufen, ſchritten dreimal um denſelben herum, zum Zeichen der Achtung vor dem Gedächtniſſe des Entſchlafenen, und zündeten ſodann den Scheiterhaufen an.

Eine Stunde ſpäter war von Buddha nichts geblieben, als weiße Knochen und Aſche.

Historische Skizze

des

alten Buddhismus.

Vom

Archimandriten

O. Palladius.

Hiſtoriſche Skizze des alten Buddhismus.

Nach dem Lebensabriſſe Buddha's durfte man eigentlich eine Darlegung der Principien ſeiner Lehre, welche eine beſondere philoſophiſche Schule in Indien gebildet haben, von uns erwarten; da indeß unter den Anhängern Buddha's ſehr bald hinſichtlich vieler Punkte ſeiner Lehre Spaltungen entſtanden ſind, welche mit der Zeit an Bedeutung gewonnen haben, und da dieſe Spaltungen, die Geburtsſtätten mehrerer Schulen innerhalb des Buddhismus, gleichen Schritt mit der allmähligen Kräftigung und Ausbreitung des Buddhismus in Indien gehalten haben: ſo hat es uns zweckmäßiger geſchienen, zuerſt die auf uns gekommenen Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen von dem Schickſale des Buddhismus in den erſten Jahrhunderten nach Buddha's Tode gehörig geordnet mitzutheilen, die Original-Lehre Buddha's dagegen einem beſonderen Artikel über die Lehre des Buddhismus im Allgemeinen vorzubehalten. Die hiſtoriſchen Berichte der Buddhiſten, welche wir hier vorlegen wollen, ſind fragmentariſch und unvollſtändig, können daher noch keine vollſtändige Geſchichte des Buddhismus ausmachen; gleichwohl läßt ſich mit ihrer Hülfe ſeine allgemeine Entwickelung und Ausbreitung im Laufe von vier oder fünf Jahrhunderten, d. h. bis zu der Zeit verfolgen, da die ſogenannte Mahajana in ihm auftrat. Hundert Jahre vor Chriſti Geburt gründete nämlich der Buddhiſt Nagartſchuna die unter dem Namen Madjamiki bekannte Schule, und hundert Jahre nach ihm Arjaſanga eine andere, die Schule Jogatſchara. Die Anhänger dieſer beiden Schulen verwarfen die Grundſätze der bisherigen Buddhiſtiſchen Schulen, und bezeichneten ſie mit dem gemeinſchaftlichen Namen Chinajana (der kleine Wagen), während ſie ihre eigene

Lehre Mahajana (den großen Wagen) nannten. Die Mahajana wuchs raſch auf Koſten der Chinajana, und um die Zeit der Geburt Chriſti war ihre Richtung im Buddhismus der außerindiſchen Länder zur herrſchenden geworden. Hatte nun gleich die Chinajana den früheren Einfluß und alle Macht verloren, ſo bewahrte ſie dennoch die Selbſtändigkeit ihrer Lehre in einer reichen Literatur, welche noch gegenwärtig beinahe die Hälfte der geſammten Buddhiſtiſchen Literatur ausmacht, von den heutigen Buddhiſten jedoch, als eine todte Lehre, mit Verachtung behandelt wird. Es wäre überflüſſig, zu Gunſten des Alterthumes und der hiſtoriſchen Bedeutung der Chinajana viel Worte zu machen: ihre Geſchichte iſt die Geſchichte des alten Buddhismus ſelbſt, nicht aber die einer ſpäteren Schule, und ihr gehören ausſchließlich die hiſtoriſchen Documente an, welche der vorliegenden Abhandlung zur Grundlage dienen..

Der Tod Buddha's iſt die Epoche, mit welcher die Buddhiſten in ihren hiſtoriſchen Ueberlieferungen ihre Zeitrechnung beginnen. In dieſen Ueberlieferungen aber entdecken wir wieder mehrere beſondere, für die Geſchichte des alten Buddhismus wichtige Epochen: die erſte iſt die Regierung Kalaßoka's, hundert Jahre nach Buddha's Tode; die zweite, 200 Jahre nach Buddha, die Regierung Darmaßoka's, welcher eben ſo, wie Kalaßoka, in Magada geherrſcht hat; die dritte und letzte bekannte Epoche iſt die Regierung Kaniſchka's in Kaſchmir, 400 Jahre nach Buddha's Ableben. Die Zeiträume, welche die Regierungen dieſer Fürſten trennen, bieten eine ununterbrochene Kette von Spaltungen im Schooße des Buddhismus, und die Buddhiſten ſelbſt zählen ihrer achtzehn; manche derſelben haben beſondere und namhafte Schulen gebildet, während andere völlig bedeutungslos ſind. Dank dieſer Trennung in Schulen, haben ſich endloſe Streitigkeiten unter den Buddhiſten erhoben; die Polemik hat Schriftſteller und Dialektiker gebildet, und daher rührt der große Reichthum von Schriften, welche aus jenen Zeiten ſich erhalten haben, derjenigen Werke gar nicht zu gedenken, welche nicht in die Ueberſetzungs-Literatur der Chineſiſchen Buddhiſten übergegangen ſind. Leider finden ſich gegenwärtig nur äußerſt wenig Nachrichten vor hinſichtlich der Geſchichte, Bildung und Entwickelung dieſer alten Buddhiſtiſchen Schulen, ſo wie über ihre Stifter und Anhänger. Nach dem Zeugniſſe der Buddhiſtiſchen Schriftſteller haben die Spal-

tungen im Buddhismus unter Kaniſchka ein Ende genommen; dennoch ſehen wir, daß die Streitigkeiten zwiſchen den Schulen noch lange nach dieſem Herrſcher fortgewährt haben, obgleich die Verfechter der alten Meinungen genöthigt waren, für die Integrität ihrer eigenen Traditionen in die Schranken zu treten, und dieſelben gegen die Angriffe der gelehrten Anhänger der Mahajana zu vertheidigen. Baßubandu, welcher um die Zeit der Geburt Chriſti lebte, hat die letzte Schule in der Chinajana geſtiftet.

Die erſte Periode in der Geſchichte des Indiſchen Buddhismus reicht, wie oben geſagt worden, vom Tode Buddha's bis zur Regierung Kalaßoka's, und die wichtigſte Begebenheit dieſes Zeitraums iſt die Verſammlung der Schüler Buddha's, welche die Buddhiſtiſchen Jahrbücher unter dem Namen der „erſten berathenden Verſammlung" kennen; in ihr wurden, wie die Buddhiſten erzählen, die Reden Buddha's geſammelt. Indeß erſcheint die Zuverläſſigkeit dieſer Nachricht mit allen ihren Einzelnheiten, obgleich von keiner einzigen Schule des Buddhismus widerlegt, doch mehr als zweifelhaft, und alles, was man, ohne Verletzung einer geſunden Kritik, in ihr feſthalten kann, iſt allein das Factum, daß Buddha's Schüler ſich wirklich zu einer Berathung verſammelt haben, — während die ſpeciellen Umſtände und die Reſultate dieſer Verſammlung durchaus dunkel bleiben. Wir laſſen dieſe Dinge auf ſich beruhen, und erzählen, was ſich, den Buddhiſtiſchen Berichten zufolge, nach Buddha's Ableben begeben hat.

Nachdem ſie an Buddha's Leiche die Ceremonie der Verbrennung vollzogen hatten, begaben ſich Kaſchjapa und Aniruddha, ein Vetter Buddha's, von Kuſchinagara nach Ratſchagricha, in der Hoffnung, ungehindert und unter Atſchataßatru's Schutze ihre Verhältniſſe ordnen, und ſich mit der Erhaltung der von Buddha überkommenen Grundlehren ſeines Syſtemes beſchäftigen zu können. Ananda trennte ſich von der Geſellſchaft, und zog ſich nach Schrawaſti zurück, wo der frühzeitige Tod Wirutſchaka's die Ueberreſte des Stammes Schakja von fernerer Beſorgniß befreit hatte. Der Grund zu dieſem Schritte Ananda's mag in ſeinem feindlichen Verhältniſſe zu Kaſchjapa gelegen haben, denn dieſer ſtrenge und rauhe Brachmane blickte mit Mißgunſt auf Buddha's vertrauten Schüler, welchen keinerlei Heldenthaten auf dem Gebiete des geiſtlichen

Kampfes ſchmückten; deſſenungeachtet war er in der Verſammlung zu Ratſchagricha genöthigt geweſen, der allgemeinen Stimme nachzugeben, und den Eintritt Ananda's in die Zahl der handelnden Perſonen zu geſtatten. Die Grotten des Gridrakuta und verlaſſene Landhäuſer dienten als Verſammlungsort für die angeſetzte Berathung, zu welcher ſich übrigens nicht mehr als die Hälfte aller Anhänger Buddha's eingefunden hatten. Indem ſie nun die Verſammlung ſelbſt beſchreiben, erzählen die Buddhiſtiſchen Schriftſteller höchſt unbefangen, wie einfach der Codex der Lehren Buddha's in derſelben zuſammengeſtellt worden ſei. Ananda, ſagen ſie, als ſein nächſter Schüler, welcher ſeinen Lehrer niemals verlaſſen, und alle ſeine Unterweiſungen vernommen hatte, wiederholte vor der Verſammlung Buddha's Worte und Reden, welche ſich auf die Grundwahrheiten ſeiner Lehre beziehen; Upali hingegen, welcher aus dem Stande eines Barbiers in Buddha's Geſellſchaft eingetreten war, und ſich durch ſtrenge Beobachtung der von den Schramanen angenommenen Lebensordnung auszeichnete, zählte Buddha's Anordnungen in Betreff des Lebenswandels der Bikſchu auf. Weil aber Kaſchjapa den Vorſitz und die oberſte Leitung in der Verſammlung führte, auch bei Lebzeiten Buddha's deſſen beſondere Achtung beſeſſen hatte: ſo wollen die Buddhiſten ihn nicht in Unthätigkeit laſſen; daher entwickelt er der Verſammlung nach Einigen die wichtigſten Punkte der Lehre Buddha's in analytiſcher Weiſe, während Andere ihm die Sammlung der Abidarma oder der Tractate zuſchreiben, welche erſt in ſpäteren Zeiten von verſchiedenen Perſonen abgefaßt worden ſind. In Folge eines ſo auffälligen Anachronismus erwähnen denn auch die bedächtigeren Buddhiſten nur Ananda's und Upali's als der Hauptquellen der Tradition. Auf ſolche Art, fügen ſie hinzu, wurde die Concordanz der Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen zuſammengeſtellt, d. i. die Sudra's oder die Fundamental-Aphorismen der Lehre Buddha's und der Winai oder die Sitten- und allgemeinen Lebensvorſchriften deſſelben.

Dadurch, daß die Buddhiſtiſchen Chroniſten die Ueberlieferungen des Alterthumes in unwahrſcheinliche Erzählungen einkleiden, rauben ſie ihren Leſern das Vertrauen zu ihren Worten, und untergraben die Glaubwürdigkeit der von ihnen erzählten Ereigniſſe, wenn gleich dieſelben einer hiſtoriſchen Unterlage keineswegs entbehren. In jenen

fernen Zeiten Indiens, als in der Maſſe des Volkes die Schreibekunſt noch ſelten war, gingen Kenntniſſe und Ideen von einem Geſchlechte auf das andere durch mündliche Ueberlieferungen über; religiöſe und philoſophiſche Wahrheiten theilte der Lehrer einem, oder mehreren Schülern in Form eines Privatunterrichtes und häuslicher Anleitungen mit, und dieſe Gewohnheit erhielt ſich in Indien bis in die ſpäteren Zeiten, und hatte in den philoſophiſchen und religiöſen Schulen allgemeine Geltung. Die Form der Ueberlieferungen deutet auch ſelbſt klar darauf hin, daß ſie ſich mittelſt mündlichen Unterrichts erhalten und fortgepflanzt haben: die Kenntniſſe wurden in äußerſt kurze, größtentheils dunkele und nicht ſelten räthſelhafte Ausdrücke eingeſchloſſen, und zur Erleichterung des Gedächtniſſes in Versform vorgetragen; die Erklärung dieſer urſprünglichen Verſe aber lag denjenigen ob, welche ſie von den Vorgängern empfangen hatten, und verpflichtet waren, ſie ihren Nachfolgern zu überliefern. Unſtreitig wurden die Ueberlieferungen auch ſchriftlich verbreitet, und es bildeten jene älteſten Verſe ſogar eine beſondere Gattung unter dem Namen Karika bekannter Schriften; allein dieſes Mittels bediente man ſich natürlich erſt zu einer Zeit, als die Traditionen ſchon eine anſehnliche Summe von Kenntniſſen umfaßten, und in ein ordentliches Syſtem gebracht worden waren. Pantſchaſchiki trug zuerſt die Lehre Kapila's ſchriftlich vor; ihm wird auch die Sammlung der Ideen Ulluki's zugeſchrieben. Die Weda's waren hauptſächlich in mündlicher Ueberlieferung vorhanden, ſogar noch im 8. Jahrhundert n. Chr. Was den Buddhismus betrifft, ſo gab es in ihm vor dem 3. Jahrhunderte nach Buddha's Tode keine Schriftwerke, und ſeine Lehre pflanzte ſich bis zu dieſer Zeit durch mündliche Ueberlieferung fort. Die Buddhiſten ſtimmen allgemein darin überein, daß der Stifter ihrer Lehre keinerlei ſchriftliche Denkmäler hinterlaſſen habe, wie denn auch ſeine Lebensumſtände durchaus nicht darauf hindeuten, daß er für eine treue Ueberlieferung und Erhaltung ſeiner Lehre zum Nutzen der Nachwelt beſorgt geweſen ſei. Man darf daher annehmen, daß eben dieſer Umſtand die Schüler Buddha's veranlaßt habe, mit einer Sammlung ſeiner Lehren zu eilen, und aus Ananda's mündlichen Mittheilungen zu erfahren, was ihnen ſelbſt völlig unbekannt geblieben ſein mußte; ſo iſt mit der Sammlung der Sudra's zugleich auch Ananda's Name auf die Buddhiſtiſche Nachwelt übergegangen,

und er hat ſo lange für die zuverläſſige Quelle der Original-Ueberlieferungen gegolten, bis die Anhänger der Mahajana gegen die Glaubwürdigkeit und Vollſtändigkeit ſeiner Erzählungen Zweifel erregten. „Ananda hat zuerſt, Behufs der Fundamental-Ueberlieferungen der Lehre, Udana's oder kurze Verſe abgefaßt.“ So kurz auch dieſe Bemerkung Gunamati's, eines Indiſchen Schriftſtellers der Buddhiſten, iſt, ſie erklärt uns gleichwohl, in welcher Form die alten Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen exiſtirt haben; mögen die erwähnten Udana's wirklich von Ananda herrühren, oder von anderen Perſonen: ſo viel ſteht feſt, daß die Buddhiſtiſchen Traditionen ſchon frühzeitig beſtimmt, jedoch in kurzer Form und in mündlicher Ueberlieferung erhalten worden ſind. Daß ſie beſtimmt hingeſtellt worden, beweiſt der allgemeine Glaube der Buddhiſten an die Hauptpunkte der Lehre Buddha's, welche weder Zeit noch Ort modificirt haben; ihre Kürze nach Inhalt und Form wird durch die Differenzen der ſpäteren Buddhiſten bei Erklärung der Principien ihrer Lehre beſtätigt, ſo wie durch deren eigenes Zugeſtändniß, daß die Sudra's in Folge ihrer Kürze im Allgemeinen dunkel ſeien; und die Aufbewahrung der Buddhiſtiſchen Dogmen endlich mittelſt mündlicher Ueberlieferung wird dargethan durch eine allgemeine Verſammlung der Buddhiſten hundert Jahre nach Buddha's Tode, in welcher ſtreitige Punkte durch die Vorſitzenden allein auf Grund mündlicher Tradition entſchieden wurden.

Von dem Augenblicke an, da die Buddhiſtenverſammlung zu Ratſchagricha geſchloſſen wurde, bis zum Schluſſe deſſelben Jahrhunderts, bleibt das Schickſal der Buddhiſten unbekannt. Es war dieſes die patriarchaliſche Zeit ohne Geſchichte und glaubwürdige Berichte, eine Zeit innerer und äußerer Ruhe für die Buddhiſtiſche Gemeinde, welche weder durch die Zahl noch durch die Bildung ihrer Mitglieder bedeutend ſein konnte, und man kann mit einiger Zuverläſſigkeit nur ſagen, daß nach der Verſammlung die Buddhiſten ſich in verſchiedene Gegenden zerſtreut haben und Jeder in ſein Vaterland zurückgekehrt ſei. Diejenigen, welche aus Utſchtſchajani waren, eilten in die einſamen Felsklüfte Nimindara's, Andere gingen nach Koßala, der größere Theil aber blieb in Magada. Aus einigen Berichten und den nachfolgenden Umſtänden zu ſchließen, bewahrten ſie die Regeln und Gewohnheiten ihres Lehrers, lebten größtentheils

in der Nähe der Städte und Niederlaſſungen, jedoch nicht innerhalb derſelben, in kleineren Geſellſchaften, und ſtanden in der öffentlichen Meinung auf einer Stufe mit den Nirgranta, den Brachmanen und anderen Anachoreten, wie man ihnen in allen Gegenden Indiens begegnete. Was die Wohnſitze und die Organiſirung der Buddhiſtiſchen Geſellſchaften anlangt, ſo ſcheinen die Buddhiſten jener Zeiten keinen beſtimmten und beſtändigen Aufenthaltsort gehabt, und anfänglich zerſtreut gelebt zu haben; die Nothwendigkeit einer inneren Ordnung und der Einfluß der Aelteſten-Rechte riefen indeß ſehr bald allgemeine, in den Gränzmauern beſtändiger Wohnſitze beiſammen lebende Buddhiſtiſche Brüderſchaften in's Daſein. In verſchiedenen Gegenden Indiens traten Buddhiſtiſche Verbrüderungen auf mit einerlei Organiſation, mit gleichen aſcetiſchen Satzungen, jedoch ohne Aelteſte auf Grund beſtimmter Vorſchriften über ſich anzuerkennen; immerhin aber hatten diejenigen Bikſchu, welche durch die Strenge ihres Lebens bekannt, und ihres Alters wegen geehrt waren, wenn auch keine Obergewalt in der Brüderſchaft, ſo doch einen bedeutenden ſittlichen Einfluß und eine große moraliſche Autorität, und für ſolche Verbrüderungen, welche ſich unter ihren Augen und ihrer Mitwirkung erſt bildeten, erſetzten dieſe Alten geradezu das geſetzliche Oberhaupt. Sei es nun aber, daß ähnliche Berühmtheiten mit der Zeit im Buddhismus ſeltener wurden, oder daß die Greiſe die Einſamkeit der Einöde dem gemeinſchaftlichen Leben vorzogen: genug, es erſchienen an der Spitze der Buddhiſtiſchen Geſellſchaften wirkliche Aelteſte, welche durch die allgemeine Stimme der Brüderſchaft erwählt und in dieſer Stellung beſtätigt worden waren. Auf dieſe Weiſe ging ſchon im erſten Jahrhunderte nach Buddha's Tode die frühere Leitung der Buddhiſtiſchen Brüderſchaften durch die an Jahren Aelteſten in eine Verwaltung durch Erwählte über und nahm eine allgemeine vorſchriftsmäßige Form an.

Mit der Achtung des Volkes vor der Klaſſe der geiſtlichen Kämpfer und mit dem Berufe der Bikſchu ſich begnügend, welche keinerlei Eigenthum beſitzen durften, hingen die Buddhiſten des erſten Jahrhunderts in politiſcher Hinſicht auch nicht von den örtlichen Gewalten ab; da aber die Befriedigung ihrer weſentlichſten Bedürfniſſe und ihr Unterhalt von dem Wohlwollen und den milden Gaben der Weltlichen abhängig waren: ſo mißbrauchten ſie ihre Freiheit noch

nicht, und beunruhigten die Gesellschaft nicht durch Einmischung in deren Angelegenheiten, wie es später geschah. So lange die Buddhistische Sanga nur eine aufkeimende Einsiedlergesellschaft war, genoß sie mehr oder weniger einer inneren Ruhe, und kam sie in feindliche Berührungen, so war es nur mit anderen Einsiedlerklassen, in welchen sie natürlich das eifersüchtige Gefühl der Besorgniß und des Hasses gegen sich, als eine Nebenbuhlerin in dem Streben nach Achtung, erwecken mußte. Unter den Buddhistischen Verbrüderungen, welche wir in diesem Jahrhunderte bei den Städten Pataliputra, Waischaii und Koschambi in Magada, Awanti in Utschtschajani und selbst in Dakschina oder dem südlichen Indien finden, herrschte eine enge Verbindung: die Buddhisten besuchten sich wechselseitig und unterhielten einen beständigen Verkehr unter einander; zeigte sich in irgend einer allgemeinen Zufluchtsstätte der Einsiedler, in einer Felskluft oder in einem Walde ein durch geistlichen Kampf oder Beschaulichkeit ausgezeichneter und in der Einfachheit des ursprünglichen Buddhismus lebender Mann, so verbreitete sich sein Ruf augenblicklich in der Buddhistischen Welt und zog Schaaren frommer Besucher zu ihm hin, welche zu ihrer eigenen Erbauung die Geheimnisse und die Früchte seines geistlichen Kampfes von ihm zu erkunden begehrten. Ein solcher war in diesem Jahrhunderte Schanaka, ehemals ein reicher Kaufmann, darnach ein wandernder Bikschu in zerlumptem Gewande, mit lang gewachsenen Haaren und Nägeln. Auch Uttara's und Madjantika's ist noch zu erwähnen, zweier Bikschu, welche für Ananda's Schüler gelten. Der Erstere ist besonders in späteren Zeiten bekannt geworden, als eine der Buddhistischen Schulen ihren Ursprung von ihm herleitete, und wenn die Ueberlieferungen Glauben verdienen, so hat er zuerst die Jekottarika Agamu allgemein bekannt gemacht, einen der vier Theile, welche den Buddhistischen Grund-Coder bilden. Madjantika dagegen wird als der erste Aufklärer Kaschmir's betrachtet, in welchem Lande es ihm nur mit vieler Mühe gelungen ist, dem beschaulichen Leben der Buddhisten Eingang zu verschaffen. Wenn in irgend einer Brüderschaft Unordnungen vorkamen oder eine Verletzung der allgemein anerkannten Regeln, so bemühten sich die übrigen Brüderschaften mit vereinten Kräften, das Aergerniß zu beseitigen. Mit der wachsenden Zahl der Brüderschaften jedoch erkaltete ihr Eifer für die gemeinsamen Interessen, und sobald erst das

Gelübde der Armuth und der Entfernung von der Welt in Vergeſſenheit gerathen war, erhoben ſich unter ihnen Feindſchaft und langwierige Streitigkeiten.

So viel wiſſen wir mit einiger Zuverläſſigkeit von dem Zuſtande des Buddhismus bis zum Schluſſe des erſten Jahrhunderts nach Buddha's Tode. Im Anfange des zweiten trug ſich in der Geſellſchaft der Buddhiſten eine Begebenheit zu, welche die unter dem Namen der „zweiten berathenden" bekannte Verſammlung der Bikſchu veranlaßte. Dieſes Ereigniß hatte, nach den Sagen der Ceyloniſchen Buddhiſten, einen gewichtigen Einfluß auf die nachfolgenden Bewegungen im Buddhismus, wiewohl ſich in den Berichten der Indiſchen Buddhiſten nichts Aehnliches vorfindet. Das in Rede ſtehende Ereigniß iſt an ſich geringfügig, charakteriſirt aber treffend den damaligen Zuſtand der Buddhiſten, und lehrt uns die Intereſſen kennen, welchen ſie eine beſondere Bedeutung beilegten; ſeine näheren Umſtände ſind folgende.

Waiſchali war eine der reichſten Städte Indiens; ſeine Einwohner zeichneten ſich durch Bildung und milde Sitten aus, und im Beſitze aller Bequemlichkeiten des Lebens, bedachten ſie auch die müßigen Einſiedler freigebig mit Geſchenken. Daher hatte ſchon bei Buddha's Lebzeiten dieſe Stadt Schramanen ſeiner Geſellſchaft angelockt: in ihrer Nähe lebte Mongaljama mit ſeinen Schülern, und hier war auch der hauptſächlichſte Zufluchtsort Gotami's und der übrigen Bikſchuni. Nach Buddha's Tode ließen ſich mehrere Bikſchu in der Nähe von Waiſchali nieder, und bildeten eine beſondere Waiſchaliſche Brüderſchaft; ſehr bald aber konnten die Mitglieder derſelben, durch die reichen Almoſen der Stadtbewohner rückſichtlich ihres Lebensunterhaltes ſicher geſtellt, der Verſuchung nicht widerſtehen, und vergaßen der Pflicht ihres Berufes. Zu der Zeit nun, von welcher wir reden, war der Aelteſte der Waiſchaliſchen Brüderſchaft Baſchaputra, bekannt wegen ſeiner Vertrautheit mit den Hofleuten und nicht eben peinlich in Beobachtung des von ihm abgelegten Gelübdes der Armuth; wenn man den Buddhiſtiſchen Erzählungen glauben darf, ſo erhielt er aus Koßala ſogar eine aus reinem Golde gegoſſene Bettelſchaale. Nicht nur bemühte er ſich nicht, in ſeiner Brüderſchaft die Leidenſchaft der Gewinnſucht auszurotten, ſondern munterte durch ſein eigenes Beiſpiel dieſelbe vielmehr auf: an

jedem Vollmonde, welcher in ganz Indien gefeiert wurde, ging auf ſein Geheiß ein Bikſchu zur Verkündigung der Lehre in die Stadt; die Schaale hielt er in den Händen, und die Vorübergehenden warfen kleine Münzen und ſogar Edelſteine in dieſelbe; an den Tagen, welche für die Vorleſung der Sittenlehren beſtimmt waren, empfing Baſchaputra ſtädtiſche Beſucher im Wohnſitze der Brüderſchaft, nahm von ihnen Geld und andere Gegenſtände, und vertheilte nachher die auf ſolche Weiſe geſammelten Gaben unter die Brüder.

Das unziemliche und Buddha's Lehren geradezu widerſprechende Weſen der Waiſchaliſchen Bikſchu konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Es ward durch Jetſchaputra, einen Schüler des zu jener Zeit berühmten Anachoreten Sarwakama, enthüllt. Einer von Jetſchaputra's Beſuchen bei der Waiſchaliſchen Brüderſchaft fiel nämlich gerade in die Zeit, da die Vertheilung der geopferten Gelder und Koſtbarkeiten Statt hatte, und als Baſchaputra auch dem Gaſte einen Theil derſelben anbot, lehnte dieſer die Annahme ab, wollte, ungeachtet alles Bittens und Zuredens, auch nicht eine Münze annehmen, und erinnerte vielmehr den Aelteſten an die Vorſchrift ihres Bettlerlebens, keine überflüſſigen Gegenſtände im Vorrathe zu haben. Der erbitterte Baſchaputra reizte die ſtädtiſchen Danapati gegen Jetſchaputra auf, und vollzog in feierlicher Verſammlung ſeiner Bikſchu die Karma der Schaalenbedeckung, d. h. die Ceremonie der Entfernung Jetſchaputra's aus der Brüderſchaft. Auf ſolche Weiſe der Mittel zum Lebensunterhalte in Waiſchali beraubt und gezwungen, ſich von dort zu entfernen, begab ſich der ausgeſtoßene Jetſchaputra, auf den Rath ſeines greiſen Lehres, zu den Brüderſchaften von Pataliputra, Awanti und Dakſchina, um ihnen Kunde von dem Aergerniſſe zu bringen, welches in der Waiſchaliſchen Brüderſchaft gegeben würde. In allen jenen Brüderſchaften reizte er die einflußreichſten Bikſchu gegen Baſchaputra auf. Die ganze Angelegenheit wurde jedoch im Geheimen betrieben, und kein Fremder kannte den Zweck des beſtändigen Verkehres und der Zuſammenkünfte, welche zwiſchen den Bikſchu der verſchiedenen Brüderſchaften Statt fanden. Jetſchaputra war die Seele der Unterhandlungen; auf ſein Verlangen ward beſchloſſen, daß das Aergerniß, welches in der Waiſchaliſchen Brüderſchaft aufgekommen, ausgerottet werden ſollte, und daß alle Vertheidiger der gerechten Sache ſich zu einer

beſtimmten Zeit am Ufer des Ganges (wahrſcheinlich auf dem Gebiete von Koßala) verſammeln ſollten, um ſich von dort auf Fahrzeugen nach Waiſchali zu begeben.

Baſchaputra ſeinerſeits hatte indeß nicht geſchlafen. Auf die Nachricht, daß Jetſchaputra die ganze Buddhiſtiſche Sanga gegen ihn aufregte, beeilte er ſich, Ribata auf ſeine Seite zu ziehen, einen Koſchambiſchen Bikſchu, welcher wegen ſeiner Erfahrung im beſchaulichen Leben berühmt war; und um auf ihn einzuwirken, bediente er ſich des damaligen Streites über den Erſcheinungsort der Buddha's, hinſichtlich deſſen die Nachrichten dunkel und unbeſtimmt lauteten. Nach dem Gange der Angelegenheit zu urtheilen, ſcheint Jetſchaputra der Brüderſchaft von Pataliputra angehört, und mit ihr die Meinung verfochten zu haben, daß die Buddha's gewöhnlich im Oſten Indiens erſcheinen oder erſchienen ſeien, gleichwie auch Schakjamuni, welcher ſeine Laufbahn im Oſten Magada's begonnen habe; derſelben Anſicht waren auch die Brüderſchaften von Awanti und Dakſchina zugethan, während die Waiſchaliſchen Bikſchu allein nicht zuſtimmten. Ribata nun ging entweder überhaupt auf dieſen Streit nicht ein, oder er hatte irgend welche Beweggründe, die Partei der Letzteren zu nehmen. So dachte wenigſtens Baſchaputra. Er beſtach die Schüler Ribata's, indem er ihnen heimlich Geſchenke machte, beſtehend in einem Kleiderpaare, ledernen Sandalen, einer Reiſetaſche, einer Schaale, einer Vaſe, einem Siebe zum Filtriren des Waſſers, Thürangeln und zubereiteten Arzeneien, und bat ſie, auf ihren Lehrer zu Gunſten der Waiſchaliſchen Brüderſchaft einzuwirken, und ihn zu überreden, daß er in dem erwähnten Streite auf die Seite der Waiſchaliſchen Bikſchu träte, oder wenigſtens in der bevorſtehenden Verſammlung nicht gegen ſie aufträte. Nachdem er ſo Ribata, eine von Allen anerkannte und geachtete Autorität, für ſich gewonnen, rechnete Baſchaputra ſchon auf eine ihm günſtige Wendung der Angelegenheit; allein er war zu ſpät gekommen: Jetſchaputra war es ſchon gelungen, Ribata gegen die Waiſchaliſche Brüderſchaft einzunehmen, und zur Theilnahme an dem Angriffe zu bewegen.

In kurzer Zeit trafen die Brüderſchaften in Waiſchali ein, und die Zahl der Bikſchu, welche ſich hier verſammelt hatten, belief ſich nach den Buddhiſtiſchen Berichten auf 700 Köpfe. Die fremden Brüderſchaften ſchlugen der Waiſchaliſchen vor, durch allgemeine Wahl

unparteiiſche und geachtete Bikſchu zu beſtimmen, welche den Vorſitz in der Verſammlung führen, und die ſtreitigen Punkte entſcheiden ſollten. Demzufolge ernannten die Waiſchaliſchen Bikſchu ihrerſeits vier Vorſteher, und eben ſo viel wurden von den drei anderen Brüderſchaften bezeichnet; dieſe acht Vertrauensperſonen waren theils Ananda's, theils Aniruddha's Schüler; in ihrer Zahl befanden ſich Ribata und Sarwakama, und man nannte ſie Stawirami oder Vorſitzende, mit welcher Würde Sarwakama zugleich das Amt des Karmadana oder Berichterſtatters verband. Die Vorſitzenden begannen ihre Thätigkeit damit, daß ſie den Lebenswandel der Waiſchaliſchen Bikſchu einer Prüfung unterwarfen, und fanden mittelſt Verhörs und fremder Anzeigen zehn Punkte auf, deren Geſetzlichkeit entweder anerkannt oder verneint werden mußte. Dieſe Punkte waren folgende:

1) Die Waiſchaliſchen Bikſchu haben manche Gebräuche verrichtet, welche von den Gewohnheiten der anderen Brüderſchaften abweichen; jeder Bikſchu hatte dieſelben in ſeiner Zelle allein verrichtet, und nicht im Beiſein mehrerer Zeugen.

2) Solche Verletzung der allgemeinen Regeln iſt von der ganzen Brüderſchaft gebilligt worden.

3) Nach ihrem Eintritte in die Geſellſchaft der geiſtlichen Kämpfer und nach Ablegung der Gelübde des Bikſchu haben ſie die Künſte und Gewerbe fortgeſetzt, mit welchen ſie früher als Weltliche beſchäftigt geweſen ſind.

4) Gegen die Gewohnheit, das Salz getrennt von der Speiſe anzuwenden, haben die Bikſchu daſſelbe in die Speiſen gethan, oder mit Ingwer gemiſcht und in Bambusröhren bei ſich getragen.

5) Während der Wanderungen Behufs des Almoſenſammelns in den Niederlaſſungen haben ſie, ehe ſie das Dorf erreicht, auf halbem Wege eine Mahlzeit gehalten, und dabei auf der Erde geſeſſen.

6) Bei der Mahlzeit haben die Bikſchu die Speiſe mit zwei Fingern genommen.

7) Sie haben Wein getrunken, welcher noch nicht in Gährung übergegangen war.

8) Sie haben Oel, Honig und Zucker mit Sahne gemiſcht, und als Deſſert nach der Mahlzeit gegeſſen.

9) Die Bikſchu haben ſich Unterlagen von verſchiedenem Maße und aus neuen Stoffen gemacht, ohne Rückſicht auf das von Buddha angewandte Muſter, und ohne Rückſicht darauf, daß Buddha ſelbſt ſich ſtatt der Unterlage eines doppelt zuſammengelegten Palmenblattes bedient hat.

10) Die Bikſchu haben reiche Schaalen gehabt, dieſelben mit Wohlgerüchen eingerieben, und, wann ſie mit denſelben durch die Straßen gingen, verkündet, es werde Jeder reich und glücklich werden, welcher in ihre Schaalen Geld, Muſcheln, goldene, ſilberne, oder elfenbeinerne Gegenſtände lege; das ſo Geſammelte haben ſie ſodann unter ſich vertheilt.

Die Waiſchaliſchen Bikſchu ſagten zu ihrer Rechtfertigung, die erwähnten Gebräuche hätten ſie durch Ueberlieferung als erlaubte überkommen, und dieſelben wären ihnen durch das Beiſpiel ihrer Vorgänger geboten worden.

Indem ſie ſo die ganze Sache an's Licht zogen, trugen die Vorſitzenden dennoch Bedenken, dieſelbe ohne vorgängige Verſtändigung unter ſich zu entſcheiden; auf Sarwakama's Rath forderten und erhielten ſie daher von der Verſammlung die Erlaubniß, ſich an einen beſonderen Ort zurückzuziehen, und die ſtreitigen Punkte nicht in Aller Gegenwart, ſondern allein zu beurtheilen. Die Waiſchaliſchen Bikſchu erklärten ihre Zuſtimmung zu dem Antrage der Vorſitzenden, und fügten nur die Bedingung hinzu, daß zur bevorſtehenden Sitzung der Bikſchu Koſchtila hinzugelaſſen würde, welcher ſich durch die Gabe des Wortes und der Ueberredung berühmt gemacht hatte; allein dieſer Verſuch blieb erfolglos, denn die Vorſitzenden wieſen Koſchtila von ihrer geheimen Berathung zurück, und nachher hatte derſelbe keine Gelegenheit mehr, mit ſeiner Beredtſamkeit zu glänzen, von welcher die Waiſchaliſchen Bikſchu, wie es ſcheint, ſo Großes erwartet hatten. In einem Gehölze außerhalb der Stadt entwarf der Ausſchuß der Aelteſten unter Sarwakama's Einfluſſe den Plan für die nächſte öffentliche Sitzung und die Form, in welcher er ſein Urtheil über die zehn Artikel ausſprechen wollte. Mit Anbruch des folgenden Tages begann ein förmlicher Prozeß. Die Brüderſchaften verſammelten ſich an einem Orte, die Vorſitzenden nahmen die Ehrenplätze ein, und Sarwakama erhob ſich in der Eigenſchaft des Karmadana oder Berichterſtatters von ſeinem Platze und lud die Verſammlung ein, ſich

mit Vergleichung des Winai zu beſchäftigen. Ihm antwortete der Aelteſte nach ihm, Ribata, mit der Bitte, er möchte ſelbſt diejenigen Abſchnitte des Winai anziehen, welche auf den vorliegenden Fall paßten, worauf Sarwakama, in dieſes Verlangen willigend, ſeinerſeits Ribata erſuchte, ihm Fragen vorzulegen, auf welche er zu antworten verſprach. Hierauf ging man zu den zehn Artikeln über. „Iſt es ſtatthaft," fragte Ribata, „die allgemeinen Lebensvorſchriften in ungebräuchlicher Weiſe, allein in ſeiner Zelle, zu erfüllen?" Sarwakama: Es iſt nicht ſtatthaft. Ribata: Hat Buddha geſagt, daß dieſes unſtatthaft ſei? Und wenn er es geſagt hat: wo und zu Wem? Sarwakama: In der Stadt Schrawaſti hat er es zu dem Bikſchu Randa und Anderen geſagt.

Die übrigen Vorſitzenden beſtätigten einſtimmig die Worte Sarwakama's, und damit war der erſte Punkt verurtheilt und verworfen: zum Zeichen, daß die Frage entſchieden worden, warf Sarwakama einen Looszettel auf den Fußboden. Darnach legte Ribata die übrigen neun Punkte vor, und alle hatten daſſelbe Schickſal, wie der erſte, mit alleiniger Ausnahme des dritten, indem die Vorſitzenden ſich geneigt erklärten, dem Bikſchu ſolche Künſte zu geſtatten, welche mit der allgemeinen Lebensordnung der Einſiedler vereinbar wären, und Nutzen bringen könnten. Um ſeinen Worten den Schein der Glaubwürdigkeit zu geben, fingirte Sarwakama Orte, an welchen Buddha dieſe Punkte verboten, und Namen von Perſonen, zu welchen er von Dergleichen geredet haben ſollte; die Vorſitzenden aber beſtätigten jedes Citat Sarwakama's, und nach jeder einzelnen Entſcheidung warf Letzterer ein Loos fort. Als alle zehn Artikel erledigt waren, ſtellten die Vorſitzenden zum Beſchluſſe der Verſammlung eine Regel auf, welche in den folgenden Zeiten Norm und Criterium geworden iſt, indem man nach ihr die Glaubwürdigkeit und die geſetzliche Bedeutung der in der Buddhiſtiſchen Welt zum Vorſchein gekommenen Schriften und Meinungen beſtimmt hat. Dieſe Regel war alſo ausgedrückt: „Alles, was mit den vorhandenen Sittenvorſchriften und mit dem Geiſte der Lehre Buddha's übereinſtimmt, muß als geſetzlich anerkannt werden, es möge in fernen Zeiten exiſtirt haben, in der gegenwärtigen Zeit beſtehen, oder erſt ſpäter aufkommen; Alles dagegen, was nicht mit ihnen übereinſtimmt, möge es auch früher exiſtirt haben, oder in der Gegenwart herrſchen,

oder ſpäter auftauchen, ſoll auf immer verworfen ſein, und nicht für die Lehre Buddha's gelten." Dank dieſer weiſen Vorausſicht der acht Vorſitzenden, welche ſelbſt ihre eigenen Beſtimmungen ſich zuerſt zu Nutze machten, haben Buddhiſten der folgenden Zeiten in Buddha's Namen neue Sudra's geſchrieben, während Andere ſogar ſolche Ueberlieferungen verworfen haben, welche vollkommen glaubwürdig ſein konnten.

Die Verſammlung der Buddhiſten auf Veranlaſſung der Unordnungen in der Waiſchaliſchen Brüderſchaft ſetzen die Buddhiſtiſchen Schriftſteller 110 Jahre nach Buddha's Tode, mithin in die Regierungszeit Kalaßoka's von Magada, übergehen aber ihre weiteren Folgen gänzlich mit Stillſchweigen. Ob die Waiſchaliſchen Bikſchu bei ihren Gewohnheiten geblieben ſeien, und, von der Buddhiſtiſchen Sanga getrennt, ſich in Indien ausgebreitet, und an den bald darauf im Buddhismus erfolgenden Spaltungen thätigen Antheil genommen haben, wie die Tradition der Ceyloniſchen Buddhiſten meldet, oder ob ſie, den Vorſchriften des Winai gemäß bereuend, die Verbindung mit den übrigen Brüderſchaften feſtgehalten haben, wie man aus den Umſtänden ſchließen könnte, welche die erſten Streitigkeiten der Buddhiſten begleiteten, als von Neuem eine Buddhiſtiſche Tetrarchie, nur unter anderen Namen, auf der Bühne erſchien, — das Alles bleibt unentſchieden.

Die Regierung Kalaßoka's iſt nicht allein der eben angeführten Umſtände wegen in den Buddhiſtiſchen Jahrbüchern denkwürdig geblieben. Sechs Jahre nach der Waiſchaliſchen Angelegenheit entſpann ſich nämlich in der Brüderſchaft von Pataliputra ein Zwiſt, welcher die Veranlaſſung zur Theilung des Buddhismus in Schulen geworden iſt. Urheber deſſelben war der Bikſchu Mahadewa, der Sohn eines Maduriſchen Kaufmannes. Die Umſtände ſeines Lebens, oder, wie ſeine Feinde behaupten, die Qualen eines mit Verbrechen belaſteten Gewiſſens hatten ihn bewogen, in der Buddhiſten-Gemeinde eine Zuflucht zu ſuchen. Er hatte Madura verlaſſen, war nach Pataliputra, der Hauptſtadt Magada's, gegangen, und hatte die Bikſchu-Gelübde in Kukutaram abgelegt, — ſo hieß die allgemeine Buddhiſtiſche Zufluchtsſtätte in der Umgebung Pataliputra's, nahe am Berge Kukutapada (Hühnerfuß). Hier machte er ſich in kurzer Zeit mit allen Geheimniſſen der

Buddhiſtiſchen Inſtitutionen bekannt, welche Ungeweihten nicht enthüllt werden dürfen, und lernte eben ſo raſch die Buddhiſtiſchen Traditionen kennen, alſo daß er im Stande war, dieſelben, wie es gebräuchlich war, aus dem Gedächtniſſe vorzutragen. Als ein verſtändiger, beredter und gewandter Mann von ſchönem Aeußeren, gewann Mahadewa nicht nur die Liebe und Achtung der Biſchu, ſondern fand auch in der Hauptſtadt Verehrer ſeines Verſtandes und ſeiner Talente, und hatte ſogar häufige Unterredungen mit dem Herrſcher in den inneren Gemächern des Palaſtes. Ueberall war nur von dem Archan Mahadewa die Rede. Er beſaß mehrere ihm aufrichtig ergebene Schüler, welche er als Archanen betrachtete und bezeichnete; und dieſer letzte Umſtand beförderte am meiſten, wie es ſcheint, ſeinen Einfluß auf die Brüderſchaft, dergeſtalt, daß zur Zeit des durch ihn veranlaßten Streites ein großer Theil der Kukutaramiſchen Biſchu auf ſeiner Seite ſtand. Die Meinungen Mahadewa's, welche Veranlaſſung zum Streite gaben, unterſchieden ſich durch Nachſicht gegen die menſchlichen Schwächen. Nach der allgemeinen Auffaſſung der Buddhiſten iſt nämlich Archan derjenige, welcher die Leidenſchaften in ſich ausgerottet und ſich auf immer von den ſinnlichen Begierden frei gemacht hat, und zugleich wird einem Solchen das Bewußtſein ſeines Zuſtandes und ſeiner eigenen Würde zugeſchrieben. Nun verwarf zwar Mahadewa die Vorſtellung nicht, daß der Archan ſchuldlos ſein müßte an Seele und Leib, behauptete aber andrerſeits: „Es kann auch Archanen geben, welche menſchlichen Schwächen unterworfen ſind; der Archan kann auch nichtwiſſen, daß er Archan ſei; dieſes Nichtwiſſen ſeiner eigenen Tugend thut ſeinen Verdienſten nicht im Geringſten Abbruch, weil es keinen Unterſchied bewirkt, und keine ſittliche Unreinheit bedingt; wenn daher ein Biſchu ſich nicht als Archan weiß, ſo folgt daraus noch nicht, daß er in der That kein ſolcher ſei. Der Archan kann Zweifel und Irrthümer hinſichtlich der Buddhiſtiſchen Lehrſätze nähren, aber nicht in Folge der Leidenſchaften, ſondern aus Mangel an Erkenntniß, wie er z. B. nicht-wiſſen kann, wodurch in der Zukunft eine im gegenwärtigen Leben vollbrachte gute Handlung werde vergolten werden, und ob es überhaupt wahr ſei, daß jede gute That ſeligen Lohn zu erwarten habe. Der ſeiner Würde unbewußte Archan kann durch die Verſicherung der Anderen von ihr überzeugt werden, d. h. er kann

ſich als Archan erkennen, ſobald die Anderen ihm ſeine eigene Würde enthüllen; ſo wußte z. B. Schariputra nicht, daß er der gelehrteſte von den Anhängern Buddha's wäre, und gewann dieſe Ueberzeugung erſt aus den Worten ſeines Lehrers." Zu dieſen Anſichten Mahadewa's kam noch eine andere. Die innere Selbſtvollendung und die Befreiung von den Leidenſchaften gründen ſich auf das Nachdenken über die von Buddha gelehrten Wahrheiten; darin beſteht, nach der Lehre des Buddhismus, der Beruf des Schramanen; werden nun dieſe Wahrheiten zur Zeit der Betrachtung von dem Verſtande nicht erreicht, oder erwecken ſie in der Seele nicht die unerläßliche Sympathie: ſo räth Mahadewa an, allerlei Laute und Ausrufungen auszuſtoßen, indem er verſichert, daß dieſelben dem Betrachtenden zu Hülfe kommen, und es erſcheint auf dieſe Weiſe bei ihm die menſchliche Stimme als ein Hülfsmittel in dem Werke der Vervollkommnung. — Die hier entwickelten Meinungen, welche bei den Buddhiſten unter dem Namen der fünf Artikel Mahadewa's bekannt ſind, hat Mahadewa nach damaliger Sitte in eine Gata (Vers) zuſammengedrängt und in folgender Art ausgedrückt: „Der Archan iſt der Verſuchung, der Unwiſſenheit und dem Zweifel unterworfen; er wird auch durch Andere erleuchtet; die Stimme fördert auf dem Wege der Vervollkommnung; das iſt die wahre Lehre Buddha's."

So lange Mahadewa gewöhnlicher Bikſchu war, erregten ſeine fünf Artikel keinerlei Aufſehen, weil ſie wahrſcheinlich der Mehrzahl der Brüderſchaft von Pataliputra unbekannt geblieben waren; ſie wurden erſt veröffentlicht, als die perſönlichen Verdienſte Mahadewa's und der Tod der älteſten Bikſchu ihm die Stellung eines Vorſitzenden in den Monatsverſammlungen der Bikſchu verſchafften, in welchen die Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen vorgetragen wurden. Durch ſein Amt verpflichtet, dieſe Ueberlieferungen vor der Brüderſchaft zu wiederholen, ſprach er gleich in der erſten Sitzung ſeine perſönlichen Ueberzeugungen aus, indem er die Rede mit ſeiner bekannten Gata eröffnete. Er hatte dieſelbe aber kaum ausgeſprochen, als ſich in der Verſammlung Murren erhob; Bikſchu, welche ihres Alters wegen und wegen ihrer Erfahrung im beſchaulichen Leben in Achtung ſtanden, unterbrachen die Rede durch Vorwürfe, indem ſie ihn der Häreſie und eines Angriffes gegen die Unverletzlichkeit der Traditionen bezüchtigten. Sie wandelten Mahadewa's Gata in folgende um:

„Deine Worte, daß ein Archan der Verſuchung, der Unwiſſenheit und dem Zweifel unterworfen ſei; daß er auch durch Andere erleuchtet werde, und daß die Stimme auf dem Wege der Vervollkommnung fördere, ſind nicht Buddha's Lehre.“ Indeſſen trat ein großer Theil der übrigen Biſchu auf Mahadewa's Seite, und es erhob ſich zwiſchen den beiden Parteien ein hitziger Kampf. Die ganze Nacht währte derſelbe, und als am folgenden Tage die Freunde Mahadewa's und andere Gönner der Brüderſchaft, welchen dieſer Vorfall zu Ohren gekommen war, die Streitenden beſuchten, fanden ſie beide Theile, wie ſie ihre Beweisgründe und ihre Ueberredungskünſte ſchon erſchöpft hatten, und nur noch ihre Gata's wiederholten. Nachdem man vergeblich verſucht, die kämpfenden Parteien zu vergleichen, wurde die Sache der perſönlichen Entſcheidung des Fürſten unterworfen, welcher auf Mahadewa's Rath gebot, die Stimmen zu ſammeln, und diejenige Meinung als die richtige zu betrachten, zu deren Gunſten ſich die Mehrheit erklären würde. Die Majorität war auf Seiten Mahadewa's, während ſeine Gegner nur hundert Stimmen hatten. Mit einem ſtrengen Verweiſe an die überwundene Partei befahl der Fürſt, man ſollte die Fehde enden und im Frieden leben. Allein die Verfechter der alten Anſichten, ungehalten über die Geringſchätzung der Ueberlieferungen, wollten die Gerechtigkeit der Entſcheidung nicht anerkennen, und fuhren hartnäckig fort, ihre Meinung als eine wohlbegründete zu vertheidigen; ſie wollten mit Mahadewa keine Gemeinſchaft haben, und beſchloſſen ſogar, Kukutaram für immer zu verlaſſen. Dieſes erfuhr der Fürſt; erzürnt kam er ihrem Wunſche zuvor, und gebot, ſie mit Schimpf aus ihrem Sitze zu vertreiben. Ja, die Buddhiſtiſchen Schriftſteller berichten ſogar, ſie ſeien auf ſein Geheiß in unbrauchbare alte Kähne geſetzt und ſo der Strömung des Ganges überlaſſen worden; es ſei ihnen indeß gelungen, ſich zu retten, und ſich nach Kaſchmir zurückzuziehen, wo der Fürſt, ihre frühere Verſchuldung verzeihend, befohlen habe, ihnen einen Wohnſitz einzurichten. Wie dem auch ſei, Mahadewa war die Veranlaſſung zu einer Trennung der Buddhiſtiſchen Sanga in zwei Parteien, welche zwei beſondere Schulen bildeten: Mahadewa's Partei die Schule der Mahaſangika oder der großen Brüderſchaft, und die andere die Schule der Stawira, wie man die bejahrten Biſchu nannte. Bald nach dieſem Vorgange ſtarb

Mahadewa und hinterließ den Buddhiſten endloſe Streitigkeiten als Erbſchaft; ſein Leichenbegängniß war prachtvoll, von den Fürſten ſelbſt und ſeinen Großen veranſtaltet, welche, im Leben ſeine Freunde, ihn auch im Tode noch ehren wollten. Mahadewa's vergängliche Reſte wurden unter Haufen von Blumen und einer gewaltigen Menge duftenden Oeles den Flammen übergeben.

Aus Mangel an hiſtoriſchen Documenten hinſichtlich der Ereigniſſe, welche auf die Spaltung Mahadewa's gefolgt ſind, müſſen wir faſt ein ganzes Jahrhundert mit Stillſchweigen übergehen, und ohne Weiteres in die Zeit Darmaßoka's eintreten, welche in den Buddhiſtiſchen Chroniken berühmt iſt. Den Berichten der Buddhiſten zufolge nahm im Ausgange des zweiten Jahrhunderts nach Buddha's Tode die in Magada herrſchende Dynaſtie Nanda ein Ende, und an ihre Stelle trat das Haus Majura. Der erſte Herrſcher aus dieſer Dynaſtie war Tſchandragupta; nach ihm beſtieg ſein Sohn Bindußara den Thron. Von Beiden wiſſen wir nur, daß ſie, gleich ihren Vorgängern, ihre Reſidenz in Pataliputra (jetzt Patna) hatten, wohin dieſelbe, wie man vermuthen muß, Kalaßoka verlegt hatte, nachdem er Ratſchagricha den Brachmanen zur Verwaltung überlaſſen. Bindußara hatte eine Menge Kinder, von denen indeß, nach den Buddhiſtiſchen Jahrbüchern, nur drei bekannt ſind: Suſchima, Aßoka und Widaßoka. Suſchima war Bindußara's älteſter Sohn und Nachfolger; die beiden Anderen, leibliche Brüder, hatte er mit einem Weibe aus einem brachmaniſchen Hauſe erzeugt. Den Aßoka liebte Bindußara ſeiner Häßlichkeit wegen nicht, und war ausſchließlich Suſchima zugethan; indeſſen ſchildern die Biographen Aßoka als einen Helden, und verſichern, er habe durch ſein bloßes Erſcheinen Empörungen unterdrückt, welche in verſchiedenen Theilen des weitläuftigen Reiches der Fürſten von Pataliputra ausgebrochen waren. In den letzten Lebensjahren Bindußara's bildete ſich am Hofe zu Gunſten Aßoka's eine Partei, welche ihn bei dem Ableben Bindußara's zum Nachtheile Suſchima's auf den Thron zu erheben wünſchte; an der Spitze der Verſchwörung ſtanden die ehrgeizige Mutter Aßoka's, der erſte Miniſter des Fürſten, welcher perſönliche Abneigung gegen Suſchima hegte, und ein Aſtrolog, welcher bei dem Volke eines hohen Anſehens genoß. Zu derſelben Zeit, da der hochbejahrte Bin-

dußara ſchwer darnieder lag, befand ſich Suſchima im weſtlichen Indien, um einen Aufſtand zu unterdrücken, und die Todesnähe fühlend, befahl der Fürſt, daß Aßoka ungeſäumt die Hauptſtadt verließe und Suſchima's Stelle verträte, welchen er in den letzten Augenblicken ſeines Lebens um ſich ſehen wollte. Aßoka aber ſchützte Krankheit vor und erfüllte des Vaters Gebot nicht. Seine Biographen erzählen bei dieſer Gelegenheit, man habe, um den Fürſten von der wirklichen Krankheit Aßoka's (dem gelben Fieber) zu überzeugen, Letzteren mit gelber Farbe beſtrichen und ſo Bindußara vorgeführt; und der Sterbende, fügen dieſelben Biographen hinzu, habe unter Verwünſchungen gegen den treuloſen Sohn den Geiſt ausgehaucht. Gleichzeitig legten die Anhänger Aßoka's gegen den Willen und das Teſtament des verſtorbenen Herrſchers die Zügel der Regierung in ſeine Hände. Auf die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters eilte Suſchima mit einer Heeresabtheilung nach Pataliputra, feſt entſchloſſen, dem Nebenbuhler den geraubten Thron wieder zu entreißen; ſein Vorhaben mißlang jedoch; er kam während der Belagerung der Hauptſtadt um, da er, durch einen Scheinangriff der Feinde getäuſcht, dieſelben verfolgte und mit ſeinem Elephanten in eine künſtlich verdeckte Grube ſtürzte. Des gefährlichen Gegners entledigt, beſchloß Aßoka, für die Zukunft ſich gegen neue Verſuche der zahlreichen Familie Bindußara's ſicher zu ſtellen, und ſo wurden denn alle ſeine Brüder, deren Zahl ſich nach den Buddhiſten auf Hundert belief, auf ſeinen Befehl ſchonungslos umgebracht; unter den Lebenden blieben nur Widaßoka, Aßoka's leiblicher Bruder, und Njagroda, der unmündige Sohn Suſchima's, welcher in eine Bauernhütte gerettet worden war und ſpäter unter die Bikſchu trat. — Unmittelbar hierauf folgte Aßoka ſeinem kriegeriſchen Sinne und unterwarf ſeiner Herrſchaft auch jene Indiſchen Landſchaften, welche bisher noch unabhängig von den Beherrſchern Magada's geblieben waren: im Weſten wurden die Gränzen ſeines Reiches weit über den Indus hinausgerückt. In den erſten Jahren ſeiner Regierung haßte er, wie ſein Vater, die Buddhiſten, und verfolgte ſie, gleich Verbrechern; kaum aber waren drei trübſalvolle Jahre verfloſſen, da ging in Aßoka eine plötzliche Veränderung vor: aus einem Verfolger der Buddhiſten wurde er ihr Beſchützer, und aus „Tſchantaßoka" ward er von ihnen umbenannt in „Darmaßoka." Man

weiß nicht, durch welche Mittel es den Buddhiſten gelungen war, den unbeugſamen Charakter Aßoka's zu erweichen, und denſelben zu ihren Gunſten zu ſtimmen, aber es ſteht feſt, daß er ihnen fortan mit ganzer Seele ergeben war. Sie eilten, dem Herrſcher den Bikſchu Njagroda vorzuſtellen, und ſtatt Argwohn zu zeigen, gewann Aßoka vielmehr ſeinen Neffen lieb, und ernährte Schaaren von Buddhiſten, welche Njagroda mit ſich in den Palaſt führte. Eines beſonderen Vertrauens von Seiten des Fürſten genoß der Buddhiſt Indragupta; auf ſeine Veranlaſſung ließ Aßoka nahe bei der Reſidenz noch eine andere Einſiedler-Zufluchtsſtätte für die Buddhiſten erbauen, welche Aßokarama genannt wurde. Von den übrigen Buddhiſten, welche ſich der Aufmerkſamkeit Aßoka's erfreuten, waren am bekannteſten Moggaliputra und Mahadewa der Zweite; beide gehörten der Mahaſangika an, und beide gründeten beſondere und zwar die letzten Secten in dieſer Schule. Widaßoka, welcher bis dahin die Nirgranta begünſtigt hatte, war auf Verlangen ſeines Bruders genöthigt, ſich den Buddhiſten zuzuwenden, ja, unter Darmagupta's Leitung ſelbſt Bikſchu zu werden. Sogar einen von ſeinen Söhnen, Machendra, und ſeine Tochter Sangamitra opferte Aßoka dem Buddhismus: Bruder und Schweſter legten die Bikſchu-Gelübde ab. Bei dem Eintritte Machendra's in die Brüderſchaft vollzog Moggaliputra die Ceremonie und Mahadewa erläuterte ihm die Pflichten ſeines neuen Standes, während bei Sangamitra's Eintritte unter die Bikſchuni die Ceremonieen von den Buddhiſten Darmapala und Ajupala verrichtet wurden. Dieſes geſchah ſechs Jahre nach Aßoka's Thronbeſteigung; im neunten Jahre ſeiner Regierung aber errichtete er auf die Bitte der Buddhiſten an den vier Thoren Pataliputra's Hospitäler zur unentgeltlichen Behandlung der Armen und der Buddhiſten.

Der Schutz des Fürſten ermuthigte die Buddhiſten. Sie benutzten ihren Einfluß auf ihn, um den Nirgranta ihre alte Feindſchaft und ihren Haß gegen den Buddhismus zu vergelten, und wußten Aßoka gegen ſie aufzubringen. Sofort gingen durch alle Provinzen gemeſſene Befehle, jeden Nirgranta dem Tode zu überliefern. Unter dieſer Verfolgung kam auch der Bikſchu Widaßoka, der Bruder Aßoka's um: einer Krankheit wegen hatte er das

Haupthaar wieder wachsen lassen, wurde in dieser Gestalt für einen Nirgranta gehalten, und verlor in Folge seiner Unvorsichtigkeit das Leben. Bald wurde nun die Macht der Buddhisten in Verbindung mit der bedrängten Lage der anderen Secten Indiens die Veranlassung, daß die Letzteren es für das Beste hielten, sich den Umständen zu beugen, und anfingen, zahlreich in die Gesellschaft der Buddhisten einzutreten; allein da sie sich nur nothgedrungen zu diesem Schritte entschlossen hatten, so bewahrten sie unter dem Kleide des Bikschu ihre vorigen Ueberzeugungen und Grundsätze. Gelehrte Brachmanen brachten den Criticismus eines gebildeten Verstandes mit sich herüber, und suchten bestimmte Erklärungen und Entscheidungen solcher Fragen, auf welche der Buddhismus noch keine Antwort gab; Andere behielten ihre früheren Büßergewohnheiten bei, und gaben sich denselben noch innerhalb der Mauern der allgemeinen Buddhistischen Zufluchtsstätten hin. Die natürliche Folge einer solchen Sachlage waren Zwietracht und Hader, welche mit jedem Tage unter den Bikschu zunahmen; und während Aßoka die Buddhistischen Gemeinden mit reichen Spenden überschüttete, und den Buddhisten prächtige Wohlthätigkeits-Mahlzeiten zurichtete, tobte im Innern der Einsiedlerwohnungen der Bürgerkrieg. Die eifrigen Buddhisten mochten mit den neu eingetretenen Bikschu keine Gemeinschaft haben, brachen die monatlichen Vorträge der Ueberlieferungen ab, und schlossen sie von der Ceremonie der gegenseitigen Begrüßung aus, welche nach der jedesmaligen Sommer-Einsamkeit statthatte. So vergingen sieben Jahre. Moggaliputra, welcher schon im hohen Alter stand und keine Möglichkeit sah, die Zwietracht unter den Buddhisten zu enden, ging aus Pataliputra hinweg. Mit seiner Entfernung aber fiel die Angelegenheit dem Richterspruche des Fürsten anheim. Aßoka sandte sofort in die Hauptzufluchtsstätte den Befehl, die Vorlesung der Traditionen wieder zu beginnen, allein man gehorchte ihm nicht; er gebot zum zweiten Male, jedoch ohne Erfolg. Jetzt verlor er die Geduld, und befahl, die Ungehorsamen mit dem Tode zu bestrafen, was denn auch pünktlich ausgeführt wurde: der Aelteste der Einsiedler fiel zuerst unter den Schwertstreichen, und nach ihm die anderen Bikschu, bis ein neuer Befehl des Fürsten dem Blutvergießen Einhalt that, denn schon hatte es Aßoka gerent, so Hartes geboten zu haben. Er rief Moggaliputra aus der Ein-

ſamkeit zurück, damit er den Aufruhr der Buddhiſten ſtillen möchte, und auf deſſen Rath wurden entſcheidende Maßregeln ergriffen. In Gegenwart des Fürſten rief man ſie zuſammen und verlangte der Reihe nach von jedem Einzelnen eine klare und kurze Antwort auf die Frage: „Was iſt Lehre Buddha's?“ Es ergab ſich in den Antworten der Bikſchu eine offenbare Meinungsverſchiedenheit: die Einen ſagten, Buddha hätte die Ewigkeit des Daſeins zugegeben, während Andere im Gegentheile verſicherten, daß nach Buddha's Lehre den Menſchen eine vollſtändige Vernichtung erwartete; nach der Meinung einer dritten Partei hatte Buddha den Zuſtand des Nichtdenkens am höchſten geſtellt; eine vierte behauptete, nach Buddha's Lehre könnte der Menſch ſchon im gegenwärtigen Leben einer vollkommenen Ruhe, d. i. der Nirwana, theilhaftig werden. Ein großer Theil der Buddhiſten aber antwortete, als Anhänger Moggaliputra's, im Geiſte ſeiner Schule: „Buddha's Lehre iſt Unterſcheidung,“ und wollte mit dieſem räthſelhaften Ausdrucke ſagen: „Von dergleichen Gegenſtänden, wie die Nirwana, welche den weſentlichen Zweck der Lehre Buddha's bildet, iſt es unmöglich, einen beſtimmten Begriff aufzuſtellen, und in jeder kategoriſchen Beſtimmung derſelben wird ein Theil Wahrheit ſein und ein Theil Unwahrheit.“ Aßoka, welchem alle dieſe Ideen unbekannt waren, forderte Moggaliputra auf, zu entſcheiden, wer von den Bikſchu Recht hätte, und als Moggaliputra auf die Letzten deutete, gebot er, den Uebrigen das Einſiedlergewand auszuziehen, ſie weltlich zu kleiden und von der Brüderſchaft auszuſchließen. An demſelben Tage fand auch in der Wohnung der Einſiedler eine feierliche Vorleſung der Ueberlieferungen unter militairiſcher Bedeckung ſtatt, und damit war in der Brüderſchaft von Pataliputra die Eintracht wieder hergeſtellt.

In die Zeiten Aßoka's wird auch das Auftreten Upagupta's zu Madura geſetzt. Derſelbe war Specereihändler geweſen, Buddhiſt geworden, und hatte in Madura eine zahlreiche Brüderſchaft gebildet, da er ſich vorzüglich durch die Kunſt auszeichnete, Andere zum Buddhismus zu bekehren. Sein Ruf, als eines der ſtrengſten Anachoreten, verbreitete ſich weit über die Gränzen ſeines Vaterlandes; Aßoka, der Beſchützer aller Buddhiſtiſchen Berühmtheiten, wünſchte, auch Upagupta zu ſehen, und lud ihn zu ſich nach Pataliputra. Jener eilte, der Einladung zu folgen, und kam im Ge-

leite einer gewaltigen Schaar von Buddhiſten auf Fahrzeugen den Ganges herab bis dicht an die Hauptſtadt. Die Buddhiſtiſchen Schriftſteller erzählen, Aßoka habe den Maduriſchen Einſiedler am Ufer des Ganges empfangen, ſich ſeinem Gaſte ſehr gnädig erwieſen, und mit demſelben diejenigen Orte des nördlichen Indiens bereiſt, welche durch Buddha's Beſuche, oder durch wichtige Ereigniſſe ſeines Lebens berühmt geworden waren. Dieſe Reiſe erweckte ſeine Frömmigkeit: er machte den von ihm beſuchten Stätten reiche Geſchenke, und erließ nach ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt eine Verordnung, durch welche den Städten und Gemeinden ſeines Reiches vorgeſchrieben wurde, auf ihren Gebieten Thürme zu Ehren Buddha's zu errichten, je nach den an jedem Orte vorhandenen Mitteln.

Das glänzendſte Ereigniß für den Buddhismus unter der Regierung Aßoka's war die Verbreitung der Lehre Buddha's über die Grenzen Indiens hinaus. 236 Jahre nach Buddha's Tode und im 18. Regierungsjahre Aßoka's erſchien nämlich an deſſen Hofe eine Geſandtſchaft des Ceyloniſchen Fürſten Kamadewa, welcher eben den Thron beſtiegen hatte, und, indem er Aßoka dieſes anzeigte, um deſſen Beſtätigung bat. Seinem Geſandten hatte er als Geſchenke für den Indiſchen Fürſten mehrere Seltenheiten mitgegeben, durch welche die Inſel berühmt war; darunter befanden ſich drei ungeheure Bambus, Singvögel, ſeltene Thiere und edle Steine. Als nun für die Geſandten die Zeit der Heimkehr gekommen war, ließen die Buddhiſten eine ſo günſtige Gelegenheit, den Buddhismus auf Ceylon einzuführen, nicht unbenutzt: der Bikſchu Machendra, Aßoka's Sohn, und mehrere andere Buddhiſten erbaten ſich von Aßoka die Erlaubniß, mit den Geſandten in deren Land ziehen zu dürfen, und Aßoka willigte nicht nur in des Sohnes Bitte, ſondern fügte ſogar ſeine eigene Mitwirkung hinzu. Er ſandte Geſchenke an Kamadewa, unter Anderem eine Krone, einen Fächer, einen Sonnenſchirm, ein Schwert, lederne Sandalen, Alles mit Edelſteinen bedeckt, ein Paar Gewänder aus gefärbten Daunen, eine goldene Schaale, Waſſer aus dem See von Urnadeſcha, ein Tuch von ungewöhnlicher Weiße, koſtbares dunkelfarbiges Sandelholz, mehrere werthvolle Arzneimittel und ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, — außerdem aber einen kurzen, auf einem Palmenblatte geſchriebenen Brief folgenden Inhaltes: „Ich habe Buddha, ſeine Lehre und

ſeine Sanga geehrt, und bin ſelbſt Upaßaka (weltlicher Buddhiſt) geworden; alſo iſt es Sitte in dem geiſtlichen Stamme Schakja. Glaube nun auch Du an die drei Kleinode und nimm die Lehre Buddha's an." Dank der Mitwirkung Aßoka's und ſeines politiſchen Einfluſſes wurden die Buddhiſten mit Geneigtheit auf Ceylon empfangen und konnten daſelbſt den Hauptſitz ihrer Thätigkeit gründen, von welchem der Buddhismus ſich mit der Zeit nach Malakka, Java, Borneo und andern Inſeln der Südſee, ja, wie es ſcheint, ſogar nach Birman und Siam verbreitete.

In den Buddhiſtiſchen Berichten wird noch eines anderen, nicht weniger wichtigen Ereigniſſes gedacht, welches in dieſelben Zeiten fällt, nämlich der Ausbreitung des Buddhismus in die weſtlichen Gegenden. Wenn man dieſen Berichten Glauben ſchenken darf, ſo ſind in alten Zeiten Chotan und die ihm benachbarten Landſchaften berühmt geweſen wegen des Reichthumes und der Fruchtbarkeit ihres Bodens, wegen der Menge ihrer Flüſſe und Wälder, ſo wie wegen unzähliger anderer Vorzüge; phyſiſche Revolutionen aber, von welchen ſich keine deutliche Erinnerung erhalten hat, haben ſowohl die Geſtalt, als die Beſchaffenheit dieſer Länder verändert; die Flüſſe ſind verſchwunden, und in vielen Gegenden ſind unfruchtbare Steppen erſchienen, ſo daß ſie in den erſten Jahrhunderten nach Chr. G., als China mit ihnen bekannt wurde, nicht mehr den hundertſten Theil ihres alten Reichthumes aufweiſen konnten. Angelockt durch den blühenden Zuſtand des alten Chotan's, waren mehrere Indiſche Familien dahin ausgewandert und hatten eine Colonie gegründet, ein Ereigniß, deſſen Erinnerung ſich in dem Namen der Stadt Kußatana und in den Sagen der Chotaner bis in's 8. Jahrhundert nach Chr. G. erhalten hat. Unter der Regierung Aßoka's drangen die Buddhiſten auch nach Chotan vor, und erbauten daſelbſt mehrere allgemeine Zufluchtsſtätten; ſelbſt die Namen der Buddhiſten, welche in dieſem Lande ſich ausgezeichnet haben, ſind in den Buddhiſtiſchen Erzählungen aufbewahrt. Wäre dieſe Nachricht verbürgt, ſo dürfte die Annahme nicht grundlos erſcheinen, daß der Buddhismus ſchon vor Chriſti Geburt, unter der Dynaſtie Ziu, in China exiſtirt habe, und zugleich würden ſich dadurch die Worte Lju-ſſian's, eines gelehrten Chineſen, rechtfertigen, welcher im erſten Jahrhundert n. Chr. gelebt hat. Als dieſer nämlich die Bücher in der Tſchan-an'ſchen Kaiſerlichen Bibliothek

durchforſchte, welche von der Zin'ſchen auf die Chan'ſche Dynaſtie übergegangen war, fand er unter denſelben auch mehrere Buddhiſtiſche Sudra's.

In den letzten Jahren ſeiner Regierung trieb Aßoka, wie aus ſeinen, von Buddhiſten geſchriebenen, Biographieen erſichtlich, die Ergebenheit gegen den Buddhismus auf's Aeußerſte. Es ſchien, als hätte er mit dem Hinſchwinden der leiblichen Kräfte auch die ganze Kraft ſeines Charakters verloren, denn er beſchäftigte ſich nur noch mit Wohlthaten zu Gunſten der Bikſchu, überſchüttete die Sitze der Einſiedler mit Geld, ertheilte ihnen Ländereien, und unterhielt aus der Staatskaſſe das müßige und üppige Leben der Nachfolger des armen Schramanen Gotama. Indeſſen that die maßloſe Verſchwendung Aßoka's den ferneren Fortſchritten der Buddhiſten bedeutenden Eintrag, indem ſie ihnen der Haß den Großen, der Staatsbeamten und, ſo viel ſich vermuthen läßt, auch ſeines Nachfolgers erweckte. Aßoka hatte ſeinen Enkel, Namens Sammatja, zum Thronerben beſtimmt, weil der Vater des jungen Fürſten, der Sohn Aßoka's, Kupala, ſonſt auch Darmawadana genannt, ſich ſchon längſt vom Hofe zurückgezogen hatte. Er hatte nämlich im Namen Aßoka's einige Zeit Udjana, jenſeit des Indus, verwaltet, war aber auf die Verleumdungen ſeiner Stiefmutter hin geblendet worden, und unter die Bikſchu gegangen. Sammatja wurde am Hofe ſeines Großvaters erzogen, und war Zeuge des Einfluſſes, welchen die Buddhiſten auf denſelben übten; voll Verdruß über Alles, was er ſah, wußte er gleichwohl nicht, wie der Gier der Bikſchu nach Erwerbungen ein Ziel geſteckt werden könnte. Bald jedoch bot ſich eine Gelegenheit dazu. Der fromme und ſchon altersſchwache Aßoka, welcher den Reſt ſeines Lebens in Ruhe und erbaulichen Geſprächen mit den Buddhiſten hinzubringen wünſchte, legte alle Regierungsſorgen auf ſeinen Enkel, und ſobald dieſer die Gewalt von dem Großvater überkommen hatte, geſtattete er den Buddhiſtiſchen Geſellſchaften nicht länger, ſich auf Koſten des Fürſten zu bereichern.

Nach dem Tode Aßoka's folgten hinter einander fünf Herrſcher aus dem Hauſe Majura, alle aber ſind, mit Ausnahme des letzten, nur dem Namen nach bekannt. Puſchjamitra, welcher im 4. Jahrhunderte nach Buddha's Tode regierte, und die Reihe der Alleinherrſcher Indiens beſchloß, war ein heftiger Verfolger der Bud-

dhiſten, weshalb auch ſein Name in ihren Ueberlieferungen ſich erhalten hat. Die Gründe ſeines Haſſes gegen dieſelben ſind unbekannt; man weiß nur, daß er ſie von dem Augenblicke ſeiner Thronbeſteigung an unermüdlich verfolgt und erbarmungslos dem Tode überliefert hat. Der durch ihn zerſtörten Buddhiſtiſchen Tempel und Thürme zählt man gegen achthundert, und mit ihnen zugleich wurde ein großer Theil der von Aßoka errichteten Denkmäler, wie auch die berühmte allgemeine Buddhiſtiſche Zufluchtsſtätte ſeines Namens, zerſtört. Damit noch nicht zufrieden, gebot Puſchjamitra, alle heilige Bücher der Buddhiſten, welcher man in ihren Wohnſitzen habhaft würde, zu verbrennen; auf ſolche Weiſe gingen, dafern dieſe Erzählung völlig glaubhaft iſt, die ſchriftlichen Denkmäler des alten Buddhismus zu Grunde; indeß wurden nach Puſchjamitra's Tode die buddhiſtiſchen Ueberlieferungen auf's Neue geſammelt, nach ihrem Inhalte geordnet, und zu dem Coder zuſammengeſtellt, welcher noch gegenwärtig vorhanden iſt. Ein großer Theil der Buddhiſten war dem drohenden Tode entronnen, und hatte ſich in die ſüdlichen Gebirge (Vindhya) geflüchtet, wo ſie ſich bis zum Tode Puſchjamitra's verborgen hielten; auf ihre Köpfe wurden Preiſe geſetzt, und Militair-Abtheilungen ausgeſandt, um ſie in den Bergklüften aufzuſuchen. Dieſe Verfolgung der Buddhiſten hörte erſt auf mit dem Tode Puſchjamitra's, welcher auf unbekannte Weiſe in einem Gebirgspaſſe um das Leben kam. Mit ihm erloſch auch die Dynaſtie Majura.

Nach Puſchjamitra's Tode zerfiel das von Aßoka geſchaffene weitläuftige Reich in mehrere kleine Herrſchaften. Im nördlichen Indien entſtanden drei Reiche: Magada, deſſen Hauptſtadt Pataliputra (auch Baliputra, Kußumapura und Puſchpapura genannt) blieb, Kaſchi, deſſen Hauptſtadt Benares war, und Koßala, welches ſpäter auf engere Grenzen eingeſchränkt und Aiodya (jetzt Aud) genannt wurde; ſeine Hauptſtadt war, wie früher, Schrawaſti. Das mächtigſte von ihnen war Koßala. Den weſtlichen Theil Madjadeſcha's einnehmend, und in der Nachbarſchaft der weſtlichen Mietſcha, welche ſeit den Zeiten Aßoka's angefangen hatten, die Politik und die Kriegsmacht der Indiſchen Fürſten gegen den Indus zu lenken, wurde dieſes Land der Schauplatz fortwährender Bewegungen, machte ſich nach und nach zum Mittelpunkt des politiſchen und commerciellen Verkehres mit den Völ-

kern jenseit des Indus, und befestigte seine Oberherrschaft in Indien. Mit den politischen Veränderungen zugleich folgte auch der Buddhismus dem Gange der Begebenheiten und wanderte, im Osten geschwächt, oder wenigstens der historischen Erinnerungen beraubt, in die westlichen und nordwestlichen Gegenden, wo er sich gleichzeitig mit der Indischen Civilisation einbürgerte. Zu der Zeit, da der Buddhismus sich jenseit des Indus ausbreitete, muß die Baktrische Monarchie noch in voller Kraft bestanden haben, denn die Regierung Menanders in Baktra, welcher sich einige Gebiete Indiens unterwarf, fällt mit dem Ende Puschjamitra's zusammen. Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß der Buddhismus auch zu den Nachkommen der Griechen gedrungen ist, weil, — wenn es wahr ist, daß die Herrschaft der Baktrischen Fürsten sich von ihrer Hauptstadt Balk weit nach Süden erstreckte, innerhalb der Grenzen ihres Reiches sich auch Kantara befunden haben muß, welches das heutige Kabul umfaßte; in Kantara aber stand zu jener Zeit der Buddhismus schon in voller Blüthe, und die dortigen Buddhistischen Gelehrten waren bei den Indischen Buddhisten unter dem Namen der „westlichen Lehrer" bekannt.

Gegen den Schluß des vierten Jahrhunderts nach Buddha's Tode beziehen sich die historischen Nachrichten der Buddhisten ausschließlich auf den Nordwesten Indiens, wo in jener Zeit das mächtige Reich Kaschmir bestand, und wo der Buddhismus eifrige Verehrer besaß. Der Name „Kaschmir" findet sich in den Buddhistischen Werken nicht früher, als im letzten Jahrhundert vor Chr. G.; bis dahin aber hieß das Thal, welches gegenwärtig unter dieser Benennung bekannt ist, gemeinschaftlich mit den vom heutigen Lahore und Kabul umfaßten Landschaften entweder Kapina oder Kapina-Kantara, je nachdem diese Herrschaften getrennt oder verbunden waren. Kaschmir bewohnte ein Volk, welches sich durch seinen Dialekt und seine Hautfarbe von den Indiern unterschied und welches diese zu dem gelbfarbigen Stamme rechneten, eben so, wie die im Norden Indiens, längs des Himalaya, wohnenden Kirata's. Den Buddhistischen Traditionen zufolge wurde Kaschmir sehr früh bekannt: gleich dem Himalaya, galt es in alten Zeiten für den geheimnißvollen Sitz berühmter Archanen, welche sich dahin zurückgezogen hatten, und hochbetagt, in tiefem Schweigen der Seele und der Natur die ersehnte Nirwana erwarteten. Seitdem der Buddhis-

mus nach Kaſchmir getragen worden war, bot dieſes Land, wie es ſcheint, allgemein eine Zuflucht für die Indiſchen Buddhiſten, und in den Zeiten, welche der Regierung Kaniſchka's nahe liegen, konnte man es mit Recht die Pflanzſchule des Buddhismus im Nordweſten Indiens und das Centrum der Buddhiſtiſchen Gelehrſamkeit nennen; die Regierung Kaniſchka's ſelbſt aber verewigte den Ruhm der dortigen Buddhiſtiſchen Gelehrten, welche unter dem Namen der Kaſchmiriſchen Lehrer bekannt waren.

Im fünften Jahrhunderte nach Buddha's Tode wuchs Kaſchmir's Ruhm unter Kaniſchka's Herrſchaft. Nach dem Berichte der Buddhiſtiſchen Schriftſteller ſtammt dieſer Fürſt von den kleinen Jujetſchi, und nach der Kaſchmiriſchen Chronik aus dem Stamme Turuſchka; es iſt aber ungewiß, ob dieſe beiden Namen daſſelbe Volk bezeichnen, und wann die Jujetſchi ſich Kaſchmir unterworfen haben; man kann nur vermuthen, daß die hier in Rede ſtehenden kleinen Jujetſchi dieſelben ſeien mit den Indiſchen Jujetſchi, deren bei den Chineſiſchen Chroniſten erwähnt wird. Kaniſchka erſcheint als ein mächtiger und kriegeriſcher Fürſt im Nordweſten Indiens: die Leidenſchaft für Eroberungen und Kriegsruhm war ein hervorſtechender Zug ſeines Charakters; in kurzer Zeit dehnte er ſeine Herrſchaft in den Ländern jenſeit des Indus weit aus, unterjochte die Anßi (Parther), und drang ſelbſt tief in Indien, bis Pataliputra, vor. Die Unüberwindlichkeit ſeines Heeres war zum Sprüchworte geworden; ſeine Reiterei beſtand aus unbekannten Barbaren und bildete in der Schlacht das Vordertreffen; er ſelbſt ritt, gegen die Gewohnheit Indiſcher Fürſten, nicht auf einem Elephanten, ſondern auf einem Pferde, führte ſein Heer perſönlich in den Streit und warf ſich neben dem gemeinen Krieger unerſchrocken in gefahrvolle Handgemenge, ging aber ſtets unverſehrt und als Sieger aus dem Kampfe hervor, weshalb das Volk glaubte, Kaniſchka trüge einen bezauberten Panzer. Die Waffen dienten ihm als das wirkſamſte Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke und waren die Haupturſachen ſeiner Erfolge; überall und in Allem wandte er dieſes Mittel an, welches ihn niemals verrieth.

Gleichwohl beugte ſich der kriegeriſche Charakter Kaniſchka's dem Einfluſſe der religiöſen Ideen; die Buddhiſten und die Nirgranta beſaßen zu ſeiner Zeit große Macht in Kaſchmir, und erbauten heilige

Thürme in Kapina und Kantara. Der Fürſt gab indeß den Buddhiſten den Vorzug; einer derſelben, Aſchwagoſcha, lebte an ſeinem Hofe und genoß, nach Verſicherung der Buddhiſtiſchen Schriftſteller, eines gleichen Vertrauens, wie Matſchara, der Kriegsminiſter, welcher auf allen ſeinen Zügen der unzertrennliche Gefährte Kaniſchka's war. Auch der Buddhiſt Baſchba wurde der Gunſt des Herrſchers gewürdigt. Baſchba war durch ſeine tiefe Kenntniß der Buddhiſtiſchen Ueberlieferungen berühmt, und auf ſeinen Betrieb trat in Kaſchmir die unter dem Namen der „dritten" bekannte Verſammlung zuſammen, von welcher wir an ſeinem Orte reden werden.

Es iſt nicht bekannt, wie lange Kaniſchka regiert hat; nur die Nachricht von ſeinem Tode haben die Buddhiſtiſchen Schriftſteller aufbewahrt. Nachdem er die umliegenden Länder im Weſten, Süden und Südoſten von Kaſchmir erobert hatte, beſchloß Kaniſchka einen Zug nach Norden, konnte jedoch, wie einige erzählen, ſein Vorhaben nicht ausführen; Andere dagegen melden, er habe ein aus Reiterei und Kriegs-Elephanten beſtehendes Heer geſammelt, daſſelbe über den Imaüs oder Bolor geführt, und ſei in das öſtliche Gebiet des heutigen Turkeſtans eingedrungen; die, wie ſonſt, aus Barbaren gebildete Reiterei ſei dem übrigen Heere vorausgezogen, und habe in dem feindlichen Lande ſchreckliche Verheerung und Blutvergießen angerichtet; bald nach Kaniſchka's Rückkehr nach Kaſchmir ſei dann ſein Ableben erfolgt.

Kaniſchka war der fünfte Fürſt, welcher den Buddhismus beſchirmte. Wir wiſſen nicht, welche Folgen ſein Tod für Angelegenheiten Kaſchmir's hatte, und können nur im Allgemeinen bemerken, daß die Ausbreitung und Befeſtigung des Buddhismus im ganzen Lande nordweſtlich von Indien eine unmittelbare Folge des mächtigen Schutzes von Seiten dieſes Herrſchers geweſen iſt. Schon zu ſeiner Zeit, oder doch bald nach ſeinem Tode, zeigten ſich die Maſſageten (große Jujetſchi), beſetzten das Gebiet nördlich von Kabul und wurden, nachdem ſie den Buddhismus angenommen, deſſen Wegweiſer in die weſtlichen Regionen jenſeit des Bolorgebirges. Seit dieſer Zeit iſt die Geſchichte des Buddhismus enge mit der Geſchichte der Reiche verknüpft, welche ſich nach einander in Mittelaſien erhoben haben und noch in unſeren Tagen ethnographiſche Forſchungen in

Digitized by Google

Anſpruch nehmen. Die Regierung Kaniſchka's bildet eine wichtige Epoche in der Geſchichte der Buddhiſtiſchen Ideen; denn bald nach ſeinem Tode, oder nach Anderen, ſchon während ſeines Lebens, ſtiftete der Buddhiſt Nagartſchuna die erſte Schule der Mahajana, welche von den bis zur Kaſchmirſchen Verſammlung im Buddhismus herrſchenden Ueberlieferungen ſich entfernte. Da wir uns aber ausſchließlich auf die Geſchichte der Chinajana oder des alten Buddhismus beſchränkt haben, ſo richten wir nunmehr unſere Blicke auf den Zuſtand und die inneren Bewegungen deſſelben, wie ſie ſich in der Periode von Kalaßoka bis zu den Zeiten Waßubandu's, um Chr. G., darſtellen.

Wir haben ſchon die Buddhiſtiſche Erzählung von den Umſtänden angeführt, unter welchen die Trennung des Buddhismus in Schulen begonnen hat, und wollen nun einen allgemeinen Ueberblick ihrer Geſchichte geben. Die fünf Artikel Mahadewa's, welche eine Spaltung im Buddhismus hervorgerufen hatten, waren gleichwohl nur die Veranlaſſung zu neuen und bedeutſameren Meinungsverſchiedenheiten, indem die Mahaſangika die gemeinſame Benennung mehrerer beſonderer Schulen wurde, welche einer gemeinſchaftlichen, als Nominalismus zu bezeichnenden Idee nachgingen. Bald nach Mahadewa's Tode hatte ſich in der Mahaſangika eine Schule gebildet, welche man unter dem Namen Jekawyawakriki kennt: ſie leugnete die Wirklichkeit der Welt, ſowohl der materiellen, wie der intellectuellen; nach ihr trat die Lokottarawada auf, welche nur Demjenigen Wirklichkeit zuſchrieb, was auf die ſittliche Vollendung des Menſchen Bezug hat, alles Andere aber als Schein und Täuſchung betrachtete. Der berühmte Moggaliputra, welcher eine Mitte zwiſchen dieſen beiden Schulen zu finden wünſchte, kam zu der Anſicht, daß es in Allem eine wahre und eine unwahre Seite gäbe, je nach dem Geſichtspunkte des Betrachtenden; die durch ihn gegründete Schule hieß Wibatſchyawadina. Nach ihm, und wahrſcheinlich ſehr bald, traten in der Mahaſangika noch mehrere neue Secten auf, welche indeß nur von geringer Bedeutung waren; unter ihnen beſchränkte die Wachuſchrutya Buddha's Lehre auf ſehr enge Gränzen, indem ſie einem großen Theile der Gegenſtände, welche in den übrigen Schulen für fundamentale galten, ihre Bedeutung nahm; — die von Mahadewa dem Zweiten gegründete

Tſchetajaſchaila erkannte unter Anderem die Wichtigkeit der Verehrung nicht an, welche man den zu Ehren Buddha's aufgerichteten Thürmen erwies. Von den übrigen (Kakulika, Purwaſchaila und Uttaraſchaila) iſt nichts bekannt.

Während es in der Mahaſangika zu dieſen Spaltungen kam, bewahrte die Stawira ihre Einheit bis in das vierte Jahrhundert nach Buddha's Tode. In dieſer Zeit bewirkte Katyaniputra, ein gelehrter Brachmane aus dem nordweſtlichen Indien, welcher in die Stawira eingetreten war, eine Trennung in derſelben. Weil er nämlich auf eine Menge Fragen keine genügende Entſcheidung in den Sudra's fand, ſo ſtützte er ſich vorzugsweiſe auf die Abidarma's oder Tractate, deren einige ſchon Schariputra zugeſchrieben wurden, und vertheidigte, im Gegenſatze gegen die Lehre der Mahaſangika, den Realismus. Die von ihm begründete Schule wurde Sarwaſtiwada genannt, und der Hauptpunkt ihrer Lehre war die allgemeine Wirklichkeit, in Folge deren das Weſen aller Erſcheinungen, der entſtehenden, wie der vergehenden, ſtets unveränderlich und ſogar ewig bleibt. Mit dieſer Lehre reizte die Sarwaſtiwada die ganze Schule der Mahaſangika gegen ſich auf, und indem ſie dabei den Abidarma's eine unbeſtreitbare Autorität beimaß, rief ſie zugleich alle diejenigen Buddhiſten gegen ſich in die Schranken, welche nur den Sudra's folgten, und an ihrer Spitze die Anhänger der Stawira. Deſſenungeachtet zog ſie ſehr bald einen großen Theil der Buddhiſten auf ihre Seite, und herrſchte in der Buddhiſtiſchen Welt vor. Die einflußlos gewordene Stawira hingegen zog ſich mit einer geringen Anhängerzahl nach dem Himalaya zurück, und nannte ſich fortan Chemawata; von ihrer Lehre wiſſen wir faſt nichts. Bald entſtanden aber auch in der Sarwaſtiwada wieder Spaltungen. Watſiputra, aus dem Brachmanengeſchlechte, welcher ihre Lehre angenommen hatte, behauptete das Daſein einer unvergänglichen Seele im Menſchen, ein Gedanke, welcher der Lehre von einer unveränderlichen und ewigen Weſenheit ungemein nahe ſteht; er bildete eine beſondere Schule, nach ihm Watſiputria genannt, aus welcher abermals vier neue Schulen hervorgingen: Badrajeni, Schantagricha, Darmottarya und Sammatya. Von dieſen ſind nur die beiden letzten bekannt: die Darmottarya dadurch, daß ſie ihr Hauptaugenmerk auf das

Sittengeſetz des Buddhismus richtete, die Sammatya dadurch, daß ſie Watſiputra's eigene Schule überlebte, und bis in die ſpäteſten Zeiten ihren von deſſen Ideen durchdrungenen Codex hatte. Mit Watſiputra zugleich hatte ſich von der Sarwaſtiwada auch Machiſſawaka getrennt, welcher Ratſchi geweſen, und Buddhiſt geworden war; er ſchlug jedoch eine andere Richtung ein, und nahm beinahe ſämmtliche Grundlehren der Mahaſangika an. Zu ſeiner Schule, welche mit ſenem Namen benannt worden iſt, rechnet man auch Darmagupta und Kaſchyapia, welche bemüht waren, die Ideen der Mahaſangika und der Sarwaſtiwada zu verſchmelzen. Die Sutrantawada, ſonſt auch Sangaramawada genannt, iſt die letzte Schule, welche ſich in der Sarwaſtiwada gebildet hat; mit dieſer in dem größeren Theile der Lehrpunkte übereinſtimmend, verwarf ſie nur die Autorität der Abidarma's, und folgte ausſchließlich den Sudra's.

Solche Veränderungen hatten ſich im Buddhismus zugetragen, als die Kaſchmiriſchen Buddhiſten den Entſchluß faßten, eine Verſammlung zur Feſtſetzung und Sanctionirung der Traditionen zu berufen; da ſie indeß ſämmtlich der Sarwaſtiwada angehörten, und die Verſammlung hauptſächlich aus Kaſchmiriſchen gelehrten Buddhiſten beſtand: ſo kann ſie nicht als eine allgemeine für die damalige Buddhiſtiſche Welt gelten. Folgendergeſtalt laſſen ſich die Buddhiſtiſchen Schriftſteller über dieſes Ereigniß vernehmen. Zur Beilegung der Meinungs-Differenzen, welche in der Buddhiſtiſchen Sanga herrſchten, trat in Kaſchmir, unter dem unmittelbaren Schutze Kaniſchka's eine Verſammlung von Buddhiſten zuſammen, welche gegen 500 Mitglieder zählte. Der Fürſt ſelbſt erbot ſich, dieſelben während der Dauer der Sitzungen auf ſeine Koſten zu unterhalten, und andere Danapati unter den Großen eiferten ihm hierin nach. Es ward beſchloſſen, daß die Mitglieder der Verſammlung ihre Meinungen hinſichtlich verſchiedener Punkte der Buddhiſtiſchen Lehre vortragen ſollten; dieſe Meinungen wurden von Aſchwagoſcha niedergeſchrieben, und darnach in Rubriken oder Artikel zuſammengeſtellt; um ſie aber in ein Syſtem bringen zu können, legte man die Tſchnjanapraſtana, ein Werk Katyaniputra's, zum Grunde. Dieſes Werk zerfiel in acht Grantas oder Theile, deren jeder eine beſondere Gattung von Gegenſtänden behandelte, und demgemäß wurden auch die Meinungen

der Mitglieder classificirt, und jede an ihrem Orte eingeschaltet. Der Text Katyaniputra's blieb hierbei unversehrt, und nahm die erste Stelle in der Sammlung ein. Jede Granta und jede Unterabtheilung derselben beginnt mit dem Ausspruche der Tschnjanaprastana; darauf folgt entweder seine Erklärung, oder die Widerlegung anderer, ihm widersprechender Meinungen, oder die Entwickelung der verschiedenen Ansichten anderer berühmter Buddhisten über denselben Gegenstand, und zum Schlusse sind zuweilen besondere Artikel, unter der Bezeichnung „Kritik", angehängt, in welchen der einen oder der anderen Meinung der Vorzug gegeben wird. Diese Sammlung wurde Maha-Waibaschya genannt, oder kurzweg Waibaschya, d. i. ausführliche Erklärung, zum Unterschiede von der Upadescha oder der kurzen Erklärung. Sie besteht aus 100,000 Gatas oder Versen (in der Chinesischen Uebersetzung aus 20 Bänden), ist die reichhaltigste Compilation, welche in der alten Buddhistischen Literatur existirt, und in der Hinsicht besonders werthvoll, daß in ihr die Lehrpunkte und Fragmente aus längst verschwundenen Werken aufbewahrt worden sind. Der Hauptfehler der Waibaschya ist der Mangel einer strengen Methode in der Entwickelung, welcher aus dem Werke Katyaniputra's in sie übergegangen ist, und welcher sich bei der gewaltigen Ausdehnung des Werkes noch weit fühlbarer macht; die Artikel sind vermengt, und häufig wird mitten in der Auseinandersetzung irgend eines Lehrpunktes plötzlich von einem anderen geredet.

Den Schluß dieser Versammlung und die Art, wie die Waibaschya binnen Kurzem in Indien allgemein bekannt geworden, berichten die Buddhisten unter Beifügung zweifelhafter Umstände. Nach ihren Erzählungen war die Versammlung 12 Jahre mit diesem Werke beschäftigt, und als Alles vollendet war, bestimmten die Mitglieder, es sollte Keiner von den Theilnehmern die Gränzen Kaschmir's überschreiten, indem man besorgte, daß die Waibaschya, als der Schatz der wahren Lehre Buddha's, ein Gegenstand der Angriffe von Seiten der übrigen Buddhistischen Schulen werden möchte. Zur Erinnerung an diese Bestimmung wurde ein Denkstein mit folgender Inschrift aufgerichtet: „Von nun an dürfen Diejenigen, welche die Waibaschya, wie auch die Worte der acht Granta's (des Textes) und der Waibaschya (der Erklärung), annehmen, nicht über die Grän-

zen Kaſchmir's hinaus gehen." Der Fürſt hieß die Anordnung der Verſammlung gut, und gebot, die Gata's der Waibaſchya in kupferne Tafeln zu graben, und dieſelben an einen Thurm zu hängen, welcher ausdrücklich für dieſen Zweck erbaut wurde. Aber trotz der Vorſicht der Kaſchmiriſchen Buddhiſten wurde ihre Waibaſchya bald in Indien bekannt. Der wegen ſeines Verſtandes und ſeines unbegreiflichen Gedächtniſſes bekannte Buddhiſt Waßaßubadra hatte nämlich von der Verſammlung in Kaſchmir vernommen, ſich heimlich eingeſchlichen, und allen Sitzungen derſelben beigewohnt. Um keinen Verdacht zu erwecken, hatte er ſich wahnſinnig geſtellt, und zum Beweiſe deſſen, als er einſt in voller Verſammlung die Ideen des Buddhismus erläuterte, ſich unter höchſter Verwunderung der Mitglieder auf den Ramajana berufen. Seitdem beachtete man ihn nicht weiter; er aber prägte während deſſen den Text nebſt den Erklärungen der Waibaſchya ſeinem Gedächtniſſe ein, und kehrte, als die Verſammlung geſchloſſen wurde, nach Indien zurück, wo er zum großen Kummer der Kaſchmiriſchen Lehrer die ganze Waibaſchya veröffentlichte.

Die Spaltungen im Buddhismus, welche die Urſache unabläſſigen Streites unter ſeinen Anhängern waren, trugen andererſeits dazu bei, Bildung unter ihnen zu verbreiten, und die Blüthe Buddhiſtiſcher Gelehrſamkeit zu fördern; der Geiſt der Forſchung und der Dialektik bildete Schriftſteller, welche eines verdienten Ruhmes genoſſen; dazu kamen häufige Conflicte mit den Anhängern der anderen philoſophiſchen Schulen Indiens, durch welche die Buddhiſten genöthigt wurden, ſich mit der Lehre dieſer Schulen näher bekannt zu machen. Leider iſt eine Menge von Schriften der alten Buddhiſten nicht in die Ueberſetzungs-Literatur der Chineſiſchen Buddhiſten übergegangen, und von denen, welche überſetzt worden ſind, gehört ein großer Theil nur den gelehrten Anhängern der Sarwaſtiwada an; überdies aber ſind über die Verfaſſer dieſer Werke nur äußerſt wenig biographiſche Nachrichten vorhanden.

Die älteſten Werke, welche in der Buddhiſtiſchen Literatur erſchienen ſind, gehören, wenn man aus den Namen ihrer Autoren einen Schluß ziehen darf, den Zeiten Buddha's ſelbſt an; zwei derſelben werden Schariputra und eins Mongaljama zugeſchrieben. Von den Werken Schariputra's trägt das eine, genannt Abidarma Sangitiparyaja oder Abidarma über ver-

ſchiedene Gegenſtände (2 Bände), principielle und moraliſche Gegenſtände der Buddhiſtiſchen Lehre in aufzählender Weiſe vor; das andere, Schariputra Abidarma (3 Bände), entwickelt dieſelben methodiſch. Mongaljama wird Abidarma Darmaskandapada oder Abidarma über geiſtliche Gegenſtände (1 Band) beigelegt; dieſes iſt ein Werk von der Gattung der Upadeſcha's oder der erläuternden Tractate zu dem Texte der Ueberlieferung: im Anfange eines jeden Capitels werden die Aphorismen Buddha's angeführt, und darauf ausführlich entwickelt, — und da Mongaljama wegen ſeiner Vorliebe für das beſchauliche Leben bekannt war, ſo iſt denn auch in ſeiner Abidarma dieſem Gegenſtande eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet. Allein dieſes Werk ſowohl, als die Tractate Schariputra's, tragen wenigſtens in ihrer gegenwärtigen Geſtalt deutliche Kennzeichen eines ſpäteren Urſprunges. — Im dritten Jahrhunderte nach Buddha's Tode erſchien ein Werk des gelehrten Katyaniputra, bekannt unter dem Namen Abidarma Tſchnjanapraſtana, d. i. Abidarma, welche Wiſſen verkündigt, (3 Bände); in ihr ſind die Udana's oder abgekürzte Verſe zum Grunde gelegt, welche nach der Reihe erläutert werden. Dieſe Abidarma zerfällt in acht Theile mit 44 Capiteln. Im erſten Theile bezieht ſich Katyaniputra auf mancherlei Gegenſtände, welche damals die Buddhiſten beſchäftigten; im zweiten redet er von den Leidenſchaften; im dritten von der Weisheit und ihren mannichfaltigen Geſtalten; im vierten von den Tugenden und Laſtern; im fünften von der materiellen Welt; im ſechſten von den moraliſchen und phyſiſchen Organen des Menſchen; im ſiebenten von der Beſchaulichkeit und ihren verſchiedenen Stufen; im achten und letzten von den falſchen Betrachtungsweiſen oder Theorieen. Bald nach dem Auftreten der Schulen Watſiputra's und Machißawaka's ſchrieb der Buddhiſt Dewaſchrama den Tractat Widyanakajapada oder von den ſechs Empfindungen; im erſten Theile dieſes Werkes widerlegt der Autor die Lehre der Schule Machißawaka's, nach welcher Alles, was vergangen iſt, und was künftig ſein wird, durchaus nicht iſt; darauf greift Dewaſchrama die Theorie Watſiputra's von der Unvergänglichkeit der Seele an; der Reſt des Werkes unterſucht die verſchiedenen Eigenthümlichkeiten der Empfindungen. Ihm entgegnete der Koſchambiſche Buddhiſt Kuwa durch ſeinen Tractat über die

Wahrheit der Buddhiſtiſchen Lehre, in welchem er die Exiſtenz des Ich oder einer unveränderlichen Seele bewies. Und ſeitdem hat die Polemik über dieſen Gegenſtand bis in die ſpäteſten Zeiten des Buddhismus nicht aufgehört.

Die Zeiten, welche an die Regierung Kaniſchka's grenzen, bilden die blühendſte Periode der Buddhiſtiſchen Literatur. Unter den gelehrten Buddhiſten jener Zeit gebührt der erſte Platz Waßumitra, der bedeutendſten Autorität in der Sarwaſtiwada nach Katyaniputra. Sein bekannteſtes Werk iſt Abidarmaprakaranapada oder Zuſammenſtellung der verſchiedenen Artikel nach den Abidarma's (2 Bände), in welchem durch Fragen und Antworten ſämmtliche Gegenſtände erklärt werden, welche in den Abidarma's enthalten ſind. Ein anderes Werk deſſelben, von geringem Umfange und unter dem Titel Datukajapada oder: von den Sphären der ſenſuellen und der intellectuellen Thätigkeit, iſt ein Auszug des vorigen; der Text beſteht aus Udana's, denen kurzgefaßte Erklärungen beigefügt ſind. Auch eine Sammlung der verſchiedenen Grundartikel (1 Band) wird Waßumitra zugeſchrieben. Darmottara aus Kantara ſtellte 300 Gata's auf, in welchen er alles in den Abidarma's Enthaltene kurz zuſammenfaßte und mit einer kurzen und verſtändigen Erklärung begleitete; dieſes Werk heißt Abidarma chridaja oder das Herz der Abidarma's (4 Bücher). Bald erſchienen Erklärungen deſſelben von anderen Buddhiſtiſchen Schriftſtellern, ſo von Upaſchanti in 8000 Gata's (6 Bücher) und von Darmatrata, welcher ſeine Erklärung Waibaſchya oder die ausführliche (1 Band) nannte. Darmatrata ſchrieb außerdem 5 Bücher Verſe, in welchen er die ſchwermuthvollen Anſchauungen des Buddhismus beſang und die Vollkommenheit der Befreiung vom Leiden pries; dieſe Verſe ſind der beſte Ausdruck der Buddhiſtiſchen Weltanſchauung, und von der Empfindung einer tiefen Trauer durchdrungen. Goſcha ſchrieb Abidarmaamritaſchaſtru oder Nektar der Abidarma's in 2 Büchern, und Upatiſchya einen Tractat über die Pratimokſcha oder den Weg zur Befreiung von den Leiden (1 Band), in welchem er die drei Grundlagen der Buddhiſtiſchen Selbſtvervollkommnung, d. i. die Beobachtung der Sittengebote, die Beſchaulichkeit und die Philoſophie behandelte. In demſelben Geiſte iſt das Werk Sangapala's über den geiſtlichen Kampf (6 Bücher) geſchrieben, welches zugleich in meh-

reren Auszügen vorhanden ist. Ueberhaupt aber hat in den beiden letzten Werken die Beschauiichkeit der Buddhisten ihre volle Entwickelung erhalten sammt allen ihren mystischen Visionen, wie sie durch die Macht der Selbstversenkung heraufgerufen werden. Waßubarma endlich verfaßte einen speciellen Tractat in 4 Büchern, über die vier Grundwahrheiten der Lehre Buddha's, indem er dieselben im Geiste der Mahasangika erläuterte, während Sangarotscha in 4 Büchern Nachrichten über das Leben Buddha's sammelte.

Den Buddhistischen Berühmtheiten, welche unter der Regierung Kanischka's aufgetreten sind, muß man auch Buddamita und Aschwagoscha beizählen. Ersterer, aus der Kaste der Waischja entsprossen, war bekannt als Dialektiker, und zu seiner Zeit war der Fürst des Landes, in welchem er lebte, dem Buddhismus nicht günstig. Man erzählt nun, daß Buddamita, welcher die Meinung des Fürsten umzuwandeln wünschte, den Entschiuß gefaßt habe, durch jegliches Mittel dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und daß er, so oft der Fürst seinen Palast verließ, mit einer rothen Fahne in den Händen vor demselben her gelaufen sei. Dennoch erreichte er seinen Zweck nicht früher, als nach zwölf Jahren. Da der Fürst erfahren hatte, daß Buddamita zur Klasse der fahrenden Philosophen gehörte, welche sich mit gelehrten Disputationen beschäftigten, so gestattete er ihm einen Kampf mit den Brachmanen zu bestehen, und Buddamita trug über alle den Sieg davon, indem er das Thema bewies, daß der Raum, welchen manche Philosophen Indiens als den einzigen Grund alles Daseins betrachteten, keine Realität hätte. Der Fürst selbst war anfänglich geneigt gewesen, sich mit dem Buddhisten in eine Disputation einzulassen, Buddamita jedoch hatte einen so gefährlichen Kampf geschickt vermieden, indem er den Fürsten zum Kampfrichter erwählte und damit über die Parteien stellte. Auch dadurch ist er bekannt, daß er einen Nirgranta zum Buddhismus bekehrte, welcher sich mit Wahrsagerei beschäftigte, und welcher in der Folge einen Lobgesang auf Buddha in 500 Gata's schrieb. Buddamita wird ein kleines Werk zugeschrieben, welches kurze Regeln der Contemplation enthält. Den Rest seines Lebens brachte er in dem Kaschmirischen Gebirge Kapina zu, und zeichnete sich durch Cynismus aus; auch besuchte ihn der Fürst selbst in dieser Einsamkeit.

Aſchwagoſcha war eine hiſtoriſche Perſönlichkeit; ſeitdem indeß die Mahajana ihn in die Reihe ihrer Vertheidiger geſtellt hat, iſt er räthſelhaft geworden. Er lebte ſchon vor Nagartſchuna, mit welchem die Mahajana begann; die Jogatſchariker aber bekleideten ihn — wahrſcheinlich wegen des Ruhmes, deſſen er zu ſeiner Zeit genoſſen hatte — mit dem Range des Bodißatwa, und gaben unter ſeinem Namen mehrere Werke heraus, welche einer ſpäteren Zeit angehören. Aſchwagoſcha ſtammte aus Waranaßi; er war durch Gelehrſamkeit und ausgebreitete Kenntniſſe berühmt, hatte die Weda's gelernt, die ſechs Schaſtra's oder die Bücher, welche die Lehren der ſechs brachmaniſchen Hauptſchulen enthalten, die Wyakarana oder die Wiſſenſchaft des Wortes, und ſtand in dem Rufe eines der erſten Literaten und Dialektiker ſeiner Zeit. In den Disputationen war er ſtets Sieger: „Es gab," ſagt ſein Biograph, „keine Frage und keinen Einwurf, welche Aſchwagoſcha nicht entſchieden oder widerlegt hätte; er warf ſeine Gegner ſo kräftig zu Boden, wie der Sturmwind morſche Bäume zerbricht." Aſchwagoſcha war Pantheiſt, indem er in Allem, ſowohl im Menſchen, als in der ſichtbaren Welt, und ſogar im geringſten Gräschen, ein einziges allgemeines Leben erkannte. Er ließ ſich in Streitigkeiten mit den Buddhiſten ein, und überwand ſie glücklich, ja, das letzte Mal beſtimmte er als Preis ſeines Sieges, daß die Buddhiſten fernerhin nicht, wie es in ihren allgemeinen Zufluchtsſtätten gebräuchlich war, auf ein Brett oder eine Glocke ſchlagen ſollten. Hinſichtlich der Art, wie Aſchwagoſcha Buddhiſt geworden, erzählt man allerlei zweifelhafte Einzelheiten; die Ehre ſeiner Bekehrung aber wird von den Buddhiſten Baſchba beigemeſſen. Baſchba, ſagen ſie, ging aus Kaſchmir nach Mittelindien, und es gelang ihm, Aſchwagoſcha nicht durch die Gabe der Rede, ſondern durch eine geſchickte Wendung der Disputation zu überwinden. In Gegenwart des Fürſten nämlich und einer Menge von Zuhörern nahm Baſchba, als Gaſt und als der Aeltere, das Recht, zuerſt zu reden, für ſich in Anſpruch, worein Aſchwagoſcha ohne Schwierigkeit willigte, weil er erwartete, daß ſein Gegner irgend eine Theſis aus der Buddhiſtiſchen Lehre hinſtellen würde. Baſchba aber ließ, nachdem er die Erlaubniß, zu reden, erhalten, mit lauter Stimme folgenden Ausruf ertönen: „Der Erdkreis ſei im Weltall, der erhabene Herrſcher lebe lange und das Volk

ſei reich und glücklich!“ Eine ſo unerwartete Exclamation Baſchba's verwirrte Aſchwagoſcha vollſtändig, denn nach den Regeln der Disputation mußte er entweder die Worte ſeines Gegners widerlegen oder ſich für beſiegt erklären; er zog das Letztere vor und wurde, in Folge vorgängiger Verabredung mit Baſchba, Buddhiſt. Nachdem er die neue Lehre angenommen, vertauſchte Aſchwagoſcha Benares mit Puſchpapura und weihte ſeine Talente und ſeinen Eifer dem Dienſte des Buddhismus. Dieſem wünſchte er auch durch ſeine muſikaliſchen Fähigkeiten, welche die weltliche Erziehung in ihm ausgebildet hatte, zu nützen; componirte zu dem Ende eine muſikaliſche Piece beſonderer Gattung in einer ſchwermüthigen Tonart, und warb eine Truppe von Sängern und Sängerinnen an. Von ihnen umringt, und ſelbſt mit einem weißen Gewande angethan, ſpielte und ſang Aſchwagoſcha auf den Plätzen Puſchpapura's, unter Guitarren-, Lauten-, Glocken- und Trommelbegleitung, im Chore ſein Lied: „Alles ſchwindet, Phantomen gleich, im Weltall dahin, und Leiden drohen dem Menſchen im Erdenthale und in der Geiſter Behauſung. Eitel iſt der Leib und trugvoll, wie die Schilfpalme: heimlich iſt er unſer Feind und unverſöhnlich; gefährlich iſt's, ihm zu nah'n, ſich ihm zu befreunden: ein Gefäß iſt er, mit Schlangen gefüllt. Darum zürnte Buddha dem Leibe.“ Durch die Neuheit der Muſik und der Worte angezogen, blieben die Vorübergehenden ſtehen und hörten Aſchwagoſcha zu; die Kunde von ſeinen öffentlichen Concerten erfüllte bald die ganze Stadt, und mehrere Ratſchaputra, welche die Melodie und der Inhalt des Geſanges ergriffen hatten, verließen die Welt und wurden Buddhiſten. Sobald aber der Fürſt die verderblichen Folgen des muſikaliſchen Proſelytismus Aſchwagoſcha's ſah, gebot er ihm, ſeine Concerte einzuſtellen und unterſagte ihm überhaupt die fernere Anwendung der Laitſchachara oder der von ihm erfundenen Melodie. Von Puſchpapura wanderte Aſchwagoſcha nach Kaſchmir, ohne daß jedoch ſeine Lebensbeſchreiber über die Umſtände einig wären, welche ihn beſtimmen konnten, die Hauptſtadt Magada's zu verlaſſen. Nach den Erzählungen Einiger belagerte Kaniſchka während ſeines Feldzuges in Indien Puſchpapura und verlangte von der Stadt drei Lak Gold, d. h. 300,000 Goldmünzen, als Contribution; da aber der damalige Fürſt eine ſo große Summe nicht in ſeiner Baarſchaft hatte, ſo bot er Kaniſchka anſtatt derſelben drei unſchätzbare Dinge

an: die Schaale Buddha's, den gelehrten Aſchwagoſcha und ein Huhn, welches kein Waſſer mit Inſecten trank. Kaniſchka willigte ein, nahm dieſe Geſchenke und führte Aſchwagoſcha mit ſich hinweg. Nach einer anderen, weniger ſinnreichen Erzählung dagegen begab ſich Aſchwagoſcha auf die Bitte der Kaſchmiriſchen Verſammlung nach Kaſchmir, wo er auch den Reſt ſeines Lebens in der beſonderen Achtung und Gunſt des Fürſten zugebracht hat. Unter den ihm zugeſchriebenen Werken erſcheint am meiſten authentiſch der Lobgeſang auf Buddha (5 Bücher), welcher, in Verſen abgefaßt, die Hauptbegebenheiten aus deſſen Leben beſingt, und welcher in der Buddhiſtiſchen Welt eine ſolche Berühmtheit erlangte, daß man Bruchſtücke aus ihm ſogar vor dem Tempel Buddha's anſtatt der Gebete abſang.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. G. lebte der Buddhiſt Charibarma. Er ſtammte aus der Brachmanenkaſte, und hatte urſprünglich der Schule Sankja angehört, ſpäter aber die Lehre Kapila's verlaſſen, und Buddha's Lehre in der Geſtalt angenommen, in welcher ſie von den Anhängern der Schulen des alten Buddhismus vorgetragen wurde. Seine Lebensumſtände ſind unbekannt; dagegen iſt ſein Tractat „Ueber das Wahre," welcher auch in's Chineſiſche überſetzt worden, die einzige ziemlich vollſtändige Quelle für die Kenntniß der alten Buddhiſtiſchen Meinungen, im Gegenſatze zu den Principien der Sarwaſtiwada. Dieſer zwei Bände füllende Tractat zerfällt in 202 mäßige Kapitel, in welchen der Verfaſſer zuerſt die Meinungen der anderen Schulen anführt, ihre Grundlehren auseinanderſetzt, darauf dieſelben widerlegt, und ſchließlich ſeine eigene Anſicht entwickelt; daher zeichnet ſich dieſes Werk durch Conſequenz aus, welche vielen Buddhiſtiſchen Schriften mangelt.

Um die Zeit der Geburt Chriſti ſtand der Buddhiſt Waßubandu in großem Rufe, und ſein Name iſt bei den Buddhiſten ſo angeſehen, daß er den Glanz aller früheren Berühmtheiten verdunkelt. Zuerſt Anhänger der Sarwaſtiwada, ſodann Jogatſchariker, nimmt er ſowohl in der Chinajana, als in der Mahajana eine geachtete Stellung ein. Er war der Sohn eines Brachmanen, Namens Koſchiki, welcher in der Hauptſtadt Kantara's, Puruſchapura (jetzt: Peſchawer), lebte; dieſer hatte drei Söhne, deren älteſter unter dem Namen Aßanki oder Aryaßangi bekannt war, und

im Buddhismus die Schule Jogatschara gründete; von dem zweiten wissen wir nichts; der jüngste aber war Waßubandu. Nachdem er Buddhist geworden, wandte er sich zur Lehre der Sarwastiwada, studirte den Coder dieser Schule, und machte sich als gewandten Dialektiker bekannt. Er verließ seine Vaterstadt, und begab sich in das eigentliche Indien, wo er in Wikramaditya, dem Beherrscher von Aiodya, einen Beschützer fand, welcher seine Gesinnungen gegen ihn niemals änderte; desgleichen war nach dem Tode dieses Fürsten sein Sohn und Nachfolger, Praditya, nicht weniger günstig gegen Waßubandu gestimmt, und bat ihn sogar, für immer in Aiodya zu bleiben, weshalb denn auch Waßubandu sich größtentheils hier aufhielt. Sein Lehrer war Buddamitra gewesen, welcher auch in Aiodya lebte, und ebenfalls dem Brachmanengeschlechte entsprossen war. Aus einer Stadt Indiens in die andere wandernd, überwand er die Madjamiker und die Indischen Philosophen, indem er sie sowohl in mündlichen Disputationen, als in polemischen Schriften bekämpfte. Sein Biograph erzählt einen Vorfall, auf dessen Veranlassung er eine Widerlegung der Lehre Kapila's geschrieben hat. Ein Anhänger derselben, Namens Ischwara-Krischna, hatte nämlich die Schastra Sankja an vielen Stellen unrichtig und viel zu umfangreich gefunden (sie bestand aus 60,000 Gata's), sie deshalb verbessert, und auf 70 Gata's verkürzt; darauf ging er in die Hauptstadt Aiodya's und rührte, durch die Straßen der Stadt ziehend, die Disputations-Trommel. Wikramaditya berief ihn in den Palast, und fragte ihn, mit Wem er zu disputiren begehrte. „Herr", antwortete ihm Ischwara, „als Gebieter dieses Reiches bevorzugest Du weder die Schramanen, noch die Brachmanen: gestatte mir, mit den Anhängern des Schakja zu kämpfen, und möge der Besiegte seinen Kopf verlieren." Der Fürst willigte in Ischwara's Verlangen und gebot, den dortigen Buddhisten zu eröffnen, daß Einer von ihnen sich zur Disputation mit diesem Anhänger Kapila's zu stellen hätte. Nun befand sich aber zufällig damals weder Waßubandu, noch ein anderer gelehrter Buddhist in Aiodya, mit alleiniger Ausnahme Buddamitra's, des Lehrers Waßubandu's, welcher zwar ein gelehrter Mann, aber durch das Alter an Leib und Geist geschwächt war. Er wollte die Disputation ablehnen, allein Ischwara blieb bei seiner

Forderung. Am bestimmten Tage füllte sich der Saal der Disputation mit Zuhörern; bald erschien auch Wikramaditya. Sobald der Fürst geboten hatte, die Disputation zu beginnen, richtete Ischwara an Buddamitra die Frage, wer von ihnen zuerst reden sollte. „Ich bin allumfassend," antwortete ihm Buddamitra mit Stolz, „wie der Ocean; Du aber bist ein Erdkloß, welcher in das Meer geworfen ist, und in seiner unermeßlichen Ausdehnung verschwindet. Wähle, was dir beliebt." Ischwara überließ ihm das erste Wort, und Buddamitra stellte eine Thesis von der Endlichkeit alles Daseienden auf: „Alles, was den Formen des Daseins (dem Entstehen, der Veränderung und dem Aufhören) unterliegt," hob er an, „wird augenblicklich vernichtet; jede Erscheinung, sobald sie geboren ist, verschwindet auch wieder." Und er erhärtete seine Behauptung durch verschiedene Beweisgründe. Ischwara hatte seinem Gegner aufmerksam zugehört, hatte, als dieser seine Rede beschloß, alle Worte desselben behalten, und widerlegte sie systematisch und überaus gründlich. Dagegen konnte Buddamitra, ungeachtet aller seiner Anstrengung, sich nicht der ganzen Rede Ischwara's erinnern, fand keine Entgegnung und mußte sich überwunden bekennen. Dem Vertrage gemäß war sein Leben verwirkt: der siegreiche Ischwara rettete ihn. „Ich will dich des Lebens nicht berauben," sprach er, „weil du ein Brachmane bist, wie ich; statt dessen aber will ich, zum Zeichen meines Sieges, vor der ganzen Versammlung dir einige Peitschenhiebe geben;" — und zugleich that er, wie er gesagt. Freigebig beschenkte der Fürst Ischwara; doch dieser schenkte alles empfangene Gold den Armen und zog sich in das Gebirge zurück. Als die Kunde von dieser Begebenheit zu Waßubandu gelangte, eilte er augenblicklich nach Aiodya, entschlossen, durch eine persönliche Disputation mit Ischwara den Ruf der Buddhistischen Gelehrsamkeit wieder herzustellen; allein bei seiner Ankunft in Aiodya erfuhr er, daß Ischwara schon todt war, und so schrieb er denn im Unwillen 70 Gata's zur Widerlegung der 70 Gata's Ischwara's, und erklärte nach Beendigung dieses Werkes, es wäre die Schmach, welche den Buddhisten in der Person Buddamitra's widerfahren, nunmehr völlig abgewaschen.

Unter seinen übrigen Beschäftigungen studirte Waßubandu unablässig die Waibaschya, und trug ihre Lehre seinen Schülern vor;

er hatte dieſelbe in 600 kurze Gata's zuſammengezogen, deren jede den Gegenſtand einer beſonderen täglichen Lection ausmachte. Waßubandu's Biograph erzählt, er habe dieſe Gata's in Kupfertafeln gegraben, und nebſt 50 Pfund Gold nach Kaſchmir an die dortigen Waibaſchiker geſandt, die Gata's zur Prüfung, das Gold zum Geſchenke; die Kaſchmiriſchen Buddhiſten aber haben ſeine Gata's einſtimmig gebilligt, und nur wegen ihrer ungemeinen Kürze und der daraus hervorgehenden Schwierigkeit des Verſtändniſſes den Wunſch geäußert, der Verfaſſer möchte noch eine Erklärung derſelben ſchreiben. Mit dieſer Antwort haben ſie die Tafeln an Waßubandu zurückgeſchickt, und dieſer in Folge deſſen eine Erläuterung ſeiner eigenen Gata's abgefaßt. Es muß bemerkt werden, daß er bei deren Zuſammenſtellung den Zweck hatte, Alles in ſie aufzunehmen, was in den Abidarma's enthalten und im Geiſte der Waibaſchya entwickelt iſt, woher ſie denn auch den von Darmottara aufgeſtellten Gata's ſehr ähnlich ſind. Als er die Erklärung der Gata's vollendet hatte, nannte Waßubandu ſeine Arbeit Abidarmakoſcha oder Schatzkammer der Abidarma's (3 Bände). Das Werk iſt in acht Theile getheilt: im erſten iſt die Rede von den Sphären, d. i. den vier Elementen, den ſechs Empfindungen u. ſ. w.; im zweiten von den ſittlichen und ſinnlichen Organen des Menſchen; im dritten von der materiellen und der intelligiblen Welt; im vierten von den Handlungen; im fünften von den Leidenſchaften; im ſechſten von den Mitteln zur Befreiung von den Leiden; im ſiebenten von der Weisheit; im achten von der Beſchaulichkeit. In Geſtalt einer Beilage iſt hiermit ein Tractat „Ueber die Nichteriſtenz einer ſelbſtändigen Seele" verbunden. Obgleich nun die Erklärung der Gata's im Geiſte der Sarwaſtiwada gehalten war, ſo hatte doch Waßubandu ſämmtliche Punkte ihrer Lehre, welche ihm unbegründet oder zweifelhaft erſchienen, nach den Grundſätzen der ihr entgegenſtehenden und nur den Sudra's folgenden Schulen verbeſſert, und es waren daher die Kaſchmiriſchen Buddhiſten, als ihnen die Koſcha bekannt wurde, über Waßubandu's Angriffe auf die Waibaſchya tief erbittert. Einer von ihnen, Sangabadra, unternahm ſofort die Abfaſſung einer beſonderen Erklärung über die Gata's der Koſcha, in welcher er die Meinungen der Waibaſchya vertheidigte; er nannte ſeine Schrift „Hagel auf die Koſcha", dieſelbe erhielt jedoch ſpäter eine andere Benennung, unter welcher ſie noch

Digitized by Google

jetzt exiſtirt, nämlich: Nyaja anußaraſchaſtra oder mit der Wahrheit übereinſtimmender Tractat. Derſelbe bildet in der Chineſiſchen Ueberſetzung acht Bände, und kann, abgeſehen von ſeiner Vorliebe für die Sarwaſtiwada, als ein vorzügliches Mittel betrachtet werden, um die Meinungen der verſchiedenen im alten Buddhismus vorkommenden Schulen kennen zu lernen; vor der Waibaſchya hat er den Vorzug, daß er bei der Entwickelung der Gegenſtände einer ſtrengeren Ordnung folgt, und nicht, wie die Waibaſchya, mit einem überflüſſigen Wortreichthume überladen iſt. In der Folge kürzte Sangabadra die Nyajaanußara ab, indem er den polemiſchen Theil fortließ, und nannte die Abkürzung Prabaßamaja (4 Bände), womit er andeuten wollte, daß in derſelben allein die Lehre der Waibaſchya ausgelegt würde. Mit den ſchriftlichen Widerlegungen Waßubandu's noch nicht zufrieden, lud Sangabadra dieſen zu einer perſönlichen Zuſammenkunft ein, bei welcher er hoffte, deſſen Meinungen öffentlich widerlegen zu können. Waßubandu nahm jedoch die Einladung nicht an. „Ich billige Deine Abſicht," antwortete er, „allein ich bin ſchon alt. Als ich die Widerlegung der Waibaſchya geſchrieben hatte, forderte ich Dich zu keinem perſönlichen Wortwechſel auf; Du haſt eben ſo gegen mich geſchrieben: wozu alſo mich zur Disputation herausfordern? Die Verſtändigen werden entſcheiden, auf weſſen Seite die Wahrheit ſei." Auch in Alodya ſelbſt, wo Waßubandu lebte und ſchrieb, erfuhr ſeine Koſcha eine ſcharfe Kritik. Ein Brachmane nämlich, Namens Waßurata, ein gelehrter Wyakaraniker und Schwiegerſohn des Fürſten, beleuchtete die Gata's der Koſcha und bewies, daß ſie den Geſetzen der Wyakarana widerſprächen; Waßubandu aber ſchrieb als Entgegnung einen Tractat, in welchem er alle Artikel und Behauptungen der Wyakarana verwarf.

Von den übrigen Schriften Waßubandu's reden wir hier nicht, denn ſie gehören ſchon der Schule Jogatſchara an. Es iſt nicht bekannt, wann, und wodurch bewogen, er auf die Seite der Mahajana getreten iſt, ob in Folge des Haſſes ſeiner Gegner von der Waibaſchya, oder auf Zureden ſeines Bruders Arjaſanga. Jedenfalls erhielt die Abidarmakoſcha ſehr bald eine hohe Autorität im Buddhismus, alſo daß ihr Studium die Grundlage bildete nicht allein für die Anhänger der Chinajana, ſondern ſelbſt der Ma-

hajana. Der Stil dieſer Schrift wird von den Buddhiſten als ausgezeichnet betrachtet, nnd ihr Ausdruck kann als ein Muſter der Kürze und Beſtimmtheit gelten. Waßubandu ſtarb in Aiodya im Alter von achtzig Jahren. Mit ſeinem Tode beſchließen wir den hiſtoriſchen Ueberblick der Chinajana, weil die ſpäteren Bewegungen in derſelben theils völlig unbekannt, theils zu unerheblich ſind. Wir haben nur noch beizufügen, daß ſie ſelbſt in neuen Ländern Anhänger gefunden hat, wo der Buddhismus niemals zuvor geblüht hatte: im öſtlichen und im weſtlichen Turkeſtan, in Kabul, auf Ceylon und anderen Inſeln des ſüdlichen Meeres; in unſeren Tagen aber lebt die Chinajana nur noch in ihrer Literatur.

Die

Gelübde der Buddhisten

und

die Ceremonie ihrer Ablegung

bei den Chinesen.

Vom

Archimandriten

O. Gurius.

Die Gelübde der Buddhisten und die Ceremonie ihrer Ablegung bei den Chinesen.

Die Gelübde nehmen im Buddhismus eine wichtige Stellung ein, denn sie sind für die Buddhisten der unerläßliche Ausgangspunkt „des großen Werkes der Selbstvervollkommnung." Nach Vollkommenheit streben, ohne die Gelübde abgelegt zu haben, heißt nach ihrer Meinung eben so viel, wie „einen Brei aus Kies kochen, anstatt aus Reis," d. i. sich ganz vergeblich bemühen. Daher geschieht die Ablegung der Gelübde mit möglichster Feierlichkeit, und bildet eine Epoche, — einen frohen Festtag im Tempel. Diejenigen, welche der Ablegung der Gelübde gewürdigt worden sind, freuen sich, daß sie des Schlüssels zur Vollendung theilhaftig geworden seien, daß von nun an ihre Arbeit an der Herzensreinigung nicht mehr vergeblich sein würde. Die Anderen aber, in deren Hände sie das Gelöbniß thun, freuen sich, daß „sie thätige Verwalter und Spender des wahren Schatzes gewesen seien, daß sie ihr Gelübde erfüllen, die Geschöpfe zu erleuchten."

Während ich unter der Leitung eines mit seiner eigenen Angelegenheit ziemlich vertrauten Theschan das Buddhistische Ceremoniai las, habe ich gesehen, daß die Gelübde der Buddhistischen Einsiedler nicht ohne Interesse sind, und daß aus ihnen klar wird, 1) was die Buddhistischen Einsiedler, als eine Gesellschaft mit dem Anspruche auf höhere Vollkommenheit, und 2) was der Buddhismus, als Lehre und als Mittel zur Selbstvervollkommnung, eigentlich seien. In der Ceremonie des Gelöbnisses concentrirt sich, wie in einem Focus, vieles von Dem, was im Buddhismus interessant ist, und wird der Gesichtspunkt deutlich bestimmt, von welchem aus die Buddhisten das Gute betrachten, nach welchem der Mensch dürstet, und das Böse, welches auf ihm lastet. Ich habe mir deshalb die Aufgabe gestellt, diese Gelübde möglichst klar und kurz darzulegen.

Bevor ich indeß beginne, halte ich es für nöthig, einige Worte über das Ceremonial ſelbſt und über meine eigene Darſtellung zu ſagen.

Das von mir geleſene Ceremonial iſt nach den Anforderungen der Umſtände zuſammengeſtellt worden in den ſchlechteſten Zeiten des Buddhismus, als es in China noch keine berühmte Vertheidiger der Lehre gab und keine eifrige (geiſtliche) Streiter, wie unter der Dynaſtie Tan; als nicht nur Männer ſelten waren, welche die Lehre auslegen konnten, ſondern ſogar die Ceremonie ſelbſt in Vergeſſenheit gerathen war. Neben dem leichtfertigen Leben und der ſchwachen Bildung der Häupter des Buddhismus war in demſelben unmerklich eine Menge von Gewohnheiten aufgekommen, welche dem Geiſte der Grundlehre zuwider waren, und ſelbſt da, wo man die Vorſchriften noch genau beobachtete, hielt man ſich doch nur an ihren Buchſtaben, indem man den Zweck vollſtändig vergeſſen hatte, welchem die eine oder die andere Anordnung dienen ſollte. Um Irrthümer zurückzuweiſen, Mißbräuche zu beſeitigen, und überhaupt die Sache in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen, ſtellte im 17. Jahre der Regierung Schuntſchi's ein gewiſſer Zſe-ſjan unter der Leitung des berühmten Cheſchan Du-ti*) ein Muſter-Ceremonial zuſammen, ließ es in Zſin-lin (nahe bei Nanking) drucken, und übergab es als eine Anleitung, dem allgemeinen Gebrauche. Dieſes Ceremonial zeichnet ſich durch Vollſtändigkeit und ſtrenge Genauigkeit aus; es erläutert ſowohl die Form, als den Gedanken der Handlungen, und führt ſtets Stellen Buddhiſtiſcher Bücher zum Beweiſe der Geſetzmäßigkeit des Thuns an; für den Geſchichtſchreiber des Buddhismus in China aber hat es deswegen einen beſonderen Werth, weil es merkwürdige Documente über den damaligen Zuſtand des Buddhismus beibringt. Seinem Geiſte nach gehört es der höhern Lehre (Zi-ßin) an, und iſt vielleicht eben darum mehr unter den ſogenannten Beſchaulichen (Zſun-ſja) verbreitet; es trägt den Titel San-tan-tſchuan-zſe-tſchen-ſan, d. h. vorſchriftsmäßige Form**) der Ablegung der drei Gelübde.

*) Die Buddhiſten verdanken ihm einen Auszug des Winai und eine Menge ethiſcher Schriften und Auslegungen.

**) Bei den Chineſiſchen Buddhiſten giebt es überhaupt drei Formen: Tſchen-ſan (die, welche ich darſtellen will), Zſian und Chun-ſan. Der Erklärung meines Cheſchan zufolge liegt der Unterſchied derſelben mehr in der Ordnung, den Worten und der Action, als in dem Weſen der Handlung.

Der Ablegung der Einſiedlergelübde habe ich Einiges über die Weltlichen, ihre Gelübde und über die Buddhiſtiſchen Einſiedler vorausgeſchickt, was mir zur Erklärung vieler übertriebener Lobeserhebungen hinſichtlich der Buddhiſtiſchen Einſiedler, ſo wie überhaupt zur Vollſtändigkeit einer Betrachtung des Buddhismus erforderlich ſchien. Es iſt dieſes nicht aus dem Ceremonial geſchöpft, ſondern die Frucht perſönlicher Beobachtungen und meiner Unterredungen mit den Cheſchan's, und wenn ich nach denjenigen Umſtänden urtheilen darf, welche ich mit den Büchern habe vergleichen können: ſo meine ich, es ſei eben ſo zuverläſſig, wie jede gedruckte Chineſiſche Nachricht.

Endlich wird vielleicht der Leſer in meiner Darſtellung Manches finden, was nicht ſo aufgefaßt oder bezeichnet wird, wie es in gelehrten Werken und periodiſchen Schriften (ich meine beſonders die beſten Europäiſchen Hülfsmittel zur Kenntniß des Chineſiſchen Buddhismus, wie: Journal asiatique, Mélanges asiatiques und Relation des Royaumes bouddhiques) verſtanden und bezeichnet worden iſt: — dieſes hat den doppelten Grund, daß einerſeits ich den Gegenſtand nicht blos aus Büchern kennen gelernt, ſondern meine Nachrichten an Ort und Stelle geſammelt und verificirt habe; andererſeits aber mein Führer, als ziemlich gebildeter Chineſe, unſtreitig ſeine Mutterſprache verſtand, und, als Buddhiſt erſter Klaſſe *), unbedingt ſeine eigene Lehre, wenigſtens ſo weit kennen mußte, als es nöthig iſt, um die Ceremonieen erklären zu können. Durch ſolche Gründe beſtimmt, habe ich, — unbeſchadet meiner hohen Achtung vor der Arbeit, dem Verſtande und der Gewiſſenhaftigkeit Anderer, — die Sache ſo verſtanden und benannt, wie es mir richtiger ſchien. Begreiflicherweiſe hat der Eine oder der Andere von uns ſich geirrt: errare humanum est. Die Zeit und eine nähere Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden werden darüber entſcheiden.

Der Wunſch, deutlich zu ſein, hat ergänzende Erläuterungen unvermeidlich erſcheinen laſſen, welche theils als Randgloſſen unter den Text geſetzt, theils als Zuſatz am Schluſſe des Artikels angehängt ſind.

---

*) Er gehört Bai-lin-ßow, dem erſten Kaiſerlichen Tempel in Peking an, und iſt, als Lehrer (Sſiao-ſchou), die dritte Perſon nach dem Oberen in demſelben.

Die Grade der Buddhiſtiſchen Einſiedler.

Die Chineſiſchen Buddhiſten zerfallen hauptſächlich in zwei Stände: in Ehelose, und in Solche, welche ein Familienleben führen. Von Letzteren heißen die verheiratheten Männer Jupoße*), und die verheiratheten Weiber Jupoi**), was nach der Ueberſetzung aus dem Chineſiſchen einen Menſchen von reinem, tadelloſem Leben bezeichnet, einen Menſchen, welcher dem Werke nahe ſteht, zu Dienſten bereit iſt. Der Eheloſen aber giebt es fünf Klaſſen: 1) Schami, Knaben; 2) Schamini, Mädchen, — welche vom ſiebenten Jahre an für das eheloſe Leben vorbereitet werden, und im Tempel, unter der unmittelbaren Aufſicht und Leitung Eines aus der Brüderſchaft, leben; 3) Schitſchamono, Wittwen, oder Mädchen, welche unverheirathet geblieben ſind, und mit der Abſicht, in eine weibliche Buddhiſtengeſellſchaft einzutreten, ſich in ihrem Hauſe mit der Bedeutung der Gelübde bekannt machen; endlich 4) Bikſchu, Männer und 5) Bikſchuni, Weiber, welche ſich der Eheloſigkeit, der Einſamkeit und der practiſchen Aneignung des Buddhismus geweiht, und die Gelübde — unter Anderen auch das: von Almoſen zu leben — abgelegt haben. Die beiden letzteren Klaſſen heißen in den Buddhiſtiſchen Büchern häufig mit einem gemeinſchaftlichen Namen: Sſen, d. i. Gemeingut, Brüderſchaft, Geſellſchaft, weil in der Buddhiſtiſchen Brüderſchaft (d. h. bei den Sſen) Alles, — Kleidung, Speiſe, Wohnung, Worte, Gedanken und Beſchäftigungen, — gemeinſam und einerlei ſein ſoll ***).

Jede Klaſſe der beiden Stände hat beſondere, ihrem Geſchlechte und Alter angemeſſene Gelübde, deren Ablegung mit mehr oder weniger Feierlichkeit unter verſchiedenen, für jede Klaſſe geeigneten ſymboliſchen Handlungen ſtattfindet. Im Allgemeinen heißen ſämmtliche Klaſſen „Schüler," „Nachfolger Buddha's (Di-zſui)", und ſind nichts Anderes, als verſchiedene Entwickelungsſtufen der Denkkraft, oder beſſer geſagt, des Eifers, der Fähigkeit und der Bereitwilligkeit, die höhere, wahrhafte Lehre Buddha's ſich anzueignen und zu verſtehen.

---

*) Upaßika.

**) Upai.

***) Siehe: Fan-i-min-i-zſi, 4. Zſſuan, Artikel 13.

I. Die Weltlichen.

Für die Weltlichen, ohne Unterschied des Geschlechtes, giebt es bestimmte Tage und Fristen der Enthaltsamkeit (Tschoi).

1) Unter den Tagen sind besonders wichtig: a) der 8., 14., 15., 23., 29. und 30. Tag eines jeden Monats; *) b) Frühlingsanfang (Li-tschun), die Tag- und Nachtgleiche (Tschun-fuin), Sommersanfang (Li-sja), die Sommersonnenwende (Sja-tschi), Herbstanfang (Li-zju), die Tag- und Nachtgleiche (Zju-fuin), Wintersanfang (Li-dun), die Wintersonnenwende (Dun-tschi). **) An diesen Tagen, hat Buddha gesagt, umwandeln Judra's Diener (die Häupter der Geister, der Himmelsbewohner) unsichtbar den Erdkreis, und bestimmen, das unenthaltsame Leben des Menschen erwägend, ob er länger leben, oder seiner Sünden wegen sterben solle; den Guten und Enthaltsamen aber verleihen sie Glück. Darum ist es an den genannten Tagen höchst nothwendig, eine sorgfältigere Enthaltsamkeit und Erfüllung der Vorschriften zu üben, um auf solche Weise nicht nur dem Tode zu entrinnen, sondern auch gewissermaßen sich für die Zukunft mit Glück zu versehen. ***)

2) Die Fristen sind: a) die Enthaltsamkeit in jedem 1sten, 5ten und 9ten Monate. In diesen Monaten, hat Buddha gesagt, richtet das Haupt der Geister, welche den Angelegenheiten des Erdkreises vorstehen, seinen Zauberspiegel auf unsere Muttererde, und dieser Spiegel ist so rein, daß er nicht nur die Thaten und die Worte, sondern selbst die Gedanken der Menschen deutlich zurückstrahlt. Deshalb ziemt es dem Menschen, welcher Enthaltsamkeit liebt und gelobt hat, zu dieser Zeit dieselbe durch die That zu bewähren. †)

b) Die Enthaltsamkeit für das ganze Leben.

Die Gegenstände der Enthaltsamkeit sind nicht zahlreich, und die hauptsächlichsten namentlich: 1) die Geschöpfe nicht des Lebens berauben, 2) nicht stehlen, 3) nicht lügen, 4) die Vorschriften der Keusch-

---

*) Dieses heißt: die 6 Tage der Enthaltsamkeit. Es giebt auch 4 und 10 Tage, doch sind diese nicht so wichtig.

**) Diese Tage heißen: Die 8 Haupttage der Enthaltsamkeit.

***) Siehe: Zsjao-tschen-sa-schu unter den Monatstagen.

†) Diese Frist heißt: die 3 Monate fortgesetzter Enthaltsamkeit. Siehe: Zsjao-tschen-sa-schu unter dem Datum.

heit nicht verletzen; zweiten Grades: 5) keinen Wein trinken, 6) sich auf keinen Ruhesessel (Divan) setzen, 7) das Haar nicht mit Blumen schmücken (keine Blumenkränze tragen), 8) keine Lieder singen, nicht tanzen, und keine Volksschauspiele besuchen, und 9) Nachmittags keine Speise zu sich nehmen. *)

Uebrigens sind weder durch die Tage und Fristen, noch auch durch die Gegenstände der Enthaltsamkeit selbst Alle auf gleiche Weise gebunden. Sie gelten für Alle, aber Jeder wählt Gegenstand, Frist oder Tag der Enthaltung nach seinem Belieben, nach seiner Inbrunst, und zuweilen nach dem Ermessen eines Chefchan.

Buddha hat nicht verhehlt, daß die Gelübde der Weltlichen, auch bei ihrer pünktlichsten und eifrigsten Erfüllung, nicht über die Linie der Wiedergeburten hinausführen; nichts desto weniger sind sie wichtig in ihren Folgen, und unerläßlich zur Verbesserung seines Looses, denn durch sie kann man von den Wiedergeburten in Abach, in stummen, hungrigen Geistern und in Assur frei werden.

Gegenwärtig wählt man in China gewöhnlich die fünf ersten Regeln, gelobt aber ihre Erfüllung nur für die bestimmten Tage, so daß eine am 9ten Tage des Monats vollbrachte schlechte Handlung durchaus keine Sünde gegen das Gelübde in sich schließen wird; am 8., 14., 15. u. s. f. Monatstage dagegen das Gelübde übertreten, heißt — schwer sündigen.

Die Ablegung dieser Gelübde selbst geschieht entweder mit Pomp oder ganz einfach, mit Rücksicht auf den Reichthum und das Ansehen der Person, welche die Gelübde ablegt. Die ganze Pracht beschränkt sich übrigens auf die Menge der Räucherkerzen,**) welche bei dieser Gelegenheit verbrannt werden, und auf die Zahl der Brüderschaft, welche zur Feier und nachher zum Mahle geladen wird. Was die Ceremonie selbst betrifft, so ist sie für Alle unveränderlich dieselbe:

---

*) Dieses heißt: die 8 Hauptregeln. (Pa-guan-tschai-zse.) Siehe: Zsjao-tschen-sa-schu unter dem Datum.

**) Diese sind unseren Räucherkerzen ähnlich, wie man sie in den Apotheken aus Kohlenstaub, Styrax und sonstigen Specereien bereitet; nur werden die Buddhistischen Räucherkerzen nicht aus Kohle, sondern aus der pulverisirten Rinde eines Baumes gemacht. Sie sind rund, dünn und ½ Arschine lang, und werden bei den gewöhnlichen Opfern in ganzen Bündeln angezündet und in die Rauchfässer gestellt. Sie brennen nicht, sondern glimmen, und ihr Qualm ist für einen nicht daran gewöhnten Kopf höchst lästig.

nach der mündlichen, geheimen Unterweiſung geht ein Cheſchan mit zwei Aufſehern in den Tempel (Djan), wo der zu Weihende zunächſt unter Anleitung der Aufſeher die angezündeten Räucherkerzen aufſtellt, und vor jedem Bilde Buddha's und der Bodißadwa's drei Verneigungen macht; darauf fällt er vor dem Hauptbilde Buddha's auf die Kniee und ſpricht, von dem Cheſchan aufgefordert, das Gelübde aus: an „gewiſſen" Tagen „gewiſſe" Vorſchriften erfüllen zu wollen; zum Schluſſe macht er abermals drei Verneigungen, wobei er Buddha bittet, ſein Gelübde zu hören.

Das häusliche Leben des neuen Buddhiſten verändert ſich in ſeinem Grunde durchaus nicht, vielmehr ſetzt er ſeine Gewohnheiten, ſeine Verbindungen und Bekanntſchaften fort, wie früher, und es kommt im Hauſe nur das Bild Buddha's nebſt einem Rauchfaſſe vor demſelben hinzu. Nach der herrſchenden Sitte iſt er außerdem gehalten, wenigſtens einmal in ſeinem Leben die Mitglieder der Geſellſchaft zu bewirthen, und irgend Etwas zur Unterhaltung deſſelben in den Tempel zu bringen.

Der neue Buddhiſt kann beten (d. h. Lobgeſänge zu Ehren Buddha's, der Bodißadwa's u. a. leſen und ſingen) ſo viel, und wie es ihm beliebt: es giebt in dieſer Hinſicht weder Verpflichtung noch Verbot,*) und es genügt, wenn er am 1. und 15. Tage jedes Monats einige Räucherkerzen verbrennt. (Dieſer fromme Gebrauch ſteht Jedem frei, auch wenn er kein Gelübde gethan hat.) An den Feſttagen des Tempels (Kaimjao) jedoch, in welchem man die Gelübde abgelegt, gilt es für anſtändig, mit einer Opfergabe in demſelben zu erſcheinen. Vermögende Perſonen werden gewöhnlich von ſolchen Tagen durch ein Billet vorher in Kenntniß geſetzt; die Anderen mögen ſelbſt an dieſe Tage denken und ohne Einladung erſcheinen. In den Kaiſerlichen Tempeln werden dergleichen Feſttage ein- für allemal durch den Kaiſer beſtimmt; in den Privattempeln dagegen, namentlich auf dem Lande, wendet man überhaupt keine Billete an: das Volk weiß ſelbſt, wann und wo ein Tempel geöffnet iſt. Dieſe Feſte fallen in den Frühling oder in den Herbſt (in den vierten oder achten Monat), und es verſammeln ſich bei ſolchen Ver-

*) Beſondere Gebete giebt es auch nicht. Der eifrige Weltliche lieſ't daſſelbe, was täglich im Tempel geleſen wird.

anlaſſungen verſchiedene Künſtler in dem Tempel: Comödianten, Muſikanten, Mährchenerzähler, Seiltänzer u. a., alſo daß der Tempelbeſuch (Schao-ſjan) mehr Zerſtreuung und Vergnügen, als religiöſe Eindrücke mit ſich führt. Das Volk ſtrömt ſtets in großer Menge herzu.

Nach Ablegung der Gelübde haben der Weihende und der Geweihte — außer den gewöhnlichen heilſamen Unterredungen über die Verkündigung Buddha's in der Hölle und bei den Drachen — keinerlei geiſtlichen Verkehr: wer Gelübde abgelegt hat, erfüllt ſie, wie er kann, und beſſert ſich, im Falle einer Uebertretung, auch ſelbſt, wenn er es für nöthig hält; denn weder der Weihende noch irgend ein Anderer aus der Brüderſchaft iſt verpflichtet oder im Stande, ihn an ſein Gelübde zu erinnern. Vor der Weihung ſagt man ihm ein- für allemal, was er von einer pünktlichen Erfüllung der Gelübde zu hoffen habe, und was geſchehen werde, wenn er ſie übertrete: damit hat der belehrende Verkehr ein Ende. Geſetzt, es fiele dem Geweihten ein, ſich zu verheirathen: ſo verheirathet er ſich mit wem und wie oft er will, ohne daß dieſes die Brüderſchaft oder den Weihenden im Entfernteſten anginge; werden ihm Kinder geboren, ſterben dieſelben, verheirathet er ſie, lehrt er ihnen Etwas ſo oder anders, ſtirbt er ſelbſt: die Brüderſchaft kümmert ſich um dergleichen Dinge nicht.

Dem Geſagten widerſpricht es nicht, wenn zuweilen ſehr reiche Leute die Cheſchan einladen, um durch eine gewiſſe Ceremonie die hungrigen Geiſter zu beſchwichtigen, indem ſie die Beſchwörungen über den Verſtorbenen (Fan-jan-kou) leſen. Dieſer Gebrauch könnte abermals eine religiöſe Verbindlichkeit für die Cheſchan enthalten. Wenn man nämlich ihr Gelübde, „alle Creaturen zu retten" in Betracht zieht, ſo ſind ſie auf ergangene Einladung verpflichtet, zu erſcheinen und der unglücklichen Seele des Entſchlafenen Hülfe zu leiſten, da nach ihren Begriffen die Seele, ſobald ſie ſich vom Leibe trennt, wiedergeboren werden muß, aber von ſogenannten hungrigen Geiſtern umgeben wird, welche ſie nicht nur an der Wiedergeburt verhindern, ſondern ſie auch quälen und martern; in der Bekümmerniß über die leidende Seele des Vaters, der Mutter, Gattin, des Sohnes, überhaupt jeder geliebten Perſon, ruft man deßhalb die Cheſchan herbei. Dieſe, ſage ich, könnten nun die Verpflichtung haben, der Einladung zu folgen, und die Beſchwörungen zu leſen; allein ſie ſind weder ver-

bunden, noch berechtigt, ſich zu erkundigen, ob der Verſtorbene Gelübde abgelegt, ob er an den Buddhismus geglaubt, und ob er ihm gehorcht habe. Nicht einmal bei allen ihren Mitbrüdern leſen ſie dieſe Beſchwörungen, und in der Regel geſchieht dieſes nur bei Dem, welcher irgend eine Verfügung zu Gunſten des Leſenden getroffen hat, oder bei Perſonen, welche im Tempel angeſehen ſind, und ihm namhafte Wohlthaten erwieſen haben. Ueberhaupt liegt in dem Leſen der Beſchwörungen von Seiten der Cheſchan mehr Eifer und Achtung, als Verbindlichkeit, und von Seiten der Einladenden Liebe zu dem Verſtorbenen und ein Mittel, ihr Vermögen zu zeigen. Daher iſt der Fall nicht ſelten, daß bei wohlhabenden und angeſehenen Perſonen über der Leiche eines Verſtorbenen die Beſchwörungen gleichzeitig von Cheſchan, Daoß und Lama's (d. h. von Mitgliedern verſchiedener Secten) geleſen werden.

Die Buddhiſten haben die Ueberzeugung, es ſei ein großer Unterſchied zwiſchen Solchen, welche die Gelübde abgelegt haben, und welche nicht. Nach ihrer Meinung erwächſt zwar Dieſen, wie Jenen, aus der Beobachtung gewiſſer Vorſchriften, oder aus frommen Uebungen Nutzen, aber nicht in gleichem Grade; und ein gleich unordentliches Leben hat nicht für Beide gleiche Folgen. Angenommen, ſie haben Beide gleichmäßig geſündigt, und Beide auf gleiche Weiſe die Wiedergeburt in ſtummen Creaturen, z. B. in Kameelen, Pferden u. dgl. verdient: ſo wird Derjenige, welcher die Gelübde abgelegt hat, in der Heerde eines Herrn wiedergeboren, bei welchem es ſtets mehr Futter, als Arbeit giebt; der Andere hingegen in der Heerde irgend eines Gewerbsmannes, wo dann der unglückliche Wiedergeborene das Schickſal hat, Steinkohlen, Kalk u. ſ. w. ziehen zu müſſen, und nicht ſelten vor Hunger und Durſt umfällt. Aehnlich verhält es ſich mit den Wiedergeburten in einem beſſeren Zuſtande. Wenn z. B. für ein gutes Leben Beide die Wiedergeburt im Menſchen verdient haben: ſo wird der Eine in einem Reichen, der Andere in einem Armen wiedergeboren; der Eine in einem Beamten, der Andere in einem gemeinen Manne.

Die Gelübde für die Weltlichen tragen den Charakter großer Nachſicht gegen die Schwächen des Menſchen, und man darf ſagen, daß Schakjamuni mit allen Mitteln gegen das Böſe gekämpft und den Zweck gehabt habe, ſo viel wie möglich die Aus-

breitung des Laſters zu hemmen und ſeine verderblichen Folgen zu ſchwächen.

Indem er der Gewohnheit Rechnung trug und die äußerſte Nachſicht übte, wollte er den Menſchen zum Guten gewöhnen und allmählich dem idealen Ziele zuführen, welches ſich nur ſeiner feurigen Einbildungskraft vorſtellen konnte. Man kann indeß auch ſagen, die Weltlichen ſeien für Buddha nur ein untergeordneter Gegenſtand geweſen. Seine ganze Aufmerkſamkeit, alle ſeine Hoffnungen concentrirte er auf die von ihm gegründete Einſiedlerverbrüderung: für ſie beſtimmte er ſorgfältig Lebensweiſe, Beſchäftigungen, Gegenſtände und Ordnung des Nachdenkens; ihr übertrug er die Bewahrung und Ausbreitung ſeiner Lehre, und in dieſem Sinne machte er ſie zu einem Gegenſtande der Verehrung.*) Da er aber der Brüderſchaft alle Mittel zu einer unabhängigen Exiſtenz genommen hatte, ſo mußte er ſie auch vor dem Hungertode ſchützen; darum beläſtigte er die Weltlichen mit keinerlei Gebräuchen, liebkoſte ihnen, verhieß ihnen mannichfaches Glück und ermahnte ſie, dafür die von ihm geſtiftete Brüderſchaft nicht zu vergeſſen. „Das iſt euer Feld," ſagte er; „ſäet auf daſſelbe euren Ueberfluß: der Saame wird nicht verloren ſein; in den zukünftigen Wiedergeburten wird er euch Nutzen bringen." Bei einer ſolchen Ordnung der Dinge konnte Schakjamuni wegen des Unterhalts der Brüderſchaft unbeſorgt ſein. — Der Weltliche iſt im Buddhismus der gemeine Arbeiter; dem weltlichen Buddhiſten iſt es eine Ehre, die Buddhiſtiſchen Bücher zu leſen und zu verſtehen, aber er kann niemals ein Buddha oder ein Archan werden.

II. Die Einſiedler.

Schakjamuni geſtattete den Weltlichen große Freiheit, band aber dafür die Einſiedler durch die ſtrengſten, ſelbſt in Kleinigkeiten genaueſten Vorſchriften: dem Einſiedler war vorgeſchrieben, wie und wo er ſitzen, liegen, ſtehen ſollte, wohin und wie gehen, wie und worauf blicken, wie die Hände halten, und welche Gata (Vers) er bei einer jeden dieſer Bewegungen zu recitiren hätte. Der Einſiedler mußte unterſcheiden, wie, mit wem und wann er zu reden, und wie

*) Der Glaube und die Verehrung der Buddhiſten haben ihre Gegenſtände an Buddha, an ſeiner Lehre und an der von ihm geſtifteten Verbrüderung. Dieſes nennen ſie „die drei Kleinode".

viel Worte er zu ſagen hätte. Die Abweichung von dieſen Vorſchriften verzögerte nicht nur, ſondern verhinderte, je nach ihrer Wichtigkeit, geradezu die Erreichung des Zweckes, welchen das Märtyrerleben hatte: hinauszukommen über die Gränze der Wiedergeburten.

Der Einſiedler mußte von Almoſen leben. Drei Kleider, die Nacktheit zu bedecken, und gegen Hitze oder Kälte zu ſchützen, ein Bet-Teppich, welcher zugleich Nachtlager war, eine Schaale, das dargereichte Almoſen zu empfangen, eine Nadelbüchſe mit Nadel und Faden, ein Paar Strümpfe nebſt Schuhen, — das war die ganze Habe eines Buddhiſtiſchen Einſiedlers! Koſtbare Gegenſtände, Gold, Silber durfte er nicht einmal berühren. Vorſchriftsmäßiges Leſen der Bücher, Nachdenken, Selbſtbeſchauung, — das war der Gegenſtand der Thätigkeit für ſein ganzes Leben!

Eigentlich ſollte der Buddhiſtiſche Einſiedler in der Einöde leben, in einer Felskluft, überhaupt in der Einſamkeit, und dort, fern vom irdiſchen Geräuſche, ſeinen Geiſt mit dem Anſchauen einer idealen Vernichtung (Kun) nähren. Allein mit beſonderen, ernſten Abſichten gründete Buddha allgemeine Zufluchtsſtätten (Tſchan-tſchu): *) hier war, gleichſam in einer Central-Lehranſtalt, Alles concentrirt, was für die vollſtändige Ausbildung in der Buddhiſtiſchen Philoſophie erforderlich war, und nach Buddha's Plane ſollten ſich hier lebendige Vorbilder der vollkommenſten Thätigkeit ſammeln, Männer, vom Geiſte der Lehre durchdrungen, und fähig, ſie Anderen zu überliefern; hier ſollte auch, außer den mit dem Lehramte Betrauten, der dazu geeignete Ort und das dabei unerläßliche Geräth ſein. Dieſer Ort aber und dieſe Brüderſchaft ſind zuſammengenommen nicht nur die Bewahrer, ſondern auch die Wegweiſer der Lehre Buddha's: ihnen iſt das große Werk der Bildung übertragen, und zwar ſo, daß die Ablegung der Gelübde innerhalb der allgemeinen Zufluchtsſtätte nicht geſchehen kann ohne einen Mann, welcher das Werk in Vollkommenheit weiß, — außerhalb der Zufluchtsſtätte aber gar

*) Später, als der Zeitgeiſt und die Umſtände ſich verändert hatten, bildeten ſich auch An, kleine Zufluchtsſtätten, welche von den allgemeinen abhängig waren. In ihnen lebten Solche, welche ſich auf das Einſiedlerleben vorbereiteten (Schami); dahin wurden auch Einſiedler zur Buße verwieſen. Gegenwärtig ſind ſie Stätten der Ruhe und eines freien Lebens: in den An leben zwei, höchſtens drei Einſiedler, und gewöhnlich ſolche, welche der Regelmäßigkeit und Strenge in den allgemeinen Zufluchtsſtätten überdrüſſig geworden ſind.

nicht, wäre der Weihende auch der Vollkommenſte unter den Buddhiſten.

Buddha machte keinen Unterſchied zwiſchen den allgemeinen Zufluchtsſtätten: für alle gab er ein Geſetz. In China aber giebt es beſchauliche (Zſun-ſſa), die Bücher auslegende (Zſſao-ſſa) und kämpfende (Ljui-ſſa), und man ſagt, dieſe Theilung ſei in China ſehr früh und faſt gleichzeitig vor ſich gegangen. Der Obere der allgemeinen Zufluchtsſtätte im Gebirge Thian-tai, Namens Dama (Bodidarma), wohlerfahren in der Beſchaulichkeit, hatte bemerkt, daß es an dieſem wichtigen Theile des Buddhismus mangelte, und ſchrieb ſeiner Brüderſchaft ausſchließlich Uebung in der Beſchaulichkeit vor; dagegen war gleichzeitig der berühmte Sjuan-Zſan, der Obere der Zufluchtsſtätte Zui-en, ein gewandter Ueberſetzer und Ausleger, und zog ſeine Mitſtreiter zur Erklärung der Bücher hin, alſo, daß dieſes ihre Hauptbeſchäftigung wurde; Fa-zſan endlich, der Obere in der Zufluchtsſtätte Sjan-ſchou und ein ausgezeichneter Kenner des Winai (des Geſetzes), gebot ſeinen Anhängern den geiſtlichen Kampf *). Uebrigens hebt dieſer Unterſchied die Einheit ihrer Geſellſchaft nicht auf, denn Alle bedienen ſich derſelben Bücher, lernen daſſelbe, und betrachten ſich gegenſeitig als leibliche Brüder; und wenn es Einem einfällt, aus einer dieſer Zufluchtsſtätten für ſeine Lebenszeit in eine andere überzugehen, ſo wird er ſtets ohne den mindeſten Widerſpruch aufgenommen. Nur ein ziemlich auffälliger Unterſchied beſteht zwiſchen ihnen: die Beſchaulichen tragen ſämmtlich Knebelbärte und Kinnbärte, während die Uebrigen, Buddha nachahmend, ſich raſiren.

Jede allgemeine Zufluchtsſtätte muß ihren Oberen (Cheſchan) haben; neben ihm zwei Hauptgehülfen: den Rechtskundigen (Zſje-mo) und den Lehrer (Zſſao-ſchou); außerdem nach Umſtänden einige Aufſeher (Wen-noju, In-li, Tſchi-ſchi, Tſchi-ke u. A.). Der Cheſchan iſt der einzige Lehrer und Führer in dem vollkommenen Verſtändniſſe der tieferen Lehre Buddha's **); der Zſje-mo

*) Die Buddhiſtiſchen Einſiedler theilen ſich in drei Orden (Häuſer), und als Häupter derſelben gelten die oben erwähnten drei berühmten Perſonen. Wer in einem dieſer Orden die Gelübde ablegt, wird als Nachkomme in einem gewiſſen Gliede zu ihm gerechnet.

**) Heutiges Tages wird dieſer wichtige Theil gewöhnlich ebenfalls den Lehrern übertragen.

iſt gleichzeitig Intendant und gelehrter Secretair der Brüderſchaft; der Zſjao-ſchou leitet das Aeußere, d. h. er lehrt die Haltungen beim Sitzen, Gehen, Ausruhen, bei den Beſchäftigungen und beim Leſen der Bücher der Lehre; er erläutert den Schnitt der Kleidung, die Form der Schaale, ihre Bedeutung, ihren Gebrauch u. ſ. f. Die Obliegenheiten der Aufſeher ſind verſchiedenartig, je nach den Bedürfniſſen des Tempels; für jeden in den Tempel Eintretenden ſind ſie die erſte, unumgängliche Inſtanz. Wir ſind z. B. aus Neugier erſchienen, wünſchen den Tempel zu beſehen: der Aufſeher ſteht zu unſeren Dienſten; er öffnet uns alle Thüren, zeigt, erklärt Alles, was uns beliebt, natürlich nach ſeinem beſten Wiſſen. Mit uns zugleich ſind Perſonen in anderer Abſicht eingetreten: ſie wollen in die Brüderſchaft eintreten, ſich dem Studium des Buddhismus weihen. Der Aufſeher iſt eine unerläßliche Perſon für ſie. Er unterrichtet ſie, an wen und wie ſie ſich mit ihrem Anliegen zu wenden haben, und bleibt ihr beſtändiger, unzertrennlicher Gefährte, bis ihre Angelegenheit erledigt iſt. Im Tempel geben ſie das Zeichen für das Beginnen der Vorleſung oder des Geſanges und ſind bei dieſer Gelegenheit etwas dem Chor-Regenten (Cantor) Aehnliches. Wir werden weiterhin Veranlaſſung haben, jede der genannten Perſonen näher kennen zu lernen.

Das Kleid der Buddhiſtiſchen Einſiedler weicht vollſtändig von der gegenwärtig in China üblichen Tracht ab. Sie tragen das Coſtume aus den Zeiten der Dynaſtie Min, deſſen Schnitt man auf den Chineſiſchen Theekiſten ſehen kann; das Haupthaar ſcheeren ſie; im Winter tragen ſie eine Mütze von beſonderem Zuſchnitte; ſie bedienen ſich eines Roſenkranzes, welchen ſie in den Händen tragen, meiſt jedoch um den Hals hängen.

Ihre Speiſe iſt ſtets aus dem Pflanzenreiche genommen. Wein, Lauch, Knoblauch und andere erhitzende oder ſcharfe Dinge gebrauchen ſie nicht. Buddha hat geboten, nur einmal im Tage zu eſſen; die heutigen Buddhiſten aber halten ſich zu buchſtäblich an die Bedeutung des Wortes „Mahl“ (Tſchi-fan, Brei eſſen), und nehmen dreimal täglich Speiſe zu ſich: Morgens, Mittags und Abends. Das Mittagseſſen nennen ſie „Mahl“ (Tſchi-tſchai, das Nehmen der Speiſe, oder Tſchi-fan, das Nehmen des Breies); Morgens und Abends aber erſcheint kein Brei auf dem Tiſche, und man redet deshalb zu

dieſen Tageszeiten nicht von einem Genuſſe „des Breies“ — das hat Buddha verboten — ſondern „der Arzenei“ (Tſchi-jao).

Die täglichen Gebete der Brüderſchaft ſind ziemlich einförmig und durchaus nicht feierlich. Vorſchriftsmäßig ſoll man ſich fünfmal in 24 Stunden verſammeln; da aber die Gebete ziemlich kurz ſind, und ihr Sinn ſchwer faßlich, ſo befolgt man in wenigen Tempeln die Verordnung pünktlich; vielmehr verſammelt man ſich gewöhnlich nur Morgens und Abends, und verbindet mit den vorgeſchriebenen Gebeten jedesmal irgend welche Bücher der Lehre, wie ſie gerade der Obere beſonders ſchätzt. Nur an den Feiertagen des Tempels, am 1. und 15. jedes Monats, werden die Gebete im Tempel pünktlich inne gehalten, und mit ihrer vorſchriftsmäßigen Leſung einige Lobverſe zu Ehren des Kaiſers, des Beſchützers oder des Erbauers des Tempels verbunden. Offenbar hat für den Buddhiſtiſchen Einſiedler das Gebet keine beſondere Wichtigkeit; er wendet es gewiſſermaßen nur zur Veränderung der Situation an, als eine bloße Erfriſchung des vom Nachdenken müden Kopfes. Seine ganze Aufmerkſamkeit, alle ſeine Sorge iſt nämlich auf einen Hauptgegenſtand gerichtet, je nach dem Geſetze ſeiner Geſellſchaft: entweder auf die Beſchaulichkeit (welche bei ihnen zum Range einer Wiſſenſchaft erhoben worden iſt), oder auf das Anhören der Erklärung und Aufſchließung des tiefen Sinnes, welcher in den Buddhiſtiſchen Büchern liegt, oder auf das Studium aller Feinheiten und Subtilitäten des Buddhiſtiſchen Geſetzes. Uebrigens darf man nicht etwa glauben, daß der Buddhismus, welcher ſo ſichtlich ſyſtematiſch und mit ſolcher Conſequenz bearbeitet worden iſt, von ihnen vollkommen aufgefaßt werde, und daß nöthigenfalls jeder Tempel im Stande ſei, einen ausgezeichneten Kenner und Führer in irgend einem Theile der Lehre aufzuweiſen.

Ein großer Theil der allgemeinen Zufluchtsſtätten hält ſich an die Vorſchrift: von Almoſen zu leben. Während dreier Monate des Jahres (vom 15. des 5. Monats bis zum 15. des 8. Monats) dürfen die Buddhiſtiſchen Einſiedler ihre Behauſung nicht verlaſſen;*) nicht einmal in den Tempel gehen ſie während dieſer Zeit zum Gebete: die Beſchauenden ſind unausgeſetzt im Saale der Contemplation, Andere im Saale der Auslegung, Jeder mit ſeinem Gegenſtande beſchäftigt. Nach Ablauf dieſer Friſt verläßt ein großer Theil der Brü-

*) Dieſes heißt: Sja-zſo-an-zſjui.

Digitized by Google

derſchaft den Tempel, um Almoſen (To-bo) zu ſammeln. Indeſſen ſind gegenwärtig die allgemeinen Zufluchtsſtätten ſchon nicht mehr ſelten, welche, im Widerſpruche mit Buddha's unmittelbarer Lehre, Ländereien beſitzen, ſich mit Ackerbau beſchäftigen, und ſogar ſelbſt das Feld beſtellen.

Jede Uebertretung des Geſetzes, überhaupt jede Ordnungswidrigkeit wird durch allgemeinen Richterſpruch der Brüderſchaft beſtraft. Um heimliche Verletzungen der Gelübde zu verhindern, hat nämlich Buddha angeordnet, daß man ſich an jedem 1. und 15. des Monats im Saale der Auslegung verſammele, um den Auszug der Vorſchriften (Sui-fuin-zſe-ben) verleſen zu hören, und bei dieſer Veranlaſſung iſt Jeder, welcher ſich irgend eines Vergehens bewußt iſt, verbunden, daſſelbe vor der geſammten Brüderſchaft zu bekennen, und nach allgemeinem Ausſpruche die Strafe zu erleiden. Zugleich hat Jeder die Pflicht, nicht nur ſeine eigenen Sünden, ſondern auch die ihm bekannt gewordenen Sünden der Anderen anzugeben, und es wird das Leugnen auf gleiche Weiſe beſtraft, wie die Nachſicht.*) Bürgerliche Vergehen hingegen werden durch das bürgerliche Gericht abgeurtheilt und beſtraft, wiewohl nicht ohne Mitwirkung eines Deputirten (Fu-in) von Seiten der Brüderſchaft, indem der weltliche Gerichtshof nur dann den Verurtheilten beſtraft, wann der Deputirte der Brüderſchaft deſſen Schuld anerkennt. Im entgegengeſetzten Falle unterliegt die Angelegenheit der Prüfung des Kaiſers. Jede Statthalterſchaft hat ihren Deputirten (Fu), welcher vom Kaiſer in dieſem Amte beſtätigt wird, und es iſt derſelbe eine Art von Rechtsanwalt der Einſiedler und zugleich der Oberaufſeher der Ordnung.

Dem Eintritte in den Stand der Einſiedler ſteht von weltlicher Seite durchaus nichts entgegen: mit Zuſtimmung der Eltern kann Jeder Einſiedler werden, ohne der Ortsobrigkeit ſeinen Entſchluß anzuzeigen. Dagegen nimmt die Brüderſchaft nur mit Auswahl, und zwar mit einer ziemlich ſtrengen, auf,**) denn wer den Eintritt begehrt, muß geſund ſein, Fähigkeiten beſitzen, darf kein körperliches Gebrechen haben, muß einen ordentlichen Lebenswandel geführt haben und die Gelübde ablegen.

*) Dieſer Gebrauch heißt: Bu-ßa.

**) Die Zahl der Brüderſchaft iſt nirgends beſtimmt; indeß verſteht ſich von ſelbſt, daß man nur ſo viel aufnimmt, wie man zu ernähren hoffen kann.

Die Gelübde ablegen bedeutet: die Wiſſenſchaft vollkommen beherrſchen wollen, — ſich nach Buddhiſtiſcher Weiſe halten, — den Entſchluß faſſen, alle Mittel ſich anzueignen, und nach der Aneignung practiſch anzuwenden, wie ſie von Buddha Denjenigen geboten worden ſind, welche eine unmittelbare Anſchauung der Welt und des Lebens gewinnen wollen, — und endlich, einen Eid ablegen, der Lehre Buddha's auf immer und mit ſeinem ganzen Weſen angehören zu wollen. — Gleichwie nun zum Erfolge eines jeden Werkes, welches der Menſch unternimmt, Ordnung und Stufenfolge erforderlich ſind, ſo haben auch die Buddhiſten den vollſtändigen Curſus der Gelübde in drei Aufgaben getheilt: Schami, Bikſchu und Bodißadwa, welche in früherer Zeit durch große Zwiſchenräume von einander geſchieden waren, ſo daß, wer eine Aufgabe gelernt hatte, ſich noch mehrere Jahre mit ihr beſchäftigen mußte, und alsdann erſt um Unterweiſung in der folgenden nachſuchen durfte. Heutiges Tages iſt das freilich anders: man trägt alle drei Aufgaben mit einem Male vor und überläßt die practiſche Aneignung der Zeit und dem eigenen Eifer.

Demjenigen, in deſſen Hände die Gelübde abgelegt werden, gereicht dieſer Act zur hohen Ehre, denn er iſt nicht nur ein Zeichen ſeines materiellen Vermögens, ſondern auch ein Beweis ſeines ſittlichen und geiſtigen Reichthumes, weil nach dem Geſetze die Weihenden Männer von tugendhaftem Leben und von tiefer Erkenntniß der Lehre Buddha's ſein müſſen. Außerdem vermehrt die Brüderſchaft durch ſolche Weihung die Zahl ihrer Anhänger. Aber ungeachtet der Stärke dieſer Beweggründe, und trotz des Eifers für den Vortheil und den Ruhm der Lehre, von welchem jeder Buddhiſt entbrannt iſt, ſowie des Schutzes der weltlichen Macht, geſchehen Weihungen ziemlich ſelten. Der Grund iſt ein ſehr natürlicher. Die Ablegung der Gelübde währt nämlich vier Monate*) (vom 15. Tage des vierten Monats bis zum 15. Tage des achten Monats); die Anzahl der Bittſteller beträgt ſelten weniger als 100 Perſonen, und alle werden bis zum Schluſſe auf Koſten des Tempels unterhalten. Außer den Ausgaben für Speiſe, Wohnung, Bedienung u. ſ. w. müſſen die Brüderſchaften aus anderen Zufluchtsſtätten eingeladen werden; und

*) Je nach den Erfolgen des Lernens kann dieſe Friſt auf 100 Tage — aber nicht auf weniger — abgekürzt werden.

wie viel Kerzen und verſchiedene Speereien werden dabei verbrannt! ... Daher bereitet ſich ein Tempel, welcher das Werk der Weihung beabſichtigt, lange — zuweilen gegen 10 Jahre — auf daſſelbe vor und unternimmt es in keinem Falle ohne die Unterſtützung anderer Tempel.*) Hat er ſich endlich mit hinreichenden Mitteln verſehen, ſo verkündigt und vollzieht der Tempel die Weihung, — dieſes Gaſtmahl zum Ruhme der Lehre (Fa-jau), wie ſich die Buddhiſten ausdrücken, — wenn auch ſelten, ſo doch mit Würde und Pracht.

Wir haben nunmehr die Gelübde ſelbſt mitzutheilen. Aus Rückſich auf das Intereſſe, und um Wiederholungen zu vermeiden, tragen wir jedoch die erſten beiden Gelübde abgekürzt vor: nur das Nothwendigſte und einigermaßen Intereſſante iſt ausgezogen. Um indeß einen Begriff von der Ceremonie der Weihung ſelbſt zu geben, werden wir die letzte Aufgabe, d. h. die Gelübde des Bodißadwa, als die wichtigſten, feierlichſten und bezeichnendſten, in vollſtändigerer Form, faſt ſo, wie ſie im Ceremonial angegeben iſt, vorlegen.

Die Gelübde (Schami) Derjenigen, welche in den erſten Grad der Einſiedler eintreten.

Wir wiſſen ſchon, daß mit dem Namen Schami Diejenigen bezeichnet werden, welche ſeit ihrer Kindheit im Tempel leben, und unter der Leitung eines erfahrenen Greiſes in gewiſſen Regeln (meiſt in den 5; ſiehe Jupoße) geübt werden. Von Kindheit auf wird ihnen der Kopf geſchoren, tragen ſie Buddhiſtiſche Kleidung, und bilden ſie die Bedienung der bejahrten Einſiedler; in Erwartung der Volljährigkeit lernen ſie im Tempel leſen, ſchreiben, Buddhiſtiſche Bücher ſingen und verſchiedene andere, einem Buddhiſtiſchen Einſiedler nothwendige Beſchäftigungen. Unter den Händen eines guten Lehrers eignet ſich dieſe Art der Schami zuweilen ſchon bis zum 20. Jahre ihre Aufgabe ganz wohl an, und iſt im Stande, ziemlich abſtracte Gegenſtände zu begreifen. Uebrigens werden Schami auch Solche genannt, welche erſt in reiferem Alter, aus irgend welchen Beweggründen, ſich entſchloſſen haben, in die Zahl der Einſiedler zu treten,

*) Von dieſer Regel ſind ſelbſt die Kaiſerlichen Tempel nicht ausgeſchloſſen, ja es gilt von ihnen ſogar in noch höherem Grade, weil die Kaiſerlichen gegenwärtig weit ärmer ſind als die privaten.

und welche, den Cursus der Gelübde erwartend, im Tempel *) leben; eigentlich aber sind Schami nur Diejenigen, welche die Gelübde dieses Namens abgelegt haben **).

Wenn Jemand mit dem Wunsche in den Tempel kommt, Einsiedler zu werden, und die Brüderschaft sichert ihm ihren Schutz zu (selten aber wird ihm dieser versagt werden, und zwar aus der richtigen Berechnung, daß, wenn dieser Mensch auch nicht der Gelübde gewürdigt werden sollte, er auf alle Fälle ein nicht gedungener, und darum eifriger Arbeiter im Tempel sein werde): so wird er sogleich geschoren und Buddhistisch gekleidet, man giebt ihm irgend einen Namen, stellt ihn, je nach Alter und Befähigung, bei irgend einem Werke an, und räth ihm, sich in den 5 Regeln zu versuchen.

Kaum wird es bekannt, daß ein Tempel einen Cursus der Gelübde eröffnet: so eilen Alle, welche darauf gewartet haben, zu ihm hin, und trachten, rechtzeitig einzutreffen.

An dem für die Eröffnung der Lectionen (Aufgaben) bestimmten Tage ***) versammelt sich unter Glockengeläute die hochansehnliche Brüderschaft in dem Arbeitssaale (Fa-tan), und nach Allen tritt auch der Cheschan ein. Sobald er sich auf seinen Sessel niedergelassen hat, verneigt sich die ganze Versammlung vor ihm. Darauf knieen die Bittsteller nieder, und der vorderste trägt im Namen Aller dem Cheschan ihre unterthänigste Bitte vor: sie unter seine Leitung zu nehmen, sie von den Banden der Leidenschaften zu befreien, das Dunkel ihrer Seelen zu zerstreuen, und sie im wahrhaften geistlichen Kampfe zu unterweisen.

Am Schlusse dieser Bitte nimmt der Cheschan von einem Tischchen, welches neben dem Sessel steht, das sogenannte Buddha-Maaß †) (Fo-tschi), schlägt mit demselben auf den Tisch, und spricht:

---

*) Es ist zu bemerken, daß Personen, welche die Gelübde nicht abgelegt haben, und unverheirathet sind, in den kleinen Zufluchtsstätten wohnen, da sie nicht das Recht haben, in den allgemeinen Zufluchtsstätten (Tschan-tschu) zu leben.

**) Siehe: Zsjao-tschen-sa-schu, unter dem Datum.

***) Dieser Tag wird eben so, wie andere, für wichtige Versammlungen bestimmte, als der glücklichste nach dem Kalender ausgewählt.

†) Ein kleines Stück Holz oder Metall von kubischer Form, kleiner als ein Werschok. Der Schlag deutet auf die besondere Wichtigkeit der nachfolgenden Worte.

„Die Natur iſt der Urgrund ſowohl in den Weltlichen, als in Denen, welche ein Einſiedlerleben führen, und die äußeren Eindrücke, welche in angenehmer Weiſe auf uns wirken, fügen dieſem Grunde nichts hinzu, gleichwie die unangenehmen Eindrücke nichts von ihm hinwegnehmen. *) Die mannichfaltige Thätigkeit der Sinne iſt eine vermittelnde Thätigkeit; der hauptſächlich Thätige aber iſt Einer und Derſelbige. Licht, Schatten, Form und Formloſigkeit (Kun) ſind nur verſchiedene Grade des Ausdruckes dieſes geheimnißvollen Grundes. Jeder Menſch hat auf gleiche Weiſe Theil an dieſem Grunde: in Keinem iſt er weder mehr, noch weniger, weder ſchlechter, noch beſſer. Wenn dem nun alſo iſt: wozu dann für den vollkommenſten, reinſten Gegenſtand noch Vervollkommnung ſuchen? — Ja, man muß ſuchen, weil dieſer vollkommenſte Grund in den lebenden Weſen ſich gewiſſermaßen verändert hat; ſeine Kraft iſt gleichſam geſchwächt, ſein vernünftiges Licht verdunkelt. Es ſind die Feſſeln der Leidenſchaft (Begierde), der Selbſtſucht zum Vorſcheine gekommen, — und aus ihnen die Ausbrüche des Zornes, die Bosheit und die Verblendung **) hervorgegangen. Und dieſe ſcheinbar geringe Urſache hat die feine und reine Natur in einen gröberen Zuſtand, in das Fleiſch herabgezogen, und eine Reihe unendlicher Wiedergeburten eröffnet. Nun geht der vernünftige Grund aus einer Verblendung in die andere, noch größere, über, gleichſam ohne zu bedenken, daß er der Sinnlichkeit anheimfalle. Aus Mitleiden und mit dem Wunſche, der vergröberten Natur zu helfen, ſind die unzähligen Buddha's alle in der Welt erſchienen; ſie haben uns den geraden Weg zu der verlorenen Sorgenloſigkeit des Geiſtes gezeigt. Damit aber erfolgreicher auf dem angezeigten Wege gewandelt, und der Natur ihr urſprüngliches Licht und ihre Kraft leichter wiedergegeben werden mögen, — und weil ſie wußten, daß alles Elend aus der Leidenſchaft, aus der Hinneigung zum Sichtbaren, herrührt, dieſe Leidenſchaft, dieſe Hinneigung zu den Geſchöpfen aber unzweifelhaft aus den Bedingungen des weltlichen

*) Angenehme Eindrücke, Chineſiſch: De-njan, d. i. gleichſam Etwas empfangen, erlangen; und unangenehme Eindrücke: Schi-njan, d. i. gleichſam Etwas verlieren, einbüßen.

**) Bei den Buddhiſten fließt alles Uebel in der Welt aus dreifacher Quelle: aus der Leidenſchaft (Tan), aus der Bosheit (Tſchen) und aus der Verfinſterung oder Verblendung (Tſchi).

Lebens entſpringen: ſo haben die Buddha's auf das Einſiedlerleben hingewieſen, als auf die beſte Lebensweiſe, als auf das wirkſamſte Mittel, den Geiſt von Sorgen frei zu machen. In der Welt ſind alle Sinne des Menſchen in Spannung, Alles reizt und nährt ihre Begierden; des Einſiedlers Sinne dagegen regt Nichts auf, und daher wird die Reinheit des Gedankens von ihm weit leichter erreicht und bewahrt. Das iſt es, warum Der, welcher die höchſte Vollkommenheit ſucht, vor Allem als nothwendig erachtet, in den Stand der Einſiedler zu treten! Und aus eben dieſem Grunde verließ einſt in Indien unſer ehrwürdiger (ſchi-zſun) Schakjamuni um Mitternacht die Stadt, ſchwang ſich auf weißem Roſſe durch die Luft über die Mauer, gelangte in die ſchneebedeckten Gebirge, und wurde Einſiedler. Daſelbſt erreichte er die Vollkommenheiten eines Buddha, und verkündigte zuerſt fünf Einſiedlern ſeine Lehre. Dieſe Verkündigung war der Anfang des befruchtenden Regens; darnach aber ward Buddha's Lehre durch Wort und That erklärt und ausgebreitet, und ſiehe, bis zu dieſer Stunde nehmen Viele zu dieſem heilſamen Mittel ihre Zuflucht!"

„Weiſe Jünglinge! Ihr habt beſchloſſen, ein eheloſes Leben zu führen, wollet das Aeußerliche unſerer Brüderſchaft erlernen, — wollet die Gelübde ablegen."

„Wiſſet, wenn ihr den Sinn einer jeden Sache und alles Deſſen, was die Gelübde betrifft, nicht vollkommen begreifet: ſo werdet ihr nur den Namen der Geweihten tragen, in Wirklichkeit aber euch die Gelübde nicht aneignen; euer ganzes Leben wird nutzlos dahinfließen, und in eurem Weſen werdet ihr Daſſelbe ſein, wie die Weltlichen (Bo-i). Um ſolchem Unglücke vorzubeugen, will ich meinerſeits, bevor ich eure Gelübde empfange, euch folgende vier Punkte erläutern: 1) den Coder der Vorſchriften für die Schami (Zſe-ſa), 2) das Weſen der Gelübde (Zſe-ti), 3) die Beſchäftigungen (Zſe-ßin), 4) das dem Gelübde entſprechende Aeußere (Zſe-ſjau). Der Coder der Vorſchriften Schami enthält die 10 Grundregeln, welche dem berühmten Scheliſu (Sariputra*) gegeben worden ſind, als Rachula**) unter die Bikſchu trat; ferner 24 Beſtimmungen hinſichtlich des äußerlichen Benehmens (Wei-i), ſo wie auch diejenigen

*) Einer von Buddha's Schülern.

**) Buddha's Sohn.

Vorſchriften, welche Buddha im Laufe von 12 Jahren für die Bikſchu aufgeſtellt hat, die noch nicht begonnen haben, ſich im Kampfleben zu üben und überhaupt alle kleine Artikel des Geſetzes, durch welche auch die Schami gebunden ſind. — Das Weſen der Gelübde iſt euer Eid, das Verſprechen, alles Böſes zu meiden und nach Vervollkommnung im Guten trachten zu wollen; der Eid, welchen ihr in Gedanken ausſprechen werdet, zur Zeit, da ihr die Gelübde ableget und andächtig über die drei Kleinode nachſinnet. — Die den Gelübden entſprechenden Beſchäftigungen ſind euer Gehorſam, welchen ihr zuerſt in dem Verhältniſſe zu eurem Lehrer bethätigen werdet; die Arbeiten, welche euch innerhalb der Mauern der Brüderſchaft werden aufgetragen werden und überhaupt jegliche kleine Verrichtung, welche nach der Regel vollzogen werden muß. — Endlich das dem Gelübde angemeſſene Aeußere. Ihr ſeid unter den Weltlichen geboren und erzogen worden: euer Aeußeres iſt völlig daſſelbe, wie das ihre. Wenn ihr der Gelübde würdig befunden werdet, ſo werdet ihr vollſtändig umgewandelt werden: ihr werdet ein Kleid anthun von einem anderen Schnitte und von einer anderen Farbe, im Herzen aber werdet ihr Mitleiden hegen und Friedfertigkeit. Auf ſolche Weiſe werden die Werke, welche über die Schranke der Wiedergeburten hinaus führen, mittelſt der Gelübde ohne Schwierigkeit vollbracht werden. Wenn ihr meinen Worten glaubet, und nach reiflicher Erwägung den Entſchluß faſſet, euch dem Geſetze zu unterwerfen und das Streben nach dem Guten zu verſtärken: ſo werdet ihr einerſeits dem „wahrhaftig Gekommenen“ *) gleich werden, welcher mittelſt der Vorſchriften ſeines Geſetzes alles Beſeelte erhöht, und andererſeits werdet ihr nicht vergeblich, ſondern mit Ehren den Namen der Kämpfenden, der Mitleidigen tragen. Gelobet ihr, in Allem nach dem Geiſte der Lehre zu handeln? (Wir geloben es!) Wenn ihr dies gelobet, ſo werde ich einige Aufſeher abſenden, um den Lehrer (Zſjao-ſchou) einzuladen; — dieſer wird eure Kleidung und eure Schaalen beſichtigen, — und den Secretair, welcher euer früheres Leben prüfen wird. Sobald ſich ergeben haben wird, daß Kleidung und Schaalen mit den Vorſchriften übereinſtimmen, daß ihr nicht irgend ſchwerer Vergehen ſchuldig ſeid, und daß ihr keinerlei körperliche Gebrechen habet: werden wir euch

*) Einer von Buddha's Titeln.

die 10 Gelübde der Schami abnehmen, damit ihr auf ſolche Weiſe zur Ablegung der Bikſchu-Gelübde vorbereitet werdet."

Nach Beendigung dieſer Rede erhebt ſich der Cheſchan und zieht ſich, von den Bittſtellern geleitet, in ſeine Gemächer zurück; zugleich trennt ſich die ganze Verſammlung.

Höchſtens eine halbe Stunde ſpäter wird zu einer neuen Verſammlung in demſelben Saale geläutet.*) Alle Bittſteller — jeder mit ſeiner Kleidung und Schaale — treten ein, legen Beides auf lange, zu dem Ende hergerichtete Tafeln und ſtellen ſich Jeder neben ſein Eigenthum. Nach ihnen erſcheint der Lehrer und eröffnet die Verſammlung mit folgender Rede: (Ein Schlag.)

„Für Die, welche der Welt entſagt haben, iſt die Hauptſache, daß ihr Benehmen mit den Gelübden übereinſtimme; bei dem Werke der Aneignung dieſer Gelübde aber ſind Kleidung und Schaale eine höchſt wichtige Sache. Wenn bei dem Nachfolger Buddha's das Aeußere und die Bewegungen derſelben Art ſind, wie bei den Weltlichen, ſo nehmen ſein Denken und Empfinden auch eine andere Richtung. Drei Kleider haben, bedeutet, die Mittel beſitzen, ſich äußerlich von verſchiedener Seite zu zeigen. Wenn man ſich mit einer Schaale begnügt, kann man jede Begierde (Leidenſchaft) abſchneiden und ſich ganz und gar der Selbſtvervollkommnung hingeben. Jünglinge! Ihr wollet die Gelübde ablegen. Wiſſet, wenn euch Kleidung und Schaale fehlen, oder wenn ihr ſie nur einſtweilen von Anderen geborgt habt, ſo werdet ihr euch die Gelübde nicht aneignen, auch wenn ihr dieſelben abgelegt habt; denn, wenn der Cheſchan weiß, daß den Bittſtellern Kleidung und Schaale mangeln, oder, wenn auch vorhanden, doch nur geborgte ſind, und er läßt ſie dennoch zu den Gelübden hinzu: ſo handelt er ungeſetzlich. Darum bin ich angewieſen, jeden der genannten Gegenſtände zu beſichtigen, bevor die Handlung beginnt. Wenn ihr euch ſowohl mit der Kleidung, als mit der Schaale verſehen habt, ſo wird eure Losſagung von der Welt auf die erwünſchteſte Weiſe vor ſich gehen. Ich frage alſo: Sind dieſe Kleidung und dieſe Schaale, welche vor euch liegen, euer Eigenthum? (Bejahende Antwort). Wenn die Kleidung, obgleich die eurige, alt, zerriſſen, oder von Seide, oder von ungeſetzlicher Farbe iſt, und

*) Der Cheſchan hat inzwiſchen angeordnet, daß die Kleidung und die Schaalen der Bittſteller beſichtigt werden.

wenn die Schaale entweder zu groß, oder zu klein, überhaupt von ungeſetzlicher Form iſt, ſo wird dies Denjenigen ſchlecht empfehlen, welcher mit ſolchen Sachen erſchienen iſt. Denn wenn man ſchon bei dem Eintritte in das Einſiedlerleben eine alte oder zerriſſene Kleidung mitbringt: wird das nicht ein Kennzeichen einer ſchwachen, gleichſam abgetragenen und ſchon zerriſſenen Stimmung für den geiſtlichen Kampf ſein? Eine ſeidene Kleidung aber würde klar darthun, daß der ſie Mitbringende die Liebe zum Putze noch nicht abgelegt habe, daß er noch an Eitelkeit leide. Wenn der erhabene Kaſchjapa*) ein Kleid aus 100 Flicken verlangte, und Jſſjao-tſchen-ſchu**) ein leinenes, welches nicht mehr als 5 Münzen koſtete; wenn man in Chen-io lebenslang eine aus Artemiſia geflochtene Kleidung trägt, und wenn in Nan-ſchan***) ſicherlich keine ſeidenen Kleider getragen werden; wenn alle unſere Vorfahren in Indien und in China ſich einer werthloſen Kleidung bedient haben: ſollten demnach wir, gewöhnliche Menſchen, ſolchen Beiſpielen nicht nacheifern?" Hiermit erhebt er ſich und ſagt: „Jetzt werde ich Kleidung und Schaale eines Jeden von euch beſichtigen!" Darauf tritt er, der Reihe nach, zu einem Jeden, nimmt und beſichtigt die Sachen. Findet er irgend einen Mangel, ſo bemerkt er es kurz und räth, die Zeit zu benutzen, um das Nöthige zu verbeſſern. Uebrigens tritt dieſer Fall ſelten ein, denn die Induſtrie iſt in China, wie überall im Oſten, mit den Einrichtungen und Bedürfniſſen eines jeden Standes ungemein vertraut. Wenn er die Beſichtigung beendet hat, kehrt der Lehrer zu ſeinem Seſſel zurück, ſetzt ſich nieder und ſagt:

„Ich habe eure Kleidung und eure Schaalen beſichtigt. Es freut mich, daß ich dieſe Sachen in vollkommener Ordnung gefunden habe, und meinerſeits kann ich euch die Gnade des Cheſchan und die Ausſicht auf den Curſus der Gelübde verſprechen. Allerdings weiß ich nicht, was der Secretair in euch finden wird. Haltet euch bereit: in dieſer Nacht will er euer früheres Leben erforſchen!"

*) Einer von Buddha's Schülern.

**) Buddha's Neffe in weiblicher Linie. Eine Münze gilt ungefähr 40 Kopeken Kupfer.

***) Chen-io und Nan-ſchan, berühmte allgemeine Zufluchtsſtätten im ſüdlichen China.

Mit dieſer Rede iſt die Verſammlung geſchloſſen, und nachdem ſie den Lehrer in ſeine Gemächer geleitet haben, vertheilen ſich Alle in ihre Zellen, um den Sonnenuntergang zu erwarten.

Mit dem Eintritte der Dunkelheit verſammelt man ſich auf's Neue in demſelben Saale, deſſen Anblick ſich jedoch vollſtändig verändert hat. Die Tiſche ſind verſchwunden; der Seſſel iſt in die Tiefe des Saales zurückgeſchoben und hinter dem Seſſel erblickt man ein Tiſchchen nebſt einem Stuhle; Hunderte von Kerzen ergießen einen hellen, blendenden Lichtglanz, und Rauchwolken, welche von mancherlei vor Buddha's Bilde brennendem Rauchwerke aufſteigen, durchwogen den ganzen Raum. Die Buddhiſten ſagen, es übe die Erhabenheit des Saales einen großen Einfluß auf die Offenherzigkeit der Reuigen, und durch das Ungewöhnliche überwältigt, verliere auch der verhärtetſte Böſewicht ſich ſelbſt, alſo daß er unwillkürlich ſeine innerſten Geheimniſſe ausſpreche. Freilich geſtehen ſie ſelbſt, daß dieſes Mittel nicht immer wirkſam ſei und daß die Sache faſt niemals ohne Hülfe — und zwar bedeutende — des „unterweiſenden Scepters“ *) ablaufe.

Der Secretair tritt, der Sitte gemäß, nach ihnen ein, verneigt ſich vor Buddha, nimmt ſeinen Seſſel ein, und bereitet die Bittſteller durch folgende Rede zur Erkenntniß vor:

(Unterdeſſen nimmt der Schriftführer mit den erforderlichen Geräthſchaften den Stuhl ein, welcher hinter dem Seſſel aufgeſtellt iſt.)

„Unſere Natur iſt in ihrem Weſen vollkommen rein und licht; ſie iſt höher, als die Formen der Erſcheinungen (Schen-mje). Wenn es Vollkommene giebt und Schlechte, ſo hangt dieſer Unterſchied von den leidenſchaftlichen Regungen ab, welche uns verfinſtern und verunreinigen. Deshalb muß Jeder, welcher dieſe Finſterniß der Seele in ſich empfindet, ſo bald wie möglich zu der Erkenntniß gelangen, er müſſe ſich ermuntern. Für euch iſt dieſes wichtig und nothwendig, beſonders jetzt, da ihr euch anſchicket, den erſten Schritt auf dem Wege der Selbſtvervollkommnung zu thun; denn wenn ihr jetzt nicht die Seele von Unſauberkeit reiniget, ſo wird das Böſe auch ſpäter noch in euch leben und wirken. Nur ein reiner Gedanke kann ein zuverläſſiger Bürge ſein für reine Handlungen. Ich bin jetzt hier, um

*) Ein Stock, 1—1½ Arſchine lang Er wird aus hartem Holze angefertigt und iſt flach; auf ihm ſtehen die beiden Buchſtaben Zin und Gui geſchrieben, d. i. Unterweiſung, Zurückführung zur geſetzlichen Ordnung.

euch Seele und Leib mittelſt der Erkenntniß eurer Werke reinigen zu lehren.

Es iſt bekannt, daß unter den vier Welttheilen der beſte — der ſüdliche iſt, derjenige, in welchem wir leben; und in unſerem Welttheile iſt unter den ſechs Wegen der Wiedergeburt der Menſch wieder beſſer, als die übrigen. Das Aeußere der Menſchen, ihre Geduld, die Ausdauer, deren ſie fähig ſind, machen ſie Buddha gleich, und deswegen erreichen auch nur die Menſchen am häufigſten und leichteſten die Vollkommenheiten Buddha's. Ohne Zweifel ſeid ihr der Wiedergeburt im Menſchen würdig geweſen, und beſitzet folglich auch die Fähigkeit, die Schranke der Wiedergeburten zu überſchreiten; wie aber, wenn ihr in irgend einer Wiedergeburt geſündigt habt? Dieſe Sünde hat, gleich dem fruchtbarſten Saamen, in eurem Herzen keimen und die herben Früchte des Böſen und der Verfinſterung bringen müſſen. Darum wird es nothwendig ſein, zuvor das Jaspisgeſchirr auszuſpülen, und alsdann erſt die Löwenmilch*) in daſſelbe zu ſchütten. Wiſſet, nur derjenige kann aller Vortheile der Wiedergeburt im Menſchen theilhaftig werden, welcher ſeine Seele und ſeinen Leib reinigt. Möge in dieſem Saale, wo es ſo hell iſt, wie am klarſten Mittage, euer Gewiſſen rein und klar ſein, wie der beſte Spiegel. Fürchtet euch nicht und ſchämet euch nicht; entdecket mir Alles ohne Hehl. Wiſſet, wenn ihr, einer Sünde euch bewußt, dieſelbe verberget, ſo könnet ihr euch die Gelübde nicht aneignen. Warum? Darum, weil ihr Unreines mit dem Reinen, Sünde mit der Seligkeit vermiſchen wollet. Ueberleget ſelbſt: kann daraus irgend ein Fortſchritt im Guten erfolgen? Und womit wollet ihr dieſes Werk beginnen? Worauf wollet ihr ſeinen Stützpunkt gründen? Dabei verſtehe ich aber unter Bekenntniß nicht eine einfache Erzählung, eine Geſchichte eurer Schwachheiten: die Sünde bekennend, müſſet ihr die Ueberzeugung von dem Zuſammenhange der Urſachen mit den Folgen, der Sünde mit dem Unglücke, in eurem Herzen nähren, und einen tiefen Kummer und Bedauern darüber empfinden, daß eure reine Natur durch die Sünde verdunkelt und verunreinigt iſt. Uebrigens kennet ihr höchſt wahrſcheinlich noch nicht einmal weder Geſtalt, noch Namen des Uebels, an welchem ihr leidet; um aber die Weiſe des Bekenntniſſes

*) Ein Epitheton der Lehre Buddha's.

ſicher beſtimmen zu können, müſſen wir einander verſtändlich ſein. Höret zu!"

„Es giebt 7 Verbrechen *), 10 Geſtalten des Gebrechens oder des Böſen **) und 4 Hauptſünden ***). Wer auch nur in ein einziges der genannten Uebel gefallen iſt, kann ſich die Gelübde nicht aneignen, wenn er ſich nicht zur Reue entſchließt; nämlich: a. wenn der Sünder ein Menſch von hohen Gaben iſt, und ſich in der Beſchaulichkeit üben kann, damit auf ſolche Weiſe das weſentliche Licht ſeiner Natur in ihm enthüllt werde: ſo wird derſelbe ſich bis zu demjenigen Standpunkte erheben müſſen, von welchem aus er begreift, daß ſein gegenwärtiger Zuſtand, ſein Leben — Täuſchung (Dunſt) ſei, und daß Dasjenige, was in ihm lebt und wirkt, gleichwie auch die Art, wie es lebt und wirkt, nur Erſcheinungen (Kun) ſeien; daß das Beſtändige, Ewige in ihm nur ſeine Natur (Zſul-ßin) ſei, alle Erſcheinungen aber, das Leben dieſer Natur, vorübergehend ſeien. Wenn dann ſein Gedanke zur vollkommenen Einerleiheit (Identität) mit ſeiner Natur gekommen iſt; wenn er dieſe Identität vollkommen beherrſcht; wenn er über den Formen der Erſcheinungen ſteht; wenn er fähig iſt, in jedem Augenblicke ſich zu dieſem Standpunkte zu erheben: ſo wird das ein Kennzeichen ſein, daß die Reinigung vollbracht ſei; und dies wird die Reue auf dem Wege der „Gedanken-Reinigung" ſein. — Wer von euch auf dieſem Wege zur Vollendung wandeln wird, der ſei nicht voreilig mit einem Schluſſe hinſichtlich ſeines Zuſtandes. Wenn er nämlich bemerkt, daß in ſeinem Herzen die Sinnlichkeit etwas ſtill geworden iſt, im Kopfe aber das Licht ſich zu ergießen beginnt: ſo wähne er darum noch nicht, daß er ſchon vom Sinnlichen frei geworden ſei, und das Heimatland erreicht habe. Nein, dazu muß er erſt die lebendige, aufrichtige Ueberzeugung von der Reinheit ſeines Geiſtes vollſtändig in ſich erſchaut und empfunden haben; nur auf dieſer Stufe der Vollkommenheit darf er überzeugt ſein, daß das Unkraut der Sünden in ihm vertrocknet ſei. b. Wenn es ein Menſch mit nicht eben großen Gaben iſt, ſo muß er ſich den Uebungen der ſich Reinigenden hingeben, und jede falſche Thätigkeit der Seele und des Leibes abſchneiden, um nach

*) Zi-ni.
**) Schi-e.
***) Sui-tſchun-gen-ben.

und nach jenen Schatten zu vernichten, welchen die Sinne auf ſeine Natur geworfen haben; er muß trachten, binnen einer gewiſſen Friſt — einer Woche, einem Monate, einem Jahre — unfehlbar Buddha zu ſchauen, und wenn es ihm nicht gelungen iſt: ſo muß er die Friſt verdoppeln, ſeine Anſtrengungen verſtärken, und ſo fortfahren, bis Buddha erſcheint, möge auch in dieſer Erwartung das ganze gegenwärtige Leben hingehen. Dies wird die Reue auf dem Wege der „Reinigung der Werke" ſein. Sie beſteht nicht darin, daß man nur den Leib mit frommen Uebungen beſchäftige, unbekümmert darum, wo die Gedanken umherſchweifen: wer auf ſolche Weiſe den Weg zur Reinigung wandelt, der wird nur für einen Reuigen gelten, aber von ſeinen Bemühungen keinerlei Nutzen ziehen."

„Ich habe geſagt, es gebe 7 Verbrechen; es ſind folgende:

1) Die Würde Buddha's beleidigen.

Buddha iſt der reinſte Zuſtand der Natur; klein, nichtig ſind vor ihm die Geiſter der 28 Himmel, unrein, unwiſſend vor ihm jeder derſelben. Er iſt mit zahlloſen Verdienſten geſchmückt, kommt ſtets, um die Geſchöpfe zu erleuchten, hat durch ſein Streben die höchſte Vollkommenheit erreicht, kann jegliches Weſen zum vollkommenen Schauen leiten, und den Wiedergeburten ein Ende machen. Eher vermöchteſt du den Berg Su-Meru umzuſtürzen, oder den Ocean auszutrocknen, als die von Buddha uns erwieſenen Wohlthaten im Allergeringſten bis an das Ende der Welt zu vergelten. Wenn nun Jemand, — ſtatt erkenntlich zu ſein, für die Wohlthaten zu danken, Verehrung zu erweiſen und Opfer darzubringen, — die Würde Buddha's kränkt, ſo wird dies das allergrößeſte Verbrechen ſein. Darum hat Buddha geſagt: die Würde Buddha's kränken, heißt, ſich unfähig machen für die Ablegung der Gelübde. Das Thun Desjenigen, welcher im Zorne, oder aus Bosheit irgend ein Bild Buddha's zerbricht, einen heiligen Thurm zertrümmert, oder die Bücher vernichtet, welche die höhere Lehre enthalten, beleidigt die Würde Buddha's.

2) Den Vater tödten.

3) Die Mutter tödten.

Vater und Mutter ſind für die Kinder Daſſelbe, was der Himmel *) iſt. Die Vernunft lehrt, daß man aus allen Kräften ſtreben

*) Das Wort „Himmel" hat bei den Chineſen die Bedeutung: Gott der Fürſorger, der Wohlthäter.

müſſe, ſie zu ehren, ihnen jegliche Unterwürfigkeit zu bezeigen, und in Nichts ihnen zu widerſprechen; im Winter ſie zu wärmen, im Sommer ihnen Kühlung zu ſchaffen, Abends für ihre Ruhe zu ſorgen, Morgens mit Ehrerbietung vor ihnen zu erſcheinen. Wenn man auch, um ihnen ſeine Ehrfurcht auszudrücken, und um ihnen das Nöthige zu ſchaffen, keine Mittel ſpart, keine Anſtrengung ſcheut: ſo heißt das noch nicht, die Kindespflichten erſchöpfen, vollſtändig erfüllen, ſondern nur, Einiges für die Wohlthaten bezahlen, welche ſie uns in Pflege und Erziehung erwieſen haben. Und wenn dem alſo iſt: was ſoll man von dem Thun Deſſen ſagen, der aus Herzensverderbniß, aus Bosheit ihnen Nichtachtung zeigt, ſeine Eltern tödtet? Darum hat Buddha geſagt: Vater oder Mutter tödten, heißt, ſich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

4) Einen Cheſchan tödten.

Das Wort „Cheſchan“ bezeichnet die erzeugende Kraft, und der Cheſchan iſt eine Perſon, welche den Gedanken der drei Hauptzuſtände der Vollkommenheit (Archan, Bodißadwa und Buddha) begreift, und unter deren Mitwirkung allein man ſich dieſelben ſtufenweis aneignen kann. Deshalb übt er auch bei der Ablegung der Gelübde die Hauptthätigkeit. Die Eltern erzeugen und ernähren unſeren Leib, und dieſe ihre Wohlthat gilt für eine ſehr große, unbezahlbare: iſt die Wohlthat derjenigen Perſon nicht größer, welche uns in das Leben jenſeit der Wiedergeburten einführt, hineinzeugt? Welche Wohlthat kann höher ſein, als dieſe? Darum hat Buddha ſeinen Anhängern geboten, den Cheſchan zu ehren, und dieſes Gebot in ſehr beſtimmten und ſtrengen Ausdrücken hingeſtellt; und wenn mithin Jemand, — ſtatt der Dankbarkeit, Ehrerbietung und Achtung, zu denen er für die Wohlthaten verpflichtet iſt, welche uns der Cheſchan erweiſ't, — demſelben Schaden zufügt, oder gar aus Bosheit, im Zorne ihn tödtet: wird eine ſolche Handlung nicht die ſchwärzeſte That, das größeſte Verbrechen ſein? Buddha hat geſagt: einen Cheſchan tödten, heißt, ſich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

5) Einen Führer (Atſchari) tödten.

Der Führer iſt euer nächſter, unmittelbarer Helfer, euer Vorbild bei dem Werke der Selbſtvervollkommnung. Es giebt fünf Arten: a. Derjenige, welcher für das Einſiedlerleben geneigt macht und den

a) Ti-ſa-atſchari.

Kopf zu ſcheeren anräth; b. Derjenige, welcher das Gefäß des Geſetzes reinigt und aus ihm ein Behältniß der Gelübde bildet; c. Derjenige, welcher den des Anſtandes Unkundigen (Rohen, Unwiſſenden) und Leichtſinnigen in einen Menſchen umwandelt, der den Anſtand ſtrenge beobachtet, höflich und geſetzt iſt; d. Derjenige, welcher im Beiſammenleben den Sinn und die Anwendung der Geſetzesvorſchriften erläutert, und e. Derjenige, welcher auch nur eine einzige Zeile der höheren Lehre erklärt. Es iſt leicht zu begreifen, wie groß die Wohlthaten dieſer Perſonen ſeien: ſie ſind im vollen Sinne Führer über die Schranke der Wiedergeburten, Helfer zum Leben im Geiſte der wahren Weisheit; und wenn man bis an ſeines Lebens Ende ſie von ganzer Seele ehrt, ſo dankt man ihnen dennoch nicht vollkommen für die erwieſenen Wohlthaten. Was ſoll man alſo von der Handlungsweiſe Deſſen ſagen, der in Bosheit oder Zorn irgend eine der genannten Perſonen beſchädigt oder tödtet! Wird dieſes nicht das widerlichſte Verbrechen ſein? Den Führer tödten heißt, ſich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

6) Dem Zuſtande der Brüderſchaft Schaden zufügen.

Die Brüderſchaft iſt die Schatzkammer der wahren Lehre, das nothwendige Organ für die Erleuchtung der Geſchöpfe; in ihr ſind die wichtigſten Mittel der Selbſtvervollkommnung*) alle vereinigt. Indem ſie die heilſame Lehre verbreitet, gleicht ſie einem Schiffe, welches über das bittere Meer des Lebens führt. Wer lehrt außer der Brüderſchaft die wahre Weisheit? Nur unter Mitwirkung dieſes wichtigen Standes kann die wahre Lehre fortgepflanzt und verbreitet werden, und nur durch ſeine Vermittelung mehren ſich die Wiedergeburten in Menſchen und ſeligen Geiſtern, und mindern ſich die Wiedergeburten in Thieren. Es leuchtet ein, daß dieſer Stand unſere ganze Achtung und Verehrung verdient. Wenn nun Jemand aus Bosheit oder Verderbtheit des Herzens der Brüderſchaft Schaden zufügt (d. h. entweder ihre Eintracht ſtört, oder ihre Wirkſamkeit hin-

b) Sſe-mo-atſchari.
c) Sſjao-ſchou-atſchari.
d) I-tſchi-atſchari.
e) Schou-ſſin-atſchari.
*) Sſe, Din, Choi.

dert): wird das nicht ein Verbrechen, und zwar ein sehr wichtiges, sein? Darum hat Buddha gesagt: den Zustand der Brüderschaft zerrütten, heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen.

7) Einen Archan tödten.

Der Archan ist ein Wesen, welches höher steht, als die Welt der Formen, und wirklich die Schranke der Wiedergeburten überschritten hat. Sein Wort erleuchtet jegliche Verfinsterung; er ist die mitwirkende Ursache der Verbesserung in unserem Zustande, denn er vermag sowohl in der Gegenwart*) Nutzen zu schaffen, als in der Zukunft**) Vergeltung zu bereiten. Es ist schlecht, gegen ein so seltenes Wesen sich unehrerbietig, ohne Ehrfurcht zu benehmen. Was soll man von der That eines Solchen sagen, welcher einen Archan tödtet? Buddha hat gesagt: einen Archan tödten, heißt, sich unfähig machen, die Gelübde abzulegen."

„Ich habe gesagt: es giebt 10 Gestalten des Gebrechens. Gebrechen oder Böses nenne ich die falsche, verkehrte Thätigkeit in Folge der Verfinsterung des Geistes. Der Verfinsterte handelt durchaus im Widerspruch gegen sein inneres Gefühl; jeder Schritt seiner Thätigkeit, jede Anspannung seiner Kräfte verunreinigt und verdunkelt seinen Geist mehr und mehr, und diese Unreinigkeit, diese Verdunkelung der Seele, welche, wie eine Baumrinde, gleichsam in Lagen anwächst, verstärkt mit jeder Lage ihre Macht über den Geist und erhöht die Gefahr seines Zustandes. Die Gebrechen oder das Böse sind:

1) Mord. Das Leben der Geschöpfe ist aus drei Elementen zusammengesetzt: dem denkenden Principe, dem Athmen und der Wärme. Tödten heißt, die harmonische Wirkung dieser Elemente zerstören, und Derjenige, welcher ein ihm gleichartiges oder ungleichartiges Wesen tödtet, ahmt nicht nur den Tugenden der vollkommenen Männer nicht nach, welche vor ihm gewesen sind, sondern ertödtet auch in sich das Gefühl des Mitleidens und der Liebe zu den Geschöpfen.

2) Diebstahl. Diebstahl heißt die heimliche Aneignung fremder Habe, und Habe nennt man Dasjenige, was zur Fortsetzung des Lebens erforderlich ist. In der Welt, bei den Familienhäuptern, kann die Habe eine ererbte sein, oder eine wohlerworbene. Bei den Einsiedlern gehört die Habe entweder dem Tempel (Fa), oder der

*) Indem er irgend etwas Gutes lehrt.

**) Indem er Gelegenheit bietet, ihm ein Almosen zu reichen.

Brüderſchaft (Sſen). Die dem Tempel gehörenden Gegenſtände ſind: koſtbare, aus duftendem Holze geſchnitzte, oder mit Seide geſtickte, oder prächtige, aus Metall gegoſſene Bilder Buddha's, gedruckte oder geſchriebene heilige Bücher und überhaupt alle ähnliche und unſerer Verehrung würdige Gegenſtände. — Die der Brüderſchaft angehörige Habe iſt vierfacher Art: a. die Habe, welche das Eigenthum irgend eines Tempelgebietes iſt, z. B. die Küche, der Speicher, die Geſindewohnungen, die Wohngemächer jeder Art, blumen- und fruchttragende Bäume, Gärten, Wälder, Dienerſchaft, Zugvieh, überhaupt jedes Eigenthum des Tempelgebietes, welches die Brüderſchaft ungetheilt benutzt, und welches ſie nicht verkaufen darf; b. Opfer oder Spenden zum Unterhalte der Brüderſchaft (Schifan); Gegenſtände dieſer Art kann jeder Einſiedler benutzen, welcher in den Tempel kommt; c. temporäre Spenden, deren ſich nur die wirkliche Brüderſchaft bedienen darf, ohne ſie mit den beſuchenden Einſiedlern zu theilen, und d. Gegenſtände, welche einer Vertheilung unter die geſammte Brüderſchaft unterliegen; ſolches ſind die Sachen, welche bei dem Ableben eines Einſiedlers nachgelaſſen werden. Die widerrechtliche Aneignung der genannten Dinge, ja ſelbſt ihre Benutzung ohne ausdrückliche Beſtimmung, iſt Sünde, und heißt Diebſtahl.

3) Willfährigkeit gegen das Fleiſch iſt das unreinſte aller unreinen Werke in der Welt, führt nur zu einem Ziele, — in die Hölle, und dort erſt werden die Unglücklichen einſehen, um einen wie theuren Preis ſie einen minutenlangen Genuß erkauft haben!

4) Lüge. Dieſes ſind leere Worte, welche keinen Grund haben, und vorgebracht werden, damit man ihnen glaube. Es giebt eine wichtige Lüge und eine unwichtige. Eine wichtige iſt es z. B., wenn Jemand einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht hat, und gleichwohl ſagt, er habe ihn erreicht; er fühlt das Vorhandenſein ſolcher Vollkommenheit thatſächlich nicht in ſich, erkennt ſie an keinem Zeichen, ſagt aber, daß er ſie fühle, und ſagt dieſes aus Eitelkeit, wegen irgend eines zeitlichen Vortheiles, oder auch bloß, um ſich ein Anſehen zu geben. Die unwichtige Lüge bezieht ſich auf gewöhnliche Dinge, wie z. B., wenn Jemand Etwas nicht geſehen, nicht gehört hat, und behauptet, er habe es geſehen, gehört u. ſ. f., und das Alles

aus alter Gewohnheit zu lügen, und Diejenigen gering zu achten, mit denen er redet.

5) Doppelzüngigkeit, d. i. die Neigung, weiterzutragen, wo und was von Jemand gesagt wird, entweder absichtslos, oder um Zwietracht zu stiften, und Letzteres entweder aus versteckter Feindschaft, mit dem Wunsche, sich zu rächen, oder aus Neid, mit dem Wunsche, eines Anderen Emporkommen zu verhindern. Ein Gleiches ist es, wenn Jemand vor den Augen süße, freundschaftliche Reden führt, hinter dem Rücken aber anschwärzt, schmäht, zu schaden trachtet, und zwar, um Andere mit einander zu entzweien, in Feindschaft zu versetzen, die innigsten Verbindungen zu zerreißen: Dieses, wie Jenes, wird Doppelzüngigkeit sein.

6) Unzüchtige Reden (Zoten). Dieses ist die Gewohnheit, garstige Worte vernehmen zu lassen, und dadurch Andere zum Erröthen zu bringen; es erscheint entweder als eine Folge getäuschter Hoffnung, oder in Folge zu weit getriebener Scherze, welche Verdruß erregen. Der Zotenreißer vergißt alle Rücksichten und Verhältnisse;*) scham- und gewissenlos spricht er Unzüchtiges aus ohne Unterschied, und findet Vergnügen an dem unangenehmen Eindrucke, welchen seine Schandreden hervorbringen.

7) Die Erfinnung von Sophismen, d. h. solcher Schriften oder Reden, welche in schönem Stile eine vollständige Lüge, oder dem gesunden Verstande Widersprechendes vortragen, und zwar entweder einfach in dem Verlangen, seine Fähigkeiten an den Tag zu legen und vor den Anderen zu prahlen, — oder mit schädlichen Absichten, aus dem Wunsche, irgend Jemandes guten Namen, oder treffliche Eigenschaften herabzusetzen und zu lästern.

8) Habsucht. Dieses ist die Liebe, die Anhänglichkeit für irgend Etwas. Bei den Weltlichen ist es die nie ruhende Sorge um den Ruhm und um die Vermehrung der Mittel zu einem gesicherten Leben; bei den Einsiedlern ist es das Verlangen nach reichen Spenden, nach Ehre, nach dem Selbstgenusse des Lebens durch unerlaubte Mittel.

Die mit dem Gebrechen der Habsucht Behafteten sind taub für die Bitte um Hülfe; haben sie bemerkt, daß irgend Etwas ihnen Vor-

*) San-gan, U-tschan, U-luu.

theil verſpreche, ſo hängen ſie ſich mit ganzer Seele daran, ſparen Nichts, — weder Mittel, noch Gewiſſen, — und ſind völlig unbekümmert um das Elend, welches ihrer wartet.

9) Bosheit, d. i. das Gefühl, welches irgend welche, unſerem Verlangen widerſtrebende Umſtände in uns erregen. Bei den Weltlichen bezieht es ſich auf Ehrenbezeigungen, Vortheile, Geld, unbewegliche Habe: ſie trachten nach irgend Etwas, verfehlen aber ihr Ziel, — und erboßen ſich. Bei den Einſiedlern rührt es aus Kleinmuth her: ſie ſtoßen im Leben auf mancherlei Unbequemlichkeiten, finden die Erfüllung des Geſetzes ſchwer, — und gerathen darob in Zorn.

10) Häreſie, d. i. eine völlig verkehrte Anſicht von den Dingen: indem ſie die uranfänglichen vier Grundwahrheiten der Lehre nicht verſtehen, ſtellen ſich die Häretiker das Weſen der Dinge auf eine unwahre Weiſe vor."

„Ich habe der vier Hauptſünden erwähnt; dieſe ſind: a) Mord, b) Diebſtahl, c) Verletzung der Keuſchheit, d) Lüge, und ſie heißen Hauptſünden, weil ſie an der Spitze aller Geſetzesvorſchriften ſtehen, ſowohl für die Jupoße und die Schami, als für die Bikſchu und die Bodißadwa. Wenn ein Menſch, auf welchem keinerlei Gelübde ruhen, eine der genannten Sünden begeht, ſo heißt dieſes für ihn: dem allgemeinen Looſe unterworfen ſein, der menſchlichen Schwachheit, und aus Unwiſſenheit ſündigen; bei Demjenigen aber, welcher Gelübde abgelegt hat, zeigen ſie nicht mehr bloße Schwachheit an, ſondern ſchon Verderbtheit und Unfähigkeit für ein reines Leben."

„Weiſe Jünglinge! Ich hoffe, daß ihr Alles verſtanden habet, was ich geſagt habe. Nun ſammelt euch, überdenket euer ganzes Leben, und wenn ihr irgend eine Sünde in euch fühlet, ſo entdecket ſie mir ohne Hehl. Wenn ihr auch nur die kleinſte, ſcheinbar geringfügigſte Schwachheit in euch verheimlichet, ſo wird, glaubet mir, die Ablegung der Gelübde vergeblich ſein; denn geſetzt, ihr hättet beſchloſſen, ein altes Kleid zu erneuern, ſo würde erforderlich ſein, daſſelbe zu reinigen, bis es weiß wird, und je reiner und weißer ihr es waſchet, um ſo geeigneter wird es für die Farbe ſein, um ſo beſſer dieſelbe annehmen. Ich will euch Fragen vorlegen, und es mögen deshalb immer Einige von euch zu mir herantreten und auf jede meiner Fragen gewiſſenhaft antworten."

Nach dieſem Eingange verlaſſen die Bittſteller den Saal, werden von den Aufſehern reihenweiſe geordnet und ſodann zu zwei, höchſtens drei Reihen wieder zurückgeführt. Nun befragt ſie der Secretair über ihre Handlungen, indem er ſeinen Fragen allerlei Erklärungen beifügt; er forſcht nicht nur nach der Sünde, ſondern auch nach ihrer Veranlaſſung und überhaupt nach allen Nebenumſtänden, damit eine genauere Kenntniß der Sünde ihm eine geſetzlichere Abwägung ihres Gewichtes und folglich eine richtigere Beſtimmung der Strafe möglich mache. Nach Beendigung der Fragen beſtimmt er, mit Rückſicht auf die Menge und Beſchaffenheit der eingeſtandenen Sünden, ihre Strafe (Dieſem Verneigungen, Jenem das Leſen kurzer Ausrufungen u. ſ. w.), worauf die ganze Abtheilung ſich in den Tempel verfügt, um die auferlegte Buße zu vollziehen. Demnächſt erſcheint die zweite Abtheilung vor ihrem Richter, darnach die dritte und ſo fort bis zur letzten.

Iſt die letzte Abtheilung gerichtet, ſo treten ſämmtliche Bittſteller auf's Neue in den Arbeitsſaal, und der Secretair richtet folgende Rede an ſie:

„Weiſe Jünglinge! Obgleich ihr mir frei und umſtändlich eure Sünden bekannt habt, ſo überleget dennoch, ob ihr Nichts vergeſſen habet. Ihr ſeid jetzt in dem Saale, an heiliger Stätte, in Gegenwart des allerforſchenden Lichtes der drei Kleinode und einer Menge von Schutzgeiſtern, — da, wo Alles klar und Nichts verborgen iſt. Ueberleget! Wenn ihr Etwas vergeſſen habt: jetzt iſt es noch Zeit; entdecket es offenherzig. Habt ihr gleich ein altes Kleid hinlänglich gewaſchen: Nichts hindert, es fort und fort zu waſchen; es wird nur um ſo empfänglicher für die Farbe werden. So frage ich denn: habet ihr mir Alles entdeckt?“ (Antwort.)

„Weiſe Jünglinge! Geſetzt, ihr habt mir Alles enthüllt: ſo iſt damit doch nur Dasjenige erſchöpft, was ihr in der gegenwärtigen Wiedergeburt gethan habt. Aber wie viel Sünden giebt es noch, welche ihr in den unzähligen früheren Wiedergeburten begangen habt, — früher, ehe ihr von Buddha wußtet, von ſeiner Lehre gehört hattet, ſeiner Brüderſchaft begegnet waret! — Sünden aus Leidenſchaften, aus Verfinſterung, ſolche Sünden, welche ihr nicht einmal kennet, noch argwöhnet, welche aber den Buddha's und den Bodiſadwa's vollkommen bekannt ſind! Um von dieſen euch zu reinigen, rathe ich euch, jetzt mit hungriger und durſtiger Seele, mit

dem Gefühle tiefer Andacht, eure Gedanken zu ſammeln, dieſelben auf die drei Kleinode (Buddha, die Lehre und die Brüderſchaft) zu richten, und, mit mir einſtimmend, die folgenden reinigenden Verſe zu ſingen:

(Er ſteht auf und beginnt zu ſingen; Alle ſtimmen ein und machen nach jedem Verſe eine Verneigung).

a) Für alle Uebelthaten — im Werke, im Worte, im Gedanken,

b) Für die ehemals, vor der gegenwärtigen Wiedergeburt, in Eigennutz, Bosheit, Verblendung begangenen,

c) Für jede ſchwere Sünde, welche die Aneignung der Gelübde hindern kann,

d) Bringe ich jetzt vor Buddha's Angeſichte Reue dar."

Am Schluſſe des Geſanges ſetzt der Secretair ſich abermals nieder, und beſchließt die Verſammlung mit folgender Ermahnung:

„So iſt denn die Reinigung vollbracht; bewahret euch in der Reinheit, haltet euer Kleid und eure Schaale in Bereitſchaft, und, in Erwartung des für die Gelübde beſtimmten Tages, beſchäftiget euch mit Erlernung der Gebete, eurer unerläßlichen Anleitung. *) (Ein Schlag). Verſprechet ihr, ſo zu thun, wie ich geſagt habe?" (Bejahende Antwort).

Hierauf trennen ſich Alle, nachdem ſie den Secretair in ſeine Gemächer geleitet haben, und üben ſich, bis der Tag der Gelübde erſcheint, in den verſchiedenen Haltungen des äußeren Benehmens, wobei ſie die Verſe (Gata's) ſelbſt auswendig lernen, welche bei jeder Stellung geleſen werden. Der Tag der Gelübde wird übrigens nicht länger, als einen Monat hinausgerückt.

Dieſes iſt der Hergang, wenn bei dem Bekenntniſſe keinerlei ſchwere Sünden aufgedeckt werden. Stellt ſich hingegen irgend Einer als Mörder, als Zerſtörer eines Tempels, oder als fleiſchlicher Sün-

*) Dieſer Auszug der Vorſchriften für die Schami iſt daſſelbe Buch, welches Herr Neumann unter dem ſeltſamen Titel „Schamaniſcher Katechismus" herausgegeben, und wobei er zwei durchaus verſchiedene Dinge, den Buddhismus und den Schamanismus, mit einander verwechſelt hat. Gegenwärtig werden dieſem Buche noch drei andere — in derſelben Art — beigefügt, nämlich: a) Sui-juin-ſſie-ben, Regeln für die Bikſchu, b) Bini-ſchi-ßun, Gebetbuch und c) Fan-wan-ſſin, Regeln für die Bodißadwa.

den u. dgl. ſchuldig dar: ſo wird er ſofort von den reinen Schami abgeſondert, und an einen beſonderen Ort geführt, denn der Secretair wagt nicht, das Urtheil über einen ſolchen Menſchen allein zu fällen. Am folgenden Tage berichtet er über dieſe Angelegenheit dem Cheſchan, und dieſer beruft die ganze hochehrwürdige Brüderſchaft in ſeine Gemächer, befiehlt, die Sünder — wir nehmen an, es ſeien ihrer drei — vorzuführen, und richtet an die Letzteren folgende Rede:

„Dadurch, daß ihr nach den Gelübden verlanget, habt ihr euch von einer guten Seite gezeigt; allein die Sünden, welche ihr bekannt habt, beweiſen, daß ihr unreine, für die Lehre untaugliche Gefäße ſeid: nach den Regeln unterlieget ihr dem Verbote. Mit großem Vergnügen würde ich euch die Gelübde abnehmen: aber wer doch wird wagen, im Widerſpruche mit dem Geſetze, dieſes zu thun? (Alles ſchweigt.) Gleichwohl ſchlage ich es nicht gänzlich ab, ſondern ich will für Diejenigen unter euch, welche tiefe Reue und Leid über ihre Sünde empfinden, und, keine Anſtrengung ſcheuend, ſich zur Reinigung entſchließen wollen, mit dieſen hochtugendhaften Perſonen der Brüderſchaft auf ein beſonderes Mittel denken, ihrem Elende abzuhelfen. In ſeinem Buche*) ſagt Buddha: „Wenn Jemand ſich von Sünden frei machen, von Verbrechen ſich reinigen und ſelbſt für die ſchwerſte Sünde — die Läſterung gegen die Lehre — Vergebung erhalten will: der ſoll die Ceremonie vollbringen, welche darin beſteht, daß er die Namen und Zunamen der 53 Buddha's und die unzähligen großen Verdienſte der 3000 Buddha's verehrt. Weil die Buddha's die Lehrer der Geſchöpfe ſind, und aus Erbarmen in jeglichem Elende helfen, bereit, alles Gute herabzuſenden: ſo reißen ſie den Reuigen aus dem Verderben, wäre auch nur noch ein Härchen an ihm gut. Ich bevorworte, daß während der Ceremonie der Reinigung ein reines, gewaſchenes Kleid getragen werden muß; daß man aufmerkſam ſein muß auf die Darbringung des Rauchwerkes und der Kerzen, und daß man zu bitten hat, es möge in einer Woche, in zwei oder mehr, Buddha ſich zeigen in ſeiner ganzen Schönheit und Erhabenheit. Erſcheint Buddha in dieſer Friſt: ſo wird dieſes ein Zeichen ſein, daß die Sünden und die Hinderniſſe der Gelübde vernichtet ſeien. Wenn aber während der Reinigung entweder das Herz nicht mit dem

*) Sſan-zſſan-tſchu-ſo-min.

Werke allein beſchäftigt, oder der Gedanke nicht durch Andacht gefeſſelt, oder kein hinreichender Glaube vorhanden iſt an den unzerreißbaren Zuſammenhang zwiſchen der Strafe und dem Gebrechen, zwiſchen der Belohnung und der Tugend, oder kein Entſetzen vor den Höllenqualen: ſo wird Buddha einem ſolchen Menſchen nicht erſcheinen, obgleich ſein Erbarmen gegen Alle gleich groß iſt. Wenn in unruhigem Waſſer der Mond ſich nicht wiederſpiegelt: wer trägt die Schuld? Williget ihr alſo ein, die Reinigung in dem Geiſte vorzunehmen, wie ich erklärt habe? (Wir verſprechen es.)"

Darauf wendet ſich der Cheſchan zur Brüderſchaft und ſagt: „Ihr aber, Hochtugendhafte! wie denket ihr: darf man ſie geſetzlich zur Ceremonie der Reinigung hinzulaſſen? (die Brüderſchaft antwortet: Man darf!) Wenn die Brüderſchaft dieſes für ſtatthaft erklärt: ſo weiſet dieſen Leuten eine ſtille Stätte an, ihr Aufſeher! wo ſie die Ceremonie vollbringen mögen; und wenn Solches geſchehen iſt, berichtet!"

Der Cheſchan zieht ſich zurück und die Verſammlung trennt ſich. Die Aufſeher aber führen die zu Reinigenden in einen abgeſonderten Saal, und weiſen Jeden an, vor welchem Bilde Buddha's er die Buße zu verrichten habe. Die kürzeſte Friſt dieſer Buße iſt eine Woche.

Die Ceremonie ſelbſt wird in folgender Weiſe ausgeführt. Indem der ſich Reinigende Rauchwerk, oder angezündete Kerzen darbringt, ſagt er: „Mit ganzem Herzen wende ich mich zu Buddha, ſeiner Lehre und ſeiner Brüderſchaft! Ich bin entſchloſſen: ich verlange nicht meine Befreiung, nicht, in einem Menſchen, einem ſeligen Geiſte wiedergeboren zu werden, oder den Zuſtand eines Archan zu erreichen, — nein, ich will Bodißadwa ſein, die höchſte Vollkommenheit erreichen, die Geſchöpfe erretten!" Dies iſt eine Art Einleitung. Nach derſelben kniet der Reuige nieder, ſpricht in beſtimmter Reihenfolge die Namen der Buddha's aus („Ich neige mich vor dem Buddha N. N." u. ſ. f. bei 3053 Namen), und macht nach jedem ausgeſprochenen Namen eine Verneigung. Am Schluſſe ſämmtlicher Namen und Verneigungen erhebt ſich der Büßende, bringt auf's Neue Rauchwerk und Kerzen dar, ſpricht abermals den Eingang aus, fällt wiederum auf die Kniee, und verneigt ſich, ihre Namen ausſprechend, vor den Buddha's. So muß eine Woche verfließen.

Die Aufſeher aber löſen ſich ab, überwachen den Gang des Reinigungswerkes, und treiben den Büßenden Tag und Nacht an.

Nach Ablauf der Friſt beruft der Cheſchan die Brüderſchaft von Neuem, befiehlt, Diejenigen, welche ſich gereinigt haben, in die Verſammlung zu führen, und fragt ſie, ob ihnen Buddha erſchienen ſei. Nun hat man ein ſogenanntes Tagebuch der verſchiedenen Erſcheinungen Buddha's, in welchem geſchildert iſt, wann und wie Buddha Jemandem erſchienen ſei. Mit dieſen Erſcheinungen vergleicht man die Angaben der Büßenden, ſobald ſie erklären, Buddha habe ſich ihnen gezeigt. Stimmen die Angaben mit den früheren Erſcheinungen überein: ſo werden die Gereinigten den „reinen Schami" beigezählt. Wenn hingegen die Anzeige nicht völlig zuſtimmt, oder wenn Jemand geradezu erklärt, er habe Nichts geſehen: ſo erhebt ſich der Cheſchan von ſeinem Sitze, wäſcht vor der ganzen Verſammlung ſeine Hände, nimmt für jeden Büßenden drei Zettel (auf den einen ſchreibt er: „Zuzulaſſen", auf den anderen: „Die Buße fortſetzen", auf den dritten: „Nicht zuzulaſſen"), rollt dieſelben zuſammen, und ladet die Verſammlung in den Tempel; dort legt er die Zettel vor das Bild Buddha's, ergreift eine angezündete Kerze, bringt dieſelbe dar, und ſpricht für ſich ein Gebet. In dem Tempel herrſcht Stille; Niemand wagt zu athmen: Alles merkt auf das ſtumme Gebet des Cheſchan, und nur das Weinen und Schluchzen der Büßenden unterbricht von Zeit zu Zeit das allgemeine Schweigen. Der Cheſchan betet:

„Zu Euch, Du vollkommen Vorherſehender *) und Ihr Bodißadwa's alle! nehmen wir im Gebete unſere Zuflucht. Hier ſind aus dem Orte N. N. des Kreiſes N. N. Einwohner, mit Namen N. N., welche den Wunſch ausgeſprochen haben, die Gelübde abzulegen, und von mir, dem Bikſchu N. N., verlangen, daß ich ihnen dieſelben abnehme; da ſie aber in der gegenwärtigen Wiedergeburt wichtige Verbrechen begangen haben (— folgt die Aufzählung der Verbrechen —): ſo habe ich, der Bikſchu N. N., nicht gewagt, gegen das Geſetz ſie zu den Gelübden hinzuzulaſſen. Ich habe ihnen die Ceremonie der Verehrung und Lobpreiſung der Namen der Buddha's auferlegt, damit ſie der Erſcheinung Buddha's würdig

*) Ein Titel Buddha's.

werden möchten; die Ceremonie iſt vollbracht, aber Buddha nicht erſchienen, — vielleicht, weil ihre Sünden zu gewaltig ſind, und ihr Glaube zu ſchwach; vielleicht auch, weil ſie ihre Sinne nicht haben durch die Andacht bändigen können. Nun werfen wir uns ſtatt ihrer mit Gebet vor allen Buddha's und Bodißadwa's nieder: verlaſſet ſie nicht, ſondern nehmet ſie gnädig auf; vertilget ihre ſündige Unreinheit, machet ſie der Gelübde fähig, und, nach deren Ablegung, einer pünktlichen Erfüllung derſelben nach dem Geſetze. Demüthig flehen wir um Eure Gnade, um Euer Erbarmen! Mögen dieſe drei Zettel Euren Willen verkünden!"

Sobald er das Gebet beendet hat, verneigt ſich der Cheſchan dreimal und nach ihm auch die ganze Verſammlung. Ganz zuletzt aber nähern ſich, zwiſchen Furcht und Hoffnung zagend, die Büßenden, verneigen ſich, knieen nieder, nehmen Jeder einen Zettel, und überreichen ihn dem Cheſchan. Dieſer rollt den Zettel auf und verkündet Buddha's Willen. Wer einen zulaſſenden Zettel gewählt hat, wird ſofort den reinen Schami beigezählt; wer einen die Reinigung verlängernden Zettel ergriffen hat, wird abermals auf eine gewiſſe Zeit (auf einen Tag oder zwei) in ein beſonderes Gemach geführt und nach Ablauf dieſer Friſt den reinen Schami zugezählt; denjenigen aber, welcher einen nicht zulaſſenden Zettel getroffen hat, führt man auf längere Zeit, als vorher, hinweg, und nach Ablauf der Friſt tritt die Verſammlung von Neuem zuſammen, abermals wird zu den Buddha's gebetet, abermals ein Zettel gewählt, — und dieſes ſo lange, bis er einen zulaſſenden Zettel faßt. Wenn es ſich ereignet, daß der Büßende bis zum Tage der Gelübde keinen zulaſſenden Zettel gewählt hat, ſo muß er bis zur Eröffnung eines neuen Curſus der Gelübde in demſelben, oder in einem anderen Tempel, ohne Ablegung derſelben bleiben.

Am Tage der Ablegung der Gelübde findet im Arbeitsſaale eine feierliche Verſammlung ſtatt. Daſelbſt wird nach mancherlei Ceremonieen und Anrufungen *) von den Bittſtellern ein Eid verlangt,

*) Dieſes Alles wird weiter unten, in der Ceremonie Bikſchu, ausführlicher dargelegt.

daß ſie mit Seele und Leib Buddha, ſeiner Lehre und ſeiner Brüderſchaft angehören wollen.

„Ich ſchwöre", ſagen die Bittſteller, „daß ich, N. N., mich ganz und gar, mit meinem ganzen Weſen zu Buddha, ſeiner Lehre und ſeiner Brüderſchaft gewendet habe; ich ſchwöre, daß der wahrhaftig Gekommene (Schu-lai), der vollkommen zur Wahrheit Durchgedrungene, der vollkommen Vorherſehende, nach ſeiner Barmherzigkeit gegen mich, meine Stütze iſt und meine Hoffnung (Schi-zſun, Hoffnung, Stütze des Handelns); ich ſchwöre, daß ich unter der Anleitung meines Cheſchan, N. N., mich von der Welt losgeſagt habe, in dem Verlangen, Buddha nachzufolgen!"

Nach dem Eide ſagt der Cheſchan:

„Weiſe Jünglinge! Eure Einverleibung iſt vollzogen; ihr habt euch das Weſen der Gelübde angeeignet. Nunmehr bleibt mir nur noch übrig, dieſe Gelübde in Worten auszuſprechen, damit ihr, — nicht bloß ihren allgemeinen Sinn, ſondern auch die Worte ſelbſt kennend, in welchen ſie ausgedrückt werden, — dieſelben um ſo leichter erfüllen könnet. Ein Jeder ſpreche ſeinen Namen aus.

Verſprechet:

1) in eurem ganzen Leben das Leben jedes Lebendigen zu ſchonen;

2) nicht zu ſtehlen;

3) die Keuſchheit zu bewahren;

4) nicht zu lügen;

5) keine ſtarken Getränke zu trinken;

6) keine duftenden, aus Blumen gewundenen Kränze zu tragen, euch mit keinerlei Specereien zu ſalben;

7) keine Lieder zu ſingen, weder einfach, nur mit der Stimme, noch mit Tanz, noch unter Begleitung muſikaliſcher Inſtrumente; auch dahin, wo ähnliche Dinge vollbracht werden, nicht in der Abſicht zu gehen, um zuzuhören oder zuzuſchauen;

8) euch auf keinen Ruheſeſſel (Divan) zu ſetzen;

9) nicht unzeitig (d. i. Nachmittags) zu eſſen;

10) kein Gold und kein Silber — weder roh, noch verarbeitet — und überhaupt keine koſtbaren Gegenſtände anzurühren."

Nachdem er ihnen dieſe zehn Punkte dreimal vorgeſprochen, befiehlt ihnen der Cheſchan, ſich zu kleiden. Sämmtliche Schami treten einzeln aus der Reihe hervor, legen unter gewiſſen Haltungen und

unter dem Ableſen beſtimmter Gata's zuerſt das aus fünf, darnach das aus ſieben Stücken beſtehende Kleid*) an, und ſobald ſie eingekleidet ſind, ſchließt der Cheſchan die Verſammlung mit einer Ermahnung der Schami:

„Schami! Ihr habt die Gelübde abgelegt und ich habe euch ihren Sinn erläutert. Dies möge euer frommes Gefühl erfreuen und all eurem Thun zur Stütze dienen; es möge in euch die Weisheit wachſen und eure Vollkommenheiten verzehnfachen, damit auch ihr zu ſeiner Zeit fähig ſeid, jede Creatur zu erleuchten und zu Buddha's Lehre hinzuleiten. Ich rufe euch fünf herrliche Tugenden in's Gedächtniß: a) der Welt entſagen, um von ganzem Herzen ſich der Lehre hinzugeben; b) alles Sichtbare und Schöne verachten, um durch die That den Sinn des Kleides auszudrücken, in welches euch die Lehre gekleidet hat; c) alle Bande der Verwandtſchaft und Anhänglichkeit vollſtändig zerreißen, um nicht durch nichtige Dinge zerſtreut zu werden; d) zum Nutzen der Lehre weder Geſundheit noch Leben ſchonen; e) den Vorſatz faſſen, die höhere Lehre (Da-tſchen) zu begreifen und ſich anzueignen, um auch Andere unterweiſen zu können. Uebet euch eifrig in den Regeln, gewöhnet euch zur Beſchaulichkeit, trachtet nach der höheren Weisheit, lernet alle Bücher Buddha's, führet ein Leben voll äußerſter Vorſicht, fliehet auf alle Weiſe den Müßiggang, verzärtelt den Leib nicht, beherrſchet eure Wünſche. (Ein Schlag.) Verſprechet ihr mir das?“ (Wir verſprechen es!) Darauf erhebt ſich der Cheſchan und ſagt: „Laſſet uns Buddha preiſen!“

Der Aufſeher giebt das Zeichen und Alle ſingen:

„In dem Verlangen, daß alles Leidenſchaftliche, Alles in Unreinheit Verſunkene bald in das unendliche, lichtſtrahlende Reich Buddha's eingehe, preiſen wir die herrlichſte That — die Ablegung der Gelübde — und die unermeßliche, unvergleichliche Seligkeit. Geſegnet ſeien alle Buddha, Bodißadwa, Mahaßadwa, Mahabodi, Paramita!“

Nach dem Geſange verneigt ſich die ganze Verſammlung vor dem Cheſchan, geleitet ihn in ſeine Gemächer und trennt ſich darauf.

---

*) Die Bedeutung und Einrichtung der Kleider wird weiter unten erläutert.

Digitized by Google

Die Gelübde der Bikſchu.

Sobald der Cheſchan die Abnahme der Gelübde Schami vollzogen hat, giebt er für den folgenden Tag Befehl, die neuen Schami auf die Gelübde Bikſchu vorzubereiten. Dieſe Vorbereitung beſteht hauptſächlich in einer Wiederholung der Lectionen hinſichtlich der Art, „ſich Buddhiſtiſch zu halten.“*) Schon vor Ablegung der Gelübde Schami haben ſich die Bittſteller mit ähnlichen Aufgaben beſchäftigt; jetzt, nach Ablegung der Gelübde, wird ihnen dieſelbe Wiſſenſchaft vorgetragen, nur in weiterer Entwickelung, in ihrem ganzen Umfange. Es wird ihnen jetzt nicht mehr die Handlung allein und die Art, wie ſie zu verrichten, ſondern auch der eigentliche Zweck und der Sinn alles deſſen erläutert; auch werden ſie jetzt nicht mehr einzeln beſchäftigt, ſondern in Fahnen;**) Jedem iſt jetzt ſeine Stelle, ſeine Reihenfolge angewieſen.

Um ihnen den Willen des Cheſchan zu verkünden, beruft man die Schami in den Arbeitsſaal. Hier beweiſt ihnen der Lehrer mit der ganzen Kraft ſeiner Beredtſamkeit, wie es nicht nur wichtig ſei, ſondern ſogar unerläßlich, alle Haltungen der vier Haupthandlungen gründlich zu ſtudiren; daß es noch keinen Menſchen gegeben habe, welcher, ohne zu wiſſen, wie er ſich anſtändig halten müſſe, in der Selbſtvervollkommnung glücklich geweſen ſei; daß überhaupt alle Buddhiſtiſche Kämpfer, welche ſich durch ihren Einfluß auf die Häretiker und durch ihre Mitwirkung für den Ruhm des Buddhismus ausgezeichnet haben, den Anſtand tief ſtudirt und ſtrenge beobachtet haben; daß ſelbſt Buddha Schakjamuni — und Wer war höher als er in jeglicher Beziehung? — daß ſelbſt er, was er auch gethan habe, immer die Regeln des äußerlichen Benehmens ſorgfältig beobachtet habe. „Deßwegen habe ich“, fügt der Cheſchan hinzu, „voll väterlicher Sorge für euer Wohl, befohlen, euch in allem Nothwendigen zu unterweiſen, und zugleich iſt erforderlich, damit Störungen bei der Ceremonie vermieden werden, euch nach Fahnen zu verzeichnen, und einige Perſonen aus der Brüderſchaft hinzuzuziehen, damit ſie bei dem

*) D. i. wie man geziemend ſich ſetzen, ſich legen, ſtehen, gehen müſſe (Sſin, Tſchi, Zſo-wo).

**) D. h. in Abtheilungen.

Sündenbekenntniſſe und bei der Ablegung der Gelübde ſelbſt behülflich ſeien."

Nach dieſer Rede beginnt die Ceremonie der Einladungen. Der Lehrer deutet auf irgend Einen von der Brüderſchaft, ſagt, man bitte ihn, Ordnungshüter zu ſein, oder Aufſeher, oder Schriftführer, und die Bittſteller kommen nach Anweiſung, bitten und verneigen ſich. Darauf wird das Verzeichniß nach Fahnen angelegt: man nimmt zugeſchnittene Stücke Papier, ſchreibt die Namen der Bittſteller auf dieſelben, befeſtigt jedes an eine Fahne,*) und übergiebt dieſe letztere einem zur Fahne Gehörigen, welcher nun als Führer der Uebrigen gilt.

Sobald Alle nach Fahnen verzeichnet und den Aufſehern zur Wiederholung der Lectionen hinſichtlich des äußeren Benehmens überwieſen worden ſind, zieht ſich der Lehrer unter dem Verſprechen zurück, daß er ſeiner Zeit ihre Fortſchritte ſelbſt prüfen werde, — womit die Verſammlung aufgehoben iſt.

Den Fähigkeiten der Schami gemäß währt dieſe Wiederholung nicht immer gleich lange, mindeſtens jedoch drei Tage. Sobald ſie die Haltungen inne haben, bitten ſie, dem Cheſchan über ihre Fortſchritte zu berichten.

Zu dem Ende ladet man den Cheſchan in den Arbeitsſaal, und die Verſammlung beſteht dieſes Mal nur aus dem Cheſchan, den Aufſehern und den Schami. Unmittelbar nachdem der Cheſchan eingetreten iſt und ſeinen Sitz eingenommen hat, treten die Aufſeher in die Mitte des Saales, breiten ihre Bet-Teppiche aus**), knieen nieder, und Einer von ihnen ſtattet den Bericht ab:

„Zu Dir, Cheſchan! wenden ſich meine Blicke und meine Worte, höre mich geneigt an! Siehe, dieſe Schami haben ſich ſchon eine gewiſſe Gewohnheit in den Haltungen des äußeren Benehmens angeeignet, und wünſchen mit feſter Entſchloſſenheit, die Gelübde Bikſchu

*) Die Fahne iſt ein 2 Arſchinen langer Stock, an deſſen oberes Ende ein ¼ Arſchine langer Querſtab befeſtigt wird. An letzteren hängt man die Namen der Bittſteller, und zwar neun — in drei Abtheilungen — auf jede Fahne gerechnet.

**) Der Teppich iſt gewöhnlich vierfach zuſammengelegt. Die Verbeugungen gegen ſeines Gleichen macht man auf halb ausgebreitetem Teppiche; gegen einen Höheren aber (beſonders gegen den Cheſchan und vor Buddha) auf vollſtändig ausgebreitetem.

abzulegen, der Brüderſchaft beigezählt zu werden, das heilige Gebiet zu betreten. Nun fallen wir vor Deinem Stuhle nieder: geruhe, Cheſchan! in der Dir eigenen Weisheit zu beſtimmen, ob ſie deſſen würdig ſeien; und wenn Du ſie dazu befähigt findeſt, ſo füge die nöthige Unterweiſung hinzu."

Darauf zu den Schami ſich wendend, ſagt er: „Bittet!" und alle Schami knieen nieder, während der Erſte von ihnen (d. i. der Führer der erſten Fahne) ſagt:

„Schwer iſt es, in einem Menſchen wiedergeboren zu werden; ſchwerer, im Mittelreiche (d. h. in Indien oder China, überhaupt da, wo der Buddhismus herrſcht) geboren zu werden; ſchwerer, einem Menſchen zu begegnen, welcher in Buddha's Lehre unterweiſen kann; am ſchwerſten aber, die Möglichkeit der Gelübde zu erlangen! Glücklich ſind wir, daß wir die Zeit erlebt haben, in welcher Du, erhabener Cheſchan, Denen, die es wünſchen und deſſen würdig ſind, die Gelübde abnehmen willſt. Vollende denn unſer Glück, unſere Freude, — laß uns wirklich die Gelübde dem beſtimmten Gedanken des Geſetzes gemäß ablegen, damit auch wir ſelbſt in das Geſetz eindringen und Anderen nützen können. Verbinde uns Dir zu ewiger Dankbarkeit!"

Auf dieſe Bitte erwiedert der Cheſchan: (Ein Schlag.)

„Um die koſtbarſte Perle zu erwerben, muß man in das Meer tauchen, und, an ſeichter Stelle ſeine Nachforſchungen beginnend, allmählig ſich in den Abgrund vertiefen. Um ſich die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" *) anzueignen, muß man ſie erlernen, indem man mit dem Unwichtigſten beginnt und mit den Werken von höchſter Bedeutung aufhört. Hierbei kann man nicht ohne eine ſtrenge Stufenfolge verfahren. Buddha hat feſtgeſetzt, daß die Gelübde nur den dazu Vorbereiteten abgenommen werden ſollen, und noch hat es kein Beiſpiel gegeben, daß Solche, welche die Gelübde Schami nicht gründlich kannten, plötzlich zu den Gelübden Bikſchu zugelaſſen worden wären. Da ihr nun mit der Ordnung wohl bekannt ſeid, und überhaupt mit Allem, was einem Buddhiſtiſchen Einſiedler nöthig iſt: ſo liegt in eurer Bitte um Unterweiſung in den Gelübden Bikſchu kein Verſtoß gegen die pünktlichſte Stufenfolge; denn eure Lage iſt

*) Zſjui-zſu, ſo heißen ſehr oft die Gelübde Bikſchu.

Digitized by Google

nunmehr der Art, daß auch ohne eure Bitte, der Ordnung des Werkes gemäß, der Curſus der Bikſchu-Gelübde hätte beginnen müſſen. Mit deſto größerer Luſt erfüllen wir deshalb unſere Pflicht, da ihr uns ſo aufrichtig und eifrig darum bittet."

„Zuerſt muß ich euch ſagen, daß die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" nicht gering ſind, und ihre Laſt nicht leicht; ſie ſind die ſtarke Grundlage dafür, daß die wahre Lehre *) lange dauere in der Welt; ſie ſind in der Geſellſchaft der Anhänger Buddha's Daſſelbe, was der Puls iſt im menſchlichen Organismus. Der Puls zeigt den Zuſtand der Geſundheit an; die Gelübde — den Zuſtand der Lehre Buddha's. Wie ſollte ſich wohl ohne die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" der geiſtliche Kampf fortpflanzen, und wie ohne geiſtlichen Kampf die Lehre Buddha's ſich ausbreiten? Darum ſtehen in der Reihe der Weſen, d. i. der ſeligen Geiſter, der Menſchen, der böſen Geiſter, der Geiſter höherer Regionen (Fan), der Andersglaubenden, der Brachmanen, unter den Anhängern Buddha's die Bikſchu an der Spitze! Auch müſſet ihr wiſſen, daß die Ablegung der Bikſchu-Gelübde nur an der Stätte geſchehen darf, welche ausdrücklich dazu eingerichtet und beſtimmt iſt; daß ferner die vollſtändige Anzahl Solcher dabei unerläßlich iſt, welche die Gelübde abnehmen, ſo wie auserwählte Eingeladene, d. h. Perſonen, bekannt wegen ihrer Strenge und Erfahrung in Beobachtung der Regeln. Wenn nämlich die Gelübde nicht vor einer vollſtändigen Zahl von Abnehmenden abgelegt werden, ſo iſt ihre Ablegung keine vorſchriftsmäßige. **) Außerdem iſt erforderlich, daß auch auf Seiten der Bittſteller keinerlei Hinderniß vorliege. In dieſer Hinſicht ſagt das Geſetz: Perſonen mit körperlichen Gebrechen, in einem den Gelübden widerſtrebenden Zuſtande, und Verletzer der Keuſchheitsgebote können die Gelübde nicht ablegen. Endlich aber muß, ſelbſt wenn das Gefäß der Lehre vollkommen und geeignet iſt, dennoch folgende Vorſicht beobachtet werden. Bei dem Leſen des Gebetes und der Anrufung der 4 Vollkommenen, während man ſich das Weſen der Gelübde

*) Tſchen-fa.

**) Die vollſtändige Anzahl ſind 10 Perſonen, nämlich: der Cheſchan, ſeine 2 Gehülfen und 7 Ehrenzeugen. Uebrigens iſt dieſes die vollſtändigſte und feierlichſte Verſammlung. Im Nothfalle dürfen es auch 4 Perſonen ſein, jedoch nicht weniger.

aneignet, ist es unbedingt nothwendig, das Gebet buchstäblich genau zu lesen, nicht mehr und nicht weniger Worte zu sprechen, als im Ceremonial vorgeschrieben sind, so wie auch, daß alle Betheiligten besonders andächtig seien, und sich pünktlich an die Vorschrift halten. Wenn diese beiden wichtigen Punkte beobachtet werden, wie es sich gebührt, so wird auch alles Uebrige gut sein."

„Ich bin überzeugt, daß ihr mich verstanden habt, und wenn ihr dieses Alles mit Vertrauen aufnehmet und zu erfüllen trachtet: so werdet ihr den Vollkommenen gleichen, werdet wahre Bikschu und Nachfolger der Lehre sein. Im Buche der Lehre*) ist gesagt: Wer diesen so tiefen, wichtigen Gedanken in jeder Minute, in jeder Secunde mit Andacht ausführen wird, der wird durch dieses Mittel Buddha für seine Wohlthaten danken. (Ein Schlag.) Gelobet ihr, im Geiste dieser Lehre zu handeln? (Wir geloben!) Wenn ihr es gelobet, so soll in dieser Nacht der Secretair eingeladen werden, die Ceremonie des Sündenbekenntnisses zu vollziehen, denn man muß wissen, wie ihr die von euch abgelegten 10 Schami-Gelübde erfüllt habt. Ergiebt sich, daß ihr sie pünktlich beobachtet habt, so wird dieses zum Zeichen dienen, daß ihr in der That reine Gefäße des Gesetzes seid, während im Gegentheile die kleinste Abweichung bezeugen wird, daß ihr Seele und Leib befleckt und verunreiniget habt. In solchem Falle würde man zur Auferlegung einer strengen Strafe schreiten müssen, um die Sünden gesetzmäßig zu tilgen. Jetzt beauftrage ich die Aufseher, euch in die Gemächer der beiden Gehülfen zu führen, um dieselben zu benachrichtigen, daß ihr um Abnahme der Gelübde gebeten habt, und daß auf eure Bitte euch schon die vorgängige Anleitung gegeben worden ist. Wenn in eurem Bekenntnisse sich keinerlei wichtige Sünden, als an euch haftend, ergeben: so verspreche ich euch die Versammlung der Brüderschaft und die Abnahme der Gelübde. Aufseher! thut, wie ich gesagt habe!"

Nachdem sie den Cheschan zu seinen Gemächern geleitet, begeben sich die Aufseher in Begleitung mehrerer Schami zu den Gehülfen — zuerst zu dem Secretair, darauf zu dem Lehrer —, melden ihnen den Willen des Cheschan und bitten den Einen um Anhörung des Bekenntnisses, den Anderen um eine Prüfung ihrer Fortschritte in den

*) Len-jan-gsin.

Digitized by Google

Haltungen des äußeren Benehmens. Faſt unmittelbar darauf erſcheint der Lehrer im Arbeitsſaale, wo er alle Schami zur Rechenſchafts-Ablegung und zur Anhörung ſeiner Bemerkungen bereit findet. Sie halten Kleidung und Schaale in den Händen, haben auch ihren Bet-Teppich mitgebracht. Indeſſen denkt der Lehrer nicht daran, ſie zu examiniren, weil er überzeugt iſt, daß die Schami unter der Leitung ſo erfahrener Männer, wie die Aufſeher, die Regeln des äußeren Benehmens vollkommen erlernt haben. Daher nimmt er ſeinen Seſſel ein und beginnt Zuſchnitt, Benennung und Bedeutung der Kleidung, ſo wie Form, räumlichen Inhalt und Einrichtung der Schaale, endlich Urſprung und vorſchriftsmäßigen Gebrauch dieſer Gegenſtände zu erkären. Hören wir ſeine Worte:

„Den Zuſchnitt der drei Kleider hat Buddha ſelbſt beſtimmt. Die Schaale, welche ihr haltet, iſt das nothwendige Geſchirr, aus welchem die Nachfolger Buddha's ſpeiſen. Die dunkele Farbe des Kleides iſt eine ſolche, wie ſie für die Welt durchaus nicht paßt; eben ſo iſt das Maaß der Schaale ein ungewöhnliches. Dieſe Kleidung iſt ſo eingerichtet, daß ſie die Tugend der Geduld in euch mehren, die Schaale aber, daß ſie euch zur Fülle der Vollkommenheit führen kann. Der Werth der koſtbarſten Dinge insgeſammt iſt nichtig gegen den Werth der Kleidung und der Schaale, und der größeſte Nutzen aller übrigen Dinge kann mit dem Nutzen der Kleidung und der Schaale nicht verglichen werden. Millionen Menſchen und ſeliger Geiſter neigen ſich vor ihnen; 96 häretiſche Schulen haben nicht einmal gewußt, ſie bei Namen zu nennen; Buddha allein hat uns dieſen unerhörten Schatz entdeckt, — einen Schatz, welcher den ihn Anſchauenden, ja ſogar den nur von ihm Hörenden unendlichen Nutzen bringt, während die ihn Anwendenden durch ihn Seele und Leib reinigen. Da es nun ohne Unterweiſung unmöglich iſt, Kleidung und Schaale zu verſtehen, ſo hat man es jetzt, da ihr euch anſchicket, die Bikſchu-Gelübde abzulegen, als nöthig erachtet, euch dieſes Alles zu erläutern. Wiſſet alſo (ein Schlag), Jeder von Euch hat in ſeinem Bündel ein Kleid aus fünf Stücken, daſſelbe heißt auf Sanſcritiſch: An-to-choi (d. i. Antarawâſaka*) und bedeutet ein Arbeitskleid, ein Unterkleid, oder richtiger: ein aus Lappen verfertigtes Gewand. Gebrauchet

*) Siehe: Relation des Royaumes bouddhiques. 1836. pag. 93.

dieſes Kleid ſtets, wann ihr mit irgend welchen Verrichtungen im Tempel beſchäftigt ſeid; traget es im Dienſte und auf Sendungen. In dieſem Augenblicke ſeid ihr in das Gewand aus ſieben Stücken gekleidet: es heißt auf Sanſcritiſch: Jui-do-lo-ßen (d. i. Out-taraſanghâti) und bedeutet ein Kleid, welches in der Geſellſchaft getragen wird, oder ein Oberkleid. Leget es immer an, ſo oft es nöthig iſt, Buddha anzubeten, die Ceremonie der Buße zu vollbringen, die Bücher der Lehre zu leſen, ſich der Beſchaulichkeit hinzugeben, Speiſe zu nehmen, die Auslegung anzuhören, — überhaupt allemal, wann ihr irgend ein Werk im Kreiſe der Brüderſchaft verrichtet. Jeder von euch hat ferner in ſeinem Bündel ein großes Gewand, welches auf Sanſcritiſch Sſeu-zſja-li (d. i. Sanghati) heißt und ein Kleid bedeutet, welches aus ſehr vielen Stücken beſteht. Leget dieſes Kleid an,*) wann ihr in den Palaſt des Fürſten gehet, wann ihr auf das Katheder ſteiget, um die Bücher der Lehre zu erklären, wann ihr Almoſen ſammelt, in der Mitte des Monats während der Ceremonie Bu-ßa, und bei dem Streite mit Häretikern. Uebrigens hat dieſes große Gewand viel unterſchiedliche Formen: es hat drei Stufen, und auf jeder Stufe unterſcheiden ſich wieder drei Klaſſen."

„Jeder von euch hat eine Schaale. Auf Sanſcritiſch heißt ſie Bo-do-lo (Pâtra), was ein Gefäß von beſtimmter Form bedeutet, weil Alles — Material, Farbe und Maß ihres räumlichen Inhaltes — durch das Geſetz genau beſtimmt iſt. Nämlich: ſie darf nur irden ſein, oder eiſern; die Zubereitung der Farbe und die Färbung ſelbſt müſſen in folgender Art geſchehen ſein: man nimmt Ricinus-Samen (Da-ma-zſui) und Pfirſichkerne, ſtampft ſie zuſammen, und beſtreicht mit dem ſo entſtandenen Teige die Schaale innen und außen; darauf zündet man einen Bambusſpahn an, und trocknet und durchräuchert die Schaale über dieſem Feuer, wodurch ſie Glätte und die Farbe des angelaufenen Metalls erhält. Lebens-

*) Es iſt zu bemerken, daß bei Ablegung der Gelübde von den erwähnten Kleidern nur das letzte, Sanghati, gebraucht wird; daſſelbe wird auch zuweilen noch bei den Gebeten im Tempel über die Schultern geworfen. Der Zuſchnitt der Kleidung iſt höchſt einfach: die Leinwand wird, nach Maßgabe der Höhe des Menſchen, in Stücke geſchnitten und dieſe zuſammengenäht; daraus entſteht ein Kleid nach Art eines Segels. Die kurzen Stücke reichen bis zum Knie herab.

mittel, welche im Sommer in eine ſolche Schaale gelegt werden, verderben nicht, und an ihr ſelbſt haftet kein Staub; deshalb iſt es unbedingt nothwendig, die Schaale in der angegebenen Weiſe zu durchräuchern. Hinſichtlich des räumlichen Maßes iſt die Schaale groß, mittel oder klein: die große faßt gerade 1 Don, die mittlere 7½ Schen, die kleine 5 Schen *). — Kleidung und Schaale ſind die unerläßlichſten Dinge bei der Ablegung der Gelübde, und nachher für eine anſtändige Haltung. Jeder, der um die Gelübde bittet, muß ſie ſelbſt zubereitet haben. Wer ohne Kleidung und Schaale — oder mit geborgten — die Gelübde abzulegen gedenkt, der handelt ungeſetzlich, und nach dem beſtimmten Sinne des Geſetzes kann ein Solcher ſich die Gelübde nicht aneignen; ſelbſt bei vollem Verſtändniſſe der Lehre wird das Leben eines ſolchen Menſchen ohne allen Nutzen verſtreichen; nach dem Tode ſeines Leibes aber wird er einer der drei Wege **) gehen, und im Laufe einer langen Zeit von den Wiedergeburten nicht frei werden."

„Wann ihr das Kleid anlegen wollet, müſſet ihr es mit beiden Händen faſſen und, ſtill eine Gata herſagend, ausbreiten und anziehen. Wann ihr Speiſe nehmen wollet, müſſet ihr in gerader Haltung die Beine unterſchlagen (nach Art der Türken), das Futteral öffnen, die Schaale herausnehmen und, eine Gata für euch herſagend, auf den Tiſch ſetzen. Wann die Speiſe in die Schaale gelegt iſt, müſſet ihr die Schaale mit der linken Hand faſſen, darauf den Leib gerade richten, die Gedanken ſammeln, die drei Kleinode lobpreiſen, und alsdann erſt die Speiſe — aber ohne Haſt ***) — zu euch nehmen."

---

*) Ein Schen Grütze oder Graupe wiegt ungefähr 4 Pfund, und 10 Schen machen 1 Don aus.

**) D. h. er wird wiedergeboren entweder a. in Adach, oder b. in hungrigen Geiſtern, oder c. in ſtummen Creaturen.

***) Bevor der Buddhiſt zu eſſen beginnt, muß er ſich die Frage vorlegen: „Was habe ich in der Schaale?" und wenn er durch eine ſtrenge Analyſe zu der Antwort gelangt iſt, es ſei Grütze, muß er ſich abermals fragen: „Wozu dieſe Grütze?" Antwort: Zur Ernährung des Leibes. „Und wozu das?" Antwort: Zur Verherrlichung (hier nimmt er den Löffel, ſchöpft einmal Grütze und ſpricht nach deren Genuſſe aus:) Buddha's, (wieder ein Löffel voll:) der Lehre, (noch ein Löffel voll:) der Brüderſchaft. Nachdem er dieſe drei Löffel gegeſſen, fängt er von vorn an, ſich zu fragen und zu antworten, bis die ganze Grütze verzehrt iſt. Dieſes heißt „das Nachdenken über die Speiſe".

„Außerdem kündige ich euch vorher an, daß fortan Jeder von euch, welcher ſich ein neues Kleid oder eine neue Schaale herrichten will, zuvor einen Menſchen zu Rathe ziehen muß, welcher die Sache verſteht; iſt er dann fertig, ſo muß er den Gegenſtand eben Demſelben vorzeigen und darnach erſt ihn gebrauchen.“

„Seht, ſo muß ein wahrer Bikſchu beſchaffen ſein! Verſprechet ihr, in ſolcher Weiſe zu verfahren?“ (Wir verſprechen es.)

Nachdem ſie den Lehrer in ſeine Gemächer geleitet haben, zerſtreuen ſich Alle in ihre Zellen und erwarten den Untergang der Sonne. Kaum dunkelt es, ſo verſammeln ſie ſich wieder zu der Ceremonie des Sündenbekenntniſſes. Sie geht in dem uns bekannten Saale vor ſich; derſelbe iſt eben ſo eingerichtet, beleuchtet, durchräuchert, wie wir ihn bei den Gelübden Schami geſehen haben; derſelbe Secretair vollzieht die Ceremonie; derſelbe Schriftführer verzeichnet die aufgedeckten Sünden; dieſelben Perſonen erſcheinen zum Bekenntniſſe, wie damals, und nur in der Ordnung des Geſchäftsganges zeigt ſich eine kleine Veränderung. Die Schami ſtehen jetzt alle unter Fahnen, und bei jeder Fahne befindet ſich, außer dem früheren Aufſeher, ein die Ordnung überwachender Aufſeher mit dem „unterweiſenden Scepter“, damit die Bekennenden nicht aus langer Weile einſchlafen oder ſchwatzen, und damit ſie überhaupt eine den Umſtänden geziemende Haltung beobachten. Außerdem iſt an der Eingangsthür des Saales ein controlirender Aufſeher poſtirt, damit nur die dazu berechtigten Perſonen in den Saal treten, d. h. namentlich 1) Diejenigen, welche die Gelübde ablegen wollen, und nicht etwa bloße Neugierige, und 2) Diejenigen, an welchen die Reihe iſt, einzutreten. Desgleichen an der Ausgangsthür des Saales befindet ſich ein eben ſolcher Controleur, damit nur diejenigen Perſonen hinausgehen, an welchen die Reihe iſt, und gerade ſo viel, wie vorgeſchrieben iſt, d. h. nicht mehr und nicht weniger als zehn oder je eine Fahne.

Die Ceremonie wird durch folgende Rede eröffnet:

„Die pünktliche Erfüllung der Gelübde führt zur höchſten Vollkommenheit; auf dieſem Wege haben alle unſere Vorfahren die Weisheit erlangt. Die Verletzung der Gelübde dagegen erweckt Hinneigung zur Welt, und iſt die Haupturſache, daß nicht alle Geſchöpfe von den Wiedergeburten erlöſt werden. Wer dieſes verſteht, wird mehr und mehr erleuchtet; wer es nicht verſteht, kommt nimmermehr

zur Erkenntniß. Ich ziehe nun in Erwägung, daß ihr der Welt entsagt, die Gelübde Schami abgelegt habt, und jetzt noch größerer Kämpfe begehret, indem ihr die Gelübde Bikschu ablegen wollet; wenn ihr aber irgend eine wichtige Vorschrift des Gesetzes verletzt, euch nicht kräftig genug vom Schlechten abgewendet, und dem Guten nur schwach nachgestrebt, mithin die Gelübde Schami nicht erfüllt habet: so dürfet ihr nicht hoffen, aus der Ablegung der Gelübde Bikschu die erwünschten Vortheile zu ziehen. Im Buche Sa-po-do-lun heißt es: „Wenn der Schami irgend eine von den ihm auferlegten Gesetzesvorschriften nicht beobachtet, so wird er, — obgleich er die Gelübde Bikschu abgelegt hat, welche über die Linie der Wiedergeburten hinausführen, und obgleich er in denselben ganz besonders nach Selbstvervollkommnung gestrebt hat, — dennoch keinen Erfolg sehen, weil die Gelübde Schami Wurzel und Fundament sind für die Gelübde Bikschu." Und in der That, wenn die Wurzel des Baumes gesund ist, und hinreichend benetzt wird, so wird der Baum blühen und Früchte tragen; oder wenn das Erdreich gehörig festgeschlagen wird, so kann es mächtige Gebäude tragen. Es giebt aber kein Beispiel, daß ein Baum mit verdorrter Wurzel Früchte gebracht, oder daß man auf lockerem Fundamente ein großes Gebäude errichtet hätte. Deßhalb habe ich mit Andacht die Gesetze gelesen, und bin hieher gekommen, um euch zu befragen, wie ihr die Gelübde Schami erfüllt habt, und aus demselben Grunde müsset ihr der reinen Wahrheit gemäß Antwort geben, nicht verleugnen, was ihr an euch wisset, und nicht entschuldigen, was in der That nicht verzeihlich ist."

Hierauf werden die Schami hinausgeführt, und unter Controle, wie oben angegeben, jedesmal eine Fahne wieder in den Saal eingelassen. Der Secretair legt nur Fragen vor in Betreff der Vorschriften des Gesetzes Schami, prüft ihre Verletzung, und bestimmt die Art der ceremoniellen Strafe, als das reinigende Mittel. Kommen wichtige Sünden zum Vorscheine, so berichtet er an den Cheschan, und es wird völlig so verfahren, wie in dem ähnlichen Falle bei den Gelübden Schami.

In ſeiner vorläufigen Unterweiſung der Schami hat der Cheſchan geſagt, daß die Ablegung der Gelübde Bikſchu an dem Orte vollzogen werden müſſe, welcher namentlich dazu eingerichtet und beſtimmt ſei. Dieſer Ort iſt eine Erhöhung oder Eſtrade (Tan) von Stein oder Holz, und im Geſetze Buddha's wird für dieſelbe ein beſonderes, weitläuftiges Gebäude im ſüdweſtlichen Theile des Tempelgebietes beſtimmt. In dieſem Gebäude befindet ſich nur ein Saal, und in dem Saale darf außer der Eſtrade (Tan) nichts vorhanden ſein. Der Saal ſelbſt muß immer verſchloſſen bleiben, und ſoll nur Behufs Ablegung der Gelübde geöffnet werden. *)

Die Eſtrade iſt entweder rund, oder viereckig und beſteht aus drei ziemlich breiten Vorſprüngen (Abſätzen) mit Geländern. Der Zugang zum erſten Abſatze liegt auf der öſtlichen Seite, zum zweiten gelangt man von der Weſtſeite, zum dritten (oberſten) von der Südſeite. Der letzte Abſatz muß geräumig ſein: auf ihm werden an der öſtlichen und weſtlichen Seite, dicht neben dem Geländer, zwei Reihen Seſſel (für die beiden Gehülfen des Cheſchan und für die ſieben Ehrenzeugen) aufgeſtellt, und einer in der Mitte an der nördlichen Seite (für den Cheſchan). In der Mitte des ganzen Raumes befindet ſich ein Tiſch mit kleinen Statuen der Buddha's und der Bodißadwa's, und das Ganze wird von einem Baldachine mit prächtigen Vorhängen überragt **).

An dem für die Ablegung der Gelübde beſtimmten Tage verſammelt ſich die Brüderſchaft im Arbeitsſaale. Dort bitten die Schami unter Vorgang der Vorſteher den Cheſchan, ſeine Gehülfen und die ſieben anderen Perſonen, die Eſtrade zu beſteigen, und ihnen die Gelübde Bikſchu abzunehmen, — und zwar wird jeder Perſon die Bitte dreimal unter Verneigungen und Thränen vorgetragen. Nach Beendigung dieſer rührenden Ceremonie erhebt ſich der Cheſchan ſammt der ganzen Verſammlung, und ſingt:

„Ich bete Schakjamuni-Buddha an!“

---

*) Uebrigens läßt man auch Solche, welche neugierig ſind, ihn zu ſehen, beſonders Perſonen, denen man Rückſichten ſchuldig iſt, in den Saal, welcher die Eſtrade enthält, — wiewohl niemals zu der Zeit, da die Gelübde abgelegt werden.

**) Dieſe Eſtrade (Tan) wird nur in den allgemeinen Zufluchtsſtätten (Tſchan-tſchu) errichtet, und die Gelübde können nur da abgelegt werden, wo ſich ein Tan befindet.

Bei dem Worte „Buddha" beginnt man im Tempel die Buddhiſtiſche Trommel zu rühren, und die Glocken zu läuten, und unter dem Geſange: „Ich bete Schakjamuni-Buddha an!" begiebt ſich die ganze Verſammlung in feierlichem Zuge nach der Eſtrade. Sobald man im Saale angelangt iſt, verſtummen Geläute und Geſang, worauf einige Aufſeher einen Lobgeſang zu Ehren des Bogdochan's, des Beſchützers des Buddhismus, anſtimmen:

„Der Dreifuß verbrennt das beſte Rauchwerk, und erfüllt den Erdkreis mit Wohlgeruch. Dir, o Herrſcher der Lehre! bringen wir Dieſes dar, und flehen, daß dem Kaiſer langes Leben verliehen werde, und lange Dauer der Erde und dem Himmel!"

Am Schluſſe dieſes Geſanges beſteigen der Cheſchan, ſeine zwei Gehülfen, die ſieben Ehrenzeugen und ein Aufſeher (Wei-no) den erſten Abſatz, und beginnen, die Eſtrade nach dem Laufe der Sonne (von Oſten nach Weſten) zu umwandeln, während gleichzeitig eine laute Beſchwörung Chonſchim-Bodißadwa's *) verleſen wird. Nach dreimaligem Umgange legen ſie ihre Schuhe ab, laſſen dieſelben auf dem erſten Abſatze zurück, und erſteigen den zweiten Abſatz; nachdem ſie auch dieſen dreimal umſchritten haben, beſteigen ſie endlich den dritten Abſatz, und nehmen ihre Plätze ein.

Nun beginnt der intereſſanteſte Theil der Ceremonie. Sobald Alle ihre Plätze inne haben, hält der Cheſchan eine Rede an ſeine Gehülfen, jedoch ſo, daß Alle, welche ſich im Saale befinden, ſie vernehmen können. Er ſagt: „Selten gelingt es, die Verkündigung der wahren Lehre zu hören; ſchwer iſt es auch, ſich die Macht der Gelübde vorzuſtellen: mittelſt derſelben kann man ſich aus dem gröbſten, aus dem untauglichſten Zuſtande zur Weisheit, d. h. zu dem Zuſtande Buddha's, erheben. Für uns, gleichſam die Meiſter in einer Schmelzhütte, iſt dieſes Werk ſowohl ſchwer, als leicht. Ihr wiſſet, daß die menſchlichen Gefühle durchaus umgeſchmolzen werden müſſen; daß Kleidung und Schaale vorhanden ſein müſſen, und zwar als Eigenthum, nicht als erborgte; daß die Fragen über die fünfzehn Punkte und die ſechszehn Hinderniſſe klar und verſtändlich vorgelegt

*) Dieſe Beſchwörung wird ſehr oft angewandt, iſt indeß hier nirgends in der Ueberſetzung beigefügt worden, weil ſie nichts weiter iſt, als eine Anhäufung Sanſcritiſcher Namen, in Chineſiſchen Lauten wiedergegeben: „Ich bete N. N. an, ich bete N. N. an," u. ſ. f., und Alles beſteht in Verneigungen.

werden müſſen; endlich, daß die nach den Gelübden Verlangenden aufrichtig an dieſes wahrhafte Wort glauben, der reinen Wahrheit gemäß reden und handeln. Bei einer pünktlichen Beobachtung der angeführten Bedingungen iſt die Hinlenkung des Menſchen auf die höchſte Vollkommenheit eine ſehr leichte Sache; außerdem iſt Alles vergeblich. Dabei aber ſind zu größerem Erfolge in dem Werke, neben dem Eifer und der Aufrichtigkeit der Bittſteller, unſererſeits Eintracht, ſowie eine freundliche Mitwirkung aller Nebenumſtände unerläßlich. Hiermit habe ich, N. N., ehrerbietig geendet!"

Darauf ſich zu den Schami wendend, ſagt er: „Schami! wir haben den Tan beſtiegen, um euch die Gelübde Bikſchu abzunehmen. Die Ordnung des Werkes erfordert, daß wir vor Allem uns im Gebete zu den drei Kleinoden der unzähligen Schaar der Geiſter wenden. Jeder ſpreche ſeinen Namen aus. Singet mir nach!"

Während ſie ihre Namen ausſprechen, erhebt ſich der Cheſchan von ſeinem Seſſel, ergreift künſtliche Blumen und ſingt auf ein Zeichen des Aufſehers vier Verſe. *)

Jeden dieſer Verſe ſingen ſie dreimal, und nach jedem Male verneigen ſie ſich. Stellt man ſich das Halbdunkel des gewaltigen Saales vor, die Rührung der die Eſtrade Umgebenden, den leiſen, gleichmäßigen Geſang von Hunderten von Stimmen, welchen die ausdrucksvollen Geſten des Cheſchan begleiten, ſo begreift man leicht, wie ergreifend dieſe feierliche Ceremonie nicht nur für die zu Weihenden, ſondern für alle Anweſenden überhaupt ſein müſſe.

Nach der Anrufung der vier Vollkommenen und der Verneigung vor ihnen, heißt der Cheſchan Alle, welche ſich nicht auf der Eſtrade befinden, d. h. Brüderſchaft, Aufſeher und Schami, hinausgehen; im Saale aber, auf der Eſtrade, beginnt eine Berathung. Der Cheſchan fragt, und der Aufſeher antwortet. Cheſchan: Sind wir Alle hier? — Aufſeher: Alle! — Ch. Sind wir einig? — A. Einig! — Ch. Und ſind Diejenigen, welche ſich zu den Gelübden Bikſchu anſchicken, alle hinausgegangen? — A. Alle ſind hinausgegangen! — Ch. Was ziemt uns nunmehr zu thun? — A. Die Aneignung der Gelübde Bikſchu zu vollziehen! — Ch. Die Aneignung der Gelübde

*) Dieſe vier Verſe ſind jene Anrufung der vier Vollkommenen, welche buchſtäblich genau ausgeſprochen werden muß. Sie wird auch vor Ablegung der Gelübde Schami geſungen.

Bikſchu zu vollziehen .... Wer von uns wird in dieſem Falle Lehrer ſein, von den Stufen hinabſteigen und die nöthigen Fragen vorlegen?

Darauf antwortet der auf dem dritten Platze Sitzende: Wenn man es geſtattet, ſo bin ich entſchloſſen, dieſen Auftrag zu übernehmen. — Ch. Wenn du entſchloſſen biſt, ſo verrichte du, Secretair, dein Amt.

Der Secretair ſagt: Hohe Brüderſchaft! Höret! Die Schami N. N. bitten, daß der Cheſchan N. N. ihnen die Gelübde Bikſchu abnehme. Wenn eure Zeit es geſtattet: ſo höret geduldig zu; — N. N. iſt erbötig, Lehrer zu ſein. Seid ihr damit einverſtanden?

Nach kurzer Ueberlegung antwortet die Brüderſchaft, d. h. die 7 Ehrenzeugen — als Vertreter der Brüderſchaft —: Einverſtanden!

Nachdem er die Einwilligung der Brüderſchaft erhalten, erhebt ſich der Lehrer von ſeinem Platze, verneigt ſich, ſteigt in der Richtung des Sonnenlaufes von der Eſtrade hinab, begiebt ſich in einen nahen Saal, wo ſämmtliche Schami ſeine Ankunft erwarten, und tritt in ein geheimes Seitenzimmer. Hierher führen die Aufſeher immer drei Schami, und ziehen ſich ſelbſt zurück.

Der Lehrer beginnt ſein Geſchäft mit einer Prüfung der Schami, nachdem er zuvor die Bedeutſamkeit der Kleidung und der Schaale erläutert und kurze Erklärungen hinzugefügt hat, wie wir dieſes ſchon einmal von ihm gehört haben; darauf läßt er ſie die Kleidung anlegen. Jeder Schami nach der Reihe nimmt aus dem mitgebrachten Bündel die Kleidung hervor, hebt ſie auf und ſagt, indem er ſie dem Lehrer vorzeigt, das ſei „dieſes" Kleid, heiße auf Sanſcritiſch „ſo", beſtehe aus „ſo viel" Stücken u. ſ. w., worauf er ſie ausbreitet und, eine Gata herſagend, anzieht. Dieſes wiederholt ſich zu dreien Malen. Wann die Schami bekleidet ſind, knieen ſie nieder und der Lehrer ſagt zu ihnen:

„Schami, höret! Es hat eine Zeit gegeben, da ihr zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit nicht unterſcheiden konntet; ihr habet gelogen vor weiſen Männern, und ſeid deshalb auf endloſe Zeiten in Wiedergeburten verſunken. Jetzt, da ihr der Welt entſagt habet, um der Lehre Buddha's willen, und ſeine Nachfolger geworden ſeid, um die Schranke der Wiedergeburten zu überwinden, iſt es vor Allem nothwendig, daß ihr die Wurzel der Lüge und der Unwahrheit in

euch ausrottet und zerstöret; jetzt namentlich ist die Zeit, da ihr die Aufrichtigkeit eures Herzens und die Wahrhaftigkeit eurer Worte zeigen müsset. Rufet in euer Gedächtniß Alles zurück, was ihr in diesem Leibe gethan habet und antwortet mir der Wahrheit gemäß."

„Habet ihr nicht mit fremder Sünde gesündiget, d. h. habt ihr Niemanden getödtet, die Keuschheit nicht verletzt, Nichts gestohlen, nicht gelogen? Das sind fremde Sünden, solche, welche die Brüderschaft nicht duldet, die Lehre Buddha's nicht reiniget, und wenn ihr daher auch nur mit einer von ihnen gesündigt habt: so zieht euch diese Sünde über die Gränzen unserer Brüderschaft und Lehre hinaus: ihr stehet nicht als die Unsrigen da, sondern als Fremde!"

„Habt ihr früher irgend einmal die Ablegung der Bikschu-Gelübde verstohlener Weise belauscht? oder vor Solchen, welche euch nicht kannten, euch für Bikschu ausgegeben, um euch zu brüsten? Das würde heißen: räuberisch handeln; und Buddha hat verboten, Solche aufzunehmen. Seid ihr Deren keines schuldig?"

„Seid ihr nicht von den Häretikern? habt ihr nicht schon die Gelübde abgelegt, — euch wieder zur früheren Häresie zurückgewandt, und kommet jetzt auf's Neue, um die Gelübde zu verlangen? Solche Leute taugen nicht für Buddha's Lehre."

„Ist keine Mißgestalt an euch?

Habt ihr den Vater nicht getödtet?

Habt ihr die Mutter nicht getödtet?

Habt ihr keinen Archan getödtet?

Habt ihr die Brüderschaft nicht zerrüttet, ihre Wirksamkeit nicht gestört?

Habt ihr Buddha nicht beleidigt?

Seid ihr nicht von den himmelbewohnenden Geistern (Thian), den Schutzgeistern (Schen), den Höllengeistern (Gui), und begehret jetzt, in verwandelter Gestalt, die Gelübde abzulegen?

Seid ihr nicht von jenen Drachen oder Thieren, welche ihre Gestalt verändern können?" *)

„Schami! wenn ihr euch keines der 13 Punkte schuldig wisset, so will ich noch von den 16 Hindernissen mit euch reden. Antwortet mir nach der reinen Wahrheit."

---

*) Mehrere Fragen sind hier weggelassen.

„Wie nennet ihr euch, seitdem ihr der Welt entsagt habet und der Lehre Buddha's folget? (N. N.!) Das ist euer Name in der Lehre (Fa-min), euer Name für das ganze Leben. Von nun an müssen Cheschan und Atschari (die Gehülfen), die Ehrenzeugen, höhere und niedere Beamte, Alte, Freunde, Bekannte, Vater, Mutter, Lehrer, — Alle euch mit diesem Namen nennen."

„Wer ist euer Cheschan bei Ablegung der Bikschu-Gelübde? (N. N. ist der große Cheschan!) Ja, dieses ist des Tempels N. N. großer Lehrer N. N.! Er ist Cheschan für die Aneignung der Gelübde. „Cheschan" ist ein Sanscritisches Wort, welchem man zwei Bedeutungen beilegt: a) „die erzeugende Kraft", d. i. alle Grade der Vollkommenheit werden in uns unter der Einwirkung dieser Person erzeugt, oder b) „die Stütze der Lehre", d. i. seinen Anweisungen folgend, kann man die Mittel praktisch erlernen, welche über die Schranken der Wiedergeburten hinaushelfen. Ohne diese wichtige Person kann man sich folglich die Gelübde nicht aneignen; merket euch darum seinen ehrwürdigen Namen und sein gnädiges Antlitz wohl: sonst werdet ihr euch die Gelübde nicht aneignen. Außerdem müsset ihr von nun an alle Jse-zi, *) im 12. Monate und am ersten und letzten Tage jedes längeren Dienstes, eine Räucherkerze anzünden und persönlich eurem Cheschan zu Ehren darbringen; sollte euch eine große Entfernung verhindern, die Kerze persönlich darzubringen: so seid ihr gehalten, eine Kerze anzuzünden und, den Namen eures Cheschan aussprechend, ihm dieselbe in der Ferne, als geschähe es persönlich, mit Ehrfurcht darzubringen."

„Habt ihr das 20. Lebensjahr zurückgelegt?
Habt ihr Kleidung und Schaale?
Habt ihr unter Zustimmung eurer Eltern der Welt entsagt?
Seid ihr nicht flüchtige Schuldner?
Gehöret ihr zu Niemandes Dienerschaft?
Gehöret ihr nicht zu den angesehenen und vornehmen Personen?
Seid ihr volljährig? **)

*) Ein Chinesisch-astronomischer Zeitpunkt. Im Jahre giebt es deren 24, in jedem Monate 2

**) Volljährig ist Derjenige, welcher, über 20 Jahre alt, Hunger, Frost, Hitze, Durst aushalten, einmal im Tage essen, Schmähungen ertragen kann, und sich vor Schlangen nicht fürchtet.

Digitized by Google

Seid ihr nicht krank?"

„Schami! Wie ich euch hier gefragt habe, so werden euch auch die versammelten Lehrer fragen. Seid auch gegen sie offenherzig, wie gegen mich. Lasset uns gehen! Wenn sie in eure Zulassung willigen, werde ich euch mit der Hand winken."

Sie gehen. Der Lehrer voran, die Schami in einiger Entfernung hinter ihm. Der Lehrer geht in den Saal, die Schami bleiben draußen. Bei der Estrade angelangt, sagt der Lehrer:

„Hohe Brüderschaft! Höret! Die Schami N. N. sind da, und bitten um Abnahme der Bikschu-Gelübde durch den Cheschan N. N. Wenn eure Zeit es erlaubt, so höret mich geduldig an. Ich, N. N., habe meine Nachforschungen beendet. Gestattet ihnen (d. i. den Schami), vor euch zu erscheinen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, giebt er das verabredete Zeichen. Die Schami treten in den Saal, und der Lehrer führt sie auf den obersten Platz der Estrade, wo sie niederknieen und demüthigst bitten, man wolle ihnen aus Gnade, aus Mitleiden die Gelübde Bikschu abnehmen.

Nachdem er ihre dreimalige Bitte angehört, berichtet der Secretair:

„Hohe Brüderschaft! Höret! Diese Leute hier, N. N., wünschen, sich von dem Cheschan N. N. die Gelübde Bischku anzueignen, und bitten die gesammte Brüderschaft um ihre Zustimmung. Wenn eure Zeit es gestattet, so höret mich geduldig an: ich werde ihnen Fragen bezüglich der 13 Punkte und der 16 Hindernisse vorlegen. Erlaubet ihr Solches?"

Nachdem die Brüderschaft mit der Antwort etwas gezögert, giebt sie schließlich ihre Erlaubniß, und der Secretair fragt nun in derselben Weise, wie vorher der Lehrer in dem geheimen Zimmer.

Am Schlusse der Fragen richtet der Cheschan das Wort an die Schami, um sie für die „Einimpfung der Gelübde" vorzubereiten.

„Schami!" sagt er, „wichtige Augenblicke sind jetzt für euch gekommen; bereitet euch! Umfasset mit eurem Gedanken alles Seiende; versenket euch in das Leid, in das Uebel, welches auf der Welt lastet; lasset euch durch ihren beklagenswerthen Zustand rühren, — und möge dieser mitleidende, lebengebende Gedanke einen unersättlichen Durst nach dem Guten in euch anfachen. Schwöret, alles Böse in euch

Digitized by Google

auszurotten, alles Gute zu pflegen, um mit gereinigtem, klarem Denken und im eifrigen Trachten nach dem Guten freier und erfolgreicher für die Befreiung von den Wiedergeburten und für die Unterweisung der Geschöpfe darin wirken zu können! Indem ihr euch anschicket, euch die Gelübde anzueignen, richtet euren Sinn nicht bloß darauf, es bis zum Schrawaka zu bringen, nur für euch selbst euch über die Schranken der Wiedergeburten hinauszuarbeiten: — nein, fasset den Entschluß, was es auch kosten möge, früher oder später unfehlbar Buddha zu werden, d. i. nicht nur selbst zur Nirwana einzugehen, sondern auch alles Seiende mit euch in die Nirwana, unser Aller Vaterland, einzuführen. Nur bei einer solchen Stimmung des Denkens, nur bei einer solchen Richtung und Spannung der Gefühle verheiße ich euch die Aneignung der Gelübde in möglichst hohem Grade. Höret, und seid bereit!"

Nach dieser Rede hebt der Secretair an:

„Cheschan und du, erhabene Versammlung! Geizet nicht mit eurem Mitleiden, verberget es nicht in euch; rüstet euch mit Einmüthigkeit; geruhet, diesen drei Menschen behülflich zu sein, auf daß sie die Aneignung der Gelübde vollbringen mögen! Gestattet, daß ich den „Prozeß" beginne "

„Erhabene Brüderschaft! Höret! Diese Personen wünschen, sich von dem Cheschan N. N. die Gelübde Bikschu anzueignen; sie haben gezeigt, daß sie sich keines „Punktes", keines „Hindernisses" bewußt sind, daß sie mehr als 20 Jahre zählen, daß sie Kleidung und Schaale besitzen. Daher, wenn eure Zeit es erlaubt, höret mich geduldig an: williget ihr darein, daß die N. N. sich von dem Cheschan N. N. die Gelübde aneignen?"

Ohne Besinnen antworten die Anwesenden: „Wir willigen ein!"

„Hohe Brüderschaft! Höret! Diese Personen wünschen, von dem Cheschan N. N. sich die Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" anzueignen, und bitten jetzt um eure Zustimmung. Aus ihren Anzeigen ergiebt sich, daß an ihnen weder „Punkte", noch „Hindernisse" haften, daß sie über 20 Jahre alt sind, daß sie Kleidung und Schaale besitzen. Jetzt ziemt es der Brüderschaft, ihnen durch den Cheschan N. N. die Gelübde abzunehmen. Wer von euch, ihr Alten, nicht einwilligt, der rede! (Darauf fragt er, nach kurzem Schweigen): Also ist mein erster Antrag zugestanden?" (Zugestanden!)

Dieſes wiederholt er noch zweimal, und nachdem auf ſeine Frage: „Alſo iſt mein dritter Antrag zugeſtanden?“ die Brüderſchaft geantwortet hat: „„Zugeſtanden!““ fügt der Secretair hinzu: „Die Brüderſchaft iſt alſo einverſtanden! Die Abnahme der Gelübde iſt vollbracht! Durch den Cheſchan N. N.!“

Während dieſer Worte richtet der Aufſeher ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Uhr, und bemerkt, in welcher Minute und Secunde der Laut des letzten Wortes von den Lippen des Secretairs verhallt. Dieſen wichtigen Umſtand vernachläſſigen, würde „ſündigen“ heißen, und zwar ſchwer ſündigen; indeſſen iſt durchaus unbekannt, welches der Grund ſolcher Genauigkeit ſei. In dieſer wichtigen Minute ſind die Buddhiſten alljährlich verpflichtet, ihrem Cheſchan eine Kerze darzubringen, und vor ſeinen Gehülfen ſich zu verneigen; und von dieſem Momente an zählen ſie die Jahre ihres Lebens oder vielmehr ihres Einſiedlerthumes.

Hierauf erhebt ſich der Lehrer von ſeinem Seſſel, verabſchiedet ſich, und begiebt ſich in das uns bekannte geheime Zimmer. Dort befragt er die folgende Abtheilung der Schami über die „Punkte“ und die „Hinderniſſe“, während hier der Cheſchan folgende Rede an die neugeſchaffenen Bikſchu richtet:

„Weiſe Jünglinge! Der wahrhaftig Gekommene, der Vollkommenſte, der vollkommen Vorherſehende hat uns folgende wichtige vier Punkte verordnet:

I. Verletze durchaus die Keuſchheit nicht. Wenn der Bikſchu ſich mit dieſer Sünde befleckt: ſo iſt er kein Streiter (Scha-muin), kein Nachfolger Buddha's mehr; und in dieſer Beziehung hat der Ehrwürdige folgendes Beiſpiel angeführt. Wie ein Menſch, welcher ſich den Kopf abgehauen hat, niemals wieder aufleben wird: ſo wird auch der unkeuſche Bikſchu ſeinen Kampf niemals vollenden. Gelobet ihr, euch während eures ganzen Lebens in Reinheit zu bewahren?

II. Stiehl durchaus nicht, wäre es auch nur das Blättchen eines Gräschens. Wenn der Bikſchu fünf Münzen an Werthe ſtiehlt; wenn er ſelbſt ſtiehlt, oder einen Anderen dazu anleitet; wenn er ſelbſt, oder durch einen Anderen irgend etwas zerſchlägt, zerſchneidet, verbrennt, oder eine Sache in gutem Zuſtande nimmt, und in ſchlechtem wiederbringt: ſo iſt er kein Streiter, kein Nachfolger Buddha's. Alſo wird, wenn man dem Baume Do-lo das Mark nimmt, der-

ſelbe nicht ferner wachſen. In gleicher Weiſe kann auch ein diebiſcher Bikſchu ſeinen Kampf nimmer vollenden. Gelobet ihr, in eurem ganzen Leben nicht zu ſtehlen?

III. Tödte mit Abſicht keinerlei Thier, wäre es auch nur ein Grashüpfer. Wenn der Bikſchu einen Menſchen tödtet, zu ſeinem Tode räth oder hilft, ſich über eines Anderen Tod freut, Jemanden kränkt, eine Schwangere auf den Tod ſchlägt oder durch Beſchwörungen tödtet, u. ſ. f.: ſo iſt er kein Streiter, kein Nachfolger Buddha's. Alſo wird eine Nähnadel ſchon unbrauchbar, wenn ihr nur die Spitze abbricht; und auch der mörderiſche Bikſchu kann ſeinen Kampf nicht vollenden. Gelobet ihr, in eurem ganzen Leben nicht zu tödten?

IV. Rühme dich nicht, wäre es auch in guter Abſicht, ſo es doch grundlos iſt. Wenn ein Bikſchu, welcher die Vollkommenheit nicht erreicht hat, im Denken nicht gereift iſt, der inneren Anſchauung nicht mächtig und noch nicht Archan geworden iſt, behauptet, daß er dieſe Vollkommenheit erlangt habe, daß himmliſche, beſchützende, hölliſche Geiſter mit Ehrfurcht vor ihm erſchienen ſeien: ſo iſt er kein Streiter, kein Schüler Buddha's. Gleichwie ein Fels, welcher ſich in zwei Hälften geſpalten hat, nimmer ſich wieder vereint: ſo wird auch der lügenhafte Bikſchu ſeinen Kampf nicht vollenden. Gelobet ihr, in eurem ganzen Leben euch nicht zu rühmen?"

„So habt ihr denn," ſchließt der Cheſchan, „die Gelübde abgelegt; die vier „Prozeſſe" ſind vollzogen, und zwar in ordentlicher Form: ihr habet einen Cheſchan, gleichwie auch Atſchari und die übrigen ſieben nothwendigen Perſonen aus der Brüderſchaft, — Alles nach dem Geſetze und in vollzähliger Menge. Beſchäftiget euch daher von nun an mit den Mitteln, von irdiſchen Sorgen frei zu werden; ermahnet auch Andere, und rathet ihnen, die heiligen Thürme zu ſchmücken, durch Opfer und Anbetung Buddha, ſeine Lehrer und ſeine Brüderſchaft zu ehren. Alles, was euch, in Uebereinſtimmung mit der Lehre, der Cheſchan und die übrigen neun Perſonen ſagen werden, das erfüllet ohne Widerſpruch. Lernet den Geſang, das Leſen der Bücher, trachtet, die Vollkommenheit des Archan zu erreichen: durch die Losſagung von der Welt habt ihr ſchon einen ſehr wichtigen Schritt dazu gethan. Was ihr ſelbſt nicht verſtehet, das erfraget von Denen, welche älter ſind, als ihr. Verneiget euch, und ſteiget hinab."

Nachdem ſie die Eſtrade verlaſſen haben, begeben ſie ſich in den Tempel, wo ſie vor Buddha ſich verneigen und ihre Eide und Gelübde wiederholen, bis man ſie abermals in den Saal ruft, in welchem ſich die Eſtrade befindet. Während deſſen führt der Lehrer an ihre Stelle die zweite Abtheilung, nach dieſer die dritte u. ſ. f. bis zur letzten, und mit allen wird auf dieſelbe Weiſe verfahren, wie mit der erſten. Zum Schluſſe werden ſämmtliche neue Bikſchu aus dem Tempel in den Saal gerufen, auf die Eſtrade geführt, und ſingen dort in allgemeinem Chore einen Lobgeſang auf Buddha, wie wir dieſes ſchon am Schluſſe der Gelübde Schami geſehen haben.

In ſolcher Art werden die Gelübde der buddhiſtiſchen Einſiedler abgelegt.*) Darum bitten, darnach ſeufzen Tauſende von verſtändigen Jünglingen und Jungfrauen! Diejenigen, welche die Gelübde Bikſchu abgelegt haben, werden als vollſtändige und vollkommene Einſiedler betrachtet, treten in alle Rechte der buddhiſtiſchen „Kämpfer" ein, und dürfen ſowohl in den allgemeinen Zufluchtsſtätten, als an jedem anderen, ihnen beliebigen Orte wohnen.

Die Gelübde der Schamini und der Bikſchuni ſind völlig dieſelben, wie die oben dargelegten; ſie werden auch in derſelben Art und zu derſelben Zeit abgelegt, nur daß die Mädchen ſtets eine beſondere Abtheilung bilden. Es muß hier bemerkt werden, daß Schakjamuni eine ſonderbare Vorſtellung vom Weibe hatte. Obgleich er ſich für den Erleuchter der Geſchöpfe ausgab, und ſeine Lehre ſogar den Drachen verkündigte: ſo betrachtete er doch das Weib als ein untaugliches Gefäß für ſeine Lehre, und erwiederte auf die Bitten und Thränen Ananda's, ſeines Verwandten und beſten Schülers: „Die Weiber ſind ſowohl ſchwachen Verſtandes, als ſchwatzhaft; ſie in meine Geſellſchaft aufnehmen, und damit ihnen meine Lehre anvertrauen, hieße, dieſelbe dem ſicheren Untergange weihen." Dennoch gelang es Ananda, Schakjamuni in Betreff der Weiber zu erbitten: er nahm ſie auf, aber nicht ohne Bedingungen. Er machte es nämlich zum Geſetze, daß Weiber in die Zahl der Brüderſchaft nur gegen das Verſprechen aufgenommen werden ſollten, ſich vollſtändig

*) Dieſes iſt die Chineſiſche Ceremonie. Wie dieſelben Gelübde in Nepal abgelegt werden, kann man aus den Transactions of the Royal Society of Great Britain and Ireland. Vol. III. Part. III. pag. 271. erſehen.

Digitized by Google

der männlichen Brüderſchaft unterzuordnen, in Allem von dieſer abzuhangen, von ihr alles Nothwendige zu erlernen, — und zwar nur zu lernen, ſelbſt aber Niemandem die Lehre zu überliefern, — in der Nähe der männlichen allgemeinen Zufluchtsſtätten zu leben, — vielleicht der beſſeren Beaufſichtigung wegen, — und gegen jeden Bikſchu eine tiefe Ehrfurcht zu hegen. Dies ging ſo weit, daß, wenn zu einer hundertjährigen Kämpferin ein Jüngling von 20 Jahren gekommen wäre, welcher nur eben erſt die Bikſchu-Gelübde abgelegt hatte, ſie dieſen Bikſchu durch Verneigung hätte ehren, ſeine gnädige Unterweiſung andächtig anhören, und während der ganzen Dauer ſeines hohen Beſuches auf den Knieen liegen müſſen!*) Ueberhaupt iſt in der Buddhiſtiſchen Verbrüderung das Weib in tiefen Schatten geſtellt, um nicht zu ſagen, in völlige Dunkelheit; denn bei den Buddhiſten wird die Frage aufgeworfen: „Kann das Weib Buddha ſein?" und dieſe ſchwierige Frage iſt bis jetzt noch unentſchieden. Gegenwärtig iſt das Weib im Buddhismus ein ziemlich kläglicher Gegenſtand; ohne Aufſicht, Mittel und Anregung zu ſeiner Bildung, iſt es, nach dem eigenen Bekenntniſſe der Buddhiſten „roh und dumm", und der einzige Fall, da die Bikſchuni in der Verſammlung der Brüderſchaft ſitzt, iſt die feierliche Abſolution einer Einſiedlerin. Dann ſitzen nämlich unter den 40 Anweſenden 20 Weiber, — das einzige Zeichen, daß die Bikſchuni die Benennung „Sſen" nicht umſonſt tragen.

Die Gelübde Schami und Bikſchu ſind die Gelübde des Einſiedlerlebens, und, nach der Meinung der Buddhiſten, der wahre Weg über die Gränze der Wiedergeburten. Durch ihre pünktliche Erfüllung erreicht man die Stufe des Archan, d. h. beinahe die Nirwana (Ju-jui-nje-pan), während die Nirwana im eigentlichen Sinne**) nur von den Buddha's und Bodißadwa's erlangt wird. Aber auch für die Aneignung der Vollkommenheiten eines Buddha ſind die Gelübde des Einſiedlerlebens von ungemein hoher Bedeutung, denn auch Schakjamuni war Einſiedler, und äußerte ſich über dieſen Stand folgendermaßen: „In der Welt, gleichwie in der Hütte, befindet ſich der Menſch in der äußerſten Beklemmung, und das Böſe in der Seele rührt namentlich von ihrem Aufenthalte in

*) Siehe: Fan-i-min-i-zſi, 11. Artikel. Bikſchuni.
**) U-jui-nje-pan.

der Welt her. Hat nun der Menſch ſich von der Welt losgeſagt: ſo tritt er in's Weite, gleichſam in den unbegränzten Raum, und in Folge deſſen mehrt ſich und gedeiht alles Gute leicht." *) Schakjamuni hat verſichert, daß alle Buddha's nur Einſiedler, „Kämpfer", geweſen ſeien und ſein werden; daß auch die Bodißadwa's nur dann die Vollkommenheiten eines Buddha erreichen, wenn ſie ſich den Einſiedlergelübden unterziehen. Daher iſt feſtgeſetzt, daß den Bikſchu, nach Ablegung der Einſiedlergelübde, auch die Gelübde des Bodißadwa abgenommen werden ſollen, ſo wie ferner, daß die Weltlichen, wenn ſie, nach Ablegung der Gelübde des Bodißadwa, die Vollkommenheiten eines Buddha zu erreichen begehren, auch die Einſiedlergelübde, — zuerſt Schami, darnach Bikſchu, — ablegen müſſen.

Die Gelübde des Bodißadwa.

Obgleich die Gelübde des Bodißadwa gegenwärtig gleich nach den Gelübden des Einſiedlerlebens abgelegt werden, ſo ſind ſie dennoch etwas für ſich Beſtehendes, ein Ganzes. Sie bilden eine gemeinſame Aufgabe für die Weltlichen, wie für die Einſiedler, und ſind ihrem Charakter nach ein „ſich der Wohlthätigkeit Weihen", ein Schwur, deſſen Zeuge das Feuer iſt, als ein Symbol jener inneren Flamme, von welcher der die Gelübde Begehrende, in dem Wunſche für das Wohl der Geſchöpfe, glüht. Bei den Einſiedlergelübden haben wir eine ſorgfältige Berückſichtigung der körperlichen Mängel, der Fähigkeiten, der Ordnung in der Ablegung der Gelübde ſelbſt, ja ſogar der Beweggründe dazu bemerken können. Bei den Gelübden des Bodißadwa fallen dieſe Rückſichten fort: zu ihnen wird zugelaſſen, wer es nur immer verlangt. Ja, noch mehr: die Einſiedlergelübde müſſen unbedingt durch die Brüderſchaft, und zwar von 10 Perſonen abgenommen werden; die Gelübde des Bodißadwa dagegen kann Jeder ſich ſelbſt abnehmen, und er iſt ſogar dazu gezwungen, wenn in der Umgebung ſeines Wohnortes auf 500 Werſt ſich kein Menſch vorfindet, welcher geſetzlich dazu befähigt, d. h. tief in die Lehre Buddha's eingedrungen iſt.

*) Nje-pan-zſin.

Digitized by Google

In China kommt ein Beiſpiel dieſer Art namentlich zu Anfange der gegenwärtigen (Mantſchſuriſchen) Dynaſtie vor. Ein gewiſſer Du-i*) nämlich, ein ausgezeichneter Gelehrter, tief durchdrungen von dem Geiſte des Buddhismus, beſchloß, einen Curſus der Gelübde zu hören, erkannte aber ſchon nach der erſten Lection, daß die Einweihenden an Bildung weit unter ihm ſtanden, und daß er mithin nicht viel von denſelben lernen würde. Er verließ deßhalb ihre allgemeine Zufluchtsſtätte wieder, richtete Räucherkerzen zu, zündete ſie an, ſetzte ſie auf ſeinen nackten Leib, kniete vor einem heiligen Thurme nieder, that in dieſer Stellung 6 Wochen hindurch Buße für ſeine Sünden vor der Wiedergeburt, und leiſtete einen Schwur, ſich dem Wohle der Creaturen weihen zu wollen. Am Ende der ſechsten Woche erſchien ihm Buddha, und gab ihm die Verſicherung, daß die Aneignung der Gelübde vollbracht wäre.

Uebrigens wird eine ſolche Art der Aneignung, wenn gleich zuweilen unvermeidlich, als ſchwierig und nicht eben als die beſte angeſehen. Als Buddha in der Welt war, als er ſelbſt die Gelübde abnahm: damals war ihre Aneignung ein gar leichtes Werk und wurde raſch und in ausgedehnterem Maaße vollbracht. Jetzt aber, da Buddha nicht in der Welt iſt, gilt die Abnahme der Gelübde durch die Brüderſchaft für das leichteſte Mittel zur Aneignung derſelben, indem es ſo einerſeits einer geringeren Zeit bedarf, und andererſeits die Aneignung ſelbſt vollſtändiger geſchieht.

Aus dem Ceremonial iſt erſichtlich, daß es gegen das Ende der Dynaſtie Min mehr als 70 Tempel in China gab, in denen man nur die Gelübde des Bodißadwa abnahm, und zwar ſo, daß unter Umſtänden auch die Einſiedlergelübde mit dem Curſus dieſer „Aufgabe" verbunden wurden. Heutiges Tages herrſcht nicht nur dieſe Gewohnheit nicht mehr, ſondern es liegen die Tempel ſelbſt in Trümmern, und indem der Urheber des Ceremonials mit Schmerz von dieſer Verwüſtung meldet, tröſtet er ſich zugleich damit, „daß der Ranſchan'ſche Cheſchan, d. i. der Du-ti, welchen er zum Führer genommen, ein ausgezeichneter Sachkenner ſei, und daß es folglich

*) Er hat Erklärungen zu viel ſchwierigen Büchern geſchrieben, wie: Zi-ßin-lun, Wei-ſchi-lun, Len-jan-zſin u. a., und zeichnet ſich dadurch aus, daß er Dinge zu vermitteln weiß, welche einander widerſtreben. Er iſt ein höchſt ſubtiler Dialektiker und ſteht bei den Chineſen in hoher Achtung.

unter ſeiner Leitung unzweifelhaft möglich ſein müſſe, die ehemaligen guten Gebräuche, wenn nicht in ihrer Form, ſo doch ihrem Geiſte nach, wieder aufzurichten.

Frühzeitig, und ſelbſt ehe noch der Curſus der Einſiedlergelübde beginnt, macht man den Tag bekannt, an welchem die Gelübde des Bodißadwa abgenommen werden ſollen; ſo finden ſich denn die Betheiligten rechtzeitig ein, und unmittelbar nach dem Schluſſe der Gelübde Bikſchu befiehlt der Cheſchan, die Bittſteller vorzubereiten. Dieſe Vorbereitung beſteht in dem Leſen und der Erläuterung aller derjenigen Stellen in den Büchern der Lehre, in welchen von den Bodißadwa's die Rede iſt; und zwar deßhalb, wie man ſagt, damit der die Gelübde Ablegende ihre ganze Wichtigkeit begreife, und damit er ſie aus eigener Ueberzeugung ablege, nicht aber auf den bloßen Rath Anderer, oder — was noch übler iſt — aus dem ehrgeizigen Verlangen, ſich Anderen gleichzuſtellen.

I. Die Einladung der Lehrer.

An dem Tage, welcher für die Eröffnung des Curſus dieſer Gelübde des Bodißadwa feſtgeſetzt iſt, ertönt — in den Nachmittagsſtunden — Glockengeläute. Während deſſelben begiebt ſich ein Theil der Bittſteller, wenn ihrer viel ſind, oder es begeben ſich alle, wenn ihrer nicht mehr als vier ſind, in die Gemächer der Aufſeher, und laden ſie in den Saal. Sobald die Aufſeher eintreten, verneigen ſich ſämmtliche Bittſteller dreimal vor ihnen, mit der Bitte, ſie bei dem ihnen unverſtändlichen Werke zu leiten. Jene verſprechen Alles, was von ihnen abhange, rathen aber, zu den Gehülfen des Cheſchan zu gehen, und deren Vermittelung nachzuſuchen. Hierauf treten die Bittſteller in die Gemächer der Gehülfen und laden ſie in den Saal; und ſobald dieſelben erſcheinen, knieen Jene nach dreimaliger Verneigung nieder, und ein Aufſeher ſagt, einmal ſich verneigend und ſtehend, ſtatt ihrer:

„Siehe, dieſe Bikſchu*) begehren, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen. Deshalb bitten wir euch, ihr Gehülfen, indem wir über

*) Der Kürze wegen nehmen wir an, es ſeien nur Bikſchu; es können aber auch Bikſchuni, Schami, Schamini, Schikſchamono, Jupoße,

ihren Wunſch berichten: wollet, nach der euch eigenen Barmherzigkeit, dieſe Anfänge einer trefflichen Willensrichtung vollenden, euch in den Fan-tſchan (die Gemächer des Cheſchan) bemühen, dem Cheſchan Bericht erſtatten, und ihn bitten, daß er den Saal beſuche, um die vorläufige Unterweiſung zu ertheilen. Mögen dieſe Leute, nachdem ſie Unterweiſung vernommen, die Gelübde mit Verſtändniß ablegen und mit Einſicht erfüllen. Erweiſet ihnen dieſe Gnade!"

In ſeiner Erwiederung ſetzt ihnen ein Gehülfe die ganze Bedeutſamkeit der neuen Gelübde auseinander, und ermahnt die Bittſteller, unabläſſig nach dem von ihnen erwählten Ziele zu ſtreben.

Kaum iſt die Rede beendet, ſo erinnert ein Aufſeher die Bittſteller, ſich vor den Gehülfen zu verneigen; ſie thun dieſes dreimal, ſtellen ſich in zwei Reihen auf, und zwiſchen ihnen hindurch begeben ſich die Gehülfen in den Fan-tſchan, von Zweien der Bittſteller begleitet. Die Gehülfen treten in die Gemächer ein; die Bittſteller bleiben draußen. In geheimer Berathung mit ſeinen Gehülfen beſtimmt der Cheſchan Tag und Stunde der vorläufigen Unterweiſung, und nachdem ſie in den Saal zurückgekehrt ſind, verkünden die Gehülfen den Beſchluß des Cheſchan, und ziehen ſich, von den Bittſtellern begleitet, wieder in ihre Gemächer zurück.

II. Die vorläufige Unterweiſung.

Die vorläufige Unterweiſung findet nicht ſpäter, als einen Tag nach der beſchriebenen Ceremonie Statt. Zur beſtimmten Stunde vernimmt man das übliche Geläute, und Bittſteller, Aufſeher, Gehülfen des Cheſchan — Alle verſammeln ſich im Arbeitsſaale, von wo aus eine feierliche Deputation nach dem Fan-tſchan zieht, um den Cheſchan in den Saal einzuladen. Einer von den Bittſtellern geht mit angezündeter Kerze voran; hinter ihm zwei Aufſeher mit tragbaren Zin, *) auf welche ſie von Zeit zu Zeit ſchlagen; hinter dieſen zwei Atſchari (Gehülfen) und zuletzt acht Perſonen von den Bittſtellern, je zwei und zwei. Alle gehen äußerſt langſam, als fürchteten ſie, fehl

---

Jupoi und ſelbſt Solche ſein, welche noch gar keine Gelübde abgelegt haben. Natürlich giebt der Aufſeher die Gattungen und das Geſchlecht der Bittſteller genau an. Der Lehrer aber und der Cheſchan wiederholen ſtets — wo es nöthig iſt — alle dieſe Bezeichnungen.

*) Eine Art Uhrglocke auf metallenem Stiele.

zu treten, und beobachten ein tiefes Schweigen. Im Fan-tſchan angekommen, verneigen ſie ſich vor dem Cheſchan, und führen ihn, ohne ein Wort zu ſagen, in den Arbeitsſaal. Wann der Cheſchan ſeinen Sitz einnimmt, verneigen ſich zuerſt die Gehülfen vor ihm, und begeben ſich darauf an ihre Plätze; nach ihnen die Aufſeher, und zuletzt die Bittſteller. Nach geſchehener Verneigung tritt Einer von den Aufſehern in die Mitte, breitet ſeinen Bet-Teppich vollſtändig aus, verneigt ſich dreimal, knieet nieder, und ſagt mit zuſammengelegten Händen: *)

„Cheſchan! zu Dir wende ich meine Blicke und meine Worte; höre mich geneigt an. Sieh, dieſe Bikſchu wünſchen, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen. Darum fallen wir jetzt vor Deinem Sitze nieder, verneigen uns, und bitten: lege ihnen die Lehre von der wahren Freiheit vor, geruhe, ſie zu leiten.“

Der Rede fügt er drei Verneigungen hinzu; alsdann erhebt er ſich, nimmt ſeinen Platz ein, und ſagt, zu den Bittſtellern gewandt:

„Bringet Kerzen dar!“ — Die Bittſteller treten aus ihren Reihen, ergreifen Kerzen, zünden ſie an, erheben ſie, zum Zeichen beſonderer Ehrfurcht, über ihre Häupter, und ſtellen ſie in bereit gehaltene Rauchfäſſer vor dem Bilde Buddha's, der Bodißadwa's und der Archane.

„Auf eure Plätze!“ Und die Bittſteller nehmen ihre vorigen Plätze wieder ein.

„Beim Klange des Zin **) machet drei Verneigungen! — Schlaget das Kleid auseinander! — Knieet nieder! — Leget die Hände zuſammen!“ — Die Bittſteller thun Alles, wie der Aufſeher ſagt. Wann ſie die Hände zuſammenlegen, tritt der Lehrer zu ihnen, und ſagt mit gedämpfter Stimme:

„Bikſchu! traget eure Bitte vor. Einer rede für Alle. Die Worte der Bitte müſſen deutlich, getrennt und mit beſonderer Ehrfurcht ausgeſprochen werden.“

Der Vorderſte unter den Bittſtellern ſagt:

---

*) Zum Zeichen beſonderer Ehrfurcht legen die Buddhiſten die Hände mit der inneren Fläche vor der Bruſt zuſammen und erheben ſie bis zur Stirn.

**) Nach dem Bilde des Buchſtabens zu urtheilen, muß dies etwas Steinernes ſein. Indeß zeigte man mir im Tempel einen ziemlich großen kupfernen Keſſel, und nannte denſelben „Zin“.

„Wir, die Bikſchu N. N., haben ſchon längſt der Welt entſagt, und unſer Aeußeres umgewandelt. Alle unſere Verſuche und Mittel zur Selbſtvervollkommnung wären wohl erfolglos geweſen, wenn wir zum Glücke nicht Dich gefunden hätten, erhabener Cheſchan! deſſen Erfolge in Aneignung der Gelübde hoch ſind, wie ein Berg, und deſſen Kenntniß des Geſetzes tief iſt, wie das Meer. Wir ſind ſchon der Gelübde der „Fülle der Vollkommenheit" gewürdigt, der Brüderſchaft ſchon beigezählt worden; allein es verlangt uns, nicht bei dem Geringen ſtehen zu bleiben, ſondern zur Wahrheit ſelbſt durchzudringen, — uns verlangt, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen. Darum fallen wir vor Deinem Stuhle nieder; und bitten Dich aufrichtig und inſtändig, richte Deine Aufmerkſamkeit auf uns, erweiſe den Wenigwiſſenden Gnade, würdige uns der großen Gelübde. Laß uns praktiſch die höhere Lehre kennen, und alſo unſeren Geiſt und die Natur unſeres Herzens begreifen lernen: ſo wollen wir einſt in dem herrlichen Thun der Wohlthätigkeit Dir danken, daß Du uns mit der Milch der Lehre genährt. Erhöre unſere unterthänigſte Bitte!"

Nach dieſer Bitte ſagt der Aufſeher:

„Machet eine Verneigung!" — Alle Bittſteller ſtehen auf, und verneigen ſich vor dem Cheſchan.

„Leget die Hände zuſammen! — Knieet nieder! — Höret aufmerkſam zu!"

Sobald das Geräuſch, welches bei einer ſolchen, das Knie beugenden Menſchenmenge unvermeidlich iſt, aufgehört hat, ergreift der Cheſchan das „Buddha-Maaß", ſchlägt mit demſelben auf den Tiſch und ſagt:

„Bikſchu! ihr bittet ſo aufrichtig und inſtändig um die Gelübde des Bodißadwa; aber habt ihr auch einen ſtarken und unerſchütterlichen Glauben an die drei Punkte erlangt? Empfindet ihr auch einen unlöſchbaren Durſt nach der höheren Weisheit? Ohne eine feſte Ueberzeugung kann man den Zweifeln nicht entgehen; ohne eine tief-beſtändige Ueberzeugung kann man weder die rechte Tapferkeit, noch Erfolg im geiſtlichen Kampfe haben. Daher wird die höchſte, Alles wiſſende Weisheit (Bo-di), welche in dem großen Wagen ruht, unbeweglich, wie ein Berg, tief, wie das Meer, nur angeeignet nach dem Maaße der feſten und beſtändigen Ueberzeugung. —

Welches ſind nun dieſe drei Punkte? Der erſte: man muß feſt und tief glauben, daß alles Beſeelte die Weisheit und Vollkommenheit des wahrhaftig Gekommenen (Schu-lai) in ſich habe; — das Unwahre, Eingebildete (d. i. die Materialität, das Sinnliche, die Form) hat dieſe wahre Vollkommenheit nur ſo umfangen und verhüllt, daß es ihr auf keine Weiſe möglich iſt, ſich in ihrer wahren Erhabenheit zu zeigen. Deshalb muß Derjenige, welcher von dem Durſte nach dem höheren Leben glüht, den Entſchluß faſſen, ſeinen Geiſt zu ſeiner normalen Thätigkeit empor zu heben, den Entſchluß, alles Beſeelte zu retten, indem er es ſtufenweiſe zum Zuſtande Buddha's erhebt. Dieſer erſte Punkt im Buche *) wird klar ausgeſprochen durch die Worte Buddha's: „Laſſet den Gedanken nicht aus den Augen, haltet feſt an der Ueberzeugung, daß ich den Zuſtand des Buddha ſchon erreicht habe, und daß ihr denſelben noch erreichen könnet und ſollet: das wird euch zugleich die Erfüllung der Gelübde erleichtern." Der zweite Punkt: man muß feſt und tief glauben, daß die Vorſchriften der Lehre Bolotimutſcha (die Pratimokſcha **) der nothwendige, urſprüngliche Ausgangspunkt ſeien für die Erreichung der höchſten Weisheit und der Nirwana. Die Gelübde nicht zur Grundlage der Thätigkeit machen, heißt eben ſo viel, wie: Brei aus Kies (ſtatt aus Reiß) kochen; die Bemühungen eines ſolchen Menſchen — mögen ſie auch unzählige Kalpa's währen — werden vergeblich ſein und eitel. Darum wird auch im Chua-jan-zſin geſagt, daß die Gelübde die Wurzel ſeien für die Erreichung der höchſten Weisheit, und daß nur Der, welcher ſie ablege und genau erfülle, gekrönt werde, wie der wahrhaftig Gekommene. Der dritte Punkt: man muß feſt und tief glauben, daß die drei Zuſtände (Fa-bao-chua-ſchen) aller Buddha's, das reinſte Licht, die unausſprechliche Schönheit und die äußerlichen Vollkommenheiten, nicht anders zu ihrer wahren Erhabenheit entwickelt worden ſeien, als durch eine ſtrenge Erfüllung der Gelübde. Unter Mitwirkung der Gelübde vermag man einerſeits die Vollkommenheiten Buddha's zu erreichen, andererſeits aber, in dem Werke der Errettung der Geſchöpfe, eine zahlloſe Menge herrlicher Thaten zu vollbringen. Wenn folglich die Thätigkeit unter

*) Fan-wan-zſin.

**) Siehe weiter unten die Aufzählung der Gelübde.

Mitwirkung der Gelübde ſo viel Lohn verheißt: wird dann die Thätigkeit ohne die Gelübde nicht eine nutzloſe ſein? Fühlet ihr alſo die genügende Kraft der Ueberzeugung hinſichtlich der genannten drei Punkte in euch: ſo bittet kühn den Herrn der Lehre in der Provinz Sſacha (Buddha Schakjamuni), Cheſchan zu ſein bei der Aneignung der Gelübde; den vielwiſſenden Mantſchuſchri-Bodißadwa, Secretair zu ſein; den Bodißadwa-Maidari, welcher nach einer Wiedergeburt zum Buddha wurde, Lehrer zu ſein; alle gegenwärtige Buddha's, Ehrenzeugen zu ſein; alle Bodißadwa's, Mitgenoſſen eurer Thätigkeit zu ſein. Obgleich ich eure Einladung, den Seſſel zu beſteigen, angenommen habe, ſo kann ich euch doch nur die Ceremonie auseinanderſetzen und erläutern, d. h. ich werde nur für die Vollziehung der Ceremonie — die Abnahme der Gelübde — Cheſchan ſein, nicht aber für die Aneignung derſelben."

„Während der Ablegung der Gelübde ſelbſt müſſet ihr euch im Geiſte von Allem, was euch umgiebt, abwenden, alſo daß, — während ihr euch äußerlich, leiblich vor den Sitzen der Lehrer befindet, — euer geiſtiges Auge die Verſammlung der zahlloſen Buddha's ſchaut. Denn wiſſet, daß die Gelübde des Bodißadwa nicht ſolcher Art ſind, daß man ſich dieſelben durch eine oberflächliche Ueberzeugung, mit zerſtreutem und abgeſpanntem Gedanken aneignen kann. In dem Buche der Lehre wird geſagt: „Kaum iſt der dreifache Proceß verhandelt, ſo werden Alle, welche die Gelübde abgelegt haben, plötzlich, in einem Augenblicke vor die Buddha's und Bodißadwa's aller zahlloſen Welten und Zeiten verſetzt." Damit will das Buch der Lehre anzeigen, daß in dem Augenblicke, da ein Menſch die Gelübde des Bodißadwa ablegt, ſich auch die Aufmerkſamkeit aller Buddha's und Bodißadwa's auf ihn richtet, d. h. dieſelben wiſſen, daß in „der" Welt der Bodißadwa N. N., an „dem" Orte, in demſelben Augenblicke die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat; ſie kennen und umgeben ihn, wie Kinder den Vater, wie Schüler den Lehrer, und werden auf immer die innigſte Liebe, gleich Verwandten, zu ihm nähren und ihm Erfolg im Guten verleihen, dergeſtalt, daß es kein Beiſpiel eines Bodißadwa giebt, welcher die Gelübde auf die gehörige Weiſe abgelegt, und welcher darnach bereut hätte und verloren gegangen wäre. Aus dieſem Grunde ſtehen die Gelübde des Bodißadwa unvergleichlich höher, als alle übrige Gelübde."

„Alles Lebendige hat Buddha in ſich, und man darf ſelbſt von dem erwachenden Würmchen nicht ſagen, daß Buddha nicht in ihm ſei; denn wo lebendige Entwickelung iſt, da iſt auch Empfindung, und wo Empfindung iſt, da iſt auch Buddha. Eben deshalb iſt alles Lebendige fähig, zum Zuſtande Buddha's zu gelangen. Im Buche Fan-wan-zſin heißt es: „Die ewigen, lichtbringenden Gelübde ſind der Grund aller Buddha's, aller Bodißadwa's, ſind der Saame der Natur Buddha's, und dieſe Natur iſt allen Geſchöpfen gemeinſam.“ Alles, was begreift, erkennt, Vorſtellungen hat, — was durch Inſtinct geleitet wird, was lebt, — das Alles hat Buddha in ſich. Indeſſen bringt nur Derjenige das Weſen der Gelübde in ſich zur Erſcheinung und erreicht die Vollkommenheiten Buddha's, welcher dazu geſchickt iſt, welcher ſich nicht durch die 7 Verbrechen verunreinigt hat. Wenn ihr daher in der gegenwärtigen Wiedergeburt geſündigt habt, ſo ſeid ihr noch nicht fähig, das große Gelübde auszuſprechen, obgleich die Natur Buddha's ihrem Weſen nach in euch iſt, und zwar in Jedem auf gleiche Weiſe, — nicht mehr, nicht weniger; denn ſeid ihr unrein: ſo wird es euch gleichwohl unmöglich ſein, das Weſen der Gelübde in euch darzuſtellen. Es wird deshalb, um ſolchem Unglücke vorzubeugen, vor Allem erforderlich ſein, daß ihr, wie es die Bücher der Lehre einſtimmig verlangen, ein Bekenntniß eurer Handlungen ableget und Buße thuet; zu dem Ende verziehet ein Wenig, und begebet euch während dieſer Nacht ſammt den Aufſehern in das Reinigungszimmer, wo vor dem Secretair ein Jeder ſein Leben offen darlegen wird, — denn man muß wiſſen, wie weit ihr die ſchon abgelegten Gelübde pünktlich erfüllt habet. Ergeben ſich in dem Bekenntniſſe keinerlei wichtige Sünden oder Verbrechen: ſo dürfet ihr die Abnahme der Gelübde hoffen; ſo werden alle Buddha's eure Bitten erfüllen; ſo werden die Drachen und die ſeligen Geiſter euch unſichtbar behüten, und ihr werdet eine zuverläſſige Stütze und Verbreiter der wahren Lehre ſein. (Ein Schlag.) Verſprechet ihr, dieſes zu erfüllen?“

Alle antworten: „Wir verſprechen es!“ Sofort nach dieſem Gelöbniſſe hebt der Aufſeher an:

„Bikſchu! ſtehet auf!“ — Die Bittſteller erheben ſich.

„Beim Klange des Zin machet drei dankende Verneigungen!“ — Ein Aufſeher ſchlägt auf den Zin, und die Bittſteller verneigen ſich.

„Stehet auf! Nehmet die Teppiche auf! Ordnet euch in zwei Reihen!" Und mit Gewandtheit führen die Bittſteller dieſe Bewegungen in vollkommener Uebereinſtimmung aus. Unterdeſſen hat der Cheſchan ſich erhoben, und ſchreitet zwiſchen den Reihen aus dem Saale; der Aufſeher aber fährt fort:

„Die ihr den Cheſchan eingeladen habt! tretet aus der Reihe, und geleitet denſelben auf dem Rückwege in ſeine Gemächer!"

Nachdem dieſes geſchehen, kehren die Bittſteller in den Arbeitsſaal zurück; in derſelben Weiſe, wie vor dem Cheſchan, verneigen ſie ſich auch vor ſeinen Gehülfen und geleiten dieſelben in ihre Zimmer; darauf kehren ſie abermals in den Saal zurück, verneigen ſich vor den Aufſehern und ziehen ſich ſchließlich bis zum Abende in ihre Zellen zurück.

NB. Die hier ausgeführte Ceremonie der Einladung und des Geleites, welche bei jeder Einladung und Begleitung unveränderlich beobachtet werden muß, iſt von uns nur der Kürze wegen, und um Wiederholungen zu vermeiden, bei den Gelübden Schami und Bikſchu fortgelaſſen worden, was auch bei der ferneren Darſtellung dieſes Gelübdes geſchehen wird.

III. Die Befragung.

Dieſe Ceremonie geht im Arbeitsſaale vor ſich. Der Saal iſt eben ſo geordnet, beleuchtet, von Wohlgerüchen erfüllt, wie bei der Ceremonie Schami. Gegen Abend, wann die Sonne unterſinkt, wird geläutet: alle Bittſteller begeben ſich in den Saal, von dort aber ſogleich in Begleitung der Aufſeher zum Secretair und laden dieſen zu der Ceremonie ein. Sobald er ſeinen Seſſel eingenommen hat, fordert der Aufſeher die Bittſteller auf, Kerzen darzubringen und Verneigungen zu machen, worauf aus der Brüderſchaft zwei Perſonen in die Mitte treten. Dieſes ſind die controlirenden Aufſeher, und an ſie richtet der Secretair folgende Worte:

„Dieſe Perſonen (auf die Bittſteller deutend) begehren, die Gelübde des Bodißadwa abzulegen und dem geſetzlichen Bekenntniſſe ſich zu unterziehen. Aus Beſorgniß, daß Fremde ſich eindrängen und die Bekennenden belauſchen, trage ich euch auf, die Ein- und Ausgehenden zu überwachen, und dafern dieſes in gebührender Weiſe geſchieht, werden wir die Ceremonie ohne Hinderniß vollbringen. Möglicher-

weiſe dehnt ſich dieſelbe bedeutend aus, und ihr werdet viel Mühe haben; ich bitte euch deshalb, meinen Auftrag euch nicht verdrießen zu laſſen."

Nach dieſem erſcheint der Schriftführer, zu welchem der Secretair Folgendes ſagt:

„Wer die großen Gelübde ablegen will, muß rein ſein an Seele und Leib: jedes Vergehen iſt ſchon ein Hinderniß, und es iſt folglich höchſt wichtig, die enthüllten Fehltritte zu kennen. In dieſer Nacht ſind der Abtheilungen nicht wenig, und der Perſonen in ihnen ziemlich viel: die Sache wird ſich wie der Donner zertheilen (d. h. bei der Menge des Enthüllten vergißt man das Einzelne); deshalb lade ich dich ein, das Enthüllte umſtändlich niederzuſchreiben, damit wir nachher dem Cheſchan zuverläſſigen Bericht abſtatten können. Laß dich dieſe mühſelige Obliegenheit nicht verdrießen."

Zuletzt treten vier Ordnungsaufſeher mit „unterweiſenden Scepteren" hervor. An dieſe werden folgende Worte gerichtet:

„Die Vorſchriften ſind ſtrenge und das menſchliche Herz zur Trägheit geneigt; um etwas Gutes zu thun, bedarf es einer ſtarken Anregung. Aus Beſorgniß daher, daß dieſe Leute während der Fragen ſich vergeſſen, bitte ich euch, ſie ſtrenge zu überwachen, denn nur bei guter Aufſicht iſt es möglich, Menſchen aus ihnen zu machen. Bemühet euch!"

Wann die Ordnungsaufſeher ſich zurückziehen, ſagt der Aufſeher zu den Bittſtellern:

„Bikſchu! es nahen wichtige Augenblicke; ſeid beſonders andächtig. Laſſet uns die Beſchwörung *) ſingen, damit durch die Macht dieſer geheimnißvollen Laute die Stätte der Ceremonie geweiht und gegen die Nachſtellungen böſer Geiſter geſchützt werde."

Nach Beendigung der Beſchwörung und nachdem Kerzen dargebracht und Verneigungen gemacht worden ſind, knieen die Bittſteller nieder und der Aufſeher ſagt:

„Das Gefäß der Lehre iſt längſt bereit, es fehlt ihm nur die letzte Vollendung: noch iſt ihm zu ſeiner Vortrefflichkeit der gehörige Glanz nicht gegeben worden. Wenn man den Fuß auf die Stufe der Vollkommenheit geſetzt hat, muß man auch den Staub vom Schuhe

*) Chonſchim-Bodißadwa's.

ſchütteln. Ihr habt ſchon die Gelübde Bikſchu abgelegt und eurem Herzen mangelt jetzt nur noch die Politur. Um euch daher mit allen Mitteln zur Erreichung der Vollkommenheit auszurüſten, haben wir dieſen Saal geſchmückt, erleuchtet, mit Wohlgeruch erfüllt und den Lehrer N. N. eingeladen, und wenn ihr nun die Ceremonie der Reinigung mit Nutzen vollziehen wollet, ſo bittet dieſen Lehrer, eure Handlungen abzuwägen und euch die angemeſſene Reinigung zu lehren. Sprechet die Worte der Bitte deutlich aus. Uebrigens wiſſet ihr vielleicht noch nicht einmal die Hände zuſammenzulegen; ſprechet mir nach. Jeder ſpreche ſeinen Namen aus.

„Höchſttugendhafter! richte deine Aufmerkſamkeit auf uns. Wir bitten dich, wäge unſere Thaten und lehre uns die wahre Reinigung. Nur unter deiner Mitwirkung, Höchſttugendhafter! vermögen wir den Zuſtand des Bodißadwa zu erreichen. Erweiſe uns dieſe Gnade!“

Dieſe Bitte wiederholen ſie, der Sitte gemäß, dreimal mit Verneigungen. Nach der dritten Verneigung antwortet der Secretair: (Ein Schlag.)

„Bikſchu! ihr bittet mich ſo aufrichtig und inbrünſtig, daß ich einwillige, über eure Handlungen Gericht zu halten und euch die wahre Reinigung zu lehren; höret jedoch zuvor, was ich euch ſagen werde.“

„Die Lehre wird mit Rückſicht auf die Empfänglichkeit der Lernenden vorgetragen: zuerſt leicht, darnach aber — einen ſtarken Kopf verlangend. Wiſſet, daß alle Vorſchriften der Thätigkeit in Folge ſolcher Umſtände aufgeſtellt worden ſind, welche dieſes forderten. Wie der Leib, ſo das Leben (d. i. die Lebensweiſe). Wenn der Leib befleckt iſt, wie will man Erfüllung der Gelübde hoffen? Wenn daher die von euch abgelegten Gelübde pünktlich gehalten worden ſind, ſo ſchreitet zur Ablegung der Gelübde des Bodißadwa, gewinnet dieſe erhabene Thätigkeit innig lieb, erhöhet euren Eifer für ſie, faſſet den feſten Entſchluß, den unſchätzbaren Hafen (die Nirwana) zu erreichen, und — was es immer koſten möge — Buddha zu werden. Wer dieſes hohe Streben in ſich trägt, der iſt in Wahrheit der Beſte unter den Menſchen! Aber gleichwie es dem Seefahrer ſchwer, ja unmöglich iſt, das Meer zu durchſchiffen, wenn ſein Fahrzeug einen mächtigen Leck hat: ſo iſt es auch Demjenigen, welcher die Geſetze

übertreten hat, unmöglich, die Nirwana zu erreichen; denn er hat keinen Stützpunkt für die Uebung im Guten und für den Erfolg in dieſem Werke. Darum heißt es auch im Geſetze: „Die geſündigt haben, haben ſich zurückgewendet, und das Ziel ihrer Beſtrebungen verloren.“ Und Fan-wan-zſin ſagt, daß der durch die ſieben Verbrechen Befleckte nicht zu den Gelübden hinzugelaſſen werden könne. Kraft dieſer Gründe iſt verordnet, daß zuvor das Leben der Bittſteller erforſcht werden müſſe, und daß von Allen nur die Beſten für die Ablegung der Gelübde ausgewählt werden ſollen.“

„Vor Allem werde ich euch alſo fragen, wie ihr die Gelübde Bikſchu erfüllt habet, darnach hinſichtlich der ſieben Verbrechen. Auf jede meiner Fragen habet ihr der reinen Wahrheit gemäß zu antworten; denn wiſſet, wenn ihr nicht Alles bekennet, ſondern irgend Etwas verberget: ſo werdet ihr nichts Gutes vollbringen. Wollet ihr euch die höhere Weisheit vollkommen aneignen, ſo ſeid aufrichtig. (Ein Schlag.) Gelobet ihr mir dieſes?“

Demnächſt werden ſämmtliche Bittſteller aus dem Saale geführt, und in zwei Schaaren geſondert: eine männliche und eine weibliche, deren jede wieder mehrere Abtheilungen enthält, nämlich die männliche: Bikſchu, Schami, Jupoße; die weibliche: Bikſchuni, Schamini, Jupoi. Außerdem bildet man, je nach der Zahl der Bittſteller, in jeder Abtheilung mehrere Reihen. Iſt dies geſchehen, ſo führt man zuerſt die Männer zur Prüfung in den Saal, und darnach die Weiber, mit ſteter Rückſicht auf das Alter der Gelübde, und von jeder Abtheilung immer nur eine Reihe. Jede in den Saal geführte Reihe bringt Kerzen dar, verrichtet Verneigungen u. ſ. f., und ſobald ſie niedergekniet iſt, ſagt der Aufſeher (und ihm nachſprechend, auch die Bittſteller):

„Ich bete die drei Kleinode an, die ewigen, allgegenwärtigen.“ Dabei verneigt er ſich.

Hierauf beginnt der Secretair ſeine Fragen. (NB. Um die Darſtellung nicht zu unterbrechen, übergehe ich hier dieſe Fragen, und werde ſie unter den Erläuterungen aufführen.)

Nach vollſtändiger Beendigung der Fragen werden ſämmtliche Bittſteller in den Saal gerufen. Die Ordnungs-Aufſeher, die controlirenden Aufſeher und der Schriftführer treten in die Mitte, und melden, Jeder für ſeinen Theil, daß ſie ihren Auftrag pünktlich aus-

geführt, und daß nichts Besonderes vorgefallen sei. Seinem mündlichen Berichte fügt der Schriftführer das geschriebene Buch bei, indem er erklärt, es seien keinerlei wichtige Sünden oder Verbrechen zum Vorscheine gekommen. (Im entgegengesetzten Falle fügt er bei: ausgenommen „die" Personen, welche „Dieses" von sich bekannt haben.) Der Secretair dankt ihnen für ihre Mühwaltung, und bittet sie, sich zu erholen, worauf er sich mit folgender Rede zu den Bittstellern wendet:

„Ich bezweifele nicht, daß ihr meine Fragen verstanden, und der vollen Wahrheit gemäß beantwortet habet; ich schließe daraus, daß ihr eure Gelübde heilig beobachtet habt, und von Uebertretungen rein seid; ihr dürfet folglich mit Zuversicht auf die Abnahme der Gelübde des Bodißadwa rechnen. Nunmehr bleibt euch nur noch übrig, mit dem Gefühle besonderer Andacht euch im Gebete zu allen Buddha's und Bodißadwa's zu wenden, auf daß sie gnädige Erleuchtung auf euch herniedersenden, und Zeugen seien eures Bekenntnisses hinsichtlich aller Sünden, welche ihr in den früheren Wiedergeburten bis zur gegenwärtigen einschließlich begangen habt. Dann werdet ihr euch bis zur kommenden Weltschöpfung frei machen von allen Hindernissen der Selbstvervollkommnung und von allen Uebeln, welche auf den Creaturen lasten; dieser doppelte Vortheil wird solchergestalt vollkommen erreicht werden. Ich werde nun unter dem Gesange des Reinigungsverses Kerzen für euch darbringen, ihr aber werdet, mit mir singend, die Ceremonie der Reinigung vollbringen. Jeder spreche seinen Namen aus!"

Alle singen die, schon bei den Gelübden Schami und Bikschu angeführten Verse.

Am folgenden Morgen begeben sich der Secretair, die Aufseher und der Schriftführer in den Fantschan, um sich vor dem Cheschan zu verneigen. Hier statten sie ihm Bericht ab über die Ausführung ihres Auftrages, und überreichen ihm zugleich das geschriebene Buch. Er prüft dasselbe aufmerksam, und wenn er keine schwere Sünde findet, so verabschiedet und entläßt er die Deputation unter einer Art von Dank für ihre Bemühung. Finden sich indeß schwere Sünder vor, so befiehlt er sofort, dieselben herbeizurufen, und ertheilt ihnen

eine Belehrung; er zeigt ihnen, wie häßlich das Gebrechen ſei, drückt ſein Bedauern aus, daß er genöthigt ſei, ſie abzuſondern, und legt Jedem von ihnen irgend eine, ſeinen Sünden angemeſſene, Strafe auf, z. B. a) über die Urſachen der Sünde und die Mittel ihrer Tilgung mit Fleiß nachzudenken; b) unter Verneigungen die Namen der Buddha's anzurufen, bis Buddha ſich zeigt, und c) unabläſſig und mit voller Aufmerkſamkeit den Namen Amitaba's *) auszuſprechen, um auf ſolche Weiſe in deſſen Provinz wiedergeboren zu werden. Dabei giebt er ihnen zu bedenken, daß ihre Sünden ſehr ſchwer ſeien; daß es im Geſetze keine Heilung für dieſelben gebe, daß auch die ihnen auferlegte Strafe nur bei der eifrigſten Erfüllung von Nutzen ſei; daß, wenn Jemand von ihnen bis zur vollſtändigen Reinigung auch nur einen Augenblick den Kummer über die begangene Sünde vergeſſe, ſein Eifer im Suchen nach der Befreiung von den Wiedergeburten auch nur im Mindeſten erſchlaffe, — er ein verlorener Menſch ſei, für welchen die Buße nutzlos bleibe, wenn gleich ſie ſich durch eine ganze Weltſchöpfung ausdehne. Nachdem der Cheſchan ſeine Unterweiſung in dieſem Geiſte beendet hat, entläßt er Alle.

IV. Die Feuerprobe.

Am Nachmittage findet im Arbeitsſaale eine Verſammlung Statt. Der in üblicher Weiſe eingeladene Cheſchan eröffnet dieſelbe mit folgender Rede an die Bittſteller:

„In der verwichenen Nacht hatte ich befohlen, die Handlungen zu unterſuchen, und mit der höchſten Befriedigung habe ich erſehen, daß ihr die Wurzel des Guten nicht verderbt, daß ihr weder durch Sünden, noch durch Verbrechen geſündigt habet; ihr könnet demzufolge zu den Gelübden zugelaſſen werden. Da aber die Aneignung der Gelübde nicht leicht und ihre Erfüllung noch ſchwerer iſt, indem ſie eine beſondere Standhaftigkeit erfordert: ſo möchte ich vorher die ganze Kraft der Ueberzeugung in euch wecken und die Feſtigkeit eures Eidſchwures erkennen. In dem Buche Fan-wan-zſin wird geſagt: „Die Kinder Buddha's müſſen mit beſonderer Zuneigung und Liebe die Bücher erlernen, das Geſetz und das dem großen Wagen geziemende Aeußere; ſie müſſen den Gedanken alles deſſen in ſeiner

*) D. h. unaufhörlich einen und denſelben Namen auszuſprechen: O-mi-to-fo, O-mi-to-fo u. ſ. f.

ganzen Weite begreifen und in den Geiſt der Lehre vollkommen eingehen. Außerdem ſoll man, wenn Jemand die Gelübde des Bodißadwa abzulegen verlangt, einem ſolchen die Ceremonie zur Erfüllung vorlegen, welche in dem „Brennen des Leibes, der Hand und der Finger“ beſteht. Wer ſich nicht entſchließen will, Buddha auf ähnliche Art zu ehren, der kann nicht Bodißadwa ſein; denn die angegebene Weiſe der Verehrung Buddha's drückt ein tiefes Mitgefühl aus mit dem Leiden der Geſchöpfe in den Wiedergeburten, und zugleich eine ſtarke, glühende Bereitwilligkeit, ſich bis zum Zuſtande Buddha's zu erheben.“ Und an einer anderen Stelle: „Es iſt ihnen zu ſagen, daß, wenn auch Tiger, Löwen, hungrige Geiſter ſie anfielen: ſie ſelbſt in dieſem Falle ihren Leib nicht vertheidigen dürfen; ſie mögen denſelben opfern. In ſolcher Selbſtverleugnung drückt ſich ein Mitempfinden mit den Buddha's aus und zeigt ſich zugleich die Bereitwilligkeit, ſeinen Schwur — die Geſchöpfe von der Wiedergeburt zu erlöſen — pünktlich zu erfüllen.“ Buddha hat erkannt, daß der Inſtinct der Selbſterhaltung und die Eigenliebe tief in den Creaturen gewurzelt ſind, alſo daß*) faſt die ganze Arbeit in dem Kampfe mit der Eigenliebe beſteht; und darum iſt für Diejenigen, welche die höhere Weisheit ſuchen, die Tugend der Selbſtverleugnung (Tan-du) als Grundlage hingeſtellt worden. Wer es in dieſem Urkampfe zur Fertigkeit gebracht hat, der wird auch die übrigen Tugenden ohne Anſtrengung ausüben. Die Ceremonie der Brennung des Leibes zeigt die Macht des Willens und die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinnlichkeit; und mit ihr muß der Bodißadwa unfehlbar beginnen, weil die Reihe ſeiner glänzenden Heldenthaten im Namen der Vollkommenheit mit der Selbſtverleugnung anfängt und mit ihr ſich vollendet. Gedenken wir der Zeit, da Buddha Schakjamuni noch Bodißadwa war. Welch eine bewunderungswürdige Geduld, welch eine hohe Selbſtaufopferung aus Mitleiden mit den Geſchöpfen! Ein Mal überläßt er ſeinen Leib einem Panther, um denſelben vom Hungertode zu retten; in einer anderen Wiedergeburt thut er daſſelbe für einen hungrigen Habicht: er hat ſich unaufhörlich zum Nutzen der Geſchöpfe geopfert. Er hat den Ehrenbezeigungen entſagt, die Stadt gemieden, Weib, Sohn, Elephanten, Pferde,

*) In dem Werke der Selbſtvervollkommnung.

Koſtbarkeiten verlaſſen, — Alles, Alles hat er aufgegeben, nur um ſich an die Tugend der Selbſtaufopferung zu gewöhnen. Mit einem Worte: ſtellet euch die ganze unermeßliche Provinz ſeiner Lehre (d. i. die Sſacha) vor, und nennt mir nur eine einzige Stätte, welche nicht Zeugin irgend einer ſeiner Selbſtaufopferungen geweſen wäre! Seht, auf welchem Pfade er den Zuſtand des Buddha erreicht hat! Denſelben Weg ſind alle Buddha's gegangen, und auf ihm haben ſie die Vollkommenheit erreicht! —. Ihr werdet vielleicht ſagen, daß ihr noch untüchtig ſeid zu ſo hohen Thaten; daß es für ſolche Handlungen einer Geiſtesſtärke bedürfe, welche ihr noch nicht beſitzet; daß ihr zwar Luſt und Liebe zur Weisheit, Mitleiden mit den Geſchöpfen in euch empfindet, darum aber nicht weniger euch nicht völlig frei von Selbſtſucht wiſſet. Ihr habt Recht; ich gebe zu, daß in Allem eine Stufenfolge, geduldiges Abwarten nöthig iſt. Aber ſeid unbeſorgt. Schon wenn ihr das Verlangen in euch fühlet, den Zuſtand der Uneigennützigkeit, der völligen Selbſtverleugnung zu erreichen, verbrennet ihr eine — ſei es auch nur eine einzige — Kerze. Wenn ihr, dieſe Worte vernehmend, im Gedanken zweifelhaft werdet, wenn euer Herz ſchwankt zwiſchen der Furcht vor dem Schmerze und den unausſprechlichen Früchten der Weisheit: ſo ſeid ihr zum Bodißadwa noch nicht reif, könnet noch nicht Kinder Buddha's ſein. Was mich betrifft, ſo konnte ich nicht umhin, euch dieſe Ceremonie aufzuerlegen; denn ohne ſie durfte ich euch die Gelübde nicht abnehmen, — ſonſt wäre ich des Namens eines Lehrers nicht werth und würde ein Verbrecher gegen Buddha's Lehre ſein. Habet ihr meine Worte verſtanden? (Ein Schlag.) Gelobet ihr alſo, die erwähnte Ceremonie pünktlich zu vollziehen? (Wir geloben!) Gut; ſobald ihr dieſes Werk vollbracht habet, werde ich anordnen, daß Alles vorbereitet werde, was erforderlich iſt, um euch die Gelübde des Bodißadwa abzunehmen."

Nach Beendigung der Rede erhebt ſich der Cheſchan, und die ganze Verſammlung geleitet ihn in den Fan-tſchan. Die Bittſteller aber gehen in den Tempel, wo ſchon alles für die Ceremonie Erforderliche bereit iſt: Feuer, Kerzen *), Hanföl **) und Pflaſter ***).

*) Natürlich Räucherkerzen. Siehe oben.

**) Sjan-ſu.

***) Das Pflaſter wird aus den Früchten der Pflanze Sſjao-rr bereitet, welche man zerſtampft und mit Oel vermengt.

Bei der Ceremonie der „Anbrennung des Leibes" verwendet man nicht ganze Kerzen, sondern man zerbricht dieselbe in kleine Stücke, zündet jedes besonders an und setzt sie auf den entblößten Leib: auf die Stirn, die Füße, die Schultern, größtentheils auf die Hände. Dieses geschieht in folgender Weise: die Bittsteller knieen vor irgend einem Bilde Buddha's nieder, und diejenigen Stellen, auf welche die Kerzen gesetzt werden sollen, bestreicht man ihnen mit dem Pflaster. Unterdeß wird die Kerze angezündet; wann sie glüht, und sich auf einen halben Werschok verkohlt hat, taucht man sie in das Oel, bricht die Kohle, welche sich mit dem Oel gesättigt hat, ab, zündet dieses Stück wieder an, und setzt es auf das Pflaster. Dieses letztere ist in einer dünnen Lage aufgestrichen, nur um das Stück Kerze zu halten, nicht aber, um den Schmerz abzuwehren.

So muß die ganze Kerze stückweis verbrennen, und erst, wann auch die Asche ausgeglimmt hat, verkündet der Aufseher den Bittstellern, daß ihre Prüfung vollbracht sei, daß sie sich hinreichend bewährt haben. Hierauf verneigen sich die Bittsteller vor den Aufsehern zum Zeichen ihrer Dankbarkeit für deren Bemühung, und Alle begeben sich in ihre Zellen.

In China hatte zur Zeit der Dynastie Tan der Gebrauch, den Leib anzubrennen, und überhaupt jede Art der Verstümmelung vorzunehmen, eine erschreckende Höhe erreicht. Der Fanatismus war so groß und so allgemein, daß er die Aufmerksamkeit der Regierung erregen und dieselbe zu den erforderlichen Maaßregeln veranlassen mußte. Die Feinde des Buddhismus — besonders Chan-wen-gun — stellten dem Kaiser die Lage der Dinge als eine gefährliche vor *), prophezeiten Verarmung und Verödung des Reiches, als unvermeidliche Folgen des Buddhismus, und sagten, auf die körperlichen Verstümmelungen hindeutend: „Zu so vortrefflichen Lehrern, wie die westlichen Einwanderer sind, dürfte es leicht nöthig sein, auch noch Arbeiter und Ammen zu verschreiben für diejenigen Buddhisten, welche ihre Hände abgehauen und abgebrannt haben; denn in Erwartung der Unsterblichkeit müssen die Verstümmelten einstweilen noch essen, was ohne Hände eine schwierige Sache ist!"

*) Siehe: Gu-wen 29. Zsju-an, Artikel Choi-fo-ßul-tschi; 30. Zin-tschu-schi-zsjao-lju; 35. Fo-gu-bjao; u. a.

Gegenwärtig iſt dieſe Ceremonie ziemlich leicht, wenigſtens nach den Spuren zu urtheilen, welche ſie hinterläßt. Mein Cheſchan zeigte mir ſeine Stirn und ſeine Hände, welche mit Brandmaalen überſä't waren, und deutete auf mehrere derſelben, als ganz neue, in Folge eines beſonderen Privatgelübdes empfangene. Es iſt wahr, die Menge und der Grad dieſer Narben und Grübchen zeugten von dem großen Eifer und der Willenskraft des Mannes, bildeten indeß keine beſondere Verſtümmelung.

„Ja", ſagte er, „es ſchmerzt einige Wochen, und heilt dann wieder!"

V. Vorläufige Ceremonieen für den Tag der Ablegung der Gelübde.

Einige Tage nach der Feuerprobe wird, mit Berückſichtigung des Kalenders, der Tag für die Ablegung der Gelübde des Bodißadwa angeſetzt. Für dieſen Tag errichtet man im Tempel ſelbſt eine Eſtrade. In der Mitte des Tempelſaales wird, mit der Vorderſeite gegen Süden gekehrt, ein hoher und weiter Lehnſtuhl für Buddha Schakjamuni aufgeſtellt, und auf deſſen linker Seite ein hoher Lehnſtuhl für die Ehrenzeugen, d. h. alle Buddha's, und zugleich für den Secretair — Bodißadwa Mantſchuſchri —, den Lehrer — Bodißadwa Maidari — und alle Bodißadwa's, ihre Mitgenoſſen; auf ſeiner rechten Seite befinden ſich die Lehnſtühle für die weihenden Lehrer. Vor jedem müſſen (künſtliche) duftende Blumen ſtehen. Sobald die beſtimmte Stunde erſcheint, wird zur Verſammlung geläutet, und Alle, welche die Gelübde ablegen wollen, begeben ſich in voller Kleidung, mit Schaale und Bet-Teppich verſehen und im Geleite der Aufſeher, in den Tempel. Dort ſtellen ſie ſich nach den Abtheilungen reihenweis auf und verneigen ſich vor den Aufſehern; dieſe aber deuten auf die daſtehenden Lehnſtühle und auf die geordneten Gegenſtände, und ſagen zu den ſich verneigenden Bittſtellern:

„Kinder Buddha's! Seht, wie ſorgſam für euch die Erhöhung bereitet iſt, die Lehnſtühle aufgeſtellt, die Blumen geordnet. Laſſet uns nun die Beſchwörung zur Umzäunung des Altars ſingen, und darnach die Lehrer bitten."

Nachdem ſie dem vornehmſten Lehnſtuhle durch Kniebeugung Verehrung erwieſen haben, gehen Alle (nach dem Laufe der Sonne) unter Abſingung der Beſchwörung (Da-bei-tſchou) um die Eſtrade; iſt dieſes dreimal geſchehen, ſo ſtellen ſie ſich wieder in die frühere Ordnung und ſchließen den Geſang mit dem Verſe: „Ich neige mich vor dem großen Gan-lu Bodißadwa, Mahaßadwa!“

Während deſſen haben ſich beim erſten Klange des Geläutes die angeſehenſten Mitglieder der Brüderſchaft im Fan-tſchan verſammelt, und ſobald, nach Beendigung der Beſchwörung, die Aufſeher in Begleitung der Bittſteller erſcheinen und ſich durch einen Diener anmelden laſſen: verlaſſen Alle nebſt dem Cheſchan den Fan-tſchan, treten in den nächſten Saal und nehmen dort ihre Plätze ein. Nun beginnt die Ceremonie der Bitte. Die Bittſteller knieen nieder und bitten den Cheſchan, ihnen die Gelübde des Bodißadwa abzunehmen; dreimal wiederholen ſie die Bitte, der Cheſchan aber zögert mit der Antwort. Endlich erhebt er ſich von ſeinem Sitze und ſtimmt den Geſang an: „Ich neige mich vor unſerm Buddha Schakjamuni!“ Unter dieſem Geſange, beim Klange der Glocken und dem Schalle der Buddha-Trommel (im Tempel), begeben ſich Alle in feierlichem Zuge in den Tempel zur Eſtrade, und zwar in folgender Ordnung: zuerſt zwei Aufſeher mit Fahnen in den Händen; hinter ihnen die eifrigen Mitglieder der Brüderſchaft; nach der Brüderſchaft die zu Weihenden; ſodann zwei Aufſeher mit tragbaren Zin, auf welche ſie von Zeit zu Zeit ſchlagen; darauf die Kerzenträger; hinter dieſen die Gehülfen des Cheſchan, und zuletzt der Cheſchan ſelbſt. Alle gehen paarweiſe, nur der Cheſchan geht allein. In dem Tempel angekommen, ſtellen ſich Alle in derſelben Ordnung auf, in welcher ſie gegangen ſind, die Geſichter gegeneinander gekehrt, ſo daß ſich zwiſchen ihnen ein Durchgang bildet: die Gehülfen gehen bis zu dem Lehnſtuhle und ſtellen ſich zu beiden Seiten deſſelben auf, während der Cheſchan, demſelben gegenüber ſtehend, vor Allem ſich den Buddha's der drei Weltſchöpfungen (neunmal) verneigt. Unterdeſſen iſt der Geſang nicht verſtummt, und während der Verneigungen des Cheſchan recitirt der Wei-no*) Verſe, welche den Umſtänden angemeſſen ſind:

*) Der Oberaufſeher.

„Die boshaften Anſchläge der Feinde ſollen zu Schanden werden; die Feſſeln der Sünde ſollen gänzlich verſchwinden; auf dieſen geheimnißvollen Laut fliegen alle Vollkommenen hieher zuſammen, wie die Wolken zuſammenfliegen!"

„Ich neige mich vor der Verſammlung der Vollkommenen, welche zuſammengeeilt ſind, wie die Wolken!"

„Der Klang des Metalles wiederhallt in 3000 Welten; die Wogen der Lehre Buddha's ſchwellen in zahlloſen Reichen empor; wir ſagen dem ſchirmenden Kaiſer Dank für ſeine Gnade, den Mildthätigen für ihren Eifer!"

Wann der Cheſchan ſeine Verneigungen beendet hat und ſich auf den Lehnſtuhl ſetzt, treten ſeine Gehülfen in die Mitte und verneigen ſich vor den Buddha's der drei Weltſchöpfungen; darauf ruft der Aufſeher das „große Meer" der eifrigen Mitglieder der Brüderſchaft zur Verneigung vor Buddha auf, und nachdem alle Anweſenden die Verneigungen beendet haben, wendet derſelbe ſich zu den Bittſtellern:

„Kinder Buddha's! Weil ihr ein hohes Streben geoffenbaret habt und um Abnahme der Gelübde des Bodißadwa bittet, ſo müſſet ihr mit dem Gefühle beſonderer Andacht die Anbetung der drei Kleinode vollbringen. Jeder ſpreche ſeinen Namen aus! Leget die Hände zuſammen!"

Während deſſen treten von der Rechten und Linken mehrere Aufſeher in die Mitte, ſtellen ſich in eine Reihe, von Oſten nach Weſten, breiten den Bet-Teppich aus, verneigen ſich auf ihm, legen (gleichzeitig mit den Bittſtellern) die Hände zuſammen, und ſingen unter Verneigungen, während die Bittſteller ihnen nachahmen:

1.

a) Mit ganzem Herzen neige ich mich vor allen Buddha's der vergangenen Weltſchöpfung!
b) — — — der kommenden Weltſchöpfung!
c) — — — der gegenwärtigen Weltſchöpfung!

2.

a) Mit ganzem Herzen neige ich mich vor aller höheren Lehre der vergangenen Weltſchöpfung!
b) — — — der kommenden Weltſchöpfung!
c) — — — der gegenwärtigen Weltſchöpfung!

3.

a) Mit ganzem Herzen neige ich mich vor allen weiſen (ſjan) und vollkommenen (ſchen) Männern
der vergangenen Weltſchöpfung!
b) — — — der kommenden Weltſchöpfung!
c) — — — der gegenwärtigen Weltſchöpfung!

Nach Beendigung dieſes Geſanges wendet ſich der Aufſeher zu den Bittſtellern und ſagt:

„Kinder Buddha's! richtet jetzt vor Buddha's Bilde, wie vor ſeiner wirklichen Perſon, eure Bitte noch einmal an den Cheſchan.“ Und die Kinder Buddha's knieen abermals nieder, flehen abermals um Abnahme der Gelübde des Bodißadwa, bitten und verneigen ſich; der Cheſchan aber zögert imentſchloſſen mit der Zuſage.

„Kinder Buddha's!“ ſagt er zu ihnen, „höret! Seid ihr Bodißadwa's?“

„„Ja, wir ſind Bodißadwa's!““

„Wenn ihr Bodißadwa's ſeid: empfindet ihr in euch den Durſt nach der höheren Weisheit?“

„„Ja, wir empfinden ihn!““ (Stillſchweigen.)

„Kinder Buddha's! höret! Ihr wollet von mir Alles erfahren, was Bodißadwa's üben müſſen, d. h. wie dem Uebel ein Ende zu machen ſei (wie man von den Wiedergeburten frei werde), — wie das Gute vollbracht werden müſſe, — und wie man den Geſchöpfen nützen könne. Dieſes zu erfahren, und, ſobald ſie es erfahren hatten, daſſelbe auszuführen, haben alle Bodißadwa's der vergangenen Weltſchöpfung getrachtet; die Bodißadwa's der gegenwärtigen Weltſchöpfung erſtreben Daſſelbe, und nach demſelben Ziele werden auch die Bodißadwa's der kommenden Weltſchöpfung ſtreben. Gelobet ihr mir, euch von demſelben Gefühle leiten zu laſſen, nach demſelben Ziele zu trachten, wie alle Bodißadwa's?“

„„Wir geloben!““ (Frage und Antwort werden dreimal wiederholt.)

Nachdem er ſich von der Entſchloſſenheit der Bittſteller überzeugt hat, ertheilt der Cheſchan ſeine Einwilligung zur Abnahme der Gelübde, und ſagt:

„Kinder Buddha's! wenn ihr euch fähig fühlet, zur Ablegung der Gelübde des Bodißadwa, und wenn ihr gelobet, Alles zu üben,

was dem Bodißadwa ziemt, ſo ſtehet auf, leget die Hände zuſammen, beuget euch tief mit eurem ganzen Weſen, und flehet aus ganzem Herzen zu den Buddha's und den Bodißadwa's, daß ſie Cheſchan und Lehrer ſeien, wann ihr die Gelübde des Bodißadwa ableget. Jeder ſpreche ſeinen Namen aus."

Während die Namen ausgeſprochen werden, erhebt ſich der Cheſchan von ſeinem Sitze, ergreift Blumen und Kerze, nimmt eine andächtige Haltung an und ſagt, zu den Bittſtellern gewandt: „Laſſet uns beginnen!" (Sie ſingen:)

„Mit Opferduft und Blumen laſſet uns zur Begegnung gehen! Wir Bikſchu N. N. flehen mit dem Gefühle beſonderer Andacht:

Höchſttugendhafter! Wahrhaftig gekommener Schakjamuni! blicke auf uns N. N., und geruhe, bei Ablegung der Gelübde Cheſchan zu ſein. Unter Deiner Mitwirkung allein können wir uns die Gelübde der drei Vollkommenheiten und der 10 Pratimokſcha's *) aneignen! Offenbare Deine Gnade an uns!" (Dieſes wird dreimal wiederholt.)

Darauf richten ſie in ähnlichen Ausdrücken an Mantſchuſchri Bodißadwa die Bitte, Secretair zu ſein, — an Maidari Bodißadwa, Lehrer zu ſein, — an alle Buddha's, Ehrenzeugen zu ſein, — an alle Bodißadwa's, ſie als Genoſſen ihrer Thätigkeit anzuerkennen. Jede Bitte wiederholen ſie dreimal, und machen jedesmal eine Verneigung.

Am Schluſſe der Bitten ſetzt ſich der Cheſchan auf ſeinen Lehnſtuhl; die Bittſteller aber knieen nieder, und der Cheſchan ſagt zu ihnen:

„Im Buche In-le-zfin wird geſagt: Nach der Anbetung der drei Kleinode ſollen die vier ewigen Punkte des Geſetzes gelehrt werden, auf daß die vier Gelübde**) dadurch an Kraft gewinnen. — Welches ſind nun dieſe vier ewigen (bu-chuai) Punkte der Lehre? Unſere menſchliche Natur iſt an ſich eine Einheit; in dieſer geheimnißvollen Einheit aber kann man vier Hauptmomente unterſcheiden:

*) Die drei Vollkommenheiten (Sſan-zſiui) und die 10 Pratimokſcha's ſind ſynonym mit den Gelübden des Bodißadwa.

**) a. Von Almoſen zu leben, b. ſich in das werthloſeſte Gewand zu kleiden, c. in der Einſamkeit, unter einem Baume zu leben, d. im Falle einer Krankheit ſich mit dargereichten, zubereiteten Arzeneien zu heilen.

Buddha, die Lehre, die Brüderſchaft und die Gelübde. Sprechet nach:" (die Bittſteller wiederholen die Worte des Cheſchan)

1) Ich, N. N., wende mich *) von nun an und auf ewig zu Buddha.

2) Ich, N. N., wende mich von nun an und auf ewig zur Lehre.

3) Ich, N. N., wende mich von nun an und auf ewig zur Brüderſchaft.

4) Ich, N. N., wende mich von nun an und auf ewig zu den Gelübden. (Ein Schlag.)

Der Cheſchan fährt fort:

„Kinder Buddha's! Fan-wan-zſin ſagt deutlich, daß Diejenigen, welche in der gegenwärtigen Wiedergeburt auch nur mit einem der ſieben Verbrechen geſündigt haben, die Gelübde nicht ablegen können. Es hat ſich aber zu meiner höchſten Befriedigung in dem Bekenntniſſe ergeben, daß Keiner von euch geſündigt hat, und ihr könnt folglich die Gelübde ungehindert ablegen. Indeſſen wird im Zſin-in-le noch Folgendes geſagt: Nach dem Ausdrucke der Ueberzeugung von der Wahrheit der vier ewigen Punkte der Lehre muß die Reinigung von den Sünden der drei Weltſchöpfungen gelehrt werden. — Was heißt „die Sünden der drei Weltſchöpfungen?" — Die unbedachten Handlungen der früheren Wiedergeburten ſind die Saamenkörner, die Urſache der Sünden in den nachfolgenden Wiedergeburten. Alles Thun des Menſchen iſt gleichſam der empfängliche Boden, welcher den ihm anvertrauten Saamen des Böſen mit Wucher gedeihen läßt: dieſer Saame keimt, wächſt, reift und fällt in neuer Menge, zahlreicher als vorher, wiederum auf den Geiſt, und ſo giebt es neuen Saamen für neue Sünden und neues Elend in der kommenden Wiedergeburt. Mit jedem Schritte im Leben kräftigt ſich nur die Wurzel des Böſen, mehrt ſich das Elend und bereitet in der Zukunft zahlloſe Wiedergeburten. Daher muß, um ſich von den Wiedergeburten frei zu machen, um dieſes Böſe zu vernichten, die Ceremonie der Reinigung vor dem Stuhle aller Buddha's und Bodißadwa's vollzogen werden. Dann wird — wenn ihr aller verkehrten Thätigkeit entſaget — der Saame des Böſen verdorren, gleichwie eine in

*) Im Originale: Gui-i, d. i. ich wende mich, ich glaube, ich weihe mich.

trockenen Boden verſetzte Sumpfpflanze; wird aber die Urſache des Uebels vernichtet, ſo werden damit auch ſeine Folgen, d. h. Elend und Wiedergeburten, aufgehoben. Sprechet getrennt und deutlich aus; ſprechet mir nach.

1) Ich, N. N., obgleich ich in der früheren Wiedergeburt durch Wort, Werk, Gedanken in den zehn Geſtalten der Sünde geſündigt habe, entſchließe mich jetzt, Solches vollſtändig abzubrechen und nicht zu ſündigen bis zur kommenden Weltſchöpfung (d. h. niemals). (Verneigung.)

2) Ich, N. N., obgleich ich in der gegenwärtigen Wiedergeburt durch Wort, Werk, Gedanken in den zehn Geſtalten der Sünde geſündigt habe, entſchließe mich von nun an, Solches abzubrechen und nicht zu ſündigen bis zur kommenden Weltſchöpfung. (Verneigung.)

3) Ich, N. N., obgleich ich in der folgenden Wiedergeburt mit Wort, That, Gedanken in den zehn Geſtalten der Sünde ſündigen müßte, entſchließe mich dennoch jetzt, Solches vollſtändig abzubrechen und nicht zu ſündigen ſogar bis zur kommenden Weltſchöpfung. (Verneigung. Ein Schlag.)

Kinder Buddha's! ihr habt die Reinigung vollbracht; die drei Seiten*) eurer Thätigkeit ſind rein, wie ein durchſichtiger, auf beiden Seiten glänzender Kryſtall, und ihr habet mir nur noch zu ſchwören, daß ihr die 14 Punkte gewiſſenhaft halten, daß ihr auf ſie eure Thätigkeit gründen, nach ihnen ſie regeln und von ihnen nicht weichen wollet, möge es auch das Leben koſten. Ich werde alſo jetzt jeden der erwähnten 14 Punkte dreimal ausſprechen, damit ihr die Sache vollkommen verſteht und, den Blick auf den Stuhl aller Buddha's und Bodißadwa's gerichtet, deutlich und mit Bewußtſein den Eid ableget. (Ein Schlag.)

1) Schwöret ihr, daß ihr von jetzt an bis zur Wiedergeburt in der kommenden Weltſchöpfung euch unabläſſig mit dem Nachdenken über Buddha beſchäftigen und nur mit dem Guten verkehren wollet? (Wir ſchwören!)

2) Daß ihr allen ſchlechten Bekanntſchaften völlig fremd bleiben wollet? (Wir ſchwören!)

*) d. h. Wort, Werk, Gedanke.

3) Daß ihr nicht eine der Vorschriften verletzen wollet, koste es euch auch das Leben? (Wir werden sie nicht verletzen!)

4) Daß ihr euch unablässig mit dem Lesen und Singen der Bücher der Lehre und mit der Erlernung des Gesetzes des großen Wagens beschäftigen und trachten wollet, mehr und mehr in seinen tief verborgenen Sinn einzudringen? (Wir wollen trachten!)

5) Daß ihr das Verlangen, den Durst nach der höchsten Weisheit unablässig in euch unterhalten wollet? (Wir schwören!)

6) Daß ihr, das Elend aller Creaturen sehend, trachten wollet, sie zu erlösen, ihnen Hülfe zu leisten? (Wir werden trachten!)

7) Daß ihr, innerlich Ehrfurcht hegend vor den drei Kleinoden, diese Ehrfurcht auch in äußerlicher Weise nach Vermögen ausdrücken wollet? (Wir schwören!)

8) Daß ihr Vater und Mutter gehorchen, eure Lehrer und Aeltesten ehren wollet? (Wir werden!)

9) Daß ihr unveränderlich und eifrig auf dem Wege Buddha's wandeln wollet? (Wir werden trachten!)

10) Daß ihr über eure Sinne (Gefühle) herrschen wollet? (Wir geloben es!)

11) Daß ihr kraft eures Gelübdes, alle Geschöpfe zu retten, unermüdlich darum euch bemühen wollet? (Wir geloben es!)

12) Daß ihr kraft eures Gelübdes, alle Unruhe (als die Ursache des Uebels, des Elendes der Geschöpfe) zu enden, euch eifrig darum bemühen wollet? (Wir werden uns bemühen!)

13) Daß ihr kraft eures Gelübdes, die unzähligen Gründe der Lehre zu erforschen, solches in der That erfüllen wollet? (Wir wollen es erfüllen!)

14) Daß ihr kraft eures Gelübdes, den höheren Weg Buddha's zu vollenden, denselben in der That vollenden wollet?" (Wir wollen ihn vollenden!)

VI. Die wirkliche Ablegung der Gelübde.

(Ein Schlag.) „Kinder Buddha's! wenn ihr die 14 großen Schwüre abgelegt habt, so bleibt mir nur, von meinem Sitze aufzustehen, für euch mich zu verneigen und zu allen Buddha's und Bodißadwa's der gegenwärtigen Weltschöpfung zu beten, daß sie Empfänglichkeit in euch erwecken, und das Wesen der Gelübde auf

euch herniederſenken mögen. Achtet alſo aufmerkſam auf das, was ihr hören werdet, erwäget ſcharf ein jedes Wort. Wiſſet, daß, ſobald ich das Gebet zum erſten Male ausſpreche, das unerforſchliche Weſen der Gelübde die Kräfte der Seele ergreift und einen Augenblick durchzuckt; beim zweiten Male ſenken ſich die Gelübde auf euer Haupt, wie eine Wolke, wie ein Schleier; beim dritten Male dringen ſie in euren Leib, erfüllen eure Seele und werden für euch bis zur künftigen Weltſchöpfung eine unzerſtörbare Ausſaat Buddha's. Solcher Art iſt das Weſen der Gelübde! Kräftiget die Empfänglichkeit in euch, und empfanget dieſes Weſen der Gelübde mit beſonderer Andacht!"

Mit dieſen Worten erhebt ſich der Cheſchan von ſeinem Stuhle, tritt zu dem Bilde Buddha's (ſeine beiden Gehülfen gehen vor ihm, und ſtellen ſich der eine zu ſeiner Rechten, der andere zu ſeiner Linken), ergreift eine Kerze, nimmt eine andächtige Stellung an, macht drei Verneigungen, kniet nieder, legt die Hände zuſammen, und ſagt mit lauter Stimme:

„Buddha's und Bodißadwa's aller unzähligen und gränzenloſen Welten! Zu Euch wende ich meine Blicke. Sehet, hier (in der Stadt und dem Tempel N. N.) ſtehen die Bodißadwa N. N. Sie bitten um Abnahme der Gelübde, und ich habe ihre Bitte ſchon dreimal geprüft. Buddha's und Bodißadwa's! die Ihr allein alles Sichtbare und Unſichtbare, Zeit, Raum und alles Lebendige begriffen habt! wollet Zeugen ſein, wann Dieſe (N. N.) die Gelübde des Bodißadwa ablegen: um Eurer Barmherzigkeit willen, um Eurer Barmherzigkeit willen, um Eurer großen Barmherzigkeit willen!"

Nachdem er dieſes Gebet dreimal ausgeſprochen, ſetzt ſich der Cheſchan auf ſeinen Lehnſtuhl und beginnt

die Aufzählung der Vorſchriften der Lehre.

(Ein Schlag.) „Kinder Buddha's! Die Bodißadwa's nehmen die 10 Pratimokſcha's *) an. Jeder ſpreche ſeinen Namen aus!

1) Von der gegenwärtigen Wiedergeburt bis zum Zuſtande des Buddha, welchen ihr früher oder ſpäter erreichen werdet, dürfet ihr nicht vorſätzlich tödten;

*) Die hier aufgezählten Vorſchriften verbinden nur die Einſiedler; für die Weltlichen giebt es andere.

2) Nicht vorſätzlich ſtehlen;

3) Die Keuſchheit nicht verletzen;

4) Nicht vorſätzlich lügen;

5) Nicht vorſätzlich Wein kaufen (um ihn zu trinken, oder Anderen zu reichen);

6) Keinen Bodißadwa, keinen Bikſchu, keine Bikſchuni wegen irgend welcher Sünden und Schwachheiten mit Vergnügen verdammen;

7) Lobſprüche nicht lieben, ſie nicht ſuchen, und Niemanden ſchmähen;

8) Nicht geizen und auf dringende Bitten Anderer nicht mit Schelten und Schmähen antworten;

9) Aus Boßheit nicht unbußfertig bleiben;

10) Nicht vorſätzlich die drei Kleinode läſtern.

Wer von euch auch nur eine einzige dieſer Vorſchriften übertreten wird, der wird durchaus nicht thun, wie es einem Bodißadwa geziemt, und niemals wird er die höhere Weisheit und die Vollkommenheit erreichen. Gelobet ihr, dieſe 10 Vorſchriften zu erfüllen? (Wir geloben!)

Kinder Buddha's! nachdem ich euch die 10 Pratimokſcha's vorgelegt, will ich euch noch 48 leichte Vorſchriften ertheilen.

Der Cheſchan zählt noch 48 Sittenregeln auf, und nimmt den Bittſtellern das Verſprechen ab, dieſelben pünktlich zu erfüllen.

VII. Die Lobpreiſung.

„Kinder Buddha's! Im Buche Jn-le-zfin wird geſagt: „Wer die 10 Pratimokſcha's angenommen hat, ſteht über dem Einfluſſe der böſen Geiſter, iſt hinaus über die Gränze der drei von Trübſal erfüllten Welten; und wie oft er auch wiedergeboren werde: niemals verliert er die Kraft dieſer Gelübde, und bis er den Zuſtand eines Buddha erreicht, wird er ſtets in einem Menſchen wiedergeboren werden." — An einem anderen Orte: „Wer die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat, erlangt plötzlich (in einem Augenblicke) acht wichtige Vorzüge, nämlich: a) den Vorzug des Verhältniſſes zu den wahren Mitteln der Selbſtvervollkommnung; dem (fabelhaften) Vogel gleich, welcher mit einem Flügelſchlage ſich durch 100,000 Li ſchwingt, vermeidet er durch Ablegung der Gelübde die 6 Wege der Wiedergeburten und die beiden niederen Wagen

— und legt auf geradem Wege die Bahn der höheren Weisheit zurück. b) Den Vorzug der Stufe, auf welcher der Bodißadwa steht; denn wer diese Gelübde abgelegt hat, steht schon über den beiden Wagen. Gesetzt der Schami wandelt gemeinschaftlich mit einem Archan: der Archan geht voran, der Schami folgt. Aber der Schami empfindet plötzlich einen unlöschbaren Durst nach der höheren Weisheit: er legt die Gelübde des Bodißadwa ab; und siehe, der Archan wendet sich mit Ehrfurcht zu ihm, trägt ihm Kleidung und Schaale und läßt ihm den Vortritt. c) Den Vorzug der Wohlthaten. Gesetzt, es hätte sich Jemand vorgenommen, alle große Archane unseres Welttheiles zu verehren; wie groß immer diese Tugend ist: bei weitem höher ist die That Desjenigen, welcher auch nur einen einzigen Bodißadwa verehrt. d) Den Vorzug der Kraft. Wer die Gelübde des kleinen Wagens abgelegt hat, ist einem Leuchtkäfer zu vergleichen (d. h. schön anzuschauen, ist er nur sichtbar, leuchtet, aber erleuchtet Nichts); der Bodißadwa aber ist gleich der Mittagssonne: er erleuchtet und erwärmt. e) Den Vorzug der Reinigung von den Sünden. Wenn es auch geschähe, daß ein Bodißadwa sündigte: immer ist er noch besser, als die Häretiker; denn die Gelübde, welche das Wesen seines Geistes erfüllt haben, gestatten der Sünde nicht, zu tief einzudringen. Sündigt folglich der Bodißadwa wirklich durch dieselbe Sünde, wie Andere, so wird er gleichwohl einen weit geringeren Schaden nehmen. f) Den Vorzug der Geburt. Wenn Der, welcher die Gelübde des Bodißadwa abgelegt, sich im Mutterleibe befindet, so ist er stets von seligen Geistern und Drachen, gleichwie von einer Hut, umgeben. g) Den Vorzug der geheimnißvollen Macht (Schen-tun). Wer die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat, kann den größesten Wasserstrom in einen Milchstrom verwandeln, die ganze Erde in Gold verkehren, aus einem Augenblicke mehr als 1000 Leben bilden, aus einem einzigen Tage eine Menge großer Kalpa's hervorrufen. h) Den Vorzug der Belohnung. Wenn Derjenige, welcher die Gelübde des Bodißadwa abgelegt hat, auf dem Lotos-Meere wiedergeboren worden ist und das wahrhaft Ewige erreicht hat, so wird er ferner nicht mehr wiedergeboren." Kinder Buddha's! ihr habt jetzt die Gelübde des Bodißadwa abgelegt: trachtet nunmehr, ihre Vorzüge nicht vergeblich zu besitzen; beobachtet sie, erfüllet sie in der That;

ſie ſind eure Burg, euer Schwimmſchlauch. Seid unzertrennlich von der Lehre des großen Wagens, wie der Bikſchu unzertrennlich iſt von ſeiner Matte. Laſſet die Glut der Liebe zur höchſten Weisheit nicht erkalten: gebet auch nicht eine Minute die Herrſchaft über den Gedanken auf. Wenn euer Gedanke — wäre es auch nur für einen Augenblick — ſich dem kleinen Wagen zuwendet, ſo ſeid ihr keine Bodißadwa's mehr. Haltet alſo eure Vorzüge werth, und verderbet ſie nicht durch Sorgloſigkeit." (Ein Schlag.) Alle verneigen ſich; der Eheſchan erhebt ſich von ſeinem Sitze, legt die Hände zuſammen und ruft mit lauter Stimme aus:

„Durch ſolche Vorzüge, welche mit den Gelübden verknüpft ſind, ſollen alle unſere Wohlthäter belohnt werden, ſollen die Leiden der Geſchöpfe erleichtert werden, ſoll das Unſichtbare und das Sichtbare die wahre Erkenntniß in ſich aufgehen laſſen, ſoll in der Gemeinde der geiſtlichen Streiter die Weisheit blühen, ſoll in der erhabenen Verſammlung Buddha ein Lobgeſang angeſtimmt werden!" (Sie ſingen):

„Voll Verlangens, daß alles Leidenſchaftliche, in Unreinheit Verſunkene, ſonder Verzug das gränzenloſe, lichtſtrahlende Reich Buddha's erreiche, erheben*) wir die herrliche That der Ablegung der Gelübde und das unermeßliche, unvergleichliche Glück! Geprieſen ſeien die Buddha's der drei Weltſchöpfungen, die Urheber dieſes Lobgeſanges, Wen-ſchu,**) Pu-ſſjan und alle Bodißadwa's, Mahaßadwa's, Mahabodi, Paramita!"

Mit dieſer Lobpreiſung iſt die Ablegung der Gelübde beſchloſſen. Die ganze Verſammlung geleitet den Eheſchan in ſeine Gemächer und geht auseinander.

Nachdem Alles beendet iſt, kehren Diejenigen, welche die Gelübde abgelegt haben, in die ſchon früher von ihnen gewählten Zufluchtsſtätten zurück, während im Tempel nur deſſen beſtändige Bewohner übrig bleiben, und Leben und Thätigkeit dieſer Behauſung des Friedens und der Ruhe, welche vier Monate hindurch in ſo mächtiger Spannung geweſen ſind, kehren in ihren vorigen normalen Zuſtand zurück.

*) Bringen wir dar (zum Opfer, zur Ehre).
**) Mantſchuſchri.

In den Kaiſerlichen Tempeln händigt man auf Befehl des Kaiſers den Einſiedlern bei ihrer Entlaſſung Diplome*) (Jſe-de) aus, mit welchen die Buddhiſten ungehindert durch ganz China reiſen; ja, man ſagt ſogar, es ſei früher in jedem volkreichen Orte und in den Gouvernementsſtädten dem Vorzeiger eines Diplomes Thee und ein Frühſtück vorgeſetzt worden. Gegenwärtig geſchieht dies nicht mehr. Strenge aber wird darauf gehalten, daß als Obere in den allgemeinen Zufluchtsſtätten nur Inhaber eines Diplomes beſtätigt werden, und überdies nur eines ſolchen, welches von einem Kaiſerlichen Tempel ertheilt iſt. Auch geben die Privattempel nur eine Abſchrift des Protocolles über die Aufnahme unter die Einſiedler (Fa-zſinan), was für den möglichen Fall einer gerichtlichen Unterſuchung geſchieht. In den Kaiſerlichen Tempeln werden dergleichen Copieen ebenfalls ausgefertigt; in jedem Falle iſt aber nur das Diplom von Bedeutung.

Erläuterungen.

1. Die Welt iſt, nach der Vorſtellung der Buddhiſten, in Rückſicht auf die Materie ewig, dagegen in Beziehung auf die Form des Daſeins vergänglich, — und ſie unterſcheiden in dieſer Hinſicht vier Zeiten, oder, wie ſie es nennen Kalpa's: a. die Kalpa des chaotiſchen Zuſtandes, b. die Kalpa der Bildung, c. die Kalpa des blühenden Zuſtandes, d. die Kalpa des Unterganges. Dieſe Kalpa's folgen einander in ununterbrochener Reihe, ohne Anfang und ohne Ende: die Welt bildet ſich aus ſich ſelbſt, blüht in dem Leben, geht zu Grunde und ruht im chaotiſchen Zuſtande, gleichſam Kräfte ſammelnd für das neue Leben in einer neuen Reihe von Kalpa's. Eine aus vier Kalpa's beſtehende Zeitperiode heißt eine Weltſchöpfung, eine große Kalpa; und um vorſtellig zu machen, wie groß die Periode einer Weltſchöpfung ſei, ſagen die Buddhiſten, ſie umfaſſe 80 kleine Kalpa's, eine kleine Kalpa aber beſteht wieder, nach ihrer Berechnung, aus 16,800,000 Jahren. Folglich erfüllt eine Weltſchöpfung 1,344,000,000 Jahre, und eine mittlere Kalpa 363,000,000 Jahre.

*) Seit dem 17. Jahre Schun-tſchi's, des erſten Mantſchuriſchen Kaiſers in China.

2. Die Buddhiſten ſetzten in das Centrum der von ihnen vorgeſtellten Welt den vierſeitigen, ganz aus Kleinoden beſtehenden Berg Su-meru: im Norden von Kryſtall, im Süden von Sapphir, im Oſten von Gold, im Weſten von Silber. Kein Berg in der Welt iſt höher, als der Su-meru. Dieſer merkwürdige Berg wird rings vom Meere umfluthet, in welchem ſich, den Weltgegenden entſprechend, vier große Inſeln oder Weltländer *) befinden. In allen dieſen Weltländern wohnen Menſchen mit verſchiedenen leiblichen und geiſtigen Eigenſchaften; die Erdkugel aber, auf welcher wir leben, liegt nach der Meinung der Buddhiſten ſüdlich vom Su-meru, und heißt Dſchambudwipa (Nan-jan-fu-ti).

3. In unſerem Weltlande giebt es ſechs Wege der Wiedergeburten **), und zwar in abſteigender Linie: a) die Wiedergeburt in glücklichen Geiſtern, b) in Menſchen, c) in Aßur, d) in Adach, e) in hungrigen Geiſtern, f) in Sprachloſen, die Infuſorien nicht ausgeſchloſſen. Dieſe ſechs Wege der Wiedergeburten ſind ſämmtlich nichts anderes, als Stufen größerer oder geringerer Vollkommenheit der Seele, welche vorher vernünftig geweſen, aber in einen gröberen Zuſtand verſunken iſt, und ſich verdunkelt hat. Nach Maßgabe ihrer Reinigung und Rückkehr zur früheren Vollkommenheit erhebt ſie ſich auch hinſichtlich ihres Zuſtandes, indem ſie z. B. aus Sprachloſen in Menſchen wiedergeboren wird, in Adach, in hungrigen oder in glücklichen Geiſtern, und hat ſie ſich endlich bis zur abſoluten Anſchauung, zum vollen Leben des Geiſtes, erhoben: ſo überſchreitet ſie die Linie aller ſechs Wege der Wiedergeburten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es in jedem Zuſtande viele Hinderniſſe giebt, und daß in dem Streben nach größerer Vollkommenheit, bei der kleinſten Fahrläſſigkeit, das ſchon Errungene leicht wieder verloren geht. Ueber die Schranke der Wiedergeburten hinausgehen, heißt: in die Heimat zurückkehren, ſich in die Nirwana — die Ruhe, einen unbeſchreiblichen Zuſtand, höher als alles Leben — verſenken.

4. Die glücklichen Geiſter ſind in 28 Himmel vertheilt, welche, einer immer höher, als der andere, ſich über dem Berge Su-meru erheben, und in Abtheilungen oder Welten zerfallen. Die erſte, un-

*) Das Original hat: Muttererde, feſtes Land. Der Ueberſ.

**) Siehe Nr. 13.

terſte Abtheilung heißt: die erſehnte Welt (Jui-zſe), und umfaßt ſechs Himmel. Im erſten Himmel, an den Abhängen des Berges, wohnen die vier oberſten Geiſter (Sui-thian-wan); im zweiten herrſcht Indra mit 32 Geiſtern, welche ſeinen Hofſtaat bilden; im vierten wohnt jetzt Maidari, der zukünftige Buddha; im ſechſten wohnt Mo-wan (Mara), der ewige Widerſacher des Buddhismus. Dieſer Mo-wan beherrſcht die ganze erſehnte Welt, deren Zuſtand übrigens vollkommen menſchlich iſt; denn die Geiſter kleiden ſich, trinken, eſſen, heirathen und laſſen ſich heirathen, haben Paläſte, Häuſer, Gärten, Muſik, und der ganze Unterſchied beſteht darin, daß die Geiſter länger leben und von größerer Geſtalt ſind, als die Menſchen. — Die zweite Abtheilung heißt: die Gedankenwelt (die Welt der Formen — Sſe-zſe), mit 18 Himmeln, welche in vier Schweigen (Stillen oder Einſamkeiten — Tſchan) getheilt ſind. Jedes der drei erſten Schweigen umſchließt drei Himmel, das letzte allein 9. In den drei erſten Himmeln (d. h. im erſten Schweigen), herrſcht Brama, einer von den 20 Beſchützern der niederen Weſen, ein Geiſt von ſtrengen Geſetzen, erleuchtet und überhaupt ein ausgezeichneter Herrſcher. In der Gedankenwelt giebt es keinen Unterſchied der Geſchlechter mehr; dort werden auch keine Kleider mehr getragen: man ergötzt ſich und ernährt ſich durch Beſchaulichkeit (Tſchan-din). Die geringſte Lebensdauer — im erſten Himmel — beträgt eine kleine Kalpa; die größeſte dagegen — im letzten Himmel — 5000 Kalpa's. — Die letzte Abtheilung heißt: die unvorſtellbare Welt (die undenkbare, die unbegreifliche — U-ßezſie). In ihr ſind vier Himmel, und deren Geiſter noch reiner und vollkommener. Ihre Lebensdauer beträgt im erſten Himmel 10,000 Kalpa's, und im letzten 84,000 Kalpa's. Wann ſie ihre feſtgeſetzte Friſt ausgelebt haben, ſterben alle dieſe Geiſter, und werden, je nach der Reinheit ihrer Grundnatur, in einem entſprechenden Zuſtande wiedergeboren. Hier liegt die Gränze der Wiedergeburten: unter ihr, d. h. ſowohl in den 28 Himmeln, als unter denſelben — bei den Menſchen, den Adach (oder Ad), den hungrigen Geiſtern, den Aßur und den Thieren — giebt es Geburten und Wiedergeburten; weiter aber, d. h. über dieſer Gränze, beginnt die Provinz (das Reich) des eigentlichen, reinen Geiſtes, oder, wie die Buddhiſten ſagen, — die Leere, die Nirwana.

5) Um auszudrücken, einen wie unbegreiflichen Raum dieſe 28 Himmel einnehmen, ſtellen die Buddhiſten folgende Berechnung an. Der Berg Su-meru ſteigt 3,360,000 Werſt (Li) empor, und um ihn kreiſt nur eine Sonne, welche alle 4 Weltgegenden erleuchtet. Die Himmel beginnen auf der halben Höhe des Berges, und bis zu ſeinem Gipfel, in einer Ausdehnung von 1,680,000 Werſt, giebt es nur zwei Himmel. Dabei nehmen die Abſtände dieſer Himmel unter einander ſtufenweis zu, ſo daß, wenn man den gegenſeitigen Abſtand der beiden erſten tauſendmal vervielfältigt, dieſes erſt die erſehnte Welt ausmachen wird (das heißt 5,040,000,000 Werſt nach allen Richtungen). Dieſes heißt der kleine Chiliokosmus. — Vervielfältigt man dieſen abermals mit 1000: ſo ergiebt ſich der mittlere Chiliokosmus, deſſen Ausdehnung ſich nur bis auf das dritte Schweigen einſchließlich erſtreckt; und der mittlere Chiliokosmus wiederum tauſendmal genommen, ſtellt erſt die Ausdehnung des großen Chiliokosmus dar, welcher indeß nur das vierte Schweigen ausfüllt. Den großen Chiliokosmus endlich muß man noch 3000 Mal nehmen, um die Weite der 28 Himmel völlig zu erſchöpfen. In dieſem unermeßlichen Raume kreiſen 10 Millionen ſolcher Sonnen, wie die uns ſichtbare, und derſelbe wird Sſacha (Sſa-po) genannt, die Provinz, in welcher gegenwärtig Schakjamuni Buddha iſt.

6) Der angegebene Raum erſchöpft aber den wirklich vorhandenen bei weitem nicht: er iſt in der Welt nicht mehr, als ein Punkt, ein Tropfen im Meere; denn in der Richtung der Weltgegenden, nach Oſten, Weſten, Norden und Süden, giebt es eine unzählbare Menge ähnlicher Abtheilungen, und in einer jeden erſcheinen Buddha's und verkündigen die Lehre.

7) „Cheſchan" iſt kein Chineſiſches Wort; die Chineſen ſagen, es ſei Sanſcritiſch (Fan-ſui). Es bezeichnet insbeſondere den Oberen einer allgemeinen Zufluchtsſtätte, einen Lehrer, — wird aber heutigen Tages in der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe der Chineſen von Jedem gebraucht, welcher Buddhiſtiſch gekleidet iſt. Daher iſt auch die Buddhiſtiſche Lehre ſelbſt die Cheſchan-Lehre genannt worden.

8) Als Schakjamuni ſein Vaterhaus verlaſſen hatte und Einſiedler geworden war, entſandte ſein Vater aus väterlicher Liebe fünf Perſonen, um ihn zu bedienen, ihm alles Nöthige zu beſorgen, und hauptſächlich ihm bei jeder Gelegenheit den Rath zu ertheilen, er

möchte heimkehren. Da aber Schakjamuni weder Etwas von ihnen annahm, noch auf ihre Reden achtete: ſo gingen ſie, des Müßiggan-ges überdrüſſig und die Rückkehr zu dem Herrſcher ſcheuend, in den ſogenannten Hirſchgarten (Lu-juan), und beſchäftigten ſich daſelbſt, gleich dem gelehrten Volke, mit den Wiſſenſchaften. Als nun Buddha ſeine Vollendung erreicht hatte, kam er zu ihnen, und verkündigte ihnen zum erſten Male die Lehre von den 4 Grund-Sätzen (Sſui-di). (Die Chineſiſchen Buddhiſten nennen dieſe vier Sätze: Ku, Zſi, Mje, Dao, und verſtehen unter dem Ausdrucke Ku alles Leid und Elend des Lebens; die Urſache derſelben liegt im Zſi, d. h. in der Summe und Menge der Sünden, in Folge deren ſich in den Individuen ein größerer oder geringerer Grad des Böſen und des Elendes, dieſer oder jener Zuſtand in den Wiedergeburten entwickelt. Wer ſich von dieſem Uebel losmachen will, was ſie Mje nennen, der muß wirkſame Mittel gegen daſſelbe ergreifen und ſich im Geſetze Dao üben, d. h. in die Geſellſchaft der Buddhiſten eintreten, ihre Lebensanſichten und ihre Weiſe der Thätigkeit ſich aneignen). Die Namen der 5 Einſiedler ſind: Aſcho-zſjao-tſchen-ſchu, O-pi, Pa-ti, Schi-li-zſja-je, Zſjui-li-tai-zſui.

9) Mit dem Worte U-wei bezeichnen die Chineſen die Lehre der Da-oß; mit dem Worte Bai-ljan eine religiös-politiſche Secte, welche ſchon vor Alters in China exiſtirt hat. Ihr ſchreiben die Chineſen alle Unruhen zu, welche bei ihnen geherrſcht haben, und ſelbſt unter der gegenwärtigen Dynaſtie hat ein großer Krieg mit ihr Statt gefunden.

10) Buddha hat hinſichtlich des Zuſtandes ſeiner Lehre drei Zeiten unterſchieden, und die erſte „die wahre Lehre" (Tſchen-ſa) genannt; dieſes iſt der blühendſte Zuſtand des Buddhismus, wann er viel Anhänger, viel wahre Streiter und viel Solcher zählen wird, welche die höchſte Vollkommenheit wirklich erreicht haben. Die zweite: „die der wahren Lehre ähnliche"; dieſe Zeit gleicht der erſten nur dem Anſcheine, dem Aeußeren nach, wird aber nicht dieſelbe innere Kraft beſitzen; in ihr wird es viel Anhänger und geiſtliche Kämpfer geben, aber Wenige, welche die höchſte Vollkommenheit erreichen. Die dritte: „die letzte Lehre" (Mo-fa); dieſes iſt die ſchlechteſte Zeit für den Buddhismus, denn obgleich er in ihr noch viel Anhänger haben wird, ſo wird es doch wenig geiſtliche Streiter mehr geben.

Die erſte Zeit währt 1000 (nach Anderen: 1500) Jahre; die zweite gleichfalls 1000 (nach Anderen: 1500, ja ſelbſt 2500) Jahre; die dritte 10,000 (nach Anderen: 30,000) Jahre. Die gegenwärtige Zeit zählen die Buddhiſten ſchon zur letzten.

11) Die Bikſchu zerfallen in ſittlicher Hinſicht in vier Klaſſen: a. Wirkliche Bikſchu, d. h. Perſonen, welche mit Erfolg in der Selbſtvervollkommnung gekämpft haben (Schen-i-ßen); b. Weltliche Bikſchu, d. h. ſolche, von denen man nichts Schlechtes ſagen kann; ſie leben ſcheinbar muſterhaft, und erfüllen die Gelübde pünktlich, jedoch ohne Erfolg in der Selbſtvervollkommnung (Schi-ßu-ßen); c. Stumme Hammel, d. h. ſolche Bikſchu, welche zwar gut leben, aber nicht aus Ueberzeugung, ſondern in Folge der Umſtände, unbewußt; ſie ſind ſo ſchwach in der Lehre, daß ſie das Schlechte vom Guten nicht unterſcheiden, und ſchlechthin nicht Rechenſchaft geben können, warum das Gute gut iſt, und das Schlechte ſchlecht (Ja-jan-ßen); d. Gewiſſenloſe, d. h. ſolche Bikſchu, welche ſchlecht leben, durchaus nicht dem Gelübde gemäß; ohne Schaam vor den Leuten und ohne Furcht vor dem Gericht, welches ihrer wartet, leben ſie unbußfertig dahin.

12) „Wagen", Chineſiſch: Tſchen. Dieſer Ausdruck iſt metaphoriſch genommen, mit dem Begriffe einer Ueberfahrt, des Mittels und des Weges, auf welchem die Grundnatur im Individuum wieder zu ihrer urſprünglichen Vollkommenheit gelangt. Wenn dieſe Urnatur auf ſchlechtem Wege wandelt, auf der Bahn des Böſen und der Verfinſterung, ſo heißt dieſes: auf zerbrochenem, mit einem lahmen Eſel beſpannten Wagen fahren (Po-ljui-chuai-tſche); wenn hingegen das vernünftige Princip, — den ſchlechten Weg, das Böſe und das Elend ſcheuend, welche auf den Geſchöpfen laſten, — ſich der Erlernung der Mittel *) zuwendet, welche über die Gränze der Wiedergeburten hinausführen, und wenn es unausgeſetzt der Nirwana zuwandelt, ſo heißt dieſes: auf dem mit einem Hammel beſpannten Wagen fahren (Jan-tſche); wenn ferner das vernünftige Princip allein, ohne alle äußerliche Hülfe, nur durch die Macht ſeines Denkens, über die Linie der Wiedergeburten hinausgelangt, ſo heißt dieſes: auf dem mit einem Hirſche beſpannten Wagen fahren

*) D. h. der von Buddha gelehrten.

(Ku-tſche); wenn aber das vernünftige Princip, die Eitelkeit alles Daſeins betrachtend, durch das Elend der Geſchöpfe gerührt wird, und ſich entſchließt, nicht allein für ſeinen perſönlichen Nutzen, für ſeine perſönliche Befreiung vom Uebel, zu wirken, ſondern wenn es in ſeinem eigenen Kampfe zugleich den Anderen bei dem Streben nach der Nirwana behülflich iſt, ſo heißt dieſes: auf dem mit einem Ochſen beſpannten Wagen fahren (Nju-tſche); endlich, wenn das vernünftige Princip zur vollen Selbſterkenntniß gelangt, und, als ein vollkommen vorherſehendes, unermüdlich zum Nutzen der Geſchöpfe wirkt, und dieſelben zur Nirwana führt: ſo heißt dieſes: auf dem Wagen fahren, welcher mit dem großen weißen Ochſen beſpannt iſt (Da-bai-nju-tſche.) Der erſte Wagen iſt ein Symbol der Weltlichen, welche ſich zwar regen, und nach der Nirwana trachten, aber völlig unwirkſame Maaßregeln ergreifen: auf zerbrochenem Wagen und mit einem lahmen Eſel gelangen ſie nicht über die Gränze der Wiedergeburten hinaus. Der zweite Wagen iſt ein Symbol der Einſiedler und der Schrawaken, welche zwar Anhänger und Schüler Buddha's ſind: die von ihnen gewählten Mittel aber bringen nur ihnen perſönlich Nutzen, und mit einem Hammel kann man nicht zu Zweien fahren. Der dritte Wagen iſt ein Symbol der Pratyakabuddha's (Juan-ſſio, Du-ſſio): ſie überſchreiten die Gränze der Wiedergeburten nicht allein, ſondern ziehen, — wenn auch nicht abſichtlich, — noch Andere nach ſich. *) Der vierte Wagen iſt ein Symbol der Bodißadwa's: ihr Wagen iſt ziemlich geräumig, ihr Thier ziemlich ſtark; ſie können gar Viele mit ſich zur Nirwana führen. Der letzte Wagen iſt das Symbol der Buddha's: ihr Wagen iſt allumfaſſend, und das von ihnen angeſchirrte Thier iſt das ſtärkſte. **) Uebrigens werden die Wagen häufiger in drei Klaſſen getheilt, nämlich: a. der Wagen der Schrawaken, unter welchem die beiden erſten Wagen, der Weltlichen und der Einſiedler, verſtanden werden; b. der Wagen der Pratyakabuddha's, und c. der Wagen der Bodißadwa's und der Buddha's; — noch häufiger aber in zwei: der große und der kleine Wagen, in welchem Falle

*) D. h. da ſie ſelbſt die Sache wohl begriffen haben, können ſie zuweilen dieſelbe auch Anderen begreiflich machen.

**) Dieſe Eintheilung iſt aus der Einleitung zu Zi-ßin-lun-lje-wan entlehnt.

unter letzterem die erſten drei, unter erſterem hingegen die beiden letzten Wagen zu verſtehen ſind.

13. Zu den 8 Klaſſen der Weſen gehören: a) Die glücklichen Geiſter, d. i. dieſelben, welche die 28 Himmel bewohnen. b) Die Drachen (Lun), d. i. diejenigen, welche ſich in der Eigenſchaft von Hütern und Wächtern bei den Paläſten und Tempeln in den Himmeln*) befinden, und welche die Erde beſchützen und mit Regen benetzen. c) Die Jakßa (Je-tſcha), Weſen, welche die Fähigkeit beſitzen, ohne Flügel zu fliegen; ſie bewachen in den Himmeln die Stadtmauern, Kanäle, Thore, Thürme. d) Die Kandägarwa (Gan-da-po), welche das Gefolge Indra's bilden, ſeine Muſikanten und Gärtner ſind; ſie genießen keinen Wein und kein Fleiſch, ſondern nähren ſich vom Dufte der Blumen. e) Die Aßur (A-ßju-lo). Dies ſind Geiſter, welche mit Nichts verglichen werden können, vollkommen unförmlich ſind; ſie genießen des Glückes eben ſo, wie die Geiſter, haben aber nicht ihre ausgezeichnete Form und Schönheit. In den früheren Wiedergeburten waren ſie ein tugendhaftes Volk, jedoch außerordentlich heftig und jähzornig; und hat gleich die Tugend ſie zum Glücke geführt, ſo hat doch der Jähzorn ſie der Schönheit beraubt. f) Die Garuda (Sſja-lju-lo) oder Vögel mit goldenen Flügeln. Mit einem einzigen Flügelſchlage durchfliegen ſie 3,360,000 Werſt (Li) und nähren ſich von Drachen. g) Die Kinnara (Sin-na-lo), d. h. Geiſter von menſchenähnlicher Geſtalt, nur mit Hörnern, und die Leichtigkeit und Geſchwindigkeit der Geiſter beſitzend. h) Die Maharaga (Mo-cho-lo-sſja), d. i. irdiſche Drachen, Schlangen. Dieſe 8 Klaſſen der Weſen beſitzen ſämmtlich die Fähigkeit zu denken, lieben es, zu lernen, und lernen mit Nutzen den Buddhismus; ſie ſind Beſchützer und Vertheidiger der Lehre, wirken für ſie mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln und freuen ſich über den blühenden Zuſtand des Buddhismus; Solchen, welche für das Leben in der Nirwana reif ſind, erſcheinen ſie mit Ehrfurcht und Glückwunſch.

14. Die 12 Kategorieen der Buddhiſtiſchen Bücher ſind folgende:

---

*) Es giebt auch noch andere Lun, welche im Meere wohnen, und von den Tibetaniſchen Buddhiſten den Sirenen ähnlich vorgeſtellt werden.

1) Sudras, — diejenigen Stellen der Buddhiſtiſchen Bücher, welche die Grundlehre enthalten, in welchem Umfange ſie immer dargeſtellt ſein möge.

2) Ge-ja's, — diejenigen Stellen, in welchen die vorher entwickelte Lehre wiederholt wird, jedoch in Verſen; es iſt dieſes eine Art von Reſultaten und Schlußfolgerungen aus einer langen Betrachtung des Gegenſtandes, — Folgerungen, in gebundener Rede ausgedrückt.

3) Gata's, — Stellen, auch ganze Bücher, welche die Lehre in Verſen vortragen, ohne Beziehung auf das Vorhergehende und das Nachfolgende.

4) Nidana's, — diejenigen Stellen, in welchen erklärt wird, was aus einem gewiſſen Grunde geſagt, gethan, oder verordnet worden u. ſ. w.

5) Atiwrittaka's, — diejenigen Stellen, in welchen gewiſſe Handlungen der Schüler Buddha's, oder der Bodißadwa's berichtet werden, welche dieſelben in den früheren Wiedergeburten vollbracht haben. Eine ſolche Stelle befindet ſich z. B. in Chua-jan-zſin, wo erzählt wird, daß Jao-wan ſeinen Leib aus dem Wunſche verbrannt habe, die höhere Vollkommenheit zu erreichen.

6) Tſchadaka's, — diejenigen Stellen, in welchen von den verſchiedenen Zuſtänden berichtet wird, in welchen ſich die Buddha's und Bodißadwa's einſt befunden haben. So z. B. die Stelle in Ne-pan-zſin, wo Buddha ſagt, daß er in den vorhergehenden Wiedergeburten Drache, Garuda u. A. geweſen ſei.

7) Atbutadarma's, — die Erzählung nicht wirklicher, erſtaunlicher, wunderbarer Umſtände. Dahin gehört z. B. die Erzählung, daß Buddha, kaum geboren, ſich auf ſeine Füße geſtellt, ſieben Schritte gemacht und geſagt habe: „Ich bin der Erleuchter aller Geſchöpfe," u. dgl.

8) Awadana's, — verſchiedene Vergleichungen und Gleichniſſe, zu welchen Buddha ſeine Zuflucht genommen hat, um ſeinen Gedanken zu erläutern.

9) Upadeſcha, — die in Fragen und Antworten dargelegte Lehre.

10) Udaßena's, — diejenigen Stellen, in welchen Buddha ſelbſt, mit Rückſicht auf die Fähigkeit ſeiner Zuhörer, denſelben die Lehre erklärt, ohne Antworten von ihnen zu erwarten.

11) Waipulya's, — ſolche Stellen oder ganze Bücher, in welchen, nach der Meinung der Buddhiſten, die tiefe, vielumfaſſende, vielſeitige Lehre (Fan-den) enthalten iſt.

12) Wyakarana's, — prophetiſche Stellen.

Dieſe Kategorieen bilden eine Art grammatiſcher Redetheile, deren ſich die Buddhiſten bei der Erklärung ihrer Bücher bedienen. Nachdem man den Text vorgeleſen, muß vor Allem beſtimmt werden, zu welcher Kategorie er gehöre, und darnach erſt ſein Gedankengehalt entwickelt werden. —

15. Aus folgendem ſonderbaren Grunde werden die unter die Bikſchu Tretenden gefragt, ob ſie keine Drachen ſeien.

Einſt, als Buddha mit ſeinen Schülern in dem Garten Zſi-gu-du wohnte, nahm der Fürſt der Meerdrachen menſchliche Geſtalt an, kam zu ihnen in den Garten, und bat um Abnahme der Gelübde. Erfreut über die Vermehrung ihrer Geſellſchaft, und ohne allen Argwohn, nahm die Brüderſchaft dem Drachen die Gelübde ab. Der Drachen-Bikſchu ſetzte ſich, um ſich der Beſchaulichkeit zu überlaſſen, während die übrigen Bikſchu den Saal verließen. So allein gelaſſen verſenkte ſich aber der Drache vollſtändig in Beſchaulichkeit, — und ſchlief ein. Nun iſt bekannt, daß die Drachen, obgleich ſie die Fähigkeit beſitzen, jede ihnen beliebige Geſtalt anzunehmen, dieſelbe doch nicht feſthalten können, ſobald ſie einſchlafen. Als daher die Bikſchu in den Saal zurückkehrten, ſchrieen ſie vor Entſetzen laut auf, weil ſie auf dem Platze des neu aufgenommenen Mitbruders einen ungeheuren Drachen erblickten. Ihr Geſchrei erweckte den beſchaulichen Drachen: er ermunterte ſich, nahm von Neuem menſchliche Geſtalt an und ſaß wieder in der Haltung eines Beſchaulichen da. Die erſchrockenen Bikſchu aber waren über eine ſolche Verwandlung noch mehr entſetzt und eilten zu Buddha, um ihm Alles zu erzählen. Buddha erwiderte ihnen, es wäre dieſes kein Menſch, ſondern der Drachenfürſt, rief darauf den Drachen zu ſich, unterwies ihn in der Lehre, und ſchickte ihn in ſein Reich zurück, während er gleichzeitig für die Bikſchu die Regel aufſtellte: „in die Zahl der Brüderſchaft keine Drachen aufzunehmen."

Die

Chineſiſche Medicin.

Von

A. Tatarinoff,
Dr. med.

Die Chineſiſche Medicin.

Einleitung.

Wer ſich die Aufgabe ſtellt, eine möglichſt genaue und vollſtändige Vorſtellung von der Medicin bei den Chineſen zu geben, müßte vor Allem ſowohl die urſprüngliche Entwickelung, als auch die ſtufenweiſe Vervollkommnung dieſes Zweiges der Chineſiſchen Kenntniſſe geſchichtlich verfolgen. Eine ſolche Art der Darſtellung fordert nicht nur die Vollſtändigkeit des Gegenſtandes ſelbſt, ſondern eben ſo ſehr die größere Leichtigkeit und Verſtändlichkeit des Ueberganges von der alten Medicin zur Medicin der ſpäteren Zeit.

Anſcheinend kann es nirgends leichter ſein, als in China, welches ſeine alte Geſchichte in ihrer ganzen Integrität erhalten hat, zuverläſſige hiſtoriſche Nachrichten rückſichtlich der verſchiedenen Theile des menſchlichen Wiſſens zu finden. Eine ſolche Forderung aber, gerecht vielleicht in Beziehung auf andere Gegenſtände, iſt ſchwer zu erfüllen, ſobald es ſich um die Medicin handelt. Allerdings iſt die Literatur der Chineſiſchen Medicin ungemein reich an Abhandlungen, unter denen viele bis in das graue Alterthum hinaufreichen; allein aus ihnen allen läßt ſich nur Weniges entnehmen, was ſich auf die Geſchichte der Medicin in China bezöge. Der Grund davon liegt zum Theile in der Unzulänglichkeit der Nachrichten, welche ſich in dieſen Werken vorfinden, zum Theil aber in ihrer eigenen Darſtellungsweiſe. In China werden nämlich die mediciniſchen Bücher in einer ganz beſonderen Ordnung, ja man kann ſagen ohne eine ſtrenge Logik geſchrieben: in jedem von ihnen müßte folgerichtig Dasjenige, was zu Anfange vorgetragen wird, am Ende ſtehen, und umgekehrt. Daher bleibt der behandelte Gegenſtand unklar, und man muß erſt einen großen Theil des Werkes durchleſen, um nur zu einem einigermaßen richtigen Verſtändniſſe deſſelben zu gelangen. Außerdem beſteht ein allgemeiner Mangel der Chineſiſchen mediciniſchen Werke noch

darin, daß alle faſt Eins und Daſſelbe ohne irgend eine Veränderung, oder höchſtens in veränderter Ordnung, wiederholen. Ausnahmen hiervon ſind ſelten, und auch ſie beruhen nur in der Beibringung einer neuen, ungewöhnlich glücklichen Heilart irgend einer Krankheit durch ein beſonderes, räthſelhaftes Mittel, oder in einer Vermehrung der ſtets aus anderen Büchern abgeſchriebenen Recepte u. ſ. f.

So viel Chineſiſche mediciniſche Werke mir zu Geſichte gekommen ſind: ſie beſtehen ſämmtlich aus Abhandlungen, welche von verſchiedenen Autoren entlehnt, und ohne äußerliche Verbindung, wie ohne allen inneren Zuſammenhang neben einander geſtellt ſind. Nach dem Auszuge aus dieſer oder jener Abhandlung (zuweilen aus fünf und mehr) fügt der Verfaſſer des Buches hinzu, daß er (N. N.) nach ſeiner Dummheit (die gewöhnliche Phraſe der Chineſiſchen Gelehrten, wann ſie ihre eigene Anſicht ausſprechen wollen) glaube, die Meinung des gelehrten Autors des Buches N. N. ſei durchaus gegründet und richtig, — und bemerkt ſeinerſeits nur, daß der Huſten z. B. nicht immer ein Leiden der Lungen anzeige u. dgl. Alle Polemik, alle Kritik beſchränkt ſich immer auf dergleichen Bemerkungen, welche ſich vielmehr auf die Symptome und die Diagnoſe der Krankheiten beziehen, — zwei Gegenſtände, welche ſtets ſo verworren und ſo abweichend in den mediciniſchen Schriften der Chineſen behandelt werden. Bis jetzt hat noch Keiner von den Chineſiſchen Aerzten gewagt, die Haltbarkeit und die Wahrheit der Grundſätze ihrer Medicin zu prüfen, und den Nutzen nachzuweiſen, welcher aus einer Umwandlung derſelben hervorgehen dürfte; im Gegentheile, alles in den alten mediciniſchen Werken Geſagte iſt immer und überall als eine unumſtößliche Wahrheit anerkannt worden, und ihr nicht folgen, würde auf alle Fälle heißen, ſeine Meinungen, als unverſchämte, dem Verdammungs-Urtheile preisgeben. So groß iſt ihre Verehrung vor dem Alten! — Die ganze Bildung des Chineſen beſteht in der Kenntniß alles Alten, und er weiß nur Das, was ſeine Vorfahren vor 200, vor 1000 Jahren gewußt haben. Demnach darf man ſich durchaus nicht wundern, wenn die Chineſiſche Medicin auch nicht einen Schritt vorwärts gethan hat, ſeitdem ihre Geſetze und Lehren durch den Kaiſer Chuan-di feſtgeſtellt worden ſind. China beweiſt durch ſein Beiſpiel das Gegentheil der herrſchenden Anſicht, daß dem menſchlichen Wiſſen eine allmähliche Vervollkommnung beſchieden ſei;

denn wenn es in ſeiner ſittlichen und phyſiſchen Bildung nicht rückwärts gegangen iſt: ſo iſt es wenigſtens auf der Stufe ſtehen geblieben, welche es ſchon längſt erreicht hat!

Hat man ſich überzeugt, daß die Chineſiſchen mediciniſchen Bücher nach einem und demſelben Muſter geſchrieben werden, indem ſie bis auf das letzte Wort den Beſtimmungen der Alten folgen: ſo verſchwindet damit zugleich die Nothwendigkeit, beſondere Kenntniß von den Büchern ſpäteren Urſprunges und von den alten Büchern zu nehmen: in dieſen, wie in jenen, findet ſich nichts Beſonderes, Unterſcheidendes, daher wir denn auch um ſo weniger von dem urſprünglichen Zuſtande und der allmählichen Vervollkommnung der Chineſiſchen Medicin wiſſen. Alle ihre Lehren und ihre Hauptgrundſätze ſtellen ſich uns ſtets in derſelben Geſtalt dar, ſei es in den vor 2 bis 300 Jahren abgefaßten, ſei es in den unſerer Zeit ganz nahe ſtehenden Schriften; denn den einen, wie den anderen, hat eine und dieſelbe Quelle gedient: das Buch des Kaiſers Chuan-di, Nei-zſiu. Wenn man folglich von der Medicin China's in der Gegenwart redet, ſo iſt es unnöthig, noch insbeſondere von der Medicin im Alterthume zu reden.

Nach dieſem Plane iſt der vorliegende Artikel über die Chineſiſche Medicin von mir bearbeitet worden, und ich wage die Annahme, daß für die Wißbegier unſerer Landsleute, welche von dieſem Gegenſtande bisher keine genaue Kunde gehabt haben, auch meine — in allen Beziehungen ſchwache und unzulängliche — Arbeit wenigſtens zum Theile befriedigend ſein werde, als ein Anfang, welcher weitere Vervollkommnung verlangt, wie man ſie von Solchen erwarten darf, welche mehr Muße haben, als ich, und welche beſſere Kenntniſſe in der Chineſiſchen Sprache und der Chineſiſchen Medicin insbeſondere beſitzen.

Urſprung der Medicin in China.

Ohne Zweifel haben alle Völker, auch in ihrem urſprünglichen Zuſtande, Krankheiten zu heilen verſtanden. Der Menſch, mit Vernunft begabt, und darum in ſittlicher Hinſicht über allen Thieren ſtehend, ſteht denſelben an Körperkraft, wie an Fähigkeit, phyſiſche Leiden zu ertragen, weit nach. Sein Loos iſt daher, von ſeiner Ge-

burtsſtunde an gegen phyſiſche Einflüſſe anzukämpfen, welche in jedem Falle, unter gewiſſen Bedingungen, ſelbſt auf eine vollkommene Geſundheit feindſelig einwirken, und Veränderungen, — Krankheit in ihr hervorrufen müſſen. Dieſelbe Vernunft hat den Menſchen belehrt, wie er den feindlichen Einflüſſen der Natur widerſtehen, und wie er die verderblichen Folgen in ſich beſeitigen müſſe, welche aus jenen Einflüſſen hervorgehen können. Allen Völkern iſt ſomit eigentlich die Natur die gemeinſame, urſprüngliche Lehrerin geweſen; und wenn wir die Geſchichte des urſprünglichen Zuſtandes eines jeden Geſchlechtes leſen könnten: ſo würden wir ſicherlich die mannichfaltigſten und wunderlichſten Mittel finden, welche der Menſch zu ſeiner Selbſterhaltung ergriffen hat.

Kein Volk vielleicht liefert ein ſo glückliches Beiſpiel ſeiner geſchichtlichen Selbſtſtändigkeit, wie die Chineſen. Ihre, als unzweifelhaft anerkannte, Geſchichte reicht bis in das Jahr 2357 vor Chr. G. hinauf, und nach Anderen ſogar bis in das Jahr 2637, d. h. bis in das 61. Regierungsjahr des Kaiſers Chuan-di. Wie in der Geſchichte anderer Völker, ſo lauten auch in der Geſchichte der Chineſen die Berichte über die erſten Zeiten verworren, unglaubwürdig: bei der Unbekanntſchaft mit der Schriftſprache wanderten die Begebenheiten in mündlicher Ueberlieferung von einem Geſchlechte zum anderen, und erhielten ſich in dieſer Geſtalt bis zur Erfindung der Buchſtaben, worauf dann dieſelben Begebenheiten allerdings ſchriftlich erzählt wurden, aber ohne Zuſammenhang, und ſo, daß ſie mehr Unwahrſcheinliches und Fabelhaftes, als Wirkliches und Wahres darbieten. Kun-fu-zſui, der einzige Hiſtoriker des alten China's, hat die Geſchichte deſſelben mit dem Jahre 2277 vor Chr. G. begonnen, indem er alle Erzählungen von den Zeiten vor dieſer Periode, als unbegründete, verwarf. Obgleich indeß in den klaſſiſchen Büchern, welche die Tradition dem Pinſel Kun-fu-zſui's, oder ſeiner Schüler zuſchreibt, der Namen von 5 Kaiſern und 3 Fürſten erwähnt wird, ſo bleibt doch die Zeit ihrer Exiſtenz ungewiß, und erſt der Hiſtoriker Sſui-ma-zſian, welcher im 2. Jahrhunderte vor Chr. Geb. lebte, ſchrieb nach den Traditionen eine Chineſiſche Geſchichte, indem er dieſelbe mit dem 61. Regierungsjahre des Kaiſers Chuan-di, d. i. mit dem Jahre 2637 vor Chr. Geb. begann, und bis zum Jahre 140 vor Chr. Geb. fortführte.

Digitized by Google

In dieſer Geſchichte läßt ſich Nichts entdecken, was Bezug hätte auf die Geſchichte der Medicin in China, und eigentlich kann dieſe Frage nur nach den alten mediciniſchen Büchern, namentlich nach dem Buche Chuan-di-nei-zſin, theilweiſe aufgeklärt werden. Aus dem Titel, welcher den Namen des Verfaſſers angiebt, ſowie daraus, daß die Chineſiſchen Aerzte einſtimmig den Kaiſer Chuan-di als den Urheber des Buches Nei-zſin anerkennen, geht hervor, daß die Medicin in China älter iſt, als ſelbſt deſſen Geſchichte. Allein, der Ueberzeugung der Chineſiſchen Aerzte zu folgen und mit ihnen die Abfaſſung des Buches Nei-zſin dem Kaiſer Chuan-di oder ſeiner Zeit zuzuſchreiben, iſt ſchon deswegen unſtatthaft, weil Chuan-di zu früh, in einer Zeit gelebt hat, da das Chineſiſche Volk noch auf einer ſo niedrigen Stufe der politiſchen und geiſtigen Bildung ſtand, daß es ſchwer iſt, derſelben jene ziemlich vollſtändigen und genauen mediciniſchen Kenntniſſe beizumeſſen, welche in dem Buche Chuan-di-nei-zſin enthalten ſind. Vielmehr darf man annehmen, daß die Kenntniſſe von dem Baue des menſchlichen Körpers und von der Heilung ſeiner Krankheiten, — von Geſchlecht zu Geſchlecht mündlich fortgepflanzt, — erſt lange nach Chuan-di in einer gewiſſen Ordnung geſammelt worden ſeien, als die Schreibekunſt allgemeiner geworden war und beſſere Geſetze befolgte, und daß der Verfaſſer des Buches Chuan-di-nei-zſin nur die Leidenſchaft der Chineſen, — alles Alte zu verehren, nur das zu glauben, was von den Alten geſagt worden iſt, den Anfang von Allem in die Zeit des Kaiſers Chuan-di zu verſetzen und ihm die Erfindung aller Künſte zuzuſchreiben, — benutzt und ſeinem Buche Nei-zſin den Namen des Kaiſers Chuan-di in der Abſicht vorangeſtellt habe, mittelſt dieſes Titels dem Werke einen älteren Urſprung beizulegen und, gleich einem wirklichen Erzeugniſſe des Kaiſers Chuan-di, Anſehen zu verſchaffen.

Ohne der Ermittelung des wahren Verfaſſers dieſes Buches eine große Wichtigkeit zuzuſchreiben, erzeigen wir dem Alterthume der mediciniſchen Kenntniſſe der Chineſen ſchon hohe Achtung, wenn wir — jeder ſpecielleren Hypotheſe uns enthaltend — die Erſcheinung des Werkes Chuan-di-nei-zſin in die beiden letzten Jahrhunderte vor Chr. Geb. oder in die beiden erſten Jahrhunderte nach Chr. Geb. verſetzen. Dieſe Annahme findet ſich auch in den hiſtoriſchen Büchern

bestätigt und namentlich, daß unter der zweiten (jüngeren) Dynastie Chan, welche zwischen den Jahren 23 und 226 nach Chr. Geb. geherrscht hat, das Buch Chuan-di-nei-zsin schon vorhanden gewesen sei, sowie, daß der Arzt Bin dasselbe mit einer Erläuterung (unbekannt, in welchem Jahre) unter dem Titel: Chuan-di-nei-zsin Ssu-wuin (d. i. Nei-zsin in Gesprächen) herausgegeben habe. Außerdem finden wir noch die Bemerkung, daß unter der Dynastie Tan (zwischen 618 und 907 nach Chr. Geb.) das Buch Nei-zsin, aus 19 Heften bestehend, bekannt gewesen sei.

Wie bedeutungslos und unglaubwürdig die Quellen immer sein mögen, welche über den Anfang der Medicin in China Zeugniß ablegen, man muß gleichwohl zugestehen, daß die Chinesen hinlängliche Kenntniß vom Bau des menschlichen Körpers und von der Heilung seiner Krankheiten schon in Zeiten besessen haben, als die Bildung der übrigen Völker noch auf niederer Stufe stand.

Eine gewisse Art von System, welches in der Chinesischen Medicin herrschend ist, läßt zum Theil vermuthen, es seien die medicinischen Kenntnisse aus Indien nach China gekommen, und zwar gleichzeitig mit der Brachmanischen Religion, oder mit der Lehre der Secte Da-oß. — Es ist bekannt, daß bei den Chinesen bis jetzt kein einziger Zweig des Wissens irgend ein System hat. Die Anhänger der Brachmanischen Religion in China, die Dao-schi, um die Zeit der Geburt Christi, waren am Hofe durch ihre Wahrsagekunst, viele von ihnen aber durch ihre Heilkunst berühmt; und in der Lehre der Da-oß spielt derselbe Chuan-di, welchem man die Entwickelung der medicinischen Kenntnisse zuschreibt, eine wichtige Rolle. Heilkunst, Zauberei und Wahrsagekunst, in denen sich die Dao-schi besonders hervorthaten, galten früher in China für dasselbe, — was auch dadurch bewiesen wird, daß die medicinischen und astrologischen Bücher von der Verordnung des Kaisers Schi-chuan-di (i. J. 213 nach Chr. Geb.) alle Bücher zu verbrennen, ausgeschlossen waren.

Dergleichen schwache Vermuthungen über einen Ursprung der Chinesischen Medicin aus Indien können indessen durch deren Grundprincipien selbst widerlegt werden, indem dieselben den Principien der Chinesischen Philosophie entlehnt sind, welche der Chinesischen Religion zur Grundlage gedient hat, nämlich des Confucianismus (Schu-zsiao).

Unzweifelhaft aber bleibt auf alle Fälle das Alterthum der Medicin in China, ſo wie zugleich die Thatſache, daß ſie ſich zu allen Zeiten wenig verändert hat, und auf einer und derſelben Stufe ſtehen geblieben iſt. Es läßt ſich durch Beiſpiele beweiſen, daß die mediciniſchen Kenntniſſe der Chineſen ſchon längſt nicht mehr fortgeſchritten ſind. Ein großer Theil der mediciniſchen Bücher, welche ich unter Händen gehabt, iſt vor 100, 200 und mehr Jahren an das Licht getreten (wenn man ihre vielfachen unveränderten Wiederabdrücke im Laufe des letzten Jahrhunderts oder der letzten 50 bis 60 Jahre nicht berückſichtigen will), und in allen dieſen Büchern wird, wie ſchon bemerkt, faſt eins und daſſelbe beſchrieben, — der Hauptgrundſätze der Medicin natürlich gar nicht zu gedenken. Je näher die Herausgabe eines Buches der Gegenwart ſteht, deſto ſchwächer fallen die Erklärungen der alten Lehrſätze der Medicin aus, und deſto ſeltener werden zugleich die Beiſpiele glücklicher Kuren.

Das älteſte mediciniſche Buch iſt Chuan-di Nei-zſin oder Chuan-di Nei-zſin Sſu-wuin, und außer dem erſten Commentare zu demſelben vom Arzte Bin (im 2. Jahrhunderte nach Chr.) hat unter der Dynaſtie Min, im 24. Jahre der Regierung Wan-li's, d. i. im Jahre 1594, ein gewiſſer Tſchan-tao das Buch Nei-zſin mit den Bemerkungen eines gewiſſen Wu-kun herausgegeben. Dieſe Ausgabe ſcheint die letzte geweſen zu ſein, denn ſie allein iſt in der Folge mehrfach wieder abgedruckt worden.

Demnächſt iſt das älteſte mediciniſche Buch Nan-zſin, eine Erklärung der wichtigſten (ſchwierigſten) Theile der ärztlichen Wiſſenſchaft, und aus 81 Artikeln beſtehend. Dieſes Buch wurde zum erſten Male während der Vielherrſchaft in China (Lſe-go, im 3. Jahrh. nach Chr.) von einem gewiſſen Zin-io-ſchen herausgegeben und unter der Dynaſtie Sun (im 4. Jahrh. nach Chr.) durch Tſchan-ſchi-ſjai von Neuem abgedruckt. Später iſt dieſes noch oftmals geſchehen, aber immer ohne die geringſte Veränderung.

Tſchun-zſin-ſchan-chan-lun (vom Erkältungsfieber), ein Werk des Arztes Tſchan-tſchun-zſin, im 1. Jahrh. nach Chr., unter der erſten (älteren) Dynaſtie Chan. Dieſes Buch iſt häufig abgedruckt und mit verſchiedenen Erklärungen herausgegeben worden. Zuerſt lieferte Wan-ſchu-che (saec. 3. nach Chr.) Anmerkungen zu demſelben; darauf Gao-zſi-tſchun (saec. 9. nach Chr., unter der

Dynaſtie Sun); ferner Tſchen-u-i (saec. 10, nach Chr.). Unter der gegenwärtig in China herrſchenden Mantſchuriſchen Dynaſtie hat im Jahre 1680 (Regierung Kan-ßi) der Verfaſſer des Buches J-min-ſa-ljui abermals Bemerkungen zu dem Buche des Arztes Tſchan-tſchun-zſin „über das Erkältungsfieber" veröffentlicht. Trotz der Menge von Erläuterungen dieſes Buches ſind ſeine wichtigſten Sätze ſtets dieſelben geblieben, und noch jetzt als die beſten anerkannt. Seine Eigenthümlichkeit beſteht in der ſtufenweiſen Aufzählung der Fieberſymptome in Uebereinſtimmung mit dem Zuge der Hauptblutgefäße im Körper.

Wir wollen die merkwürdigſten mediciniſchen Bücher, welche bis zum 17. Jahrhundert in China herausgegeben worden ſind, anführen.

Zſin-lo-zjuan-ſchu, — vollſtändiger Curſus der Chineſiſchen Medicin, von dem Gelehrten Tſchan-zſje-bin im 16. Jahrhundert unter der Dynaſtie Min verfaßt, und von ſeinem Neffen Schu-choi gedruckt. Dieſes iſt eines der beſten, mir bekannten, Bücher und noch gegenwärtig bei den Chineſiſchen Aerzten in Achtung: nirgends kann man ſo viel Gründlichkeit der Darſtellung finden, wie in ihm, und wenn man ſeinem Verfaſſer einen Vorwurf machen kann, ſo iſt es nur der einer übergroßen Vorliebe für ſtärkende Arzneimittel und für die Herleitung faſt aller Krankheiten aus ſchwächenden, deprimirenden Urſachen.

Dun-i-bao-zſjan, — Curſus der Medicin, abgefaßt auf Korea von dem gelehrten Koreaner Sjui-zſjun; ohne alle Veränderung durch den gelehrten Pan-jui in China (zu Anfange der Dynaſtie Min, unter der Regierung Wan-li's, d. i. um das Jahr 1500) wieder abgedruckt; desgleichen unter der gegenwärtigen Dynaſtie, im 31. Jahre der Regierung Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1766. Die in dieſem Werke aufgeſtellten mediciniſchen Anſichten treffen mit den Anſichten der in China gedruckten mediciniſchen Schriften zuſammen, und der Unterſchied liegt nur in der Erklärung mancher phyſiologiſchen und pathologiſchen Erſcheinungen nach den Principien der Daoſſiſchen (Indo-Brachmaniſchen) Religion. Als einen Mangel dieſes Buches kann man das Vorherrſchen der Recepte vor der ausführlichen Beſchreibung der Krankheiten und ein zu großes Vertrauen zu Arzneimitteln bezeichnen, welche unter dem Einfluſſe der Geiſter ſtehen. Dieſes Buch ſteht noch jetzt in dem Rufe eines der

beſten mediciniſchen Werke, und wird auf Korea in beſonderem Formate, auf beſonderem, aus der Rinde der broussonetica papyrifera bereitetem, Papiere gedruckt, während die Chineſiſche Ausgabe den gewöhnlichen Chineſiſchen Büchern gleicht.

Tſchan-ſchi-lei-zſin, — Curſus der Medicin, unter der Dynaſtie Min, im 4. Jahre der Regierung Thian-zi's, d. iſt im Jahre 1624, von dem Gelehrten Tſchan-zſje-bin, dem Autor des Buches Zſin-ju-zjuan-ſchu, verfaßt. Dieſes Werk iſt ſeit ſeinem Erſcheinen mehrmals unverändert wieder abgedruckt worden, und ſeine Haupteigenthümlichkeit beſteht in der Eintheilung aller Krankheiten in Krankheiten mit Ueberfluß und Krankheiten mit Schwächung, wobei die letzteren als eins der häufigſten Uebel betrachtet werden, welche die Menſchen tödten, — und zugleich den ſtärkenden Arzneimitteln alles Verdienſt in der Heilung der Krankheiten zugeſchrieben wird.

Schou-ſchi-bao-juan, — Handbuch der Medicin, zwiſchen dem 15. und 16. Jahrhundert, unter der Dynaſtie Min, von dem Gelehrten Gun-jun-lin herausgegeben, und in den beiden letzten Jahrhunderten unter der gegenwärtigen Dynaſtie unverändert wieder abgedruckt. Dieſes Werk iſt bei den heutigen Chineſiſchen Aerzten ſtark in Gebrauch, weil es ſeiner Kürze wegen für das erſte Studium der Medicin am geeignetſten erſcheint.

Li-pin-chu-mo-zſe, — vom Pulſe, das Werk des Gelehrten Li-ſchi-tſchen. Es iſt nach den Begriffen vom Pulſe abgefaßt, welche der Vater des Verfaſſers, Juje-ßi, aufgeſtellt hat, und herausgegeben unter der Dynaſtie Min, im 43. Jahre der Regierung Zſja-zſin's, d. h. im Jahre 1564. In der Folge hat man es mehrmals unverändert abgedruckt. Das Buch Li-ſchi-tſchen's vom Pulſe gilt als muſterhaft, und in der That hat Niemand beſſer als er, und mit ſolcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit die verſchiedenen Arten des Pulsſchlages unterſucht, und die Bedeutſamkeit dieſes Unterſchiedes für die Diagnoſe der Krankheiten und die Beſtimmung der Heilmittel nachgewieſen.

Jan-ke-lun-mu-lun, — Oculiſtik, bearbeitet von Tſchu-ßi-gui, und gedruckt auf Koſten Wan-wuin's, unter der Dynaſtie Min, im 3. Jahre der Regierung Wan-li's, d. i. im Jahre 1575. Als ein Werk, welches einen abgeſonderten Theil der Medicin

umfaßt, kann dieſes Buch nur wegen ſeiner reichen Sammlung von Recepten und verſchiedenen durch dieſelben heilbaren Augenkrankheiten empfohlen werden, denn die Hauptanſichten von der Medicin im Allgemeinen und von der Anatomie des Auges im Beſonderen ſind in ihm dieſelben, wie in den älteſten mediciniſchen Büchern.

Jan-ke-da-zjuan, — Oculiſtik, verfaßt von Fu-ſchen-jui, unter der Dynaſtie Min, im 17. Regierungsjahre Tſchun-tſchen's, d. i. im Jahre 1644. Sie unterſcheidet ſich durch nichts Beſonderes von dem vorigen Werke.

Dou-tai-gun-zjuan-ſchu, — die äußerlichen Krankheiten, ein Werk Dou-jui-zſin's, im Anfange des 9. Jahrhunderts, unter der Dynaſtie Sun. Dieſes Buch hat den, in der nachfolgenden Zeit über die äußerlichen Krankheiten verfaßten Schriften zum Muſter gedient, und außer der Vollſtändigkeit, durch welche es ſich vor den Werken ähnlicher Art auszeichnet, kann man in ihm noch eine beſſere Anordnung in der Beſchreibung der Krankheitsmerkmale finden. Unter der gegenwärtigen Dynaſtie iſt dieſes Werk im 56. Regierungsjahre Kan-ßi's, d. i. im Jahre 1717, durch Chun-tſchan-jan und Tſchen-ju-gun wieder abgedruckt und mit Abbildungen herausgegeben worden, welche ſich durch ihre Abſcheulichkeit und Unklarheit auszeichnen.

Nju-ma-zin, — die Chineſiſche Veterinärkunde, welche eine Beſchreibung der Krankheiten der Hausthiere, vorzugsweiſe der Pferde und des Hornviehes, enthält. In der Vorrede dieſes Werkes wird geſagt, daß es unter der Dynaſtie Min (zwiſchen dem 15. und 16. Jahrhundert) von zwei Brüdern, Jui-ben-juan und Jui-ben-chen, herausgegeben, und ſpäter, unter der gegenwärtigen Dynaſtie, im erſten Regierungsjahre Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1736, zum letzten Male wieder abgedruckt worden ſei. Dieſes iſt das einzige Buch auf dem Gebiete der Veterinär-Medicin, da weder vor ihm, noch nach ihm in dieſer Gattung etwas herausgegeben worden iſt. Die in ihm dargelegten Anſichten ſind denen des älteſten mediciniſchen Buches Chuan-di-uei-zſin gleich; ſeinen wichtigſten Theil bildet die Beſchreibung der Krankheiten der gehörnten Hausthiere, mit Einſchluß des Büffels oder des ſogenannten Waſſerochſen und der Krankheiten des Kameeles und des Pferdes. Unvollſtändigkeit und Zuſammenhangsloſigkeit der Auseinanderſetzung, Widerſpruch und Un-

genauigkeit in den Benennungen der Krankheiten findet man auf jeder Seite dieſes Buches, obgleich zu Anfange der Beſchreibung einer jeden Krankheit die Abbildung des Thieres hinzugefügt iſt, welche das äußerliche Unterſcheidungsmerkmal der beſchriebenen Krankheit darſtellt, hergenommen von der beſonderen Haltung des thieriſchen Körpers bei einer gewiſſen Krankheit. Zufolge ſeiner phyſiſchen Beſchaffenheit, beſonders des ſüdlichen Theiles, ſo wie in Folge der Lebensweiſe ſeines Volkes, hat China niemals ein Land ſein können, in welchem die Viehzucht gediehen wäre, weshalb man ſich denn auch nicht wundern darf, wenn ſeine Veterinärkunde zu allen Zeiten auf einer niederen Stufe geſtanden, und ſich nur in dem einen Werke — Nju-ma-zſin — erhalten hat.

Man ſagt, der eigentliche Verfaſſer des Buches Nju-ma-zſin ſei der berühmte Arzt Chua-to geweſen, welcher zur Zeit der Dreiherrſchaft in China (San-go), d. h. zwiſchen 221 und 265 nach Chr., gelebt hat, und als ein ausgezeichneter Chirurgus jener Zeit bekannt iſt. Er ſoll auch ein Buch über die menſchlichen Krankheiten geſchrieben haben, welches indeß aus folgender Veranlaſſung nicht auf die Gegenwart gekommen iſt. Ein gewiſſer Feldherr zur Zeit der Dreiherrſchaft, Namens Zao-zao, hatte oft an Kopfſchmerzen gelitten, und mit Erfolg ſich häufig der Hülfe Chua-to's bedient; als jedoch in der Folge die Krankheit den früheren Mitteln nicht mehr weichen wollte, ſchlug Chua-to ſeinem Patienten vor, ſich den Hirnſchädel öffnen zu laſſen, damit die Urſache der Krankheit aus ſeinem Kopfe entfernt werden könnte. Dieſe Kurmethode betrachtete man aber als einen Verſuch gegen das Leben des berühmten Feldherrn, warf deshalb Chua-to zuerſt in's Gefängniß, und verurtheilte ihn darauf zum Tode. Für ſein freundliches Benehmen überlieferte Chua-to vor ſeinem Ende dem Gefängniß-Aufſeher ſeine Handſchriften über die Krankheiten und ihre Heilung bei dem Menſchen und den Hausthieren, und der Aufſeher übergab dieſes Geſchenk, als eine Koſtbarkeit, welche ſie bereichern könnte, ſeinem Weibe zur Aufbewahrung. Als nun der Todestag Chua-to's herannahte, fürchtete das Weib, es möchte ihrem Manne für Krankenheilungen nach der Methode Chua-to's ein gleiches Schickſal zu Theil werden, und warf die von ihm empfangenen Handſchriften in's Feuer, aus welchem der zu derſelben Zeit heimkehrende Ehemann nur die

eine, nämlich Nju-ma-zſin (von den Krankheiten der Hausthiere) retten konnte, während die andere (von den Krankheiten des Menſchen) verbrannte. So lautet die Sage von dem Schickſal des Werkes Chua-to's, deren Glaubwürdigkeit ich natürlich nicht verbürge.

Ben-zao-gan-mu, — die Naturgeſchichte in ihrer Anwendung auf die Medicin, verfaßt von dem berühmten Chineſiſchen Gelehrten Li-ſchi-tſchen, zur Zeit der Dynaſtie Min, im 24. Jahre der Regierung Wan-li's, d. i. im Jahre 1596, und ſpäter unter der gegenwärtigen Dynaſtie, im 12. Regierungsjahre Schun-tſchi's, d. h. im Jahre 1655, durch einen gewiſſen Wu-jui-tſchan wieder abgedruckt. In dieſem Buche werden ſowohl die in der Medicin angewandten, als die nicht angewandten Mittel aus allen drei Naturreichen beſchrieben, ihr Geſchmack, ihre mediciniſchen Eigenſchaften und die durch ſie heilbaren Krankheiten. Es zeichnet ſich vor andern ähnlichen Büchern durch Genauigkeit in der Beſchreibung der äußeren Geſtalt der Pflanzen und Thiere aus, und verdankt dieſes Verdienſt dem Verfahren ſeines Verfaſſers, welcher, auf dem Gebiete des Natürlichen ſelbſt mit reichem Wiſſen begabt, alles Unnöthige — wenn auch in andern Werken Anerkannte — von dem Wahren geſondert und in ſeinem Buche unter einer beſonderen Rubrik aufgeführt hat, wodurch die Möglichkeit gegeben iſt, das Nothwendigſte unter dem Unnützen und Unwahren raſch und unfehlbar herauszufinden. Ich kenne unter den Chineſiſchen Werken über die Naturgeſchichte kein beſſeres, als dieſe Schrift Li-ſchi-tſchen's. Sie enthält zugleich eine zahlreiche Sammlung von Recepten, welche in verſchiedenen Zeiten bei Heilung der Krankheiten ſich bewährt haben, ſo wie die Art und die Zeit der Einſammlung derjenigen Pflanzen, welche für den mediciniſchen Gebrauch beſtimmt ſind.

Die Bücher, welche in den beiden folgenden Jahrhunderten, unter der gegenwärtigen Dynaſtie, herausgegeben worden ſind, ſind folgende:

I-zſun-zſin-zſian, — Spiegel oder vollſtändiger Curſus der Medicin, durch das mediciniſche Collegium (Tai-i-juan) auf Befehl des Kaiſers zuſammengeſtellt und im 4. Regierungsjahre Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1739, auf Staatskoſten herausgegeben. Den Hauptantheil bei Abfaſſung dieſes Werkes hat Wu-zjan gehabt, welchem mehrere, im Dienſte des Hofes ſtehende Aerzte dabei zur Hand gegangen ſind. Einen großen Theil deſſelben füllen Trac-

tate über das Erkältungsfieber aus, und mit großer Ausführlichkeit sind die äußerlichen Krankheiten beschrieben, welche überdies in Abbildungen vorgeführt werden. In letzterer Abtheilung befindet sich auch ein Tractat über die Brüche und ihre Heilung, ein Gegenstand, welchen kein anderer Cursus der Medicin enthält. Die Heilmittel, welche in diesem Werke vorgeschlagen werden, gehören zu den leichten, nicht heroischen, gleich wie auch die Dosis dieser Arzneien mäßig bestimmt ist, wenn man sie nicht geradezu als zu klein — im Vergleiche mit der in der Privatpraxis üblichen Dosis — bezeichnen will. Die Angabe einfacher Mittel und die geringe Dosis derselben rühren in dem Buche J-zsun-zsin-zsjan wahrscheinlich daher, daß dieses Werk ursprünglich zum Handbuche für die mit der Hofpraxis beschäftigten Aerzte bestimmt war, in dieser aber große Vorsicht bei Auswahl der Arzneien und bei Festsetzung ihrer Dosis beobachtet werden muß. Dessenungeachtet ist das Buch unter den practicirenden Privatärzten wenig in Gebrauch, was seinen Grund zum Theile in dem hohen Preise desselben hat. In den allgemeinen Begriffen und Lehrsätzen unterscheidet es sich nicht von den übrigen medicinischen Büchern.

Zfi-in-gan-mu, — von den Frauenkrankheiten, verfaßt unter der gegenwärtigen Dynastie, im 6. Regierungsjahre Jun-tschen's, d. i. im Jahre 1728, durch einen gewissen Wu-sju-zin. Ein ziemlich unvollständiges Werk, welches sich einzig auf die Beschreibung der Frauenkrankheiten beschränkt, ohne die Periode der Empfängniß und Schwangerschaft, die Niederkunft und den Zustand der Wöchnerin zu berühren.

Wuin-i-tjao-bjan, — von den hitzigen Fieberu, ein Buch, welches ebenfalls unter der gegenwärtigen Dynastie, im 18. Regierungsjahre Zfia-zin's, d. i. im Jahre 1813, erschienen ist. Verfasser ist ein gewisser Wu-tan. Die in diesem Werke von den hitzigen Krankheiten vorgetragene Ansicht ist ziemlich einseitig und weicht nur wenig von der Auffassungsweise Tschan-tschun-zsin's, in seinem Buche vom Erkältungsfieber, ab.

J-lin-gai-zo, — Berichtigungen der Irrthümer in der Medicin, ein kleines Buch, im 10. Regierungsjahre Dao-guan's, d. i. im Jahre 1830, herausgegeben. Sein Verfasser ist Wan-zin-schen, der Verwalter eines Districtes. Es ist dieses eins der neuesten und zugleich der schlechtesten medicinischen Werke, denn mit der Absicht,

Widersprüche in den herrschenden anatomischen Begriffen zu heben, ist der Verfasser in noch größere Irrthümer verfallen und hat, anstatt aufzuklären, nur schlechtere Vorstellungen von dem Baue des menschlichen Körpers gegeben. Um seine Verbesserungen wahrscheinlicher zu machen, bemerkt er, sie seien nicht seine Erfindung, sondern er habe selbst an Kinderleichen, welche an den Pocken verstorben und außerhalb der Stadtmauer geblieben seien, die Structur des menschlichen Innern wirklich gesehen. Außer den anatomischen Gegenständen enthält das Buch am Schlusse noch einen Artikel über die Heilung des Schlagflusses. Trotz der Abgeschmacktheiten, welche in diesem Werke vorgebracht werden, schwören gleichwohl viel Aerzte in China auf seine Worte.

Tschen-zsju-da-tschen, — Nadelpunctirung und Mora, von einem gewissen Zsin-sjan verfaßt und (ungewiß, in welchem Jahre) wieder abgedruckt durch den Beamten Lju-juje-gui, welcher bei der Reißlieferung auf dem Kaiser-Canale aus dem Süden nach Peking, im Gouvernement Zsjan-ßi, das Amt eines Procurators bekleidete. Die dienstliche Stellung des Herausgebers läßt vermuthen, daß dieses Werk erst unter der gegenwärtigen Dynastie wieder abgedruckt worden ist. Die medicinischen Hauptlehren bleiben in ihm dieselben, wie in alter Zeit und wie sie alle medicinischen Bücher vortragen; die eigentlichen Vorschriften aber für die Acupunctur und die Application der Mora unterscheiden sich von den im Buche Chuan-di Nei-zsin gegebenen nur durch größere Citate aus anderen Schriften, keineswegs aber durch größere Genauigkeit und noch weniger durch ihre Eigenthümlichkeit. Im Allgemeinen ist indeß das Buch Tschen-zsju-da-tschen eins der vollständigsten Handbücher für Solche, welche sich mit der Nadelpunctirung beschäftigen. Am Schlusse sind Heilmethoden für Kinderkrankheiten angehängt, besonders der verschiedenen Arten der Schwindsucht, mittelst des Reibens, des Drückens und anderer Manipulationen.

Dou-tschen-choi-tun, — von den Masern und den Pocken, unter der gegenwärtigen Dynastie, im 51. Regierungsjahre Zjan-lun's, d. i. im Jahre 1786, von einem gewissen Thian-din-sjan verfaßt.

Dou-tschen-din-lun, — von den Masern und den Pocken, ein kleines Buch, im 15. Regierungsjahre Dao-guan's, d. h. im Jahre 1835, von Tschen-schi-jun herausgegeben.

Dies ſind nur zwei von den vielen Werken über Maſern und Pocken, welche in verſchiedenen Zeiten herausgegeben worden ſind. Die Chineſiſchen Aerzte haben Angeſichts der grauſamen Verheerungen, welche die Pocken verurſachen, dieſer Krankheit eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet, und durch Vermehrung der Schriften über dieſelbe dem Uebel zu ſteuern verſucht. Allein es ſcheint, als habe dieſe Abſicht nicht immer ihren Zweck erreicht. In keinem der Werke über die Pocken, weder in den neueren, noch in den älteren, wird etwas Beſonderes für die Heilung dieſer Krankheit in Vorſchlag gebracht, ja man findet in ihnen nicht einmal eine gute und vollſtändige Beſchreibung der äußeren Kennzeichen derſelben. Bis zu dieſer Stunde graſſiren die Pocken, wie früher, und werden die Chineſiſche Bevölkerung decimiren, bis die vor 15 Jahren von den Engländern in Chineſiſcher Sprache bekannt gemachte Methode der Kuhpocken-Impfung in China allgemein geworden ſein wird, und bis die Chineſen an die Möglichkeit glauben werden, ihnen durch Erzeugung der natürlichen Pocken vorzubeugen.

Leider iſt die von den Engländern herausgegebene Brochure jetzt ſelten geworden, und ich habe ſie nicht erhalten können.

Da-ſchen-pjan, — Unterweiſung für Schwangere und Wöchnerinnen, von einem gewiſſen Ri (ungewiß, zu welcher Zeit) herausgegeben. Dieſes Büchlein, in leichter, verſtändlicher Sprache geſchrieben, iſt in jeder wohlgeordneten Familie unentbehrlich, deshalb auch ſchon viele Male durch mitleidige Perſonen auf eigene Rechnung wieder abgedruckt worden, und wird Jedem, der es begehrt, unentgeltlich verabreicht.

Außer den angeführten mediciniſchen Schriften ließen ſich noch manche ähnliche namhaft machen, welche unter den Chineſiſchen Aerzten mehr oder weniger im Gebrauche ſind; allein die Anzahl dürfte in dieſem Falle nur wenig für die Eigenſchaft bürgen, und würde überdies die vornehmſten Grundlehren der Chineſiſchen Medicin nicht beſſer und vollſtändiger erläutern. Früher ſchon habe ich bemerkt, daß die alten und die neuen mediciniſchen Werke in China ſich wenig von einander unterſcheiden, ſowohl in Rückſicht auf die Vollſtändigkeit der Erörterung des vorgetragenen Gegenſtandes, als in Rückſicht auf Meinungsdifferenzen in Betreff dieſes Gegenſtandes. In China iſt es gleichſam Allem beſtimmt, ewig in einer und derſelben unveränder-

lichen Geſtalt zu exiſtiren! Was eine kritiſche Betrachtung des Gegenſtandes anlangt, eine Berichtigung der vom Alterthume überkommenen Begriffe, oder deren Vertauſchung mit neuen: ſo hat ſich noch kein einziger Schriftſteller der ſpäteren Zeit bis zu einem ſolchen Entſchluſſe erhoben, indem man denſelben als eine Auflehnung gegen das verehrte Alterthum betrachten würde, oder vielmehr als vollkommen überflüſſig nach denjenigen mediciniſchen Kenntniſſen, welche man aus dem, vom Vater und Großvater ererbten, Handbuch der Medicin geſchöpft hat. Daher fällt denn auch für uns einerſeits der Unterſchied zwiſchen den älteren und den neueren mediciniſchen Werken fort, und andrerſeits die Nothwendigkeit, den Inhalt vieler von ihnen — beſonders der letzteren Gattung — zu kennen; um ſo mehr, da die Grundlehren der Medicin, wie ich oben geſagt habe, überall die einen und ſelbigen bleiben, ohne jede Veränderung, das Buch gehöre der alten Zeit an, oder der neueſten, es behandele irgend einen beſonderen Theil der Medicin, oder den ganzen Curſus derſelben.

Der Stand der Chineſiſchen Aerzte und ihre Bildung.

Die mediciniſche Bildung iſt, wie zu erwarten ſteht, zu allen Zeiten weit hinter Dem zurückgeblieben, was die Chineſen ihre ſchönen Wiſſenſchaften (Wohlredenheit) nennen, nämlich der Kenntniß der klaſſiſchen Bücher, oder der eigentlichen Aufklärung, wie die Chineſen ſie in ſpäterer Zeit verſtanden haben. Dieſes geht auch aus dem gegenwärtigen Zuſtande der einen, wie der anderen hervor, und aus dem Antheile, welchen die Chineſiſche Regierung an der Verbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften genommen hat, während ſie vollkommen gleichgültig gegen die Medicin geblieben iſt. Immer hat es in China beſondere Geſetze und Stiftungen gegeben Behufs der Leitung Derjenigen, welche ſich mit dem Studium der einheimiſchen ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigen: die Medicin hingegen iſt ſtets eine freie Kunſt geblieben, keiner beſonderen Menſchenkaſte angehörend, und keinen beſonderen Geſetzen unterworfen. Wer zu heilen verſtand, konnte daneben auch Staatsdiener ſein, und irgend eine Militair- oder Civilſtelle bekleiden, wie man dieſes ſehen kann, wenn man die Vorreden vieler mediciniſchen Bücher lieſt, deren Verfaſſer entweder Diſtrictsverwalter waren, oder irgend einen höheren Regierungspoſten

in der Hauptstadt einnahmen. So war z. B. der in der Geschichte der Medicin berühmte Zsin-e, Verfasser des Buches Zsin-e-zjuan-schu, ein Civilbeamter, schrieb aber medicinische Werke, und heilte Kranke, ohne, wie er selbst bekennt, Arzt zu sein. Der berühmte Li-schi-tschen, welcher so viel für die Chinesische Medicin gethan hat, insonderheit durch Herausgabe der Naturgeschichte und des Werkes über die Pocken, war gleichfalls eigentlich nicht Arzt.

Der Koreaner Sjui-zsjun, welcher unter dem Titel Dun-i-bao-zsjan einen vollständigen Cursus der Medicin geschrieben hat, war in seinem Lande mehr als Gelehrter, denn als Arzt bekannt. Dasselbe sieht man auch gegenwärtig. Für Diejenigen, welche sich mit der Chinesischen Wohlredenheit beschäftigen, sind Seitens der Regierung genaue Vorschriften und Gesetze erlassen, die Erlangung dieses oder jenes gelehrten Grades betreffend. Nichts Aehnliches existirt für die Medicin. Dort erwirbt man durch das Examen Rechte auf Anstellung und Beförderung im Dienste, je nach dem erlangten gelehrten Grade; — für die Medicin Treibenden giebt es dergleichen Rechte nicht. So verhält es sich von Alters her, und nur in der Folge, unter der Dynastie Min, etwa vor 200 Jahren, ist das Medicinal-Collegium (Tai-i-juan) gegründet worden, welches auch den Aerzten einen Weg zum Eintritte in den Dienst eröffnet hat. Nach der ursprünglichen Einrichtung dieses Collegiums mußte jeder zum Dienste in dasselbe Eintretende zuerst ein Examen bestehen, in welchem man eine ziemlich richtige schriftliche Beurtheilung irgend einer Krankheit und ihrer Heilung von ihm verlangte. Wer ein befriedigendes Zeugniß erhalten hatte, durfte sich dem ärztlichen Personale bei dem medicinischen Collegium beizählen, ohne indeß geradezu eine amtliche Obliegenheit zu haben; diese kam ihm erst nach Abfluß mehrerer Jahre, und auch alsdann nur, nachdem er ein zweites Examen genügend bestanden. Hatte er in diesem das beste Zeugniß erworben, so wurde er in den Hofdienst versetzt, wo er entweder zu den Aerzten bei der Person des Chinesischen Kaisers oder zu denen des Hofstaates gehörte. So war es früher; allein, seitdem die Mißbräuche in China überhand genommen haben, sind die Prüfungen ein bloßer Schein, und die Hofstellen werden nach Gunst vertheilt.

Der Einfluß des Medicinal-Collegiums erstreckt sich nur auf die im Hofdienste stehenden Aerzte, während der Beruf des Privatarztes

jetzt wie früher jedem dazu Geneigten überlaſſen bleibt; daher kann man unter den practicirenden Privatärzten Perſonen jeden Standes finden: abgeſetzte Beamte, welche mit ihrer Stelle auch die Subſiſtenzmittel verloren haben, Apothekergehülfen, welche bei dem langjährigen Verkaufe der Arzeneien einige Uebung im Receptſchreiben erlangt haben, Maler, welche in ihrem Handwerke kein Glück gemacht haben, und ſelbſt des Leſens und Schreibens kundige Bauern, — beſonders unter den Nadelpunctirern, — welchen es leichter und bequemer erſcheint, das tägliche Brod mit der Nadel in der Hand, als mit dem Spaten, zu erwerben, u. ſ. f. Niemals hat die Regierung beſondere Verordnungen erlaſſen, durch welche die Befugniß, den Beruf des freien Practicanten auszuüben, beſtimmt würde, und es iſt demzufolge durchaus nicht auffallend, wenn bei der Menſchenmenge China's und bei der großen Anzahl von Händen, welche ſich um geringes Lohn nach jeglichem Gewerbe ausſtrecken, ſich Viele finden, welche in Heilung der Krankheiten Beſchäftigung ſuchen. In der That iſt hier Nichts beſſer geeignet, die eigene Unwiſſenheit zu verdecken, als der Beruf des Arztes, welcher überdies die Möglichkeit bietet, ſeine Verhältniſſe leicht und mühelos zu verbeſſern, da das Chineſiſche Volk eine merkwürdige Neigung hat, ſich von Allem und durch Alle curiren zu laſſen, dafern es nur billig iſt.

Daß es viel Aerzte in China giebt, beweiſt uns Peking. Gehet durch eine beliebige Straße, groß oder klein, und Ihr erblicket zu beiden Seiten Dutzende von farbigen Aushängeſchildern über den Fenſtern und Thüren der Häuſer: theils mit dem Namen des Arztes, theils mit ſchmeichelhaften Inſchriften, welche ſeine Kunſt preiſen und ihm von dienſtfertigen Freunden oder Patienten übermacht worden ſind. In einer Straße, in welcher ſich unſer Ruſſiſches Quartier befindet, kann man auf ¼ Werſt neun ſolcher Schilder zählen, was auch ohne ſtatiſtiſche Angaben ſchon zeigen kann, wie groß die Menge der Aerzte in Peking ſei.

Zu allen Zeiten hat in China die Medicin eine Mittelſtellung eingenommen zwiſchen dem Handwerke und einer der Gelehrſamkeit nahe ſtehenden Beſchäftigung, dem Studium der klaſſiſchen Schriften, — zwiſchen der Kabbaliſtik und der Fähigkeit, zu heilen. Daß ſie indeß zu einer gewiſſen Zeit ſchon für eine nützliche Kunſt gegolten habe, davon kann uns ſchon die Thatſache überzeugen, daß im Jahre

213 nach Chr. G. auf Befehl des Kaiſers Schi-chuan-di alle hiſtoriſche und philoſophiſche Bücher, als der Moralität nachtheilig, verbrannt wurden, die mediciniſchen und aſtrologiſchen Bücher dagegen von dieſem Gebote ausgeſchloſſen waren, weil ſie den Menſchen nützlich wären. Und bis zu dieſer Stunde heißt — ſich der Beſchäftigung mit der Medicin hingeben, ſo daß man dieſelbe mit Gewiſſenhaftigkeit ausübt, aus reiner Liebe zum Gegenſtande (was in China nicht leicht zu finden ſein mag), beim Volke: „auf dem kleinen Wege (Sjao-dao) wandeln", wogegen die Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften „auf dem großen Wege (Da-dao) wandeln" heißt. In den Dörfern und den weniger volkreichen Städten iſt der Eine oder der Andere gleichzeitig Aſtrolog (welcher nach dem Jy-zſin, dem älteſten Chineſiſchen Buche von Gott und der Natur, über Werth und Günſtigkeit des für ein Haus, eine Begräbnißſtätte u. dgl. auszuwählenden Platzes, über das zukünftige Schickſal und Glück des Menſchen u. ſ. f. wahrſagt) und Arzt, welcher alle erdenkliche Krankheiten curirt. Dies Alles beweiſt, daß in China die Medicin ſeit den alten Zeiten bis jetzt eine freie Beſchäftigung gebildet hat, welche durch keinerlei Staatsgeſetze eingeſchränkt geweſen iſt, und für welche niemals das Zeugniß einer, die Fähigkeit zu heilen verbürgenden, Behörde erforderlich geweſen iſt, und auch gegenwärtig nicht gefordert wird. In Folge deſſen war die Klaſſe der Aerzte in China ſtets zahlreich und Perſonen in ihr nicht ſelten, welche nicht nur in der Medicin unwiſſend waren, ſondern nicht einmal hinlängliche Elementarbildung beſaßen, und ihre Beſchäftigung nur als ein Mittel der Subſiſtenz betrachteten. Das Wiſſen zerſplitterte ſich in eine Menge der verſchiedenartigſten Geſtalten, unter welchen ſich der Charlatanismus um ſo leichter verbergen konnte: es traten Verkäufer verſchiedener Geheimmittel auf, mit welchen das höchſt abergläubiſche Volk in China ſich lieber heilt, als mit den in mediciniſchen Schriften empfohlenen Arzeneien; mit dem Erfolge der Arcana aber ſank das Vertrauen zu den wahren Aerzten im Volke, welches um ſo bereitwilliger ein Geheimmittel kaufte, je geheimnißvoller ſeine Compoſition, ſeine Form und ſelbſt die Art ſeiner Anwendung war.

Bei einer ſolchen Richtung der Medicin ſeit den älteſten Zeiten war eben keine Vervollkommnung der Heilkunſt in China zu erwarten. Auch hat ſie immer dieſelbe Geſtalt behalten, welche ſie in den älteſten

Büchern trägt, und ſie hat dieſelbe noch gegenwärtig, wenn ſie nicht geradezu Vieles, was ſie ehemals gewußt, eingebüßt hat. Nachdem ſie das Erbtheil meiſt Ungebildeter geworden, konnte ſie unter den ſie Ausübenden Niemanden mehr finden, welcher fähig geweſen wäre, ihre Quellen zu erforſchen, und ein vollſtändiges Handbuch für ihr regelrechtes Studium abzufaſſen; und in der mediciniſchen Literatur drängt ſich die Bemerkung auf, daß ein großer Theil der mediciniſchen Schriftſteller eigentlich nicht Aerzte waren, ſondern Perſonen, denen die Medicin eine Nebenbeſchäftigung war, welche folglich mit dem Gegenſtande wenig vertraut waren, und bei der Herausgabe des Buches mehr durch die Eitelkeit beſtimmt wurden, auch für Schriftſteller zu gelten, als durch den wahren Nutzen der Menſchheit. Zum Beweiſe laſſen ſich lebende Beiſpiele anführen. Ein Mantſchſure in Peking, welcher ehemals höhere Staatsämter, unter anderen den Poſten des Präſidenten im mediciniſchen Collegium, bekleidet hat, gegenwärtig aber außer Dienſte iſt, hat, wie man ſagt, ein mediciniſches Werk geſchrieben, eine Art vollſtändigen Handbuches, und beabſichtigt, daſſelbe herauszugeben. Einſt, im Beginne ſeiner Laufbahn, hatte er das Glück, Jemandem aus der Kaiſerlichen Familie ein Arzneimittel zu empfehlen; zufällig hatte daſſelbe die gewünſchte Wirkung, und damit begann der ärztliche Ruf des Empfehlers, ſo wie ſeine eigene Ueberzeugung von ſeiner mediciniſchen Kunſt. In Folge deſſen ſoll auch eine glänzende Reihe höherer Staatsämter vom Bogdochane dieſem Manne übertragen worden ſein, welcher endlich bis zur Präſidentſchaft des Medicinal-Collegiums gelangte. Ich habe ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht, indeß erſt nach ſeinem Sturze, nachdem er ſchon alle Hoffnung auf die frühere Gnade und Herrlichkeit verloren hat; keineswegs aber hat er die Luſt verloren, für einen Kenner der Medicin zu gelten. Oft habe ich Gelegenheit gehabt, mit ihm von ſeinem Lieblings-Gegenſtande zu reden, und immer habe ich ihn in der Medicin ſchlecht bewandert gefunden. Außer dem Buche I-zſun-zſin-zſjan iſt ihm nichts bekannt; er ſcheint ſich aber die Kenntniß einer Menge von Recepten aus verſchiedenen Büchern zum Verdienſte anzurechnen. Dieſes iſt der Verfaſſer des künftigen Handbuches der Medicin! Ich habe ſogar gehört, daß das Buch durch mehrere Aerzte und Gelehrte (Sjan-ſchen) ausgearbeitet werde, welche bei der Herausgabe des Buches nicht als Verfaſſer,

ſondern nur als Mitarbeiter hinter dem Namen des Herausgebers genannt werden ſollen. So werden größtentheils die Bücher in China geſchrieben, und nicht allein medicinische.

Von dem gegenwärtigen Geſchlechte der Aerzte darf die Medicin noch weniger für ihre Vervollkommnung erwarten; denn was können Leute für ſie thun, welche meiſt erſt in ſpäterem Alter den Beruf des Arztes erwählen, ohne die allergewöhnlichſte vorbereitende Bildung genoſſen zu haben, und welche nur den Auszug aus irgend einem medicinischen Werke auswendig wiſſen? Selten trifft man unter den heutigen Chineſiſchen Aerzten Solche an, welche ſich von Jugend auf mit der Medicin beſchäftigt haben, etwa unter der Leitung des Vaters oder des Großvaters, welche ihrerſeits in der Heilkunſt ebenfalls von den Vätern und Großvätern unterwieſen worden ſind. Welche Kenntniſſe können aber ſelbſt ſolche Aerzte beſitzen? Man giebt ihnen ſtets irgend ein medicinisches Buch zum Auswendiglernen, ein Buch, welches man geerbt hat, und welches, wie eine Amme, von Geſchlecht zu Geſchlecht weiter vererbt wird. Aus ihm ſchöpft der junge Arzt ſeine ganze medicinische Weisheit, während er zuweilen unter der Leitung des Vaters, oder des Lehrers, welche den Kranken einen flüchtigen Beſuch machen, in der Erforſchung der Pulsſchläge practicirt. Damit iſt die ganze medicinische Bildung vollendet, mit welcher ein Jeder fähig zu ſein glaubt, die wirkliche Heilung der Krankheiten zu unternehmen. Aerzte dieſer Art dürfen ſich noch als die gebildetſten unter ihren Genoſſen betrachten, wiewohl ich aus Erfahrung weiß, daß ein großer Theil von ihnen nur irgend ein medicinisches Handbuch, beſonders deſſen receptirende Partie, ausſchließlich kennt, und es als überflüſſig betrachtet, mehrere Autoren kennen zu lernen. Doch auch in dieſem Wiſſen herrſcht das Auswendiggelernte über das Urtheil vor, ſo daß man jeden beliebigen Chineſiſchen Arzt auswählen darf: er wird nicht im Stande ſein, die Grundprincipien ſeines Gegenſtandes verſtändig und mit Nachdenken zu erläutern; er kennt denſelben nur in ſeinen Theilen, von Wort zu Wort, wie es in dem auswendiggelernten Buche ſteht, ohne dieſes Alles in ſeinem allgemeinen Zuſammenhange darſtellen zu können.

Noch weniger läßt ſich zum Vortheile der übrigen Aerzte ſagen, welche kaum weniger zahlreich ſind, als Jene, und meiſt aus Leuten beſtehen, welche aus Umſtänden ihre urſprüngliche Beſchäftigung mit

dem Berufe des Arztes vertauſcht haben. Unter den Aerzten dieſer Gattung findet man Leute jeden Standes und Gewerbes, wie ich ſchon oben bemerkt: caſſirte Beamte, Apothekergehülfen, bankerotte Kaufleute, Bauern, Wahrſager (welche mit ihrer Kunſt häufig die Heilkunſt verbinden), Dao-ſchi (eine beſondere Einſiedlerſecte), Turkeſtaner, welche ehemals durch die Chineſen unterjocht und in verſchiedenen Provinzen China's angeſiedelt worden ſind, u. ſ. f. Alle dieſe haben zum großen Theile höchſt beſchränkte, oder gar keine Kenntniſſe in der Medicin, indem ſie im Nothfalle auf die Chineſiſche Leichtgläubigkeit rechnen, oder die Krankheiten mit Subſtanzen curiren, welche aller Welt bekannt ſind. Aus dieſer Klaſſe gehen die Verkäufer ſogenannter Geheimmittel hervor, die Verkäufer von Pflaſtern, Pillen, Pulvern u. ſ. w., wie auch die Nadelpunctirer, welche ſich alle auf den, an gewiſſen Tagen in den Tempeln, oder in verſchiedenen Stadttheilen üblichen, Jahrmärkten umhertreiben, oder in den belebten Straßen, wo ſie das Volk durch beredte Lobpreiſungen ihres Geheimniſſes anzulocken ſuchen.

Die Gehelmmittel, deren öffentlichen Verkauf die Regierung oder die Sittlichkeit — deren das Chineſiſche Volk ſich oft heuchleriſch rühmt — nicht geſtattet, werden heimlich in den Häuſern verkauft, wovon man durch gedruckte Anzeigen an den Häuſerecken in Kenntniß geſetzt wird. Ganz Peking iſt mit dergleichen Maueranſchlägen auf rothem, weißem, gelbem Papier beklebt, und zwar trotz aller polizeilichen Verbote und trotz der Wachſamkeit der Straßenaufſeher. In dieſen Anzeigen werden ſogenannte Frühlingsrecepte (Tſchun-ſan), aphrodysiaca und andere Arcana angeprieſen.

Alle dieſe Arzneimittel werden in großer Menge gekauft, nicht bloß vom gemeinen Volke, ſondern auch von den beſſeren Ständen und von Perſonen mit großer Bildung; das iſt einmal der allgemeine Fehler jedes Chineſen, und wenn es wahr iſt, daß in China die Aufklärung alle Schichten der Geſellſchaft durchdrungen hat: ſo iſt es noch viel wahrer, daß Aberglaube und Vorurtheile der ganzen Chineſiſchen Bevölkerung gemein ſind.

Diejenigen, welche die Heilung der Krankheiten nach den Regeln der ärztlichen Kunſt betreiben, haben ihre beſondere Art, ſich zu empfehlen und Kunde von ſich zu geben, eine durch die Zeit eingewurzelte Art, welche zugleich für weniger gewinnſüchtig gilt. Ueber

der Hausthür des Arztes nämlich wird gewöhnlich eine ſchwarze oder weiße Tafel aufgehängt mit eingeſchnittenen vergoldeten, rothen, ſchwarzen, blauen u. dergl. Buchſtaben, welche nicht den Familiennamen des Hausherrn angeben, ſondern einen von Freunden verliehenen oder ſelbſt ausgedachten prunkenden Beinamen des Hauſes, wie z. B. Tempel der Wohlthätigkeit, Tempel der Ruhe u. ſ. w. Dies iſt eine allgemeine Sitte in China, und nur unter einem ſolchen Beinamen können wir die Wohnung einer uns nothwendigen Perſon auffinden. Ganz eben ſolche Aushängeſchilder mit lobpreiſenden Beinamen haben die Apothekerläden und die Wirthshäuſer, und dieſelben unterſcheiden ſich von denen der Aerzte nur durch den Sinn ihrer Inſchriften.

Außer dieſen Schildern werden faſt bei allen Aerzten neben der Thür Tafeln aufgeſtellt des Inhaltes: er dient im medieiniſchen Collegium; heilt innerliche und äußerliche Krankheiten bei Männern, Weibern, Greiſen und Kindern. Zuweilen wird noch hinzugefügt: hier werden Pulver, Pillen u. ſ. ſ. verkauft, von dem Arzte ſelbſt erfunden und nützlich in verſchiedenen Krankheiten.

Manche Aerzte fügen auch noch ſogenannte Bjan hinzu, d. h. ziemlich große Tafeln, welche die Kunſt des Arztes rühmen und ihm aus Dankbarkeit von geheilten Kranken verehrt worden ſind. In der Mitte der Tafel (dieſelbe iſt 1 — 2 Arſchinen lang und ½ — 1 Arſchine breit) iſt die Inſchrift ausgeſchnitten, z. B.: „Er kennt die Krankheiten wie ein Geiſt“ u. dgl.; auf der rechten Seite derſelben befindet ſich der eigentliche Name des Arztes nebſt ſeinem Vornamen, auf der linken aber das Jahr der Dedication dieſer Tafel und der Name des dedicirenden Kranken. Tafeln dieſer Art bilden das wichtigſte Gut für den Chineſiſchen Arzt, nach welchem er unabläſſig mit allen Kräften und Mitteln trachtet, als nach einem klaren und unwiderleglichen Beweiſe ſeiner Kunſt; er übergiebt ſie ſeinem Sohne, Enkel u. ſ. w., ſo daß die Tafel ein koſtbares Erbe der Nachkommen wird. Je mehr Tafeln die Pforte umgeben, deſto kräftiger ertönt der Ruf von der Kunſt ihres Eigenthümers, — woher denn auch dergleichen Tafeln nicht ſelten gekauft oder auf Beſtellung angefertigt werden. Alles handelt ſich hier um den Erwerb des Geldes, nicht um die Reinheit der Mittel zu dieſem Zwecke, worauf in China überhaupt keine beſondere Rückſicht genommen wird!

Auch Freunden, welche irgend einen Dienſt erwieſen haben, Wohlthätern u. A. hängt man Tafeln mit lobpreiſenden Inſchriften auf, und es unterſcheiden dieſelben ſich von den übrigen nur durch den Inhalt.

In ihrer Idee iſt dieſe Sitte vortrefflich, hat aber unglücklicherweiſe durch die Zeit und durch die Mißbräuche, beſonders in Bezug auf die Aerzte, viel verloren.

Die Darbringung der Preis- und Dankbarkeitstafeln (Bjan) iſt gewiſſermaßen ein Triumph für beide Theile, und findet unter gewiſſen Ceremonieen Statt. Gewöhnlich wird die Tafel in einer Sänfte (porte-chaise) getragen, voran Muſikanten und Perſonen mit verſchiedenen Attributen, welche eigentlich den Rang des Beamten bezeichnen, gegenwärtig aber von Allen, bei jeder feierlichen Veranlaſſung angewandt werden, bei Hochzeiten, Begräbniſſen u. ſ. f.; hinter Allem mehrere Tiſche mit Geſchenken, aus Seidenſtoffen, allerlei anderen Gegenſtänden, fertigen Kleidern, Lebensmitteln u. dgl. beſtehend, — und zwar von dem Darbringenden in Perſon begleitet, oder von Anderen, welche er mit dieſem Geſchäfte betraut hat. Der Empfänger der Tafel begegnet der ganzen Proceſſion in ceremonieller Weiſe unter ſeiner Pforte, bewirthet die Begleiter und die Sänftenträger anſtändig, und macht ihnen Geldgeſchenke. Bei den Aerzten werden die Tafeln außerhalb der Hauspforte aufgehängt, bei Anderen dagegen an einer paſſenden Stelle innerhalb des Hauſes. Die Pracht und Feierlichkeit, mit welchen dergleichen Tafeln überbracht werden, richten ſich nach dem Reichthume des Dedicirenden und nach dem Maaße ſeiner Eitelkeit, welche bei ähnlichen Veranlaſſungen nicht ſelten das einzige Motiv iſt.

Aushängeſchilder und Preistafeln ſind dem Chineſiſchen Arzte unerläßlich: jene, damit man ſeine Wohnung auffinden könne; dieſe, weil ihre Anzahl die Stufe ſeiner Kunſt beſtimmt. Ein anderes, eben ſo nothwendiges Erforderniß für ihn iſt die Fähigkeit, ſich deutlich, mit Leichtigkeit und für jeden Kranken, weß Standes er immer ſei, verſtändlich auszudrücken. Die Geſchwätzigkeit der Straßenverkäufer von Arzeneien muß bei den in Häuſern practicirenden Aerzten einen belehrenden Ton annehmen hinſichtlich der Krankheitsſymptome, ohne auffälligen Charlatanismus; ſie müſſen die Gedanken ihres Patienten über ſeine Krankheit mit Feinheit errathen, und ihm die Ueberzeugung

einflößen, die Krankheit ſei durchaus bekannt, für den Arzt verſtändlich, und die verordnete Arznei werde das Uebel ſo raſch und leicht tilgen, wie Waſſer das Feuer u. ſ. f. Alle dieſe Eigenſchaften beſitzen die Chineſiſchen Aerzte im höchſten Grade, und ſie ſcheinen ſich dieſe Wiſſenſchaft ohne beſondere Mühe anzueignen.

In China unterſcheiden ſich die Menſchen hinſichtlich des Bildungsgrades nicht ſo ſcharf von einander, wie man dieſes bei anderen Völkern ſehen kann. Als in einem alten Reiche, welches ganze Jahrhunderte unter ſeinen eigenen Einrichtungen und Gewohnheiten gelebt, hat in ihm auch die Aufklärung ſchon längſt gewiſſe Verhältniſſe angenommen und ſich auf die Kenntniß beſtimmter Gegenſtände beſchränkt, welche für jeden Menſchen im Leben unerläßlich ſind; daher erlernen die Chineſen, vom gemeinen Manne bis zum Fürſten und Bogdochan, die einen und ſelbigen claſſiſchen Bücher. Aller Unterſchied im Wiſſen dieſer Gegenſtände hängt von den natürlichen Fähigkeiten des Menſchen ab, von der Dauer des Unterrichtes und endlich von der ſittlichen Erziehung, welche mit einem gewiſſen Stande gegeben iſt. Sehr wahr hat unſer bekannteſter Sinologe Hyacinth geſagt, die Aufklärung habe in China alle Schichten der Geſellſchaft durchdrungen, wie das Waſſer den Schwamm. Und wenn man von der geſammten Bevölkerung reden will, ſo dürfen die Chineſen ſich in der That für gebildeter (nach ihrer Weiſe) halten, als viele andere Völker.

In Folge der Uebereinſtimmung der weſentlichſten Grundlagen der Medicin mit den in den bekannten claſſiſchen, von Allen geleſenen Büchern vorgetragenen Principien iſt die Sprache der Medicin und ſelbſt manche ihrer Definitionen für jeden Chineſen allgemein verſtändlich. Das iſt eine von den beſten Seiten der Chineſiſchen Medicin, die erſte Bedingung ihrer leichten Verbreitung unter dem Volke, und in dieſer Beziehung ſtellt China das bemerkenswerthe Beiſpiel einer Volksmedicin dar. In der Unterredung mit jedem Chineſen — der gebildeteren gar nicht zu gedenken — kann man die Beſtätigung dieſer Worte finden. Jeder, auch der Nichtarzt, wird uns ſagen, welche Krankheit namentlich aus dem Aerger entſtehe; was zu befürchten ſei bei übermäßiger Frühlingswärme, oder bei einem zu kalten Herbſte, welcher innere Theil leiden müſſe, ſobald man ſich gewiſſen Gewohnheiten hingebe; durch welches Symptom ſich das Vorherrſchen der Kälte oder der Hitze im Inneren des Körpers äußere; endlich,

was in allen dieſen Fällen heilſam ſei. Mit einem Worte: wir vernehmen da dieſelben Wahrheiten der Chineſiſchen Medicin, welche in einem beliebigen Handbuche derſelben vorgetragen werden.

Bei ſolcher Allgemeinheit der mediciniſchen Kenntniſſe iſt es Sitte geworden, mit dem Arzte Betrachtungen anzuſtellen über die Krankheit, ihre Urſachen, ihre Heilung, und mit ihm über Beides zu disputiren. Da hat denn der Arzt, neben der Kenntniß ſeines Gegenſtandes, auch ſeine ganze Kampffertigkeit und ſeine Klugheit zu bewähren: er muß ſeinen Patienten widerlegen oder ihm zuſtimmen, ohne ſich von den Lehren der Medicin zu weit zu entfernen oder deſſen Eigenliebe zu verletzen. Ihm kommt jedoch bei ſolcher Gelegenheit die allgemeine Verbreitung der mediciniſchen Kenntniſſe zu Hülfe, und nicht weniger deren Einfachheit, Einförmigkeit und Unveränderlichkeit: leicht wird er alle Fragen des Kranken beantworten können, weil die Antworten nur eine Wiederholung auswendig gelernter Bücherphraſen ſind. Kein Patient z. B. wird die Richtigkeit der Antwort bezweifeln, es zeige ein Schmerz unter den Rippen der linken Seite ein Leberleiden an, durch Aerger hervorgerufen; denn dieſelbe Erklärung wird von Allen und überall wiederholt, und man hat ſie in demſelben Tone ſchon ſeit Jahrhunderten vernommen. Bei ſeiner natürlichen Reizbarkeit geräth der Chineſe leicht in Zorn, und jene Erklärung des Arztes wird keinen Kranken befremden, denn er ſagt ſich unfehlbar, daß er ſich in der That jüngſt geärgert habe, ſei es auch nur innerlich, und ihm ſelbſt unbemerklich; ſo glaubt er der Behauptung des Arztes, während in Wahrheit der Schmerz eine ganz andere Urſache hat.

Derſelben Allgemeinheit der mediciniſchen Kenntniſſe muß man auch die Leichtigkeit zuſchreiben, mit welcher die Chineſen ihre mediciniſchen Schriften ſtudiren, ſowie die Geneigtheit, lieber Arzt zu werden, als etwas Anderes. Ein mediciniſches Buch leſen, iſt für den Chineſen nichts Beſonderes: die Sprache iſt einfach, leicht verſtändlich, die Terminologie hat er längſt im gewöhnlichen Leben gehört, und die Deutungen des Jn und Jan (des weiblichen und des männlichen Principes), um welche ſich alle Erklärungen der mediciniſchen Hauptſätze drehen, hat er gleichfalls ſchon bei dem Studium der klaſſiſchen Bücher kennen gelernt.

Ein anderes Förderungsmittel des raſchen Studiums der mediciniſchen Bücher liegt in der Getheiltheit der ärztlichen Beſchäftigungen,

wie ſie durch Zeit, Gewohnheit und den Zudrang Unbefähigter ſanctionirt worden iſt. Wenig Chineſiſche Aerzte finden in ihrem Wiſſen die Fähigkeit, alle menſchliche Krankheiten zu heilen, ſondern meiſt werden ſie, ihrer eigenen Erleichterung wegen und in Nachahmung der Alten, ſich auf die Behandlung beſonderer Krankheiten legen: Dieſer z. B. heilt nur äußerliche Krankheiten, Jener innerliche; ein Anderer nur Frauen- oder Kinderkrankheiten, ein Vierter nur Augenübel. Der erſten Gattung giebt es nur ſehr wenige, ungeachtet der Mannichfaltigkeit und Menge der Hautkrankheiten unter den Chineſen. Eben ſo unbedeutend iſt die Zahl derjenigen, welche Brüche und Verrenkungen heilen und Men-gu-dai-fu (Mongoliſche Aerzte) heißen. In der Folge, als die in dieſer Laufbahn ihren Lebensunterhalt Suchenden ſich mehrten, zerſplitterte ſich die Heilkunſt noch mehr, ſo daß man gegenwärtig Aushängeſchilder mit der Anzeige finden kann: „Der Tempel N. N. beſchäftigt ſich mit Heilung des Erkältungsfiebers", desgleichen der Schlagflüſſe, der Pocken u. ſ. f.

Seit der Gründung des Medicinal-Collegiums, vor mehr als 200 Jahren, beſteht bei dem Chineſiſchen Hofe die Eintheilung der Hofärzte in verſchiedene Klaſſen, je nachdem ſie innerliche, äußerliche oder Frauenkrankheiten behandeln (das Geſchäft der Accoucheure wird in China von Hebeammen verrichtet), ferner Kinderkrankheiten, Augenübel, Zahnleiden und Krankheiten des Mundes überhaupt, Kinderausſchläge, wohin beſonders Maſern und Pocken gehören. Die Nadelpunctirer ſind gegenwärtig gänzlich vom Hofdienſte entfernt; dagegen ſteht im Etat der Hofärzte ein Beamter, welcher in den Tempeln Kerzen für die Heilung des Kranken zu verbrennen hat.

Die Wohlthätigkeits-Anſtalten.

Die Praxis üben die Chineſiſchen Aerzte entweder in ihren eigenen Häuſern, oder in den Häuſern der Kranken, da etwas unſeren Hoſpitälern und Krankenhäuſern Aehnliches in China niemals exiſtirt hat. Der Arme findet daher in ganz China für ſeine Krankheit keinen Zufluchtsort, keine Hülfe. Eine Ausnahme macht nur Peking, in deſſen nordweſtlicher und ſüdweſtlicher Vorſtadt ſich Zufluchtsſtätten für Greiſe und unmündige Kinder befinden; allein dieſelben bieten nur eine kurze Zuflucht, und gleichen mit ihrer Unreinlichkeit und Armſeligkeit viel mehr einem Conflure alles Widerwärtigen, als wohlthäti-

gen Inſtituten. In China iſt Vieles vortrefflich, und in ſeiner Idee der Nachahmung werth, — in ſeiner Ausführung hingegen abſcheulich, und beſonders ſind es die Wohlthätigkeits-Anſtalten, welche dieſes ſchlagend beweiſen; denn von allen heilſamen und menſchenfreundlichen Anordnungen, welche für dieſelben (hinſichtlich der Bekleidung, Beköſtigung, ärztlichen Behandlung) getroffen ſind, wird nichts, oder nur der geringſte Theil erfüllt, und in dem Zufluchtshauſe der Unmündigen, aus welchem von Seiten Kinderloſer zuweilen Adoptionen Statt finden, hat ſich geradezu eine Art Handel gebildet. Arme Weiber kommen häufig, ſcheinbar als Ammen gemiethet, mit ihren Kindern dorthin, und warten auf eine günſtige Gelegenheit, einem Käufer das eine oder das andere zu empfehlen.

Alle dieſe Anſtalten ſtehen unter Beamten der Hofverwaltung, und unter der unmittelbaren Ueberwachung von Aufſehern. Erſtere nehmen gewöhnlich nur ihr Gehalt und einen Theil der Summen, welche für den Unterhalt der Anſtalten beſtimmt ſind, ohne jemals in denſelben zu erſcheinen, während die Letzteren ſich aus Armuth mehr mit Geldbeitreibungen für den zeitigen Aufenthalt in ihren Anſtalten beſchäftigen, als mit Beaufſichtigung derſelben. Daher bergen denn dieſe Wohlthätigkeits-Inſtitute meiſt nur jene zahlreiche und widerliche Klaſſe der Chineſiſchen Bevölkerung, welche aus den verzweifeltſten Taugenichtſen beſteht, liederliche Soldaten Mantſchuriſchen Stammes, Spieler u. ſ. w., überhaupt Leute, welche ſich während der Winterzeit hier einfinden, um ſich vor der Kälte zu ſchützen.

Ich kann nicht angeben, zu welcher Zeit die Wohlthätigkeits-Anſtalten Peking's gegründet worden. Bekannt iſt nur, daß in den Vorſtädten Kanton's ſeit langer Zeit ein ſogenannter Ma-fuin-juan zur Unterbringung der am Ausſatze (Ma-fuin-tſchuan) Leidenden beſtanden hat. Man ſagt, es habe die Erneuerung, oder die Einführung der obigen Anſtalten in Peking vor 60—70 Jahren, auf Befehl der Mutter des Kaiſers Kjan-lun, Statt gefunden; und in dieſelbe Zeit verſetzt man auch die Einrichtung der ſogenannten Kuhwagen (Kju-tſche), von welchen die verſtorbenen Kinder in der ganzen Stadt eingeſammelt, und zur Beſtattung in einer allgemeinen Gruft außerhalb der Stadt fortgeführt werden.

Die Kuhwagen exiſtiren noch jetzt, und fahren, wie ich ſelbſt geſehen habe, jeden Morgen langſamen Schrittes in den beiden Haupt-

ſtraßen Peking's von einem Ende zum anderen, und wieder zurück. Jedermann kann ein verſtorbenes Kind in den Wagen legen, wobei er nicht verpflichtet iſt, anzugeben, aus welchem Hauſe es komme; er zahlt nur dem Führer des Wagens eine kleine Kupfermünze. Auch muß die Kinderleiche ſich in einem Sarge befinden, oder wenigſtens in ein Stück alter Matte gehüllt ſein; ſonſt darf ſie nicht auf den Wagen geiegt werden. So oft ich dieſen Wagen begegnet bin, beſonders wann ſie den Rückweg in der Straße machten: immer waren ſie faſt bis zum Rande mit kleinen Särgen und mehr noch mit Mattenbündeln gefüllt, aus welchen zuweilen Händchen, oder Füßchen der verſtorbenen Kinder hervorſchauten. Das iſt die Geſtalt, unter welcher Chineſiſche Wohlthätigkeit, Chineſiſche Humanität erſcheint! Die geſammelten Kinderleichen fährt man durch die ſüdweſtliche Vorſtadt Peking's, an einen dazu angewieſenen Ort mit einem Tempel, wo ſie, bis die hinreichende Anzahl beiſammen iſt, in einem beſonderen Gebäude aufbewahrt werden. Darnach öffnet man eine Grube, legt die Särge u. dgl. hinein, und verbrennt ſie ſammt den Leichen, wobei der im Tempel befindliche Cheſchan (ein Buddhiſtiſcher Mönch) die für Verſtorbene gebräuchlichen Gebete lieſt; die Grube aber wird bis zu einer neuen Verbrennung wieder zugeſchüttet.

Die zur Einſammlung der verſtorbenen Kinder beſtimmten Wagen ſollen auf Veranlaſſung einer Pocken-Epidemie (unter dem Kaiſer Jiqu-lun) eingerichtet worden ſein, als viel Kinder ſtarben, und die Eltern ſie auf die Straßen warfen, ſo daß die Polizei Einſammlung und Beſtattung der Kinderleichen anordnen mußte. Nach unſeren ſittlichen und religiöſen Begriffen kann ſolche Härte Seitens der Eltern auffallend erſcheinen; die Chineſen aber urtheilen anders darüber. Nach ihren (Buddhiſtiſchen) Vorſtellungen iſt nämlich die menſchliche Seele in der Kindheit noch unvollſtändig, und deßhalb würdigen ſie Kinder, welche vor dem 8. Lebensjahre ſterben, keiner Beſtattung in den Familiengräbniſſen.

Aus dieſer Gewohnheit der Chineſen haben die dortigen Römiſch-katholiſchen Miſſionaire die Meinung geſchöpft und nach Europa verbreitet, als ſei der Kindermord in China erlaubt. Hyacinth hat die Albernheit dieſer Anſicht hinreichend widerlegt. Kindermord wird in China durch Geſetze verfolgt, und beſtraft, wie jeder andere Mord; ſelbſt die vorſätzliche Tödtung der Frucht im Mutterleibe wird mit

Körperſtrafe belegt, und wenn daher unter den eingeſammelten verſtorbenen Kindern ſich auch ſolche vorfinden, welche durch Gewaltthat umgekommen ſind, ſo mag dieſes geſchehen, wo man die Geburt aus Scham oder aus verbrecheriſcher Abſicht verheimlichen will. Allerdings beſichtigt die Polizei die geſammelten Kinderleichen niemals; eben ſo wenig fragt man bei deren Einlieferung, wem ſie angehören, und es iſt daher wahrſcheinlich, daß die Kuhwagen auch manches ermordete Kind hinausführen.

Daß auch die Ausſetzung der Kinderleichen häufig vorkommt und ſogar als eine allgemeine Sitte in China betrachtet werden darf, geht aus dem im Jahre 1830 herausgegebenen Buche J-lin-gai-zo hervor, deſſen Verfaſſer ſagt, es ſei ihm die Grundloſigkeit der bis dahin in allen mediciniſchen Werken vorgetragenen anatomiſchen Anſichten zum erſten Male klar geworden, da er das Innere von Kinderleichen unterſucht, welche außerhalb der Stadt hingeworfen, von den Hunden zerfleiſcht waren. Dieſes iſt während einer Pocken-Epidemie in einer Diſtrictsſtadt geſchehen, in welcher der Verfaſſer das Amt eines Diſtricts-Verwalters bekleidete.

Ob ähnliche Wagen für die Kinderleichen auch in andern Städten China's exiſtiren, iſt mir nicht bekannt; und vielleicht hätten ſie auch in Peking ſchon längſt ihre Fahrten eingeſtellt, wenn nicht die geringe Abgabe für jede Kinderleiche und die freiwilligen Gaben an den Tempel neben dem Begräbnißplatze für Kinder ein Motiv zu ihrer Fortſetzung abgäben.

Bedingungen der Praxis Chineſiſcher Aerzte.

Der Mangel allgemeiner Krankenhäuſer einerſeits, und die übermäßige Volksmenge der Chineſiſchen Städte andrerſeits, ſo wie die Freiheit der Beſchäftigung mit Krankenheilungen, ſind der Grund, daß die Chineſiſchen Aerzte, trotz ihrer eigenen Menge, dennoch eine ausgedehnte Praxis haben. Dazu kommt die Sucht des Chineſiſchen Volkes, von Allem ſich heilen zu laſſen, und die Billigkeit des Apotheker-Materiales. Letzterer Umſtand iſt überhaupt eine der erſten Bedingungen jeglichen Erfolges in China; und der zahlreiche Stand der Chineſiſchen Aerzte würde ſchwerlich durch die Praxis die nöthigen Subſiſtenzmittel finden, wenn er für ſeine Bemühungen unmäßigen

Lohn begehrte. Nun aber hat gegenwärtig, wie früher, bei der herrſchenden Sitte, den Aerzten mäßig zu bezahlen, jeder von ihnen eine hinreichende Anzahl von Patienten, welche ihm ſowohl Beſchäftigung, als Bezahlung gewähren.

Die Praxis des Chineſiſchen Arztes iſt doppelter Art: in ſeinem eigenen Hauſe und im Hauſe des Patienten. In letzterem Falle wird für die beſtändige Behandlung in einem und demſelben Hauſe ein jährliches Honorar verabredet; für Kranke aber, welche in ſein Haus kommen, beſtimmt jeder Arzt eine gewiſſe Stunde des Tages. Die Bezahlung bezieht ſich in dieſem Falle eigentlich nur auf die Abfaſſung des Receptes, und iſt, da dieſe Klaſſe von Patienten meiſt dem armen Volke angehört, äußerſt geringfügig: von 10 bis zu 30 Kopeken Kupfer, und niemals über 50 Kopeken, eine Forderung, welche nur berühmte Aerzte ſtellen dürfen. Um weder ſich ſelbſt, noch die Kranken wegen der Bezahlung zu beläſtigen, legen die Aerzte auf dem Tiſche des Empfangszimmers eine beſtimmte Anzahl auf einen Faden gereihter Kupfermünzen (Zjan) aus, bei deren Anblick die Patienten, ohne zu fragen, ſofort wiſſen, wie viel für die ärztliche Bemühung zu zahlen ſei. Weibliche Kranke kommen niemals in das Haus des Arztes. Ungeachtet der geringen Bezahlung nehmen Aerzte von Ruf für die in ihrem Hauſe ertheilten Verordnungen gleichwohl 5—10 Rubel Silber während der 4—5ſtündigen Vormittagszeit ein.

Die Bezahlung für den Beſuch des Arztes richtet ſich nach der Entfernung der beiderſeitigen Häuſer, und ſteigt von 50 Kopeken bis auf 3 Rubel Silber, ſelten höher, wie berühmt auch der Arzt ſei. Eine Ausnahme findet nur ſtatt, wenn der Kranke ein bedeutendes Vermögen beſitzt und man ſich über das Honorar für die vollſtändige Heilung der Krankheit einigt, in welchem Falle 20 bis 100 Rubel Silber gefordert werden.

Das Geld, welches man dem in das Haus gerufenen Arzte zahlt, beſteht meiſt aus der Chineſiſchen Kupfermünze (Tun-zjan); dieſelbe hat die Größe eines Kopeken, in der Mitte eine Oeffnung, und ihrer 500, auf einen Faden gereiht (d. i. „ein Bündel"), haben den Werth von 2 Rubeln Kupfer. Am Schluſſe ſeines Beſuches wird eine der Entfernung angemeſſene Anzahl ſolcher Bündel in den Wagen des Arztes gelegt, was „das Geld für das Pferd bezahlen" heißt.

Die ſogenannten Jahresärzte, welche an einem gewiſſen Orte, z. B. in den Häuſern der Mantſchſuriſchen Fürſten, eine beſtändige Praxis haben, erhalten monatlich 2—10 Rubel Silber, zuweilen auch noch ein gewiſſes Quantum Reiß, und ſind dafür verpflichtet, Alle, welche in dieſem Hauſe erkranken, von der Herrſchaft herab bis zum letzten Diener, zu behandeln. Die Sitte, einen beſtändigen Hausarzt zu halten, iſt, mit Ausnahme der Fürſten (Mantſchſuren), von keinem Chineſen nachgeahmt worden, wiewohl man ſonſt ſeinem Hofe in allen Stücken nachzuahmen ſucht.

Der Beſuch männlicher Kranken und der Kinder geſchieht in gewöhnlicher Weiſe; dieſelbe erleidet indeß einige Veränderung, wenn es ſich um kranke Weiber handelt. Nach Chineſiſcher Sitte darf eine fremde Mannsperſon, welche mit dem Hauſe nicht nahe verwandt iſt, deſſen Frauen nicht ſehen, woher man bei den reichen und angeſehenen Chineſen dem zu einem erkrankten Weibe gerufenen Arzte nur geſtattet, den Puls zu beſichtigen, — die Krankheit ſei, welche ſie immer wolle, innerlich oder äußerlich, — und damit muß er ſich bei der Diagnoſe begnügen. Sogar die Fragen über die von der Patientin gefühlten Symptome dürfen nicht immer an dieſe perſönlich gerichtet werden, beſonders, wann es ſich um die Functionen der Geſchlechtsorgane handelt, — in welchem Falle der Arzt ſich mit den Berichten der die Kranke umgebenden Dienerſchaft begnügen muß. Dieſe Sitte wird aber von weniger reichen und angeſehenen Leuten nicht beobachtet, und noch weniger von den Armen und dem niederen Volke, bei welchen das weibliche Geſchlecht alle häusliche Geſchäfte ohne Umſtände verrichtet, und ſich fortwährend unter den Augen der Männer befindet. Ueberhaupt iſt bei den Chineſen das Weib in ſeiner Freiheit nicht ſo beſchränkt, wie bei den Muſelmännern, welche in den ſtrengen Geſetzen für die Stellung des Weibes in der Geſellſchaft vielmehr ein Schutzmittel ihrer Eiferſucht ſuchen, während bei den Chineſen eine gewiſſe Entfernung der Weiber von den Männern nur ein zur Gewohnheit gewordener Ausdruck der weiblichen Schamhaftigkeit, der Beſcheidenheit und der vornehmeren Abkunft iſt. Nachdem die Mantſchſuren die Einfachheit ihrer Steppenſitten eingebüßt, ſind ſie völlig zu Chineſen geworden und darf auch in den Häuſern ihrer Fürſten nicht Jeder die Frauen ſehen. Am Peking'ſchen Hofe wird dieſe Sitte mit der höchſten Strenge bewahrt. Man ſagt, es werde

ſelbſt die Hand, welche die Kranke zur Unterſuchung des Pulſes hinter ihrem Bettvorhange hervorſtreckt, mit Flor umhüllt; der Arzt aber betrachtet knieend den Puls, und zieht ſich ſchließlich zurück, ohne ein einziges Wort vor der hohen Perſon auszuſprechen. Bedarf er außer der Unterſuchung des Pulſes noch anderweitiger Auskunft über die Symptome u. ſ. w., ſo muß er die Eunuchen befragen, welche die Kranke bedienen. Eine ſo übergroße Strenge iſt indeß nicht in allen fürſtlichen Häuſern herrſchend; ja, es iſt mehrfach geſchehen, daß man Ruſſiſche Aerzte in die Häuſer vornehmer Mantſchſuren gerufen hat, und ſtets iſt ihnen geſtattet worden, die Patientin zu befragen, ohne daß dieſelbe durch einen Vorhang verdeckt war. Nur die manuelle Unterſuchung — mit Ausnahme des Geſichtes und der unbedeckten Theile der Arme — hat die Chineſiſche Schamhaftigkeit niemals geſtatten mögen. Gleichwohl habe ich eine nothgedrungene Abweichung von dieſer Sitte erlebt, als die Kranke nämlich eine Rippe gebrochen hatte. Sämmtliche Aerzte Peking's mußten, einer nach dem anderen, nach Unterſuchung des Pulſes ihre Meinung über die Krankheit abgeben, und Manche ſchrieben ſie einer Zunahme der Wärme in der Leber zu, Andere einer Schwäche der Nieren u. ſ. f. Als man mich gerufen hatte, wollte ſich die Kranke durchaus nicht zu einer manuellen Unterſuchung entſchließen, und erſt auf die entſchiedene Weigerung meinerſeits, ohne vorgängige Unterſuchung irgend einen Ausſpruch über die Krankheit zu thun, erlaubte ſie mir, den kranken Theil durch Kleid und Schleier zu berühren.

Die Kranken ohne eine wiederholte Aufforderung zu beſuchen, iſt bei den Chineſiſchen Aerzten nicht Sitte, welches auch der Zuſtand des Patienten, und wie intereſſant immer der Krankheitsfall ſei. Nur diejenigen Aerzte, welche die Heilung einer Krankheit gegen beſtimmte Bezahlung übernommen haben, ſo wie diejenigen, welche für ein jährliches Honorar in gewiſſen Häuſern dienen, dürfen ihre Patienten nach Belieben beſuchen. Um ſich das Auffinden der Wohnung ihres Patienten, für den Fall einer wiederholten Einladung, zu erleichtern, kleben die Aerzte am Schluſſe des erſten Beſuches ein Billet mit ihrem Ehren-Beinamen an die Hausthür des Kranken, und man kann in Peking häufig mehrere ſolcher Billette auf blauem, rothem oder anders gefärbtem Papiere neben einander geklebt erblicken, ſo oft nämlich ein Patient von mehreren Aerzten nach der Reihe beſucht worden iſt.

Selten wird derſelbe Arzt von Neuem zu demſelben Kranken gerufen; denn hat das Recept keine Veränderung in der Krankheit bewirkt, oder nur eine Aenderung zum Schlechteren: ſo ladet man einen anderen Arzt ein; im entgegengeſetzten Falle dagegen ſendet man das vorige Recept in die Apotheke und wiederholt den Gebrauch des Arzneimittels. Auch iſt es üblich, beſonders in reichen Häuſern, mehrere Aerzte nach einander zu dem Kranken zu rufen, und zwar ſo, daß dieſelben nicht zuſammentreffen. Hierzu nimmt man meiſt bei ſichtlicher Gefahr des Leidenden ſeine Zuflucht. Jedem Arzte wird in ſolchem Falle volle Freiheit gelaſſen, den Kranken zu befragen, ſo viel und wie er will, ſeine Vermuthungen über die Krankheit aufzuſtellen, und ſchließlich ein Recept zu ſchreiben, worauf er ſeine Bezahlung empfängt, und ſich zurückzieht. Die Recepte der verſchiedenen Aerzte werden darauf unter einander verglichen, und diejenigen, in welchen ſich die meiſte Uebereinſtimmung hinſichtlich der Arzeneien zeigt, gelten für die beſſeren und heilſameren. Nach einem derſelben wird in der Apotheke die Arzenei gekauft. Finden ſich unter mehreren Recepten keine übereinſtimmende vor, oder iſt die Uebereinſtimmung zu unbedeutend: ſo nimmt man ſeine Zuflucht zum Looſe, und kauft die Medicin nach dem zuerſt herausfallenden Recepte — wenn man nicht ſtatt deſſen ganz andere Aerzte beruft, und deren Recepte unter ſich vergleicht. Dieſes iſt eine Art Conſultation über die Krankheit, welche in China ohne Vorwiſſen des Arztes Statt findet. Ein ziemlich ſcharfſinniger Kunſtgriff! Nur bleibt ungewiß, in wie weit er dem einen und dem anderen Theile zuträglich ſei.

Noch mehrfach wird von dem Aberglauben der Chineſen und ihren Vorurtheilen geredet werden müſſen, in denen ſich die höchſte Unwiſſenheit des Volkes — wenn nicht nach dem Maßſtabe *Chineſiſcher* Aufklärung, ſo doch nach *unſeren* Begriffen — offenbart. Es mag hier zugleich von den abergläubiſchen Motiven bei der Wahl des Arztes Einiges geſagt werden. In China ſchafft gar häufig nicht die wirkliche Kunſt dem Arzte Ruf, nicht die Erfahrung, welche er mit den Jahren in ſeinem Fache erworben hat, ſondern eine Zufälligkeit, welche geradezu von dem Volksaberglauben abhängig iſt. Es wäre überflüſſig, zu bemerken, daß die Chineſiſche Geſellſchaft von der Schwachheit beherrſcht wird, den Menſchen nach dem Aeußeren zu beurtheilen, und folglich meiſt diejenigen Aerzte zu berufen, welche

mit Kleidung, Equipage u. dgl. prunken. Vielmehr handelt es ſich darum, daß der Aberglaube, welcher den Chineſen auf allen Stufen ſeiner Bildung und Aufklärung beherrſcht, derſelbe gehöre dem niedrigſten, oder dem höchſten Stande an, ſeit langer Zeit das Volk beſtimmt hat, Denjenigen das Meiſte zuzutrauen, welche ihre Kunſt nicht aus Büchern und durch Arbeit, ſondern unter dem Einfluſſe der Geiſter, auf ihnen ſelbſt unbekannten Wegen erworben haben. Man könnte viele Beiſpiele, dem folgenden gleich, aufzählen: wie ein Einſiedler im Gebirge alle Krankheiten mit der Aſche geheilt hat, welche bei Verbrennung der Räucherkerzen im Tempel übrig bleibt, und welche am Halſe getragen werden mußte, und wie Tauſende ſich zu ihm gedrängt haben, um die ungewöhnliche Arzenei zu erhalten; — oder wie eine hochbetagte Jungfrau von jeglichem Uebel befreit hat, indem ſie ſelbſtverfertigte Amulete vertheilte, u. ſ. w. Alles was in dieſer Art jemals bei anderen Völkern exiſtirt hat, iſt bei den Chineſen noch bis zu dieſer Stunde in voller Kraft, weil ihr Aberglaube nicht nur in den alten Ueberlieferungen, ſondern ſelbſt in den religiöſen Lehren reichliche Nahrung findet. So hat vielleicht kein heidniſches Götzenbild bei ſeinen Anbetern eine ſolche Verehrung gefunden, wie gegenwärtig ein fabelhaftes Thier, welches das Sternbild Te darſtellt, und einem Maulthiere oder einem Pferde gleicht; es ſteht in dem Tempel Dun-e-mjao, außerhalb der öſtlichen Mauer Peking's. Schaaren Volkes ſtrömen zu ſeiner Verehrung herbei (die Männer am 1. und 15. Tage, die Weiber am 2. und 16. Tage des Monats), mit der feſten Zuverſicht, von allerlei Krankheiten bei ihm Heilung zu finden. Das Bild iſt aus Kupfer gegoſſen, und beſonders durch ſeine Hülfe in Kinderloſigkeit berühmt.

Ich will noch ein anderes Beiſpiel Chineſiſchen Aberglaubens beibringen, welches beſonders auf die Aerzte Bezug hat. In Peking giebt es unter den berühmten und in ausgedehnter Praxis beſchäftigten Aerzten viele, welche außer der Benennung einiger Medicamente nicht die geringſte Kenntniß von der Medicin beſitzen und ihre Kranken, wie die Chineſen ſagen, nach Eingebung der Geiſter heilen. Von den Aerzten dieſer Gattung iſt in allen Theilen der Stadt beſonders ein gewiſſer Li bekannt; er war früher Aſtrologe, wahrſagte aus dem I-zſin (einem alten Buche über die Natur und die Entſtehung der Geſchöpfe) und erklärte ſich endlich, auf Grund der Unterweiſung eines

Geiſtes, welcher ihn die Heilung der Krankheiten gelehrt, für einen Arzt. Jedermann weiß, daß Li in der Medicin unerfahren iſt; in den Apotheken kennt man ſchon ſeine Recepte an der unſinnigen Zuſammenſtellung der Arzeneien (in China ſchreibt der Arzt ſeinen Namen nicht unter das Receept): dennoch ſuchen Alle Li's Beiſtand, und zur Zeit iſt der Mann berühmt und reich.

Die Landärzte.

Auf den Dörfern kann man noch weit mehr Aerzte finden, welche nach Anleitung der Geiſter curiren und Behufs Beſtimmung der Krankheit und der entſprechenden Heilmittel ſtets zur Zauberei ihre Zuflucht nehmen. Auffallend iſt, daß es unter den Chineſiſchen Bäuerinnen nicht ähnliche Quackſalberinnen giebt, wie bei uns; wahrſcheinlich liegt in der Gewohnheit der Chineſiſchen Weiber, ein häusliches Leben zu führen, der Grund dafür, daß die Heilkunſt das ausſchließliche Eigenthum der Männer geblieben iſt. Auch ſolche Landärzte, welche hinreichend in die Geheimniſſe der Chineſiſchen Medicin eingeweiht ſind, beſchäftigen ſich nebenher häufig mit der Heilung des Hausviehs und verſtehen gewiß allemal wahrzuſagen über glückliche und unglückliche Tage, über Günſtigkeit und Ungünſtigkeit eines Platzes für den Hausbau oder die Anlage eines Begräbniſſes u. ſ. w. Die Aſtrologen werden nämlich in China als nothwendige Mitglieder der Geſellſchaft betrachtet und bilden in den Städten eine beſondere Menſchenklaſſe; auf den Dörfern aber, wo nicht Jeder leſen und ſchreiben lernt, wo nur Wenige Muße haben, ſich in der Jugend mit aſtrologiſchen Büchern zu beſchäftigen, übernehmen häufig die Aerzte, als Leute, welche mehr wiſſen, denn ihre Umgebung, die Obliegenheiten des Orts-Aſtrologen.

Das Honorar des Arztes für ſeine Bemühung wird auf den Dörfern anders beſtimmt, als in den Städten. Dort iſt nämlich der Arzt zugleich Apotheker, indem er die nothwendigen Arzneimittel vorräthig hält, welche meiſt in den benachbarten Bergen geſammelt werden; und bei der Behandlung eines Kranken wird eigentlich nur für die Arzenei, nicht für die Heilung, Geld genommen. Recepte werden dabei niemals geſchrieben, ſondern der Arzt bereitet ſelbſt die Medicamente und ſendet ſie mit einer Gebrauchsanweiſung in das Haus des Kranken. Der größere Theil der Landärzte gehört zu den Ein-

wohnern deſſelben Dorfes, und man hat überhaupt ſelten gehört, daß ſich Stadtärzte oder Aerzte aus anderen Dörfern unter ihnen niedergelaſſen haben.

Die Stellung der Chineſiſchen Aerzte in der Geſellſchaft.

Der Stand der Aerzte genießt im Chineſiſchen Volke einer genügenden Achtung, was ſchon der Ehrenname der Aerzte bezeugt, welcher ihnen ſeit den älteſten Zeiten beigelegt worden iſt, und noch gegenwärtig, zur Bezeichnung ihres Geſchäftes, beigelegt wird. Statt der Ausdrücke „Arzt", „Wundarzt", ſagen nämlich die Chineſen: Sjan-ſchen, was eigentlich einen „früher Geborenen" bezeichnet; und nicht allein den Aerzten, ſondern den Gelehrten überhaupt wird dieſer Name beigelegt. Was urſprünglich nur ein Ausdruck der feinen Chineſiſchen Höflichkeit war, iſt allmälig die gewöhnliche Benennung geworden, ſo daß gegenwärtig das Wort „Sjan-ſchen", als ein techniſches, Jeden bezeichnet, deſſen Beſchäftigung über die Sphäre des Handwerkes hinausgeht. Will man aber neben der Höflichkeit zugleich ſchmeicheln, ſo nennt man den Arzt „Dai-fu", was einen „großen Mann" bezeichnet und in dem Sinne unſeres „Doctor" gebraucht wird. Im niederen Volke endlich giebt man den Aerzten häufig beſondere, charakteriſtiſche Benennungen, welche irgend eine ausſchließliche Schwachheit derſelben ausdrücken und von ihren Handlungen, ihren Sitten oder ihren Lieblingsmedicamenten hergenommen ſind, — wie z. B. ein für erhitzende Arzeneimittel (Sche-jao) eingenommener Arzt „Sche-jao R. R." genannt wird, oder ein vorzugsweiſe ſtärkende Mittel (Bu-jao) anwendender: „Bujao R. R." Unter ſolchen Benennungen ſind denn auch dieſe Aerzte allgemein bekannt.

Nach den Staatsgeſetzen zerfällt die geſammte Chineſiſche Bevölkerung in zwei Klaſſen: eigentlich Wohlgeborene (Tſchen), zu welchen alle im Civil- und Militairdienſte Stehenden gehören, und Volk (Min), wohin Ackerbauer, Handwerker, Aerzte, welche nicht im Hofdienſte ſtehen, Kaufleute u. ſ. w. gerechnet werden. Von der Klaſſe des Volkes ſind ausgeſchloſſen: Knechte, Gerichtsdiener, Schauſpieler und Bartſcheerer, welche die niedrigſte Menſchenklaſſe bilden und mancher Rechte beraubt ſind, deren ſelbſt das unterſte Volk genießt. In die Klaſſe der Wohlgebornen kann Jeder aus dem Volke

ohne Ausnahme eintreten, ſobald er die für den Civil- und Militairdienſt vorgeſchriebenen wiſſenſchaftlichen Prüfungen beſteht, wodurch ihm, mit dem erworbenen Range, auch die Bahn zur ferneren Erhöhung aufgeſchloſſen wird. Die zur zweiten Klaſſe gehörenden Aerzte haben natürlich das gleiche Recht, durch Abiegung eines Examens in die Klaſſe der Wohlgeborenen einzurücken; allein man verlangt zu dem Ende von ihnen nicht mediciniſche Kenntniſſe, ſondern Gegenſtände, welche von Allen, Behufs Erlangung eines gewiſſen Grades, erlernt werden, nämlich für die Civilränge: das Studium der ſechs klaſſiſchen Bücher und die eigene Beurtheilung eines vorgelegten Gegenſtandes; für die Militairränge: verſchiedenartige Uebungen, in denen ſich Kraft, Gewandtheit u. ſ. w. zeigen, und einige Kenntniß derſelben ſechs klaſſiſchen Bücher. Die Kenntniß der Medicin begründet daher in China keinerlei Rechte auf eine Stufe der Würde, welche den Arzt über das gemeine Volk ſtellte.

Nur eine einzige Stellung giebt es, in welcher die mediciniſchen Kenntniſſe die Würde zugänglich machen, welche den Menſchen in die Klaſſe der Wohlgebornen einführt: dieſes iſt das oben erwähnte mediciniſche Collegium (Tai-i-juan).

Das Medicinal-Collegium und ſein Verhältniß zum Stande der Aerzte. — Die Hofärzte.

Das mediciniſche Collegium iſt die einzige Regierungsſtelle in Sachen der Medicin; ſeine Anordnungen erſtrecken ſich jedoch nicht auf den geſammten ärztlichen Stand in China, ſondern nur auf die Aerzte, welche im Dienſte des Hofes ſtehen. Dabei unterliegt nicht einmal das Studium der mediciniſchen Wiſſenſchaften ſeiner Oberaufſicht, ſondern daſſelbe iſt in China ein vollkommen freies, und da es weder Staats- noch Privatlehranſtalten für die Ausbildung im mediciniſchen Fache giebt: ſo ſtudirt Jeder die Medicin nach Belieben im eigenen Hauſe, unter der Leitung des Vaters, des Lehrers, oder auch ohne fremde Beihülfe. Nur diejenigen Aerzte, welche das Recht zum Eintritt in den Hofdienſt nachſuchen, treten in directe Beziehung zum Medicinal-Collegium, welches ſie einem Examen unterwirft und ſchließlich ihnen ein Amt zuweiſt. Jeder frei practicirende Arzt kann zu der Prüfung vor dem mediciniſchen Collegium zugelaſſen werden, ohne Zeugniſſe über ſein erſtes Studium der Medicin beizubringen; die

Prüfung ſelbſt aber beſteht in ſchriftlicher und mündlicher Auskunft über irgend eine Krankheit. Die ſchriftliche Arbeit muß eine Art von Gutachten enthalten und ſich in allen Stücken an die Hauptlehren der Medicin anſchließen, wie ſie in dem von der Regierung herausgegebenen Werke J-zſun-zſin-zſian vorgetragen ſind. Hat man in dem Examen ein gutes Zeugniß erhalten, ſo wird man zunächſt in die Zahl der Aerzte aufgenommen, welche bei dem medicinischen Collegium ſtehen; ſpäter, bei einer am Hofe entſtehenden Vacanz, kann man in die Stelle des Ausgeſchiedenen und in die Zahl der Hofärzte einrücken. So müßte es nach dem Geſetze geſchehen; allein bei den Chineſen verfährt man nicht ſo: in die Zahl der Aerzte des Medicinal-Collegiums wird man unter Intriguen, ohne alle Prüfung, für Geld aufgenommen, und in den Hofdienſt des Bogdochan's gelangt man durch Bittgeſuche, durch Gönnerſchaft und dergleichen.

Der ärztliche Etat am Pekingſchen Hofe umfaßt 15 Aerzte für die Familie des Bogdochan's und 18 für das Hof-Dienſtperſonale. Das medicinische Collegium zählt etwa 40 Aerzte in activem Dienſte und ungefähr 30 Erſpectanten. Die Aelteſten derſelben ſtehen im Range der 5. Klaſſe, und tragen an ihrer Mütze eine weiße, durchſichtige Kugel; die Jüngeren gehören zur 6. Klaſſe, und tragen eine weiße, undurchſichtige Kugel an ihrer Mütze; die Jüngſten endlich werden zur 9. Klaſſe gerechnet, und tragen eine vergoldete kupferne Kugel. Die Erſten beziehen ein Jahresgehalt von 180 Rubel Silber, die Zweiten von 120, die Letzten von 90 Rubel Silber, und außerdem ein gewiſſes Quantum Reiß. Diejenigen, welche auf Vacanzen warten, erhalten monatlich 1—2 Rubel Silber nebſt einer gewiſſen Menge Reiß, unter dem Titel „Proviant", gleichwie die niedrigſten Militairränge.

Der Dienſt am Hofe und eine Vacanz im medicinischen Collegium ſind das letzte Ziel, nach welchem der Ehrgeiz des Chineſiſchen Arztes trachten kann, denn nur in dieſen Stellen erwirbt er einen Rang. Man ſagt, es werde in Kriegszeiten jeder Fahne (unſerem Corps entſprechend) ein Arzt beigegeben; derſelbe erhält aber in ſolchem Falle außer dem feſtgeſetzten Reiſegelde Nichts.

Der Stand der Beamten — die eigentlich Wohlgeborene Menſchenklaſſe — iſt nächſt den Kaufleuten der wohlhabendſte in China, und beſonders die Civilbeamten ſtehen in dem Rufe großen

Reichthumes, weil ſie mehr Gelegenheit und Mittel zur Erwerbung deſſelben haben; die Aerzte dagegen ſcheinen ſich nicht eben darnach zu drängen, durch Erlangung eines Ranges im Hofdienſte und im mediciniſchen Collegium in den Stand der Wohlgeborenen zu gelangen, wahrſcheinlich, weil der geringe Sold und der vollſtändige Mangel aller Nebeneinkünfte in dieſen Aemtern die Stellung des Beamten zu wenig ſichern. Wenn irgend Etwas ſie beſtimmen kann, nach dem Hofdienſte zu ſtreben, ſo iſt es die mit demſelben verbundene Berechtigung, über ihre Hausthür zu ſetzen: „Hofarzt N. N.," ein Titel, welcher nicht nur der Eigenliebe des Inhabers ſchmeichelt, ſondern, als eine Lockſpeiſe, ihm zugleich eine größere Anzahl von Patienten zuführt.

Im Allgemeinen darf man ſagen, daß nur Wenige von den Chineſiſchen Aerzten ſich in genügenden Vermögensumſtänden befinden, wiewohl ich nicht anzugeben vermag, ob dieſes ſeinen Grund in ihrer eigenen großen Menge habe, oder in dem geringen Lohne für ihre Dienſtleiſtungen. Eine Ausnahme machen nur diejenigen Aerzte, welche Geheimmittel eigener Erfindung verkaufen, denn unter ihnen ſind Viele wohlhabend; — allein der Reichthum hängt hier geradezu von den Wechſelfällen des Handels und der Charlatanerie ab, nicht aber von dem Ruhme, welcher durch Kunſt und Anſtrengung erworben worden iſt.

Die anatomiſchen Kenntniſſe der Chineſiſchen Aerzte.

Aus der kurzen Geſchichte der Medicin in China iſt erſichtlich, daß die mediciniſchen Kenntniſſe ſeit ihrem erſten Beginnen bis in die letzte Zeit wenig Veränderungen erlitten haben. Dieſes iſt uns zum Theile durch die Zuſammenſtellung mancher mediciniſchen Werke der alten und der neuen Zeit und durch deren Vergleichung untereinander bewieſen worden. Die unbeſchränkte Freiheit, in den Stand des Arztes einzutreten, verbunden mit der willkürlichen Auswahl dieſes oder jenes mediciniſchen Werkes für das Studium; der Mangel guter Handbücher in der mediciniſchen Literatur; der Umſtand, daß es im ganzen Reiche weder Kaiſerliche noch Privatheilanſtalten giebt; endlich die Sitten des Volkes, durch welche die Wirkſamkeit des Arztes in der Privatpraxis unter gewiſſe Beſchränkungen geſtellt wird, — dieſes

Alles zeigt uns eben ſo deutlich, wie es der Medicin in China unmöglich geweſen ſei, ſich jemals zu verändern, und wie ſie niemals habe beſſer ſein können, als die, welche den heutigen Chineſiſchen Aerzten bekannt iſt. Ihr iſt Alles ungünſtig geweſen; Alles hat ſie verhindert, die alten Anſichten zu berichtigen und durch neue zu erſetzen. So ſehen wir denn, daß die Chineſiſchen Aerzte ſich in der Anatomie auf die unanfänglichſten, oder beſſer geſagt: auf die unvollkommenſten Vorſtellungen beſchränken; daß ſie ſich in der Beſchreibung der Krankheiten mit den unwahrſten und verworrenſten Kennzeichen, ſo wie bei Verordnung der Heilmittel mit Arzeneien begnügen, deren Wirkungen auf den Menſchen nichts weniger, als genau beſtimmt ſind. Das konnte auch nicht anders ſein. In China hat es nicht nur niemals Sectionen menſchlicher Leichname gegeben (wenigſtens kann man nur vermuthungsweiſe davon reden), ſondern es haben die Aerzte nicht einmal durch Vergleichung thieriſcher Leichname verſucht, ſich ein Urtheil über die Structur des menſchlichen Körpers zu bilden. Eben ſo hat die Volksſitte, welche dem Arzte nicht geſtattet, nach eigenem Ermeſſen, ohne wiederholte Aufforderung, ſeine Patienten zu beſuchen, ſtets verhindert, die in den Büchern beſchriebenen Krankheits-Symptome mit der wirklichen Erſcheinung zu vergleichen und durch eine genauere Beſchreibung zu erſetzen. Dieſelbe Volksſitte hat es ferner den Aerzten immer unmöglich gemacht, die Eigenſchaften der Arzeneimittel beſſer und zuverläſſiger kennen zu lernen und ihre Wirkung auf den Kranken genauer zu beſtimmen. Daher ſind die Chineſiſchen Aerzte gezwungen geweſen, in Allem, was auf Anatomie, Diagnoſe und Wirkung der Arzeneimittel Bezug hat, lediglich den Weiſungen der Alten zu folgen und ohne Widerſpruch Das zu glauben, was in den — aus dem Alterthume erhaltenen — Büchern ſteht. Der gegenwärtige Zuſtand der Medicin in China beſtätigt dies Alles auf das Vollkommenſte, und wir irren nicht, wenn wir behaupten, daß die heutigen Chineſiſchen Aerzte nicht mehr wiſſen, als was in Chuan-di-nei-zſin, dem älteſten Werke, geſchrieben ſteht, beſonders in Rückſicht auf die Anatomie, die Functionen der inneren Organe und ſämmtliche Grundlehren der Medicin. Das Einzige, was man dem Verdienſte der ſpäteren Aerzte zuſchreiben kann, iſt die Aufſtellung neuer Heilmethoden für mehrere Krankheiten; allein auch dieſes iſt ſchon vor 200—300 Jahren geſchehen.

Die aus dem Buche Chuan-di-nei-zsin entlehnten Lehren der Anatomie bestehen in einer oberflächlichen Beschreibung von der äußeren Gestalt der inneren Theile des menschlichen Körpers, in einer Aufzählung der Knochen ohne Beschreibung ihrer Form und Lage; etwas besser und genauer sind die Blutgefäße, deren Vertheilung im Körper und ihr Verhältniß zu den inneren Theilen beschrieben; von den Muskeln ist keine Rede: sie sind unter dem allgemeinen Namen „Fleisch" bekannt. Gehirn und Rückenmark gelten für dasselbe, wie das Knochenmark, und alle Kenntniß derselben beschränkt sich einzig auf diese Benennung. Unter dem Namen Zsin werden zuweilen die Nerven verstanden, zuweilen die Sehnen, und die ganze Beschreibung der ersteren besteht in der Angabe ihrer Richtung und ihres Zuges durch den Körper, — die Beschreibung der letzteren aber darin, daß ihnen die Fähigkeit beigelegt wird, die Glieder — Arme und Beine — zu biegen.

Eine gewisse Richtigkeit, welche sich in der Beschreibung der inneren Theile bemerklich macht, läßt vermuthen, daß die anatomischen Kenntnisse ursprünglich der Natur entnommen seien, durch Untersuchung menschlicher oder wenigstens thierischer Leichname. Allerdings findet eine solche Vermuthung keine Bestätigung in den medicinischen Schriften der Chinesen; ja, sie wird sogar widerlegt durch die unangemessene Kürze der Beschreibung, durch stellenweise Verworrenheit, durch eine überall ungenügende Beschreibung der Gestalt der inneren Theile und durch die oft vorkommende Versetzung irgend eines derselben im Widerspruche mit der Natur. Allein auch wenn man annimmt, daß die über dem geöffneten menschlichen oder wenigstens thierischen Leichname aufgestellte, möglichst vollständige und naturgemäße Anatomie verloren gegangen sei; daß die mündlich und häufig unvollständig oder mit unwahren Zusätzen fortgepflanzten anatomischen Kenntnisse in der Folge dazu gedient haben, jene unwahren anatomischen Vorstellungen zu begründen, welche sich bis in die späteste Zeit behauptet haben: so gelangt man gleichwohl zu der Ueberzeugung, daß selbst die alten anatomischen Kenntnisse der Chinesen nur annäherungsweise richtig gewesen, und unter den angedeuteten Veränderungen allmählig in den kläglichen Zustand gerathen seien, in welchem sie sich gegenwärtig befinden.

Bemerkungen

über die

Anwendung ſchmerzſtillender Mittel

bei den Operationen

und

über die Hydropathie in China.

Von

A. Tatarinoff,
Dr. med.

Bemerkungen

über

die Anwendung ſchmerzſtillender Mittel bei den Operationen und über die Hydropathie in China.

Als in der letzten Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit der Europäiſchen Aerzte auf die Entdeckung der ſogenannten anäſthetiſchen Mittel gerichtet war, welche den Schmerz bei den Operationen aufheben, entdeckte der Franzöſiſche Sinologe St. Julien in den Chineſiſchen Schriften ähnliche, den Chineſiſchen Aerzten ſeit langer Zeit bekannte Mittel.

Beim erſten Anblicke ſcheint die Entdeckung des gelehrten Orientaliſten anziehend, um ſo mehr, als die Anäſtheſirung im letzten Decennium in Europa allgemein bekannt geworden iſt. St. Julien beruft ſich auf die alte Geſchichte China's, welche bezeuge, daß die Verſetzung der Kranken in einen empfindungsloſen Zuſtand ſchon im 3. Jahrhunderte n. Chr. G. den Chineſen nichts Neues mehr geweſen ſei. Zur Erreichung dieſes Zweckes, ſagt er, wandte der berühmte Chineſiſche Arzt Chua-to ein Hanf-Präparat (cannabis indica) Ma-jao, an.

Der Arzt Chua-to hat in der That im 3. Jahrhunderte n. Chr. Geb. gelebt, und war beſonders berühmt als ein Chirurge, welcher nach den Erzählungen der Geſchichte ungewöhnliche Operationen gemacht hat: Ausſchneidung der Knochen, Ablöſung der Glieder, Oeffnung der Hirnſchale, wenn die Urſache der Krankheit im Gehirn lag, aus welchem ſie entfernt werden mußte u. ſ. w. Alles dieſes ſteht in der Chineſiſchen Geſchichte geſchrieben! Aber in der Chineſiſchen Geſchichte, vorzugsweiſe in der Biographie Chua-to's, wird viel Wunderbares und darum wenig Glaubwürdiges erzählt. Chua-to hat niemals ein guter Anatom ſein können, weil ſich in

der ganzen Chineſiſchen Medicin keine Spur anatomiſcher Kenntniſſe findet, oder weil dieſelben ſo ſchwach ſind, daß ſie keine Aufmerkſamkeit verdienen. Will man aber ohne Anatomie die Möglichkeit des Erfolges auch nur bei einer nicht eben kühnen Operation zugeben? Und wenn in Chua-to's Biographie verſchiedener von ihm ausgeführter Operationen erwähnt wird: waren dieſelben in der That wichtig, oder nannten ſie nur Andere ſo, aus Unkunde, und vielleicht auch nach dem Vorgange des berühmten Chirurgen ſelbſt, welcher dadurch ſeiner Kunſt mehr Beſonderes und größeren Ruhm beizulegen wünſchte? Dies erſcheint um ſo weniger zweifelhaft, als ſämmtliche Operationen Chua-to's weder in irgend einem medicíniſchen Werke, noch auch in ſeiner Biographie, wo ausſchließlich von ihnen gehandelt wird, ausführlich beſchrieben, vielmehr nur einfach aufgezählt ſind. Vielleicht ſind auch die berühmten Thaten Chua-to's erſt nach ſeinem Tode in die Geſchichte übergegangen, und von ſeinen Anhängern in wunderbaren Erzählungen wiederholt worden.

Ich glaube nicht, daß die anäſthetiſchen (Fühlloſigkeit bewirkenden) Mittel Chua-to's in der That ſo wirkſam geweſen ſeien, wie gemeldet wird; denn die Zeitgenoſſen Chua-to's konnten durch den Effect der Schmerzloſigkeit bei den Operationen nicht frappirt werden, wenn derſelbe nicht bekräftigt wurde durch eine nachfolgende glückliche Heilung, welche unter zehn Fällen kaum einmal anzutreffen ſein dürfte, ſobald der Arzt eben nur bewußtlos an ſeinem Kranken herumſchneidet, wie höchſt wahrſcheinlich auch der in der Anatomie unwiſſende Chua-to bei ſeinen Operationen gethan hat. Die Anäſtheſirung der Kranken war daher bei den erfolgreichen Unternehmungen Chua-to's nur eine Nebenſache; und überdies findet ſich nirgends eine Andeutung, daß ſie in der That bei allen Operationen von ihm beſtändig und ſyſtematiſch angewandt worden ſei.

Eine erfolgreiche Wirkung der Anäſtheſirung konnte von den Zeitgenoſſen Chua-to's nicht unbemerkt bleiben, und mußte unbedingt eine Menge Nachahmer finden. Gleichwohl iſt nicht bekannt, daß damals, oder in den folgenden Jahrhunderten Jemand irgend welche ſchmerzſtillende Mittel bei den Operationen angewendet hätte; und man muß daher in Chua-to's Verfahren eine gewiſſe Geheimnißkrämerei vorausſetzen, welche ohne Charlatanerie und Betrug nicht denkbar wäre.

Daß Chua-to sein Mittel, die Kranken empfindungslos zu machen, Niemandem entdeckt habe, dafür zeugt schon die Geheimhaltung seiner gesammten ärztlichen Kenntnisse bis an sein tragisches Ende, welches in derselben Biographie erzählt wird, die seinen chirurgischen Ruhm vermeldet. Chua-to wurde auf Befehl des Feldherrn Zao-zao im Jahre 250 nach Chr. Geb. hingerichtet, weil er den, als verbrecherische Absicht gedeuteten, kühnen Vorschlag gemacht hatte, ein vieljähriges, eingewurzeltes Kopfleiden dieses berühmten Kriegers durch Oeffnung des Schädels und durch Entfernung der Krankheitsursache aus dem Gehirne zu heilen. Erst am Tage vor seinem Tode entschloß sich Chua-to (wie im vorhergehenden Artikel erzählt worden) aus Dankbarkeit, den Schatz seiner medicinischen Kenntnisse dem Gefängnißhüter in zwei Handschriften zu übergeben, von denen indeß nur die eine, welche die Veterinärkunde enthielt, aus den Flammen gerettet wurde, da das Weib des Gefängnißaufsehers den ganzen Nachlaß Chua-to's vernichten wollte, um ihren Ehemann vor einem gleichen Schicksale zu bewahren.

Seit dem Untergange der Erzeugnisse Chua-to's hat der Ruf seiner Kunst sich nur in abgerissenen Notizen erhalten, und ist so in die Reichshistorie übergegangen, welche auch die Biographie Chua-to's, als eines zu seiner Zeit berühmten Mannes, enthält. In der Medicin und in den medicinischen Büchern, selbst in den Chua-to's Zeit am nächsten stehenden, begegnet man diesem Namen nur selten, und auch dann nur, wenn gesagt werden soll, es habe allein Chua-to verstanden, Chirurge zu sein. Nicht weniger ist der Name dieses Arztes bei dem neuen Geschlechte der Chinesischen Aerzte berühmt; sein Andenken wird geradezu vergöttert. Unter der Zahl berühmter Männer befindet sich nämlich in gewissen Tempeln auch das Bild Chua-to's, vor welchem jeder Chinesische Arzt als eine heilige Pflicht erachtet, am Geburtstage Chua-to's Rauchwerk zu verbrennen.

Ma-jao (Hanf-Arzenei, wie Julien übersetzt), möglicherweise von Chua-to angewandt, ist schwerlich ein Präparat aus Hanf (cannabis indica). St. Julien selbst sagt, dieser Ausdruck sei undeutlich, unbestimmt, und ich habe leider das Buch nicht unter Händen, aus welchem derselbe die Nachricht über Chua-to entlehnt hat. Es scheint hier ein Irrthum obzuwalten, veranlaßt durch den Gleichlaut der Wörter Ma, Hanf und Ma, Erstarrung, Empfindungslosigkeit;

und der Ausdruck Ma-jao bedeutet vielmehr „eine einſchläfernde Arzenei", als „eine Arzenei aus Hanf", welches Letztere ein Verſtoß gegen die Chineſiſche Sprache ſein würde. Außerdem giebt es in der Chineſiſchen Medicin faſt keine einfachen Formen der Arzeneien, ſondern dieſelben ſind immer, man kann ſagen, ohne Ausnahme, zuſammengeſetzt. Wenn der berühmte Boerhave geſagt hat: „Simplicitas sigillum veri", ſo ſagen die Chineſiſchen Aerzte dagegen: „Je mehr Mittel, deſto raſcher wird der Feind (die Krankheit) beſiegt." Und wenn die cannabis indica jemals in China als ſchmerzſtillendes Mittel angewandt worden iſt (wie aus einigen wenigen, in alten Büchern erhaltenen Recepten hervorgeht), ſo iſt dieſes immer in Verbindung mit anderen Mitteln geſchehen, welche nach der Meinung der Chineſen ähnliche Eigenſchaften beſitzen. Unter den Arzeneimitteln dieſer Art ſind die bekannteſten: Muriscia cochinchinensis, die Wurzeln der verſchiedenen Arten des arum, z. B. ari macrouri, ari polyphylli, die Blüthen (?) der datura und des hyoscyamus, die Wurzeln der verſchiedenen Arten des aconitum, ein aus der rana pipa geſottenes Pigment und viele andere.

Unter mehreren Dutzend Recepten, welche bekannt ſind, als anäſthetiſche Mittel enthaltend und welche ich durchgeſehen habe, waren nur eins oder zwei, in deren Zuſammenſtellung ſich cannabis indica befand; nirgends aber trat letzteres Mittel allein auf. Ueberhaupt hat weder ein Theil dieſer Pflanze, noch ein Präparat aus derſelben in China jemals für betäubend, narkotiſch gegolten, wie im übrigen Orient, und der Perſiſche Haſchhaſch iſt bei den Chineſen niemals ein Gegenſtand des Rauchergenuſſes geworden, wie in der letzten Zeit das Opium, deſſen ſchnelle, faſt allgemeine Verbreitung bei einer ſolchen Nebenbuhlerſchaft ſchwerlich hätte Statt finden können.

Auch als einſchläferndes Arzeneimittel iſt nur ein gewiſſer Theil des Hanfes angewandt worden (man kann nicht ſagen, es geſchehe noch gegenwärtig), nämlich die Blüthen, weil weder der Extract, noch der verdickte Saft deſſelben den Chineſen völlig bekannt war, wie es denn überhaupt in der Chineſiſchen Pharmacie faſt keine Arzneimittel giebt, welche auf künſtlichem Wege, chemiſch zubereitet werden. Die eigentliche Beſtimmung der zuſammengeſetzten Betäubungsmittel war meiſt eine äußerliche, ſelten eine innerliche, z. B. beim Oeffnen der Geſchwüre, der Geſchwülſte oder bei zu großer Empfindlichkeit derſelben,

in welchen Fällen ſie als rein äußerliche Linderungsmittel angewandt wurden und noch gegenwärtig angewandt werden.

Man darf nicht glauben, daß die Chirurgie unter den Chineſiſchen Aerzten jemals geblüht habe. Das widerſtrebt ſowohl dem Volkscharakter als den dortigen mediciniſchen Kenntniſſen. Der Chineſe iſt nicht verzärtelt, aber furchtſam und kleinmüthig und entſchließt ſich aus Furcht vor dem Schmerze und den tödtlichen Folgen niemals, auch nur zur geringfügigſten Operation, woher denn gegenwärtig die Chirurgie in China faſt unbekannt iſt. Ich kenne nicht einen Arzt in Peking, welcher in dem Rufe eines tüchtigen, kühnen Chirurgen ſtände, und wenn man die erbärmlichen chirurgiſchen Inſtrumente der Chineſen betrachtet, welche ſeit der älteſten Zeit bis jetzt gleichmäßig ſchlecht und übereinſtimmend angefertigt werden, ſo iſt es ſchwer, nicht zu bezweifeln, daß in China jemals gute Chirurgen geweſen ſeien und die Chirurgie geblüht habe. Seit den erſten Jahrhunderten nach Chr. Geb. bis auf die Gegenwart finden wir weder in den Traditionen, noch in der Geſchichte eine andere chirurgiſche Berühmtheit als Chua-to, und ſelbſt der Ruhm dieſes Mannes ſcheint mir vielmehr durch die Phantaſie der Nachwelt erhöht und ausgebreitet worden zu ſein, welche über ſeine Verdienſte und ſein Wiſſen nur nach äußerſt wenigen und überdies dunklen und unbeſtimmten Berichten urtheilte, ohne dieſelben mit den Leiſtungen anderer, ſpäterer Aerzte vergleichen zu können. Es ſoll nicht geſagt ſein, daß Chua-to nicht Chirurge und zwar ein, zu ſeiner Zeit berühmter, geweſen ſei; unfehlbar aber iſt es erlaubt, ſeine anatomiſchen Kenntniſſe und die Operationen ſelbſt zu bezweifeln, welche er unternommen haben ſoll. Ich weiß nicht, in wie weit man aus einem einzigen, verkehrt überſetzten Beiſpiele ſchließen kann, es ſei die Anäſtheſirung den Chineſen längſt bekannt und ſeit undenklichen Zeiten bei ihnen im Gebrauche geweſen. Nach Chua-to wenigſtens finden wir ähnliche Beiſpiele weder in der Geſchichte, noch in den Traditionen, geſchweige denn in der Gegenwart. Warum aber ſollte die erfolgreiche Wirkung des Anäſtheſirens — wenn Chua-to es wirklich geübt — dieſe Methode nicht bis in die Gegenwart erhalten haben, was man doch, wie es ſcheint, bei einem dem Wunderbaren geneigten Volke und in einem Reiche erwarten dürfte, wo ganze Jahrhunderte hindurch nichts Neues erſcheint, und wo das Alte und längſt Bekannte in Allem und überall wiederholt wird?

Uebrigens mag man auch die Andeutung gelten laſſen, daß Chua-to ſeine Kranken, und zwar mit der cannabis indica, anäſtheſirt habe; in ſolchem Falle ſind aber wahrſcheinlich die Wirkungen bei Weitem nicht ſo auffällig geweſen, wie vorausgeſetzt wird, — was die Erzählungen von den chirurgiſchen Großthaten des 3. Jahrhunderts ſelbſt beſtätigen, indem dieſelben in ein gewiſſes myſtiſches Dunkel gehüllt ſind, und folglich kein volles Vertrauen verdienen. Auf alle Fälle aber iſt es intereſſant und tröſtlich, im tiefen Alterthume ein Beiſpiel jenes hochherzigen Strebens für das Wohl der leidenden Menſchheit zu entdecken, wie es in der letzten Zeit die gelehrten Europäiſchen Aerzte an den Tag gelegt haben.

Es iſt wahr, man kann in der Chineſiſchen Literatur viel anziehende Erzählungen finden, in denen zuweilen Ideen, eines vollkommen gebildeten Volkes und einer uns nahe liegenden Zeit würdig, vorkommen; allein man muß ſtrenge unterſcheiden, damit man in ſolchem Falle nicht eine bloße Erzählung für Wahrheit nehme. Ohne eine ſolche Vorſicht laſſen ſich mehrere Mittel empfehlen, welche in China als ſchmerzſtillende berühmt ſind. Das Pflanzenwachs (Bai-la) z. B., aus Myrica cerifera oder aus Croton sebiferus gewonnen, geben die Chineſiſchen Gaukler für ein Mittel aus, durch welches ſie ihren Leib unempfindlich machen, was allerdings bei verſchiedenen Gaukeleien unerläßlich ſcheint. Doch kann dieſer Materie ſchwerlich eine ſolche Eigenſchaft zugeſchrieben werden.

Daß Chua-to exiſtirt hat und zu ſeiner Zeit ein berühmter Chirurge geweſen iſt, kann nicht beſtritten werden; daß er aber zugleich Hydropath geweſen ſei, — das beſtätige ich nicht. Vom Einzelnen kann man nicht immer zum Allgemeinen gelangen, und aus einem Beiſpiele darf man nicht den Schluß ziehen, es ſei die Hydropathie ſeit langer Zeit bei den Chineſiſchen Aerzten im Gebrauche geweſen. Es iſt wahr, daß Chua-to einmal bei einem Weibe mit Erfolg die Begießung mit kaltem Waſſer gegen eine Krankheit von hitziger (entzündlicher) Beſchaffenheit angewandt hat, oder, wie St. Julien ſagt, gegen einen akuten Rheumatismus, welcher gleichwohl ſchon mehrere Jahre gewährt hatte. Nachher aber hat weder Chua-to ſelbſt, noch irgend ein Anderer eine ähnliche Kur wiederholt, welche wahrſcheinlich auch Chua-to nicht mit beſonderer Abſicht, als ein neues Mittel, angewendet hat, ſondern eben nur nach der allgemeinen

Theorie der Chineſiſchen Aerzte: Hitze durch Kälte, Feuer durch Waſſer zu vertreiben. Die Anwendung ſchmerzſtillender Mittel, beſonders die äußerliche, kann man noch gegenwärtig in der Chineſiſchen Praxis finden; die Waſſerheilkunſt dagegen dürfte für die Chineſiſchen Aerzte eine größere Neuigkeit ſein, als für uns ſelbſt. Und ſo ausgebreitet der chirurgiſche Ruhm Chua-to's in ganz China iſt: ſo vollkommen unbekannt iſt im Gegentheile deſſen hydropathiſche Heilart.

Mir ſcheint es, als ob die allgemeine Aufmerkſamkeit, welche ſich in der letzten Zeit in Europa der Hydropathie und beſonders der Anäſtheſirung zugewendet hat, die Veranlaſſung geweſen ſei, daß in den Augen des gelehrten Orientaliſten die alten Verdienſte der Chineſen hinſichtlich dieſer beiden wichtigen mediciniſchen Hülfsmittel eine hervorragende Stelle eingenommen und Bewunderung erregt haben, während ſie im Grunde nichts weiter waren, als — eine Curioſität!

Der

Kaiſerliche

oder

der duftende (früh reifende) Reiß

Jui-dao-mi oder Sjan-dao-mi.

Von

J. Goſchkewitſch.

Der Kaiserliche oder der duftende (früh reifende) Reiß Jui-dao-mi oder Sjan-dao-mi.

Diese Gattung des Reiß ist durch den Kaiser Kan-ßi zufällig entdeckt worden. Auf seinen Wunsch hatten nämlich die katholischen Missionäre die Umgegend des ländlichen Palastes Juan-min-juan besichtigen müssen, und die Möglichkeit gefunden, durch Canal-Anlagen eine ansehnliche Wassermenge dorthin zu leiten und auf solche Weise Felder für den Reiß-Bau einzurichten. „Einst," schreibt der Kaiser in seinem Tagebuche, „in den letzten Tagen des sechsten Monats, erging ich mich in den mit Reiß besäeten Feldern. Der Reiß mußte im neunten Monat reifen, und begann damals erst, Aehren anzusetzen. Plötzlich bemerkte ich einen Halm, welcher höher war, als alle übrigen, und eine prächtige, schon vollständig reife Aehre trug. Ich bewahrte dieselbe auf, um zu sehen, ob sie im nächsten Jahre eben so früh reifen würde. Und in der That, als im folgenden Jahre die Körner dieser Aehre ausgesäet worden waren, gelangten sie abermals im sechsten Monate zu ihrer vollständigen Reife. Auf solche Weise hat sich dieser Reiß von Jahr zu Jahr vermehrt, und wird nun schon länger denn 40 Jahre auf meiner Tafel verwendet. Seine Körner sind länglich, zeichnen sich durch eine röthliche Farbe aus, haben einen ziemlich feinen Duft und einen außerordentlich angenehmen Geschmack. Man nennt ihn Jui-dao-mi (d. i. Kaiserlichen Reiß), weil er zuerst auf meinen Feldern gesäet worden ist. Er kann zweimal im Jahre gesäet werden, und giebt jedesmal eine Ernte; jenseit der nördlichen Mauer aber, wo wegen der frühzeitigen Fröste keinerlei Reiß reifen will, kann, ihrer frühen Reife wegen, allein diese Gattung des Reißes gebaut werden."*)

*) Aus dem landwirthschaftlichen Buche: Schou-ti-schun-kao Capitel 20.

Bald darauf wurde auf Befehl des Kaisers der Saame dieſes Reißes in die Statthalterſchaften Zſjan-nan und Tſche-zſjan geſandt und unter die Bewohner vertheilt. Heutiges Tages jedoch wird er vorzugsweiſe, wenn nicht ausſchließlich, in der Umgebung des Palaſtes Juan-min-juan gebaut, bildet ein Zubehör der Kaiſerlichen Tafel und wird von reichen Leuten nur ſelten, als ein Luxus-Artikel, angewandt. Vielleicht iſt er nicht ſo ergiebig, wie die übrigen Arten, und wird aus dieſem Grunde wenig angebaut. Ich kann indeß keine beſtimmtere Auskunft darüber geben. In der Behandlung aber, welche er verlangt, unterſcheidet er ſich durchaus nicht von dem gewöhnlichen Reiß, und er müßte, ſeiner frühen Reife wegen, bei uns in Rußland in noch nördlicheren Gegenden gedeihen können, als diejenigen ſind, in welchen bis jetzt der gewöhnliche Reiß gebaut wird.

Die

Methode der Tuſch-Bereitung

nebſt

einem Anhange über die Schminke.

Von

J. Goſchkewitſch.

Die Methode der Tuſch-Bereitung.

Das Büchlein, aus welchem wir dieſe Methode entlehnen, iſt 1398 von einem gewiſſen Schen-zſi-ßun geſchrieben, welcher ſich ſelbſt etwa 30 Jahre hindurch mit der Tuſchfabrikation beſchäftigt hat. Im 40. Regierungsjahre Zjan-lun's (1775) wurde es durch eine beſondere Commiſſion geprüft und ging in die Bücherſammlung über, welche unter dem Namen Sui-ku-ziuan-ſchu bekannt iſt. Zu verſchiedenen Zeiten ſind in China noch viele andere Schriften über dieſen Gegenſtand an das Licht getreten; diejenigen indeß, welche wir bis jetzt durchzuſehen Gelegenheit gehabt haben, ſprechen ſämmtlich zu Gunſten des von uns ausgewählten Verfaſſers, indem ſie, wie es ſcheint, vollkommen deſſen Worte beſtätigen, daß „alle Verfaſſer der mancherlei Anleitungen zur Fabrikation der Tuſche ſich nicht ſelbſt mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, ſondern den Worten Anderer nachgeſchrieben haben; daher ſeien ihre Bücher eben nur ſchön geſchrieben, bieten aber keine Garantie für ihre Glaubwürdigkeit.“ Auch iſt es ſehr natürlich, daß zufällige Entdeckungen und Vervollkommnungen, welche irgend Jemandem in dieſem Fache geglückt ſind, ſorgfältig geheim gehalten werden, und daß andrerſeits die Verfaſſer ähnlicher Schriften ſich gewöhnlich bemühen, dieſelben mit den Namen Solcher zu ſchmücken, welche in dieſer Laufbahn Berühmtheit erworben haben. „Ich habe,“ ſagt unſer Autor, „alle Methoden verſucht, welche in den Schriften dieſer Art vorgetragen werden; je mehr ich aber von den in ihnen geprieſenen Materien anwandte, eine um ſo ſchlechtere Tuſche kam zum Vorſcheine. Endlich warf ich auf den Rath eines berühmten Tuſchfabrikanten alle dieſe Materien bei Seite, mengte nur Ruß gehörig mit Leim, erweichte dieſe Miſchung in heißem Waſſer, durchknetete ſie von Neuem, und — eine Tuſche ging hervor, ſchwarz

und glänzend, wie Kinderaugen! — Das war im Anfange der Regierung Chun-wu's (im Jahre 1370). Seitdem habe ich beſtändig die Tuſche nach dieſer Methode bereitet, und ſie hat, nach den Ausſagen der Kenner, ſtets alle Eigenſchaften der alten Tuſche gehabt. In der Folge habe ich durch einen Cheſchan noch eine Zubereitungsart der Tuſche kennen gelernt, und nachdem ich jetzt beide Methoden mit einander verbunden habe, rühme ich mich zwar nicht, daß die von mir gegebene Beſchreibung beſſer ſei als andere vor mir gelieferte: ich meine aber, es werde die nach meiner Methode angefertigte Tuſche der alten näher kommen."

Wir haben nichts weiter hinzuzufügen. Die Commiſſion, welche dieſes Büchlein geprüft, hat ihr Gutachten auf eben dieſe Worte des Verfaſſers geſtützt; es leuchtet indeß ein, daß in ähnlichen Dingen die Erfahrung der beſte Richter iſt.

Das Oel zur Gewinnung des Rußes.

1. Im Alterthum machte man die Tuſche aus Fichtenruß, gegenwärtig aber gewinnt man den Ruß für dieſen Zweck aus verſchiedenen Oelen, beſonders aus dem Oele Tun-ju. Natürlich eignet ſich auch jedes andere Oel dazu, und in der That wenden Manche Hanföl, Lachsforellenöl (vom salmo cundsha Pall.) an, Andere Baumöl, Kohlöl u. a. „Nur", bemerkt der Autor, „erhält man aus dem Oele Tun-ju mehr Ruß, und eine ſchwarze glänzende Tuſche, welche von Tage zu Tage ſchwärzer wird, während aus jedem anderen Oele im Gegentheile weniger Ruß und eine blaſſe, matte Tuſche gewonnen wird, welche bei längerem Liegen mit jedem Tage bleicher wird. *)

Manche geben den Rath, das Oel vor dem Brennen auf eine gewiſſe Weiſe zuzurichten, d. h. einen halben Monat und länger verſchiedene Materien in ihm aufzuweichen, als: rothes Sandelholz, Aprikoſenkerne, Anchusa tinctoria u. a. Aber dieſe Methode wird, nach unſerem Autor, gewöhnlich nur Einem vom Andern überliefert, aber von Keinem ausgeführt, und iſt in ſeinem Buche nur der Voll-

*) Man hat jüngſt bei uns unternommen, Oel aus Tannenzapfen zu preſſen, ſcheint jedoch für daſſelbe noch keine Anwendung zu kennen. Höchſt wahrſcheinlich würde der Ruß aus dieſem Oele für die Tuſchbereitung geeignet ſein, und in dieſer Hinſicht dem Chineſiſchen Tun-ju nicht nachſtehen.

ſtändigkeit wegen berührt. Ueberdies treten viele dieſer Materien, wie wir ſpäter ſehen werden, in die Compoſition der Tuſche ſelbſt ein, und zwar auf eine andere, natürlichere Weiſe.

Geſchirr zum Brennen des Oeles.

2. Zum Brennen des Oeles hat man ſich vor Allem mit einigen nothwendigen Gefäßen zu verſehen, nämlich: a. ein rundes irdenes Becken mit gerade ſtehenden Rändern. Der innere Durchmeſſer desſelben wird auf 21 Zoll beſtimmt, die Tiefe auf 3½ Zoll und die Dicke der Ränder auf 1 Zoll; auf der einen Seite aber, dem Boden nahe, muß ein Loch von der Stärke eines Fingers gebohrt, und durch einen Stöpſel verſchloſſen werden. b. Eine runde Röhre, — eine Art irdenen Kruges ohne Boden und ſo hoch, daß ſie, in das Becken geſtellt, mit deſſen Rändern gleich ſteht. Ihr innerer Durchmeſſer muß 6, ihr äußerer 8 Zoll betragen, und ihr unterer Rand darf nicht eben ſein, ſondern muß Ausſchnitte haben, gleichſam Füße, damit das in das Becken gegoſſene Waſſer frei in ihr Inneres eindringen könne. c. Einige Lampen für das Oel. Dieſes ſind flache Schüſſelchen von 4½ Zoll Durchmeſſer, gewöhnlich aus ſandigem Thone angefertigt; beim Brennen ſchmilzt der Sand, und ſo bedecken ſie ſich mit einer Art Glaſur, welche ſie verhindert, das Oel einzuſaugen. d. Deckel zum Einſammeln des Rußes. Sie werden aus dem feinſten Thone verfertigt, und ihre innere Oberfläche wird vor dem Brennen möglichſt geglättet. Man giebt ihnen die Form einer Halbkugel mit einem Stiele an der gewölbten Seite. Im Durchmeſſer müſſen ſie 7 Zoll haben, dabei 2½ Zoll hoch ſein, und die Länge des Stieles muß ungefähr 3 Zoll betragen.

Dies Alles wird in folgender Art geordnet:

In die Mitte des Beckens wird die ſogenannte Röhre geſtellt, in dieſelbe eine Lampe, und rings umher, in gleichen Abſtänden, 6 andere. Unter jeder Lampe aber muß ein kleiner Backſtein liegen, von ſolcher Dicke, daß der obere Rand der Lampe etwa 3 Linien unter dem Rande des Beckens ſteht. Denn ſtellt man die Lampen zu niedrig, ſo dringt der Rauch nach außen, und es geht viel Ruß verloren; ſtellt man ſie zu hoch, ſo kann die Flamme den Ruß erreichen und ſeiner Güte ſchaden. In die Mitte einer jeden Lampe wird ein kleiner Dreifuß von Draht geſetzt, welcher den Docht halten muß.

Darauf gießt man in die Lampen das Oel und in das Becken kaltes Waſſer, beinahe bis an die Lampenränder, und ſobald man die Dochte angezündet hat, ſetzt man die Deckel ſo darüber, daß der Mittelpunkt eines jeden dem Mittelpunkte ſeiner Lampe ſich gegenüber befindet.

Statt des Beckens kann man auch einen Trog von 14 Zoll Breite und beliebiger Länge anwenden. In dieſem Falle wird in der Mitte des Troges, ſeiner ganzen Länge nach, ein Querbalken angebracht, und die Deckel in zwei Reihen, ebenfalls der Länge nach, aufgeſetzt, nämlich von der einen Seite auf dieſen Querbalken, von der anderen auf den Rand des Beckens.

Die Dochte.

3. Die Dochte werden bei den Chineſen im Allgemeinen aus dem Marke einer Pflanze gemacht, welche deswegen auch Lampenpflanze (Den-zao) heißt. Behufs Gewinnung des Rußes nun räth der Autor, die Dochte folgendermaßen zu präpariren. Man wählt das Mark des Den-zao ziemlich dick und feſt aus, von gelblicher Farbe, zerſchneidet es in Stücke von 9 Zoll Länge, legt deren je 12 in ein Bündel zuſammen, bindet das eine Ende und rollt das Ganze auf einem Brette, bis ſich ein runder, gleichmäßiger Stock bildet, worauf auch das andere Ende gebunden wird. Hat man auf dieſe Art eine genügende Menge Dochte zugerichtet, ſo muß man ſie ein wenig in einem Aufguſſe von rothem Sandelholze kochen, darnach wieder trocknen und bis zum Gebrauche vor Staub und Feuchtigkeit hüten.

Das Brennen des Oeles, das Gewinnen und die Sichtung des Rußes.

4. Das Brennen des Oeles wird bei ruhigem Wetter und in einem beſonderen Zimmer vorgenommen, deſſen Fenſter und Thür feſt verſchloſſen ſein müſſen, damit keine Luftſtrömung eintrete. Nach jeder Stunde*) werden die Deckel abgehoben, und der Ruß mit einer Feder in kleine Geſchirre gefegt, in welchen er 24 Stunden bleiben muß, ehe man ihn auf einen Haufen ſchüttet. Man muß mehrere überflüſſige Deckel vorräthig haben, um, ſobald man einen abgehoben hat,

*) Je öfter dieſes geſchieht, deſto beſſer. Wird der Ruß zu lange nicht geſammelt, ſo wird er alt, d. h. er verliert ſeine ſchwarze, glänzende Farbe, und nimmt eine röthliche an.

ſogleich einen anderen an ſeine Stelle ſetzen zu können.*) Es iſt ſorgfältig darauf zu achten, daß kein Oel, oder irgend eine andere Unreinigkeit in den Ruß komme; eben ſo wenig darf der Ruß, welcher etwa in irgend einem Deckel verbrannt iſt, unter den guten gemiſcht werden. Das Waſſer im Becken muß oft gekühlt werden, indem man einiges durch die angebrachte Oeffnung abläßt, und friſches hinzugießt, doch darf dieſes nicht plötzlich geſchehen, weil ſonſt eine ſtarke Luftſtrömung bewirkt und der Ruß zerſtreut wird.**)

In einer mittleren Zahl erhält man aus 100 Theilen Oel acht Theile Ruß; legt man jedoch in jede Lampe 3 — 4 Körner Croton tyglium. fein geſtoßen, ſo vermehrt ſich dieſes Quantum etwas.

Bevor man die Tuſche macht, muß der Ruß geſiebt werden. Damit er während dieſer Operation nicht aus einander fliege, wende man eine hohe Kufe an, welche mit Leinwand bedeckt iſt; durch dieſe ſteckt der Siebende die Hände.

Tinte.

5. Außer dem Ruße gehört zur Compoſition der Tuſche noch eine Tinte, welche aus verſchiedenen Farbeſtoffen beſteht. So viel ſich aus der Anweiſung unſeres Autors entnehmen läßt, ſind dieſe Stoffe folgende:

1) Granatenſchaalen.

2) Zin-pi, d. i. die Rinde des Baumes Zin (in Peking unbekannt), welche mit dem Vorigen wahrſcheinlich einerlei Eigenſchaften hat.

3) — 4) Rothes Sandelholz und Anchusa tinctoria.

5) — 6) Eiſen- und Kupfervitriol.

7) — 10) Gummigutti, Zinnober, Drachenblut und Blattgold.

11) Moſchus.

12) Eiweiß.

13) Wu-tou.

*) Dabei wird zugleich der Docht wieder geordnet und die Schnuppe entfernt.

**) Weit leichter iſt dies zu erreichen, wenn man die Oeffnung nicht am Boden des Beckens anbringt, ſondern ½ Zoll unter ſeinem oberſten Rande (d. h. in der Höhe, welche das Waſſer überhaupt haben muß), und wenn man das kalte Waſſer allmählich mittelſt eines langen, bis auf den Boden reichenden Trichters hinzufügt, in welchem Falle das warme Waſſer von ſelbſt durch die Oeffnung abfließen muß.

Leider giebt er keine genaue Anweiſung, in welchem Verhältniſſe und wie dieſe Dinge anzuwenden ſeien *); es iſt nur erſichtlich, daß Nr. 1—6 gekocht werden, und daß man ihrem filtrirten Aufguſſe Nr. 7—10 in Pulverform hinzufügen müſſe. In dieſer Hinſicht ſcheint jeder Fabrikant nach eigenem Belieben verfahren zu ſein, und unſer Autor ſelbſt ſagt: „Die Tinte wird nicht nur angewandt, damit die Tuſche die gehörige Farbe, ausgezeichneten Glanz und Geruch annehme, ſondern vorzugsweiſe, damit ſie lange aufbewahrt werden könne, damit der Leim nicht in Folge des Alters verderbe, die Farbe ſich nicht verändere, die Feſtigkeit ſtets eine ſteinähnliche bleibe, mit einem Worte, damit die Tuſche vermöge ihrer Feinheit und Dichtigkeit fähig ſei, die feinſten Zeichnungen der Form anzunehmen und feſtzuhalten. Aus ſolchem Grunde wendet man dieſe verſchiedenen Materien ſeit den älteſten Zeiten an. Manche derſelben haben die ihnen zugeſchriebenen guten Eigenſchaften wirklich; andere dagegen entſprechen ihrem Zwecke durchaus nicht, denn Eiſen- und Kupfervitriol verderben die Tuſche, Moſchus und Eiweiß ziehen die Feuchtigkeit an, Granatenſchaalen und Gummigutti vermindern die Schwärze, — während Zin-pi die Farbe der Tuſche auf dem Papiere unveränderlich erhält, Wu-tou dem Leime ſeine Kraft bewahrt, Anchusa, Sandel, Drachenblut, Zinnober und Blattgold die Schwärze erhöhen. Demſelben Zwecke dient auch der Leim; fügt man indeß mehr, als nöthig, hinzu, ſo wird die Tuſche zu zähe, und ihre Farbe weniger ſchwarz. Außerdem thun Manche verſchieden duftende Sachen darunter, um den Geruch des Rußes zu unterdrücken; allein ſie bedenken nicht, daß ſolche Dinge im Allgemeinen der Schwärze der Tuſche ſchaden, und daß überdies während des Kochens der Geruch ſich verflüchtigt. Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß keinerlei Compoſitionen der Tuſche Werth verleihen, und daß dazu vielmehr erforderlich iſt: 1) reiner Ruß, 2) die beſte Qualität des Leimes, 3) daß der zubereitete Teig möglichſt lange geſtampft werde."

Der Leim.

6. Der Leim iſt ein Haupt-Element in der Compoſition der Tuſche. Gewöhnlich miſcht man 9 Theile ſtarken Leim mit 1 Theile

*) Andere Schriften über denſelben Gegenſtand betrachten dieſe Tinten als vollkommen überflüſſig, und reden nur beiläufig von ihnen.

Fiſchleim;*) nimmt man von letzterem mehr, ſo wird die Tuſche zu zähe und iſt ungeeignet zum Schreiben. Urſprünglich aber wird jede Gattung Leim beſonders aufgelöſt, und zwar ſo: der Fiſchleim wird 24 Stunden in kaltem Waſſer geweicht, und ſobald er vollſtändig aufgequollen iſt, fügt man auf jede Unze 5 feingeſtoßene Krotonkörner hinzu, wickelt ihn feſt in Palmenblätter, legt ihn in heißes Waſſer und läßt ihn etwa zehnmal aufwallen; darauf nimmt man ihn heraus, zerreibt ihn in einem Mörſer, unter Beifügung einer Kleinigkeit von der oben beſchriebenen Tinte. Der gewöhnliche Leim wird hinreichend in kaltem Waſſer geweicht, und mit einem Zuſatze von der Tinte in einem Mörſer gerieben; darauf werden beide Arten Leim in dem obigen Verhältniſſe gemiſcht, mehr Tinte hinzugefügt, und Alles über ſchwachem Feuer ein wenig gekocht, damit es gleichmäßige Flüſſigkeit annehme, und endlich durch ein Tuch geſeiht. Von der gehörigen Zubereitung des Leimes hangt in hohem Grade die Güte der Tuſche ab, daher auf dieſen Gegenſtand beſondere Aufmerkſamkeit gerichtet werden muß.

Auf 10 Theile Ruß ſind in den Wintermonaten erforderlich: 4½ Theile Leim und 10 Theile Tinte; im Frühlinge und Herbſte: 5½ Theile Leim und 9½ Theile Tinte; im Sommer: 6 Theile Leim und 9 Theile Tinte. Wird die Tinte aus Fichtenruß bereitet, ſo thut man zu 1 Pfunde Ruß ½ Pfund Leim und ½ Pfund Tinte. Wenn der Leim gut iſt, ſo kann man ihn in geringerem Verhältniſſe hinzufügen: die Tuſche wird dadurch um ſo ſchwärzer und glänzender werden, muß aber raſcher verbraucht werden, weil ſie mit der Zeit verbleicht. Soll jedoch die Tuſche in mehreren Jahren ihre Farbe nicht verlieren, ſo muß man Leim dazu verwenden, welcher einige Jahre vorher gemacht worden iſt; und namentlich, wenn man auf 10 Unzen Ruß von Tun-ju 4½ Unzen gewöhnlichen alten Leim und ½ Unze alten Fiſchleim nimmt, ſtatt der Tinte nur einen Aufguß von ½ Unze Zin-pi und ½ Unze rothen Sandelholzes macht, und endlich die Tuſche in der unten anzugebenden Weiſe bereitet: ſo wird ſie nicht nur im Laufe der Zeit ihre Güte nicht verlieren, ſondern ſich von Jahre zu Jahre verbeſſern.

*) Bei der Fabrication des Fiſchleimes löſt man in China nicht die äußere Haut der Blaſe ab, und es wird daher obiges Verhältniß zu groß ſein, ſobald man guten Leim nimmt.

„Ich beſitze Tuſche," ſagt der Autor, „welche nach dieſer Methode vor 50—60 Jahren fabricirt worden iſt und bis jetzt ſich nicht im Mindeſten verändert hat."

Zuſammenſetzung des Teiges der Tuſche.

7. Im Verkaufe giebt es zwei Arten Tuſche: „mit heißem Leime" und „mit kaltem Leime." Erſtere Art wird ſo zubereitet: wann der Leim hinlänglich gekocht iſt, fügt man, ohne ihn vom Feuer zu nehmen, die beſtimmte Menge Tinte nach und nach hinzu, gießt darauf die ganze Flüſſigkeit in den Ruß, durchknetet die ganze Maſſe gehörig, und legt ſie, bevor ſie erkaltet iſt, in die Formen. Die Tuſche der zweiten Art wird noch einfacher hergeſtellt: den gekochten Leim gießt man in die bereit gehaltene Menge Tinte, fragt nicht weiter, ob Beides ſich gehörig verbunden habe, ob es rein ſei, oder nicht, fügt den Ruß hinzu, miſcht Alles durcheinander, und drückt es in die Formen. Natürlich muß dieſe Art Tuſche ſchlecht ausfallen; aber auch die erſtere Art ſteht der guten Tuſche weit nach, denn, wie wir ſchon geſagt haben, die guten Materialien allein genügen noch nicht zur Güte der Tuſche, ſondern es iſt auch noch erforderlich, dieſe Materialien auf die gehörige Weiſe mit einander zu vereinigen, und den ſo zubereiteten Teig möglichſt lange zu ſtampfen und zu ſchlagen. Wir wollen uns nunmehr mit dieſem Gegenſtande beſchäftigen.

Man muß 1 Pfund reinen Ruß in eine weiße Fayence-Schaale ſchütten, durch ein Seihtuch erwärmte Tinte, mit Leim gemiſcht, darauf gießen, und Alles ſogleich mit den Händen reiben, damit die ganze Maſſe ſich in kleine Kügelchen, wie Schroot, zuſammenrolle; darauf knetet man Alles zu einem Stücke zuſammen, wickelt es in Leinwand, und erwärmt es in heißen Waſſerdämpfen (nämlich auf einem Siebe über dem kochenden Waſſer eines Keſſels, welcher mit einem Deckel aus Ruthen oder Stroh verſchloſſen wird). Nach einiger Zeit wird der Teig herausgenommen, in einen ſteinernen Mörſer gelegt, und ſo ſchnell, wie möglich, mit hölzernen Keulen geſtampft. Wenn zwei Menſchen beſtändig mit zwei Mörſerkeulen dabei thätig ſind, ſo erfordert dieſe Arbeit etwa vier Stunden. Bleibt der Teig an den Keulen hangen, ſo muß etwas Tinte hinzugefügt werden, wiewohl man im Allgemeinen trachten muß, möglichſt wenig Tinte

hierbei zu verwenden. Sobald der Teig eine gleichmäßige, weiche Maſſe geworden iſt, hebt man ihn aus dem Mörſer, und rollt ihn, noch warm (denn inzwiſchen hat er immer von Neuem gedämpft werden müſſen), zu einem langen Stocke, welcher, in naſſe Leinwand gewickelt, auf einige Minuten in den Ofen geſchoben wird, damit er warm werde, ohne auszutrocknen, worauf man ihn wieder herausnimmt und in kleine Stücke zerſchneidet. Falls die Tuſchtafeln ein beſtimmtes Gewicht haben ſollen, müſſen ſchon dieſe Stücke auf die Waage gelegt werden, wobei zu berückſichtigen iſt, daß 1,4 Unzen Teig ſpäter ungefähr 1 Unze trockener Tuſche geben. Alle dieſe Stücke müſſen ſogleich in eine irdene Schaale gelegt und, mit naſſer Leinwand zugedeckt, in heißes Waſſer geſtellt werden.

8. Jetzt ſind mehrere Leute mit eiſernen Zangen und Hämmern zu verſehen. Jeder nimmt mit der Zange ein Stück Teig aus der Schaale und ſchlägt es mit dem Hammer auf einer ſteinernen oder eiſernen glatten Platte, wobei er es von Zeit zu Zeit mit Tinte benetzt, bis es wieder weich wird, wie Wachs. Dazu ſind 500 bis 600 Schläge erforderlich. Jedes Stück wird ſodann dem Oberarbeiter überliefert, welcher es abermals rollt, gewiſſe duftende Ingredienzien hinzufügt und in die Form preßt. Alles muß ſehr raſch geſchehen, damit der Teig nicht erkalte, weil es ſchwer iſt, dem kalten Teige die beſtimmte Form zu geben und im Inneren deſſelben unfehlbar Riſſe entſtehen würden. Bei der Herausnahme aus der Form wird jede Tafel leicht in Löſchpapier gewickelt und in Aſche getrocknet; letztere muß ausgelaugt und gut getrocknet ſein. Gewöhnlich ſtreut man die Aſche einen Werſchok hoch, legt die Tuſchtafeln darauf, eine neben die andere, und bedeckt ſie mit einer gleichen Lage Aſche; bei nicht großen Tafeln kann man zwei bis drei ſolcher Reihen bilden. Tafeln von $\frac{1}{3}$—$\frac{2}{3}$ Loth werden, je nach dem Wetter, in 1—2 Tagen vollſtändig trocken, wogegen die größeren 5—6 Tage brauchen; dabei muß die Aſche täglich mit anderer, vollkommen trockener, vertauſcht werden, und zugleich muß man Acht haben, daß die noch nicht völlig getrocknete Tuſche nicht plötzlich von der trockenen Luft berührt werde, weil ſie in Folge deſſen ganz und gar zerberſten kann.

9. Nachdem man die Tuſche aus der Aſche genommen, muß jede Tafel mit einer weichen Bürſte abgerieben und zwei Tage an einem vor dem Winde geſchützten Orte im Schatten getrocknet werden;

darauf reibt man ſie nochmals ab und legt ſie auf zwei Tage an einen vom Winde durchwehten Ort. Sodann werden ſie mit einer harten, in Wachs getauchten Bürſte geglättet, bis ſie glänzen, was auch ſchon die Bürſte allein bewirkt, ſobald die Tuſche gut ausgetrocknet iſt, während im Gegentheile der feuchten Tuſche durch die Bürſte nur ein matter Glanz mitgetheilt wird. Werden die Tafeln ohne Zeichnung mit Waſſer abgeſpült und mit dem Glättſteine geglättet, ſo nehmen ſie einen Glanz an, als wären ſie mit Lack überzogen.

10. Die Formen, in welche die Tuſchtafeln gepreßt werden, macht man gewöhnlich aus hartem Holze und drückt ſie mittelſt eines Schwengels in dieſelben. Wir wollen uns hier nicht auf eine Herzählung ihrer verſchiedenen Geſtalten einlaſſen, und eben ſo wenig auf die Art, wie man auf der feuchten Tuſche alle Linien und Runzeln der Hand abdruckt. Wir wollen vielmehr zum Schluſſe einige Worte über die Prüfung einer guten Tuſche citiren: „Wann man die Tuſche reibt, muß man ſie perpendiculär gegen die Platte halten und langſam bewegen, weil ſich ſonſt Schaum bildet, welcher das Eingerührte unbrauchbar macht. Eine gute Tuſche muß feſt ſein und dem Reiben kaum nachgeben, nicht aber, wie Thon, auseinander fließen. Man muß jedes Mal nur ſo viel Tuſche einreiben, wie man ſogleich verbrauchen will, denn das übrig Bleibende wird nicht nur mit Staub gemengt werden, ſondern iſt geradezu unbrauchbar und wird dem Schmutze ähnlich. Die Tuſche beſter Sorte glänzt auf dem Papiere mit zimmetfarbigem Schimmer; iſt der Glanz völlig ſchwarz, ſo iſt die Tuſche von einer etwas geringeren Sorte; noch niedriger ſteht die, welche mit einem bläulichen Schimmer glänzt; und die geringſte Tuſche endlich iſt ganz ohne Glanz. Ueberhaupt ſind die unerläßlichen Eigenſchaften der Tuſche: Farbe und Glanz; der Mangel des Einen oder des Andern beraubt ſie alles Werthes, und außerdem iſt eine Hauptbedingung, daß dieſe Eigenſchaften ſich lange Zeit erhalten. Unter der auf uns gekommenen alten Tuſche befindet ſich viel von ausgezeichneter Farbe, aber ohne Glanz: das iſt ein Zeichen dafür, daß ſie durch die Feuchtigkeit gelitten, und folglich ihren Werth verloren hat. Gute Tuſche iſt auf dem Papiere dunkel und bildet auf ihrer Oberfläche keine feine glänzende Haut, ſondern glänzt, ſo zu ſagen, bis auf den Grund, eben ſo, wie die Augen eines Kindes. Beim

Einreiben der Tuſche muß man einige Tropfen Waſſer auf die Platte gießen, nicht aber die Tuſche ſelbſt in das Waſſer tauchen, weil ſie ſonſt hinterher Sprünge bekommt.“

Die weiße und die rothe Schminke der Chineſen.

1. Weiße Schminke.

Gewöhnlich wird bei uns die Chineſiſche weiße Schminke in der Hinſicht beſonders gerühmt, daß ſie, bei ausgezeichneter Weiße, durchaus unſchädlich ſei. Dieſe Schminke aber iſt nichts Anderes, als Reiß-Stärke, und wird auf folgende Art bereitet.

Man nimmt weißen, zerſtampften Reiß, wäſcht ihn ſo lange, bis das Waſſer vollkommen rein abfließt, ſchüttet ihn darauf in eine beſondere Kufe, übergießt ihn mit reinem Waſſer, und läßt ihn in dieſem Zuſtande bis zu der Zeit ſtehen, da ſich die erſten Merkmale der beginnenden Fäulniß zeigen. Während der heißen Jahreszeit reichen hierzu 20 Tage hin, während der kalten hingegen ſind 2 Monate und mehr erforderlich. Ueberhaupt iſt es beſſer, wenn man Schminke von der vorzüglichſten Güte erhalten will, den Reiß allemal einige Tage länger weichen zu laſſen. Sobald der faule Geruch ſich entſchieden bemerklich macht, gießt man das vorige Waſſer ab, wäſcht den aufgeweichten Reiß in friſchem Waſſer aus, indem man daſſelbe häufig und ſo lange erneuert, bis durchaus kein ſaurer Geruch mehr vorhanden iſt, und zerreibt ihn zuletzt. Bei ausgedehnterer Production geſchieht dieſes durch Mühlſteine, deren unterer mit einem hohen Rande und auf der einen Seite deſſelben mit einer Rinne verſehen wird. In die Oeffnung des oberen Steines ſchüttet man den in angegebener Weiſe aufgeweichten und ausgewaſchenen Reiß, und begießt ihn häufig — aber jedesmal nur wenig — mit reinem Waſſer; durch die Rinne fließt dann eine weiße Flüſſigkeit ab, welche durch ein Sieb gelaſſen, und deren Rückſtand abermals gemahlen wird. Handelt es ſich um einen geringeren Betrieb, ſo zerreibt man den Reiß in einer Kufe. Die durch das Zerreiben des Reißes erhaltene weiße Flüſſigkeit — ein Gemiſch von Stärke und Waſſer — läßt man durch ein Sieb, gießt ſie darauf in Kufen, damit ſie ſich ſetze, und rührt ſie von Zeit zu Zeit leicht um, damit die Stärke nicht an den Wänden hangen

bleibe, ſondern zu Boden ſinke. Iſt endlich das Waſſer völlig klar geworden, ſo gießt man es ab, bedeckt den Niederſchlag mit mehrfach zuſammengelegter Leinwand, ſtreut eine Lage Kleie darüber, und auf dieſe ungelöſchten Kalk. Letzterer muß ſo oft gewechſelt werden, bis er keine Feuchtigkeit mehr aus der Stärke anzieht. Aus jeder ſo erhaltenen Lage Stärke wird diejenige Partie ausgeſondert, welche ſich gerade in der Mitte befindet, und ſich durch beſondere Weiße und Zartheit auszeichnet, da die an den Rändern liegende eine geringere Sorte bildet. Schließlich wird Alles an der Sonne getrocknet.

Auf dieſe Weiſe wird die Stärke aus den verſchiedenen Arten des Reiß, aus dem Weizen, der Gerſte und anderen Mehlfrüchten bereitet; und ſowohl in Folge des unterſchiedlichen Materials, als in Folge der größeren oder geringeren Sorgfalt bei der Zubereitung, giebt es eine Menge Sorten der Stärke, deren jede ihre beſondere Beſtimmung hat. Die beſte Stärke wird von den Weibern als Schminke gebraucht. Um derſelben einen Duft mitzutheilen, wird ihr gewöhnlich irgend ein wohlriechendes Pulver (meiſt von Gewürznelken, zuweilen mit Zimmt) beigemengt, oder man beſprengt ſie auch mit einem wohlriechenden Waſſer.

2. Rothe Schminke.

Die rothe Schminke wird aus dem Saflor (Carthamus tinctorius) faſt auf dieſelbe Weiſe gewonnen, wie man bei uns die Farbe aus dieſer Pflanze zieht. Nachdem man die Blüthen in kaltem Waſſer gewaſchen, übergießt man ſie mit einer Lauge aus der Aſche verſchiedener Pflanzen, vorzüglich des Wermuths. Die Farbe wird viel klarer, wenn man die Lauge nicht zu ſcharf nimmt, und es wird deshalb angerathen, zwei Mal heißes Waſſer auf die Aſche zu gießen, daſſelbe zu anderem Zwecke aufzubewahren, und zur Anfeuchtung der Blüthen erſt die dritte Lauge zu verwenden. Sobald die Blüthen gehörig aufgeweicht ſind, ſchüttet man ſie in einen leinenen Sack und preßt ſie aus; in die ſo erhaltene Flüſſigkeit aber träufelt man ein wenig von irgend einer Säure. Gewöhnlich bedient man ſich dazu des ausgepreßten Granatenſaftes, ſtatt ſeiner aber auch des Eſſigs, oder des geſäuerten Waſſers, in welchem Reiß gekocht worden iſt. Um den Niederſchlag der Farbe zu befördern, fügt man etwas von der oben beſchriebenen weißen Schminke oder Stärke hinzu, rührt

Alles wohl durcheinander und läßt es eine Nacht ruhig ſtehen. Am folgenden Tage gießt man das klar gewordene Waſſer vorſichtig ab, und läßt die zu Boden geſunkene Farbe im Schatten trocknen.

Dieſe Farbe wird mit der weißen Schminke gemengt und als rothe Schminke gebraucht; ſie wird auch der fetten Lippen-Pommade beigemiſcht, und endlich von den Malern anſtatt des Carmins angewandt.

Bemerkungen

über

die Salz-Production in China.

Vom

verſtorbenen Hieromonach

P. Zwehtkoff.

Bemerkungen über die Salzproduction in China.

(Mit Benutzung der Chineſiſchen Werke: Chu-bu-zſe-li, Jan-Chuai-jan-fa-tſchi und Chuan-tſchao-zſin-ſchi-wen-bjan.)

Seit undenklichen Zeiten bildet die Salzproduction einen Gegenſtand beſonderer Sorgfalt für die Chineſiſche Regierung, und es muß hierbei bemerkt werden, daß ſchon in den entfernteſten Zeiten der Salzbetrieb in China eben ſo hoch geachtet wurde, wie der Ackerbau. Bei Eröffnung der Arbeiten in den Salzwerken waren alljährlich die Fürſten ſelbſt zugegen, und betheiligten ſich perſönlich bei der erſten Auskochung des Salzes; es kann daher nicht auffallen, wenn bei ſolcher Aufmerkſamkeit und Aufmunterung von Seiten der Fürſten der Salzbetrieb, wie die Chineſiſchen Geſchichtſchreiber verſichern, ſehr raſch großartige Verhältniſſe annahm und eine wichtige Quelle des Staatsreichthumes wurde. Im Alterthume wurde in China das Salz vorzugsweiſe durch Auskochung aus dem Seewaſſer gewonnen; in der folgenden Zeit jedoch, namentlich unter der Dynaſtie Tan (ſeit dem Jahre 620 nach Chr. Geb.), fing man an, das Salz aus dem Waſſer der Landſeen mittelſt Austrocknens an der Sonne zu ziehen. Das Verfahren war höchſt einfach. An den Seeufern grub man die Erde auf, legte Waſſerbehälter an, und leitete durch beſondere Canäle das Waſſer aus dem See, oder auch aus dem Meere, in dieſelben. Das Waſſer trocknete aus, und das Salz blieb als Bodenſatz zurück. Uebrigens folgte damals die Mehrheit der Salzſieder noch der alten Methode des Auskochens. Da aber der Erfolg hierbei hauptſächlich von der Beſchaffenheit und der rechtzeitigen Zurichtung der Soole abhangt: ſo begannen in der Folge die Vorſteher des Chineſiſchen Salzbetriebes, von Zeit zu Zeit verſchiedenartige Mittel zur Gewinnung der Soole auszuſinnen. Seit dem Auftreten der Dynaſtie Schao-ßin-ßun (ſeit dem Jahre 1132 nach Chr. Geb.) ward folgende Methode,

die Soole zu bereiten, eingeführt. Der ganze Seestrand in der Nähe der Salzwerke wurde vermessen, und in eine Menge kleiner, regelmäßiger Vierecke getheilt; in jedem grub man die obere Erdschicht aus, bestreute den Boden mit Stroh, und schüttete die ausgegrabene Erde wieder darauf. Das hieß damals „ein Heerd" (Lju). Der größeste Heerd hatte nicht mehr als 2 Fuß Höhe und eine Klafter im Umfange; an den Seiten der Heerde aber wurden kleine Gruben für die abfließende Soole angelegt. Nachdem man so die Heerde angelegt hatte, schritt man dazu, sie mit Meerwasser zu begießen, und da dieses eine leichte Arbeit ist, so wurde sie den Weibern und den Kindern übertragen. Nach kurzer Zeit bildete sich im Innern des Heerdes allmählig die Soole und floß in die Bassins ab. Um den Grad ihrer Stärke zu prüfen, warf man Steinchen besonderer Art hinein: blieben diese auf der Oberfläche, so galt die Soole für gut; sanken sie unter, so hieß sie süß, und in letzterem Falle verließ man die Heerde, um andere Stellen mit geeigneterem Boden aufzusuchen. Die zum Auskochen taugliche Soole wurde sogleich in Eimer gegossen und nach den Betriebsheerden geschafft. Auf denselben waren große Kessel für die Auskochung eingemauert, und ihrer 3—5 gehörten immer zu einem Soolen-Heerde. Die Auskochung ging rasch und ununterbrochen von Statten: das fertige Salz wurde sofort aus den Kesseln herausgeschaufelt und neue Soole eingegossen, so daß in 24 Stunden gegen fünf Kessel Salz ausgekocht wurden. Dabei gab jeder Kessel 3—5 Dan (etwa 18 Pud) reines Salz. Seit dem 15. Jahrhundert nach Chr. Geb. wurde in allen Strand-Salzwerken folgende Methode zur Gewinnung der Soole angewandt. Man legte am Meeresufer Gruben an, legte Querbalken von Bambus über dieselben, bedeckte Alles mit Doppelmatten und streute Sand darauf. Bei jeder Morgen- und Abendflut wurde nun die Sanddecke vom Meerwasser bespült, und die salzige Flüssigkeit drang in das Innere der Grube. Sobald das Wasser sich vom Ufer zurückgezogen hatte, gingen die Salzsieder mit brennenden Strohbündeln hinaus, um die salzige Feuchtigkeit zu prüfen, und sie waren nur dann von ihrer guten Beschaffenheit überzeugt, wenn der salzige Dunst, welcher aus der Grube nach dem Feuer aufstieg, dasselbe auslöschte. Die so entstandene Soole wurde ausgeschöpft und in die Salzwerke geschafft, und aus ihr gewann man das Salz ungemein schnell. — Ungefähr um dieselbe Zeit fand man es

in den nördlichen Salzwerken am bequemſten, das Salz mittelſt der Methode des Durchlüftens und der Austrocknung an der Sonne zu gewinnen.

Gegenwärtig, wie früher, nimmt der Salzbetrieb einen ehrenvollen Platz unter den Hauptquellen der Staatseinkünfte ein. Eine zahlloſe Menge von Salzſiedereien, auf verſchiedenen Punkten des inneren China's verſtreut, iſt auf Anordnung der Regierung Privatperſonen überlaſſen; die oberſte Leitung derſelben aber, gleichwie auch die Beaufſichtigung des Salzverkaufes ſelbſt, liegt beſonderen Beamten ob, welche vom Finanzminiſterium ernannt werden. Dieſe Aufſeher der Salzproduction liefern den Privatpächtern Kammerſcheine für den Kauf und Verkauf des Salzes aus, und ziehen von ihnen die durch die Regierung feſtgeſetzten Steuern ein. Jeder Pächter iſt ſeinerſeits gehalten, die Ordnung und den regelmäßigen Gang der Arbeiten in den Salzwerken ſtrenge zu überwachen, und zu letzterem Zwecke iſt bei je 10 Kochheerden ein Aelteſter angeſtellt, welcher die Obliegenheit hat, außer der Beaufſichtigung der Arbeiter auch noch ein Journal zu führen, und zu vermerken, wann und von Wem namentlich eine gewiſſe Menge Salz gewonnen worden, und wie viel in Ausgang gekommen iſt. Am Schluſſe jedes Monats werden die Journale der Aelteſten durch beſondere Perſonen revidirt, welche die Ortsbehörden aus dem Stande der Kaufleute wählen. Dieſe Reviſoren ſind gleichfalls verpflichtet, mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln zur Verfolgung und Ausrottung der Contrebande mitzuwirken.

Das Salz kommt gegenwärtig in China unter dreifacher Geſtalt vor: als Meerſalz, als Seeſalz und als Brunnenſalz. Das Meerſalz wird entweder ausgekocht oder ausgetrocknet, und zwar in allen Küſtenprovinzen, namentlich in Tſchi-li, Schan-dun, an den Ufern der Flüſſe Chuai und Tſche-kjian, in Fu-kjian und Guan-dun. Das (Land-) Seeſalz wird in den Provinzen Schán-ßi, Gan-ßu und Schän-ßi gewonnen, und zum Theile auch aus den Ländern jenſeit der Gränze eingeliefert: aus den Tſchachariſchen Weideplätzen, aus Ordos und aus Chuche-nor. Das Brunnenſalz gewinnt man in Gan-ßu, Sui-tſchuan und Jun-nan. Der Salzverkauf geſchieht auf Grund von Scheinen, welche die Regierung ausgiebt. In der Provinz Tſchi-li ſind, nach Anordnung des Finanz-Miniſteriums, jährlich 1,160,046 ſolche Scheine zum Verkaufe beſtimmt, und jeder Schein giebt ein Anrecht

auf den Empfang von 300 Gin Salz.*) In Schan-dun werden 804,920 Scheine à 225 Gin ausgegeben; in den Salzwerken am Chuai und Tsche-zsjan bis 2,690,889 à 335—400 Gin; in Fu-zsjau 1,069,485 à 100—675 Gin; in Guan-dun und Guan-ßi 864,510 à 235—322 Gin. In Sui-tschuan wird die Zahl der Scheine nach dem Verbrauche des vorhergehenden Jahres bestimmt, und man hat dort zweierlei Scheine: à 5000 Gin für den Vertrieb zu Wasser, und à 400 Gin für die Ausfuhr zu Lande. In Gan-ßu werden jährlich 72,688 Scheine à 178—200 Gin ausgegeben. Beim Empfange der Scheine müssen sich die Pächter verpflichten, das Salz nur in den von der Regierung bestimmten Kreisen zu verkaufen, widrigenfalls sie vor Gericht gestellt und ihre Salzvorräthe confiscirt werden. Zugleich wird ihnen die festgesetzte Tare ausgehändigt, nach welcher sie den Verkauf zu betreiben haben. Diese Taren sind nicht überall gleich, sondern niedriger für die Gegenden in der Nachbarschaft der Salzwerke, höher, je nach der zunehmenden Entfernung. Im Allgemeinen kann man den Mittelpreis des Salzes in China auf 40 Tschoch für das Gin oder 2 Kopeken Silber für das Pfund anschlagen. Das Brunnensalz in Jun-nan und anderen Gegenden wird ebenfalls Pächtern, aus der Mitte der wohlhabenden Bauern, gegen eine bestimmte Abgabe überlassen; doch wird dieses Salz nicht nach einer bestimmten Tare, sondern zu beliebigen Preisen verkauft. Die Kron-Abgaben für sämmtliche Zweige des Salzbetriebes werden durch bestimmte Vorschriften regulirt, welche mit der Grundsteuer im Einklange stehen; sie machen gegenwärtig einen wichtigen Posten im Staats-Budget aus, denn die allgemeine Summe der Jahreseinnahmen aus den Salzscheinen u. s. w. erstreckt sich jährlich auf 5,745,000 Lan Silber (d. i. mehr als 12 Millionen Rubel Silber), was ¼ aller Staatseinkünfte repräsentirt.

Wir haben schon oben gesagt, daß gegenwärtig bei den Chinesen Meersalz, Seesalz und Brunnensalz im Gebrauche sei. In der bedeutendsten Menge wird das Meersalz gewonnen, woher man auch in den Chinesischen Schriften eine Menge Beschreibungen der Art finden kann, wie es erzeugt wird. Wir entlehnen aus ihnen einige Besonderheiten.

---

*) Ein Chinesisches Gin ist ungefähr 1 Pfund 12 Loth.

Die Salzſiedereien ſind über die ganze Ausdehnung der Seeküſten China's verbreitet, und gelten für beſſer, oder ſchlechter, je nach der Eigenſchaft ihres Salzes. In allen geſchieht die Salzgewinnung zu einer beſtimmten Friſt, wie Gewohnheit und Zeit ſie geheiligt haben. Nach den Vorſtellungen der Chineſen gelten nämlich der 3., 4., 5. und 6. Monat (April bis Juli) als die für die Gewinnung des Salzes günſtige Zeit, und ſie verſichern, daß in dieſer Zeit, wann die Dünſte der Erde aufſteigen, mit ihnen zugleich auch die ſalzige Feuchtigkeit in Bewegung komme. Im Herbſte erkalten die Dünſte allmählig, darum vermindere ſich auch die Salzfeuchtigkeit nach und nach; im Winter aber verſchwinden, des Froſtes wegen, die Dünſte gänzlich, und mit ihnen ſchwinde auch die ſalzige Feuchtigkeit. Aus dieſem Grunde wird in den Salzwerken nur während der warmen Zeit gearbeitet, während des Winters dagegen größtentheils nicht. Zur Gewinnung des Meerſalzes wenden die Chineſen zwei Methoden an: entweder kochen ſie die Soole, oder ſie laſſen den ſalzigen Bodenſatz an der Sonne austrocknen.

Beim Auskochen unterſcheiden ſie drei Perioden, deren techniſche Benennungen ſind: Schai-choi (Austrocknung der Aſche), Lin-lu (Durchfluß der Soole) und Fu-cho (das Kochen). Die vorbereitende Manipulation Schai-choi beſteht in Folgendem: gleich am erſten Tage nach Eröffnung der Arbeiten auf den Salzwerken reinigt man die Strandplätze von den verſchiedenen Gewächſen, und beginnt darauf, die obere Erdſchicht aufzugraben und zu lockern; dieſe gelockerte Erde wird ſodann mit Bambusſtäben umgewühlt, bis ſie fein und eben geworden iſt. Nun trägt man Seewaſſer aus den künſtlichen Behältern herbei, welche während der Meeresflut mit Waſſer gefüllt ſind, und benetzt mit ihm dieſe Erde, wie mit einem leichten Regen, jedoch überall gleichmäßig. Gegen Abend ſchaufelt man dieſelbe auf die Seite, und formt aus ihr eine lange Hügelreihe, um ſie gegen den Nachtregen zu ſchützen. Am folgenden Tage verfährt man mit ihr, wie am vorhergehenden, nur daß man ſie ſchließlich an einen beſonderen Ort zur Aufbewahrung ſchafft; doch wird ſie bei klarem Wetter von Zeit zu Zeit immer wieder herausgenommen, und auf den Arbeitsplätzen getrocknet.

Sobald die Erde vollkommen zubereitet, d. h. durchaus mit Salztheilen geſchwängert iſt, tragen die Salzſieder ſie in die Salz-

heerde. Dieſe Heerde haben die Form eines Kaſtens von 9 Fuß Länge, 2 Fuß Höhe, 6 Fuß Breite, gehen 3 Fuß in die Tiefe, und heißen Lju; neben jedem wird ein Brunnen von 8 Fuß Tiefe angelegt. Den Boden des Lju beſtreut man mit faulem Holze, darauf mit feinem Bambus, auf dieſen eine Lage Reiſig, und zuletzt eine Lage Pflanzenaſche. Hierauf wird die präparirte Erde hineingeſchüttet, feſt geſchlagen und oben mit Reißſtroh bedeckt. Auf dieſes wird das Seewaſſer gegoſſen, welches durch ſämmtliche innere Lagen dringt, und als Soole (Lu) in den Brunnen fließt. Jeder Heerd liefert in 24 Stunden mehr als 20 Dan (60 Pud) reine Soole; dieſelbe wird aus dem Brunnen herausgeſchöpft, und zum Auskochen auf die Kochheerde gebracht.

Die Auskochung des Salzes geht während der ganzen Arbeitsperiode ohne Unterbrechung vor ſich. Bei jedem Heerde befinden ſich mehrere Keſſel von verſchiedener Größe, welche theils zur Aufnahme der kalten Soole, theils zum Auskochen derſelben dienen. Jede Auskochung beginnt um 11 Uhr Abends und währt bis 10 Uhr des folgenden Abends, und während dieſer Zeit gewinnt man ſechsmal Salz. Sobald die Soole anfängt einzutrocknen, wirft man Schooten von dem Baume Zfao-zfio (Glodilschia chinensis) in die Keſſel, damit die Salztheile ſich ſchneller vereinigen, und wann das Salz fertig iſt, zeigen die wachthabenden Arbeiter dieſes den andern an, damit es ſogleich herausgeſchaufelt werde, und die Keſſel mit neuer Soole gefüllt werden. Aus 600 Gin der beſten Soole erhält man durch Auskochen durchſchnittlich 140 Gin reines Salz, welches die Chineſen „Feuerſalz" (Cho-jan) nennen. Es erſcheint in dreifacher Qualität und Farbe: weiß, dunkel und gelblich; das weiße iſt das beſte, das dunkele ſchlechter, und das gelbliche noch ſchlechter und von bitterem Geſchmacke.

Die zweite Methode (die Durchlüftung und Trocknung des ſalzigen Bodenſatzes an der Sonne) unterſcheidet ſich von der erſteren dadurch, daß die Soole nicht gekocht, ſondern in beſondere, gepflaſterte Behälter gegoſſen und der Sonne und dem Winde überlaſſen wird. Zur völligen Austrocknung reichen im Sommer 2, zu anderer Zeit 3—4 Tage hin, und zwar begünſtigt der Nordweſtwind dieſes Geſchäft ganz eben ſo, wie die Strahlen der Sonne; bei widrigen Winden dagegen und bei Regenwetter erhält man gar kein Salz.

Die Gewinnung des Salzes aus den Landſeen hat nichts Eigenthümliches; wir haben deshalb nur noch vom Brunnenſalze zu reden.

In den ſüdweſtlichen Provinzen China's zieht man das Salz aus dem Schooße der Erde, indem man tiefe Brunnen gräbt, und zwar geſchieht dieſes nur in den Gebirgsgegenden. Die Soole wird mittelſt Bambusröhren aus ſolchen Brunnen geſchöpft und durch ſteinerne Rinnen in die Siedereien geleitet. Die Conſtruction der Brunnen, ſowie die Art, das Brunnenſalz zu gewinnen, ſind ziemlich merkwürdig.

Die Bohrung der Brunnengrube geſchieht mittelſt eines hölzernen Pfahles, welcher an dem einen Ende mit Eiſen beſchlagen, an dem anderen mit einem Stricke verſehen iſt. An dem Stricke hält man ihn, indem man ihn in die Erde ſchlägt, von Zeit zu Zeit die Grube anfeuchtend, damit das Bohren leichter von Statten gehe. So dringt man bis zur Salzquelle vor, d. h. in eine Tiefe von 20—30, zuweilen ſogar 100 Klaftern. Iſt der Brunnen fertig, ſo wird dicht neben ihm ein Krahn aufgeſtellt zum Niederlaſſen und Heraufziehen des Eimers, d. i. einer Röhre, welche aus abgehäutetem Bambus verfertigt iſt. Dieſe Röhre iſt innen leer, oben offen, und unten mit einem ledernen Ventile verſehen, welches ſich öffnet, um das Salzwaſſer am Boden des Brunnens einzulaſſen, und beim Aufwinden ſich von ſelbſt ſchließt. Krahn und Röhre hangen durch ſtarke Taue mittelſt eines ſich drehenden Querbalkens zuſammen. Gewöhnlich wird der Krahn durch Ochſen in Bewegung geſetzt, welche im Kreiſe gehen, nach dieſer oder nach jener Seite, ſchnell oder langſam, je nachdem der Eimer auf- oder niederſteigt. Sämmtliche Verrichtungen beim Ausſchöpfen gehen nach Signalen oder Schlägen auf hölzerne Tafeln vor ſich. Die auf ſolche Weiſe gewonnene Brunnen-Soole ſtrömt durch die Leitungsrinne unmittelbar in die Fabrik-Keſſel, in denen ſie geſotten und in reines Salz verwandelt wird. Statt des Feuerungsmateriales beim Auskochen des Salzes bedient man ſich meiſt der Gas-Ausſtrömungen aus der Erde, welche ebenfalls durch Brunnen gewonnen werden, und von verſchiedener Stärke ſind; von den Gasbrunnen werden Bambusröhren zu den Keſſeln geleitet, und dort das Gas, welches aus Oeffnungen hervorſtrömt, angezündet. Es giebt eine weiße und eine röthliche Brunnenſoole: die weiße oder die reinſte

giebt weißes Salz in großer Menge und von ſtark ſalzigem Geſchmacke; aus der rothen erhält man weniger und überdies etwas ſüßliches Salz. Die Menge des Salzes hangt auch hier wieder vom Grunde der Erde und vom Wetter ab.

Da in China die Menge der müßigen Hände groß iſt, ſo giebt es bei den Brunnen-Salzwerken, wie überhaupt in jeder Chineſiſchen Fabrik, eine zahlreiche Menge von Arbeitern, deren jedem irgend eine Verrichtung in dem Betriebe übertragen iſt. Da haben beſondere Leute die Aufſicht über die Brunnen, das Vieh, den Krahn, die Taue, die Signaltafel, die Leitungsrinnen, die Siedereien, die Keſſel, das Feuer, das Viehfutter; auch Aerzte ſind da, Zimmerleute, Schmiede und andere Handwerker. Dieſe ganze Bevölkerung ſteht unter den Fabrik-Pächtern, welchen der Verkauf des Salzes an Ort und Stelle, ſo wie deſſen Vertrieb in entferntere Gegenden übertragen iſt. Zu letzterem Zwecke ertheilt man beſondere Scheine für die Salzausfuhr auf trockenem, oder auf naſſem Wege. Außer den eigenen Bewohnern von Jun-nan, Sui-tſchuan und Gan-ßu benutzen das Brunnenſalz auch die Bevölkerungen von Chu-tſchou, Chu-nan, Chu-bei und zum Theile die Fremden, welche unter den Namen Fan und Man bekannt ſind.

Nach den Beobachtungen der Chineſen wird das Brunnenſalz zu Zeiten feucht und trocknet dann wieder; es kann hart werden und auseinander fallen; es theilt der Speiſe Geſchmack mit und nimmt ihr denſelben; es vertreibt Feuchtigkeit und ruft dieſelbe hervor. Dieſes Salz preßt die inneren Theile zuſammen und verurſacht Schwindſucht; zuweilen entſtehen durch ſeinen übermäßigen Gebrauch Magenbeſchwerden. Die Fremden bedienen ſich des rothen Salzes, und es leiden in Folge deſſen Viele von ihnen an Kröpfen (struma).

Die

Cultur des Schan-jao

(Dioscorаea alata Linn.)

(Kartoffel).

Von

J. Goschkewitsch.

Die Cultur des Schan-jao (Dioscoraea alata Linn.) (Kartoffel).

Der Schan-jao iſt ein Gewächs, welches zur 6. Klaſſe (Dioecia) des Linné'ſchen Syſtems gehört. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, ihn gehörig zu unterſuchen, und weiß nur, daß dieſe Pflanze ſich mit ſitzenden Blättern (sessilia), welche an den Seiten große Auswüchſe haben, fortwindet. Die Blüthen (männliche?) befinden ſich an den Enden der Zweige und ſind traubenförmig geordnet. An manchen Zweigen, zwiſchen den Blättern und dem Stengel, bilden ſich kleine Knollen, welche der Kartoffel gleichen, und mittelſt deren man dieſes Gewächs fortpflanzen kann. Seine Wurzel iſt weiß, zart, behauptet in der Chineſiſchen Küche einen ehrenvollen Platz und tritt in die Compoſition vieler Schüſſeln ein; ſelbſt einfach in Waſſer gekocht, liefert ſie eine ſchmackhafte und geſunde Speiſe.

Der Schan-jao liebt einen leichten, lockeren und tiefen Boden, und die Chineſen ziehen ihn deshalb meiſt in den Gemüſegärten, in welchen die Erde tiefer umgegraben und beſſer gedüngt iſt. Das für den Schan-jao beſtimmte Land pflügt oder gräbt man im Anfange des Frühlings einen Fuß tief und düngt es ſodann, welches Letztere genau eben ſo geſchieht, wie für die übrigen Früchte, indem man entweder den Acker ebnet, den Dünger darauf ſtreut und unterpflügt, oder indem man den Dünger unter den Pflug ſtreut, d. h. ein Menſch pflügt zwei Zoll tief, und ein anderer ſtreut hinter ihm den Dünger in die Furche. Das zweite Verfahren wird vorgezogen, weil bei demſelben der geſammte Dünger in einerlei Tiefe zu liegen kommt. Uebrigens wenden die Chineſen zur Düngung im Allgemeinen thieriſche Excremente in Pulverform an.

Zur Ausſaat des Schan-jao ſchreitet man, ſobald keine Fröſte mehr zu erwarten ſind, was hier in der zweiten Hälfte des März der Fall iſt; denn wenn zu der Zeit, da die Keime hervorbrechen, Froſt eintritt, ſo ſtirbt die Pflanze zwar nicht, kann aber erheblich leiden und giebt eine weniger reichliche Ernte. Gewöhnlich ſäet man Wurzeln aus. Zu dem Ende wird die Wurzel in Stücke von einem

halben Fuß Länge zerſchnitten; darauf zieht man eine Furche und legt dieſe Stücke — unter Abſtänden von einem halben Fuß — in dieſelbe. Die Furchen dürfen nicht tiefer ſein, als daß die hineingelegten Wurzeln einen halben Zoll hoch mit Erde bedeckt werden und müſſen außerdem etwa acht Zoll von einander entfernt ſein. Es können auch die Knollen, welche an den Stengeln der Pflanze wachſen, ausgeſäet werden, allein in dieſem Falle gelangen die Wurzeln zu keiner bedeutenden Entwickelung und man wendet dieſe Methode nur da an, wo man den Schan-jao überhaupt zum erſten Male ausſäet; auch werden in dieſem Falle die Wurzeln, welche im erſten Jahre gewachſen ſind, bei der nächſten Frühlingsausſaat ungetheilt in die Erde gelegt.

Sobald die Pflanzen aufgegangen und einen Zoll lang geworden ſind, jätet man rings um ſie her das Unkraut aus und bricht die überflüſſigen Triebe weg, falls aus einer Wurzel ihrer mehrere zu dicht beiſammen hervorgebrochen ſind. Gleichzeitig ſteckt man auch Stäbe zwiſchen die Pflanzen und bindet, damit der Wind ſie nicht umwerfe, je vier oben zuſammen.

Demnächſt verurſacht die Pflanze bis zum Herbſte keine weitere Mühe, mit Ausnahme des Begießens in zu trockenen Sommern, zu welchem Zwecke man zwiſchen den Pflanzenreihen ſchmale Rinnen anlegt und von Zeit zu Zeit mit Waſſer füllt. Im Herbſte, wenn die Blätter anfangen gelb zu werden und zu welken, werden die Wurzeln ausgegraben. Dieſes iſt die ſchwerſte Arbeit in der Cultur des Schan-jao, denn bei der gewöhnlichſten Ernte ſind ſeine Wurzeln drei Fuß lang, erreichen aber, wie hieſige Landleute verſichern, unter günſtigen Umſtänden und in gutem, tiefem Boden eine Länge von acht Fuß und mehr. Da ſie nun ziemlich ſpröde ſind, ſo muß auch eben ſo tief gegraben werden, wie ſie in den Boden eingedrungen ſind; gewöhnlich beginnt man hiermit an dem einen Rande und gräbt nach und nach das ganze beſäete Stück um.

Dieſe Umgrabung iſt zugleich für die folgenden Ausſaaten des Schan-jao von Nutzen, da derſelbe auf einer und derſelben Stelle mehrere Jahre nach einander gebaut werden kann.

Während des Winters bewahrt man dieſe Frucht in großen Gruben auf, bedeckt ſie mit Stroh nnd ſchüttet einen mäßigen Erdhügel darüber.

Ueber die Seidenzucht.

(Aus dem Chineſiſchen überſetzt.)

Von

J. Goſchkewitſch.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Die Nachrichten über den Chineſiſchen Seidenbau haben gerade jetzt eine beſondere Wichtigkeit gewonnen, da die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Zweig der Gewerbsthätigkeit gerichtet iſt; und ich meine deshalb, es werde die hier mitgetheilte Ueberſetzung einer kleinen Chineſiſchen Abhandlung über dieſen Gegenſtand nicht überflüſſig erſcheinen. Die Chineſiſche Schrift iſt im Jahre 1818 geſchrieben, folglich weit jünger, als jenes Werk, welches jüngſt bei uns aus dem Franzöſiſchen überſetzt worden iſt, und welchem ſie in gewiſſer Beziehung als Ergänzung dienen kann. Ihr Verfaſſer, Tſchoutſchun-ſchun, iſt in Tſche-zſjan, d. h. einer derjenigen Provinzen, welche die Seidenzucht zu den reichſten gemacht hat, geboren, hat einen großen Theil ſeines Lebens daſelbſt zugebracht und dieſes Werkchen auf Grund eigener Erfahrung geſchrieben. Eines ſolchen Mannes Bemerkungen aber dürften nicht ohne Bedeutung ſein.

Vorrede des Verfaſſers.

Die Cultur des Maulbeerbaumes iſt daſſelbe, was der Getreidebau. Nur muß man das Getreide alljährlich ſäen, während die Maulbeerbäume, wenn ſie aufſchießen und einen Hain bilden, jedes Jahr ihre Blätter liefern. Und die Zucht der Seidenwürmer iſt genau daſſelbe, was die Linnenweberei; nur kann man nicht anders weben, als ſo, daß man zuvor die Kette gehörig zugerichtet hat: zieht man aber Seidenwürmer, ſo ſpinnen ſie ihre Cocons ſelbſt, und man hat dieſelben nur abzuwickeln. Dieſes Werk iſt leichter, als jenes! Doch wie? Im Kreiſe Schun-tſchan (in der Provinz Sui-tſchuan) treibt man ſeit langer Zeit Ackerbau und Linnenweberei: nur an den

Seidenbau hat man nicht gedacht. Man ſagt, die Bodenbeſchaffenheit ſei in Sui-tſchuan nicht der Art, daß die Maulbeere gedeihen könne. Dieſer Einwand entbehrt aber jedes Grundes; denn Wem iſt nicht bekannt, daß hier vor langer Zeit 800 Maulbeerbäume ſtanden? Wiederum ſagen ſie, die Sui-tſchuan'ſchen Weiber könnten keine Seidenwürmer ziehen. Aber auch dieſes iſt ungegründet. Die Zucht der Seidenwürmer iſt den Weibern genau eben ſo angemeſſen, wie den Männern der Ackerbau. Giebt es nun wohl irgendwo in der Welt Männer, welche den Acker nicht pflügen könnten? Und ſollten darum Weiber zu finden ſein, welche keine Seidenwürmer ziehen könnten? Man muß nicht ſagen, dieſes oder jenes Volk könne irgend Etwas nicht thun, ſondern daſſelbe verſtehe nicht, es auszurichten.

Ich bin in der Provinz Tſche-zſian geboren, und habe einen großen Theil meines Lebens daſelbſt zugebracht, und zwar in einem Flecken, welcher verpflichtet war, Seide von 8 Cocons *) an die Schatzkammer zu liefern, und wo mithin die Maulbeer-Cultur und die Zucht der Seidenwürmer eine ganz gewöhnliche Sache und Allen vollkommen bekannt iſt. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die aus dem ausgeſtreuten Maulbeerſamen aufgegangenen Bäumchen im dritten Jahre umgeſetzt, und nach abermals drei Jahren gepfropft werden können. Hat das Pfropfreis die Stärke eines Armes erreicht, ſo bedeckt es ſich dicht mit großen Blättern, und der ſchlechteſte Baum giebt jährlich 30—40 Gin **) Blätter. Eine Würmermenge aber, welche 150—160 Gin Blätter frißt, giebt 1 Gin Seide: wer folglich fünf Bäume beſitzt, der kann ſo viel Würmer füttern, daß er 1 Gin Seide erhält; und wer 50 Bäume hat, der kann Würmer, für 10 Gin Seide hinlänglich, ernähren. Dabei brauchen die Würmer vom Augenblicke ihrer Geburt bis zu der Zeit, da ſie Cocons ſpinnen, nicht mehr, als einen Monat: iſt alſo der Vortheil des Seidenbaues vor dem Ackerbau nicht augenfällig? nicht augenſcheinlich ſein Vorzug vor dem Weberhandwerke? Leider begreifen die Bewohner von Schun-tſchan nicht den ganzen Nutzen, welcher ſich aus der Maulbeer-Cultur ziehen läßt. Wann, nachdem die Blätter eingeſammelt worden, neue wachſen, kann man Kühe und

*) D. h. Seide, deren Faden aus 8 Cocons abgewickelt wird, oder aus 8 Fäden des Seidenwurmes zuſammengedreht iſt.

**) Ein Gin = 1 Pfund 12 Loth.

Schafe mit ihnen füttern; die unnützen Blätter und Zweige kann man ſtatt des Brennholzes gebrauchen; die äußeren Flocken, welche die Cocons bedecken, laſſen ſich als Watte verwenden, und aus den verdorbenen Cocons ſpinnt man die Fäden heraus, und webt aus ihnen gröbere Stoffe; die Excremente der Würmer und die Puppenhäute ſind ein vorzügliches Düngungsmittel für die Felder. Uebrigens laſſen ſich ſämmtliche Vortheile, welche dem Ackerbauer aus der Zucht des Seidenwurmes erwachſen, nicht in wenigen Worten darlegen.

Ich wohne hier über ein Jahr, und habe in meiner dienſtfreien Zeit Alles geprüft, was Andere über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben; ich habe mir in's Gedächtniß gerufen, was ich ſelbſt früher gehört und geſehen, und ſo iſt das in vier Kapitel getheilte Werkchen „der nothwendigſten Bemerkungen über die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenwürmer" entſtanden.

Nach ſeiner Beendigung habe ich dieſes Buch ungeſäumt drucken laſſen, um ſämmtlichen hieſigen Einwohnern die Möglichkeit zu verſchaffen, daſſelbe zu leſen. Wenn ſie es aufmerkſam anſehen, ſo werden ſie ſich ſelbſt überzeugen, daß weder der hieſige Boden ſo beſchaffen iſt, daß er keine Maulbeerbäume tragen könnte, noch die Weiber ſolcher Art, daß ſie nicht ſollen Seidenwürmer ziehen können. Die hieſigen Männer treiben Ackerbau, die Weiber Weberei: mögen dieſe, wie jene, mit ihrer Beſchäftigung noch die Seidenzucht verbinden. Mir bleibt nur übrig, ihnen in ſolchem Thun aufrichtig Erfolg zu wünſchen.

Ueber die Seidenzucht.

Capitel I.

Von der Cultur des Maulbeerbaumes.

Ausſaat der Maulbeere. Im erſten Monate (Februar)*) muß man ein kleines Stück Landes auflockern, flache Furchen ziehen und mit Miſtjauche übergießen; darauf wählt man reife, ſchwarze Beeren aus, ſäet ſie in die Furchen und bedeckt ſie leicht mit Erde;

*) Das Chineſiſche Jahr beginnt nicht immer zu derſelben Zeit, ſondern früheſtens am 9. (21.) Januar, und ſpäteſtens am 8. (20.) Februar.

ſo oft es trocken wird, begießt man es mit Waſſer. Im dritten Monate (April) zeigen ſich unfehlbar Keime, welche in 3 Jahren die Stärke eines Fingers und eine Höhe von 3—4 Fuß erreichen. Im dritten Jahre wird man ſie ſchon verpflanzen können.

Hat ein junger, noch niedriger Maulbeerbaum nahe am Erdboden einen langen Schößling, ſo wartet man, bis er ſich dicht belaubt hat, biegt ihn alsdann nieder und bedeckt ihn mit Erde, indem man nur die jungen Nebenſchößlinge draußen läßt. Jeder dieſer Schößlinge bildet in der Folge einen beſonderen Baum, und ſie werden ſchon im nächſten Jahre 2—3 Fuß hoch.

Gegen den 10. März müſſen den alten Bäumen die Zweige beſchnitten werden, den jungen Bäumchen aber ſchneidet man die Wipfel ab, ſo daß ſie etwas über 2 Fuß hoch bleiben.

Wo man auch die Bäume pflanze: ſie müſſen unter allen Umſtänden 5, 6, 10 Fuß und noch weiter von einander abſtehen.

Man pflanzt ſie ſo: auf den Boden einer Grube von 1 Fuß Tiefe legt man verfaulten Dünger, mit Waſſer gemengt, und ſetzt den Baum hinein; darauf füllt man die Grube wieder mit Erde, tritt dieſelbe gehörig feſt, und begießt ſie mit Miſtjauche. Das auf ſolche Weiſe gepflanzte Bäumchen kommt unfehlbar fort.

Da in der Provinz Sui-tſchuan der Boden ziemlich fruchtbar iſt, ſo kann man auch einfach im Frühlinge Zweige vom Maulbeerbaume abſchneiden, und jeden beſonders in die Erde ſtecken.

Das Pfropfen des Maulbeerbaumes. Wenn die jungen Bäume drei Jahre nach ihrer Verpflanzung viel Beeren und wenig Blätter tragen, ſo gelten ſie für unedel, und man muß ſie mittelſt des Propfens nöthigen, mehr Blätter und weniger Beeren zu geben. Zu dem Ende ſchneidet man in der erſten Hälfte des März von einem guten Maulbeerbaume einen 5—7 Zoll langen Schößling ab, und ſchneidet mit einem ſcharfen Meſſer deſſen unteres Ende ſchräg. In die Rinde des zu pfropfenden Bäumchens werden 7 Zoll, oder 1 Fuß und mehr über dem Erdboden zwei Einſchnitte gemacht, welche einen nach unten geöffneten ſpitzen Winkel bilden und etwa ½ Zoll lang ſind; ſodann ſchlägt man die Rinde zurück und ſteckt das Pfropfreis geſchwind hinein, mit dem Schnitte nach außen gekehrt, damit der von beiden Seiten hervorquellende Saft die Rinde und das Reis zuſammenklebe. Dieſe Stelle muß hierauf

mit Thon beſtrichen, von außen mit dünnen Bambusbrettchen bedeckt und ſtark mit Lindenbaſt umwickelt werden. Gegen den 25. März wird das Pfropfreis anfangen, zu wachſen; im folgenden Jahre treibt es Schößlinge, und es muß alsdann das Stämmchen über ihm gänzlich abgeſchnitten werden; in 2—3 Jahren aber wächſt ein großer Baum von guter Qualität heran.

Das Beſchneiden des Maulbeerbaumes. Wann die Zeit kommt, da die Würmer der erſten Brut zu füttern ſind, muß man nur die Blätter abpflücken, die Zweige jedoch unberührt laſſen, damit ſie ſich zu ihrer Zeit abermals belauben können. Sobald aber für die Würmer der zweiten Brut Futter erforderlich iſt, ſchneidet man die Enden der Zweige ſammt den Blättern ab, und zwar 1—2 Fuß vom Aſte entfernt. Davon müſſen aber einige der ſtärkſten Zweige ausgenommen bleiben, und ihnen ſämmtliche Blätter gelaſſen werden. Will man keine zweite Brut haben, ſo müſſen ſchon beim erſten Male alle dichte Zweige beſchnitten werden, und iſt es zu dieſer Zeit nicht geſchehen, ſo muß man unfehlbar im erſten Monate des folgenden Jahres alle Bäume verſchneiden. Jeder beſchnittene Zweig muß noch 1—2 Fuß lang bleiben.

Die Düngung des Maulbeerbaumes. Das Gras, welches um die Maulbeerbäume her wächſt, iſt unbedingt auszuraufen, und alljährlich im März, Auguſt und December Dünger unter dieſelben zu ſtreuen. Für jeden Boden eignet ſich jeglicher Dünger, — vom Rindviehe, von Schafen, von Pferden; im Allgemeinen aber düngt man den Maulbeerbaum am beſten mit menſchlichen Excrementen. Eben ſo ſind alte Watte, Spühlicht, Abfälle von Hülſenfrüchten u. dgl. dazu geeignet.

Vertilgung des Ungeziefers. Ein vom Ungeziefer ausgeſogener Baum muß mit der Zeit verdorren, daher iſt es erforderlich, in der Mußezeit ſämmtliche Bäume ſorgfältig zu beſichtigen: zeigt ſich auf dem einen oder dem anderen der Abgang des Ungeziefers, ſo iſt dieſes ein Zeichen ſeiner Anweſenheit. Wenn das Loch tief gefreſſen iſt, muß man es ausmeißeln: wenn es nicht tief iſt, wird es genügen, mit einem Drahte hineinzufahren, um das Inſect zu tödten. Dieſe Mühe wird durch das Gedeihen der Bäume belohnt werden, und keiner von ihnen wird ſeine Blätter verlieren und vertrocknen.

Capitel II.

Von der Zucht der Seidenwürmer.

Abwaſchung des Saamens.*) Ihren Saamen läßt man die Seidenwürmer gewöhnlich auf dickes, weiches Papier**) legen. Vor allen Dingen muß man nun am zwölften Tage des zwölften Monats (welcher gewiſſermaßen für den Geburtstag der Seidenraupen gilt) das Papier mit dem Saamen wägen, und, wenn derſelbe von Würmern herrührt, welche durch Kalk ausgebracht ſind, auf jedes Lan Papier mit Saamen 3 Tſchin***) Kalk nehmen, in ſo viel Waſſer auflöſen, daß die Auflöſung etwas mehr, als eine Theetaſſe füllt, und ſtehen laſſen, bis es erkaltet. Darauf füllt man eine irdene Schaale zur Hälfte mit warmem Waſſer,†) breitet auf deſſen Oberfläche das Papier mit dem Saamen aus, gießt die Kalk-Auflöſung ſammt dem Bodenſatze auf das Papier aus, und befeuchtet daſſelbe von oben, indem man das Waſſer mit der Hand ſchöpft.

Rührt der Saame von Würmern her, welche durch Salz ausgebracht ſind, ſo löſt man in einem Weinglaſe voll Waſſer 2 Tſchin Kochſalz††) auf, breitet, wie vorher, das Papier auf dem warmen Waſſer aus, begießt es mit dieſer Auflöſung und benetzt es, mit der Hand das Waſſer ſchöpfend, von oben.

In beiden Fällen nimmt man nach Verlauf einer Stunde das Papier vom Waſſer hinweg, und läßt es in einem Siebe 3 Tage und 3 Nächte auf dem Dache des Hauſes trocknen, worauf man es an einem kühlen und trockenen Orte aufhängt.

Bedeckung des Saamens. Am 22. oder 23. März muß man das Papier mit dem Saamen abnehmen, daſſelbe ausbreiten, und auf den Saamen 1—2 Blätter reines Papier decken, welches zuvor an der Sonne getrocknet worden; darauf legt man es wieder

*) Wenn der Saame ungleichartig iſt, ſo entwickeln ſich aus ihm die Würmer nicht zu gleicher Zeit: durch die Abwaſchung mit Salz- oder Kalkwaſſer ſterben die ſchwachen, und die guten bleiben allein übrig. (D. Verf.)

**) Man kann auch weiße Leinwand dazu gebrauchen. (D. Verf.)

***) D. h. ungefähr den dritten Theil vom Gewichte des Papieres mit Saamen.

†) Daſſelbe darf nicht zu heiß ſein, damit der Saame nicht getödtet werde. (D. Verf.)

††) Zwei Tſchin Salz kommen auf 1 Lan Papier mit Saamen, was gerade den fünften Theil ausmacht.

ordentlich zuſammen, bedeckt es warm mit ſeidener oder gewöhnlicher Watte und bringt es an einen warmen Ort.

Das Neſt des Saamens. Im Anfange des Aprils, wann die Maulbeerblätter etwa die Größe einer Kupfermünze erreicht haben, wählt man einen von den Tagen aus, welche im Kalender mit den Buchſtaben Kai, Schou, Tſchen und Man bezeichnet ſind, nimmt das eingehüllte Papier mit dem Saamen und trägt es während des Tages an ſeinem Leibe, über Nacht aber legt man es neben ſich. Wenn nämlich der Saame von der Wärme des menſchlichen Körpers durchdrungen wird, beginnt allmählich das Leben ſich in ihm zu regen.

Belebung des Saamens. Oeffnet man nach 2—3 Tagen das Neſt und betrachtet es genau, ſo zeigt ſich, daß an manchen Stellen der Saame eine grünliche Färbung angenommen hat: das ſind belebte Körner.*) Sobald man dieſes bemerkt, muß man das Neſt ſchleunigſt wieder gut zuſammenwickeln. Sind ſämmtliche Saamenkörner ohne Ausnahme grünlich geworden, ſo ſind ſie alle belebt, und man braucht ſie nicht länger bei ſich zu tragen, ſondern es genügt, daß man ſie wohl in Watte hülle und an eine trockene und warme Stelle lege.

Das Auskommen der Würmer. Drei Tage nach dem Erſcheinen des erſten Wurmes, d. h. gegen den 10. April, werden ſämmtliche Würmer ausgekommen ſein. Bis dahin bedurfte es noch keiner Fütterung; nun aber muß man die Blätter der wilden Hagebutte einſammeln, trocknen, fein zerreiben und dieſes Mehl auf das Papier mit den Würmern**) ſtreuen. Sobald die noch in den Schaalen gebliebenen Würmer den Duft der Blätter ſpüren, kommen ſie höchſtens im Laufe von zwei Stunden ſämmtlich hervor. Dann muß man ſie ſogleich mittelſt eines dünnen, abgerundeten Stäbchens in eine reine glaſirte Schüſſel oder auch in eine mit Papier beklebte Mulde legen, jedoch nicht zu dicht bei einander, weil ſie raſch wachſen, und die in

*) Der Saame beſteht aus einer dünnen Haut, welche mit einer hellen, durchſichtigen Flüſſigkeit angefüllt iſt, und hat urſprünglich die Farbe des Kaffee's; ſobald er aber anfängt, ſich zu beleben, verwandelt ſich dieſe Farbe in eine grünliche, weil die Flüſſigkeit ſelbſt ſich zum Wurme umwandelt. (D. Verf.)

**) Das Papier mit den Würmern muß auf einem Siebe glatt ausgebreitet ſein und an einem hellen Orte ſtehen. (D. Verf.)

der Nähe eines jeden liegenden Blätter ſonſt nicht hinreichen würden. In dieſer Zeit kann man die Würmer auch wägen, um zu erfahren, wie viel Blätter ſie in der Folge nöthig haben werden. *)

Fütterung der Würmer. Man legt ein Dutzend Maulbeerblätter zuſammen, ſchneidet die Stengel ab und zertheilt ſie in ſchmale Bändchen, wie Fadennudeln. Darauf trennt man ſie mittelſt eines zugeſpitzten Stäbchens von einander und füttert die Würmer langſam.

Beſeitigung des Abganges. So oft die Würmer Blätter freſſen, bildet ſich eine Lage Abgang, beſtehend aus den Excrementen der Würmer und aus den Ueberreſten der Blätter. Dieſer muß vom erſten bis zum großen Schlafe täglich fortgeſchafft werden; unterläßt man es nur einen Tag, ſo häuft ſich eine dicke Lage Abgang auf, welche ſich erhitzt und durch ihre Ausdünſtungen die Würmer krank macht, was ſich jedenfalls offenbart, wenn dieſelben völlig ausgewachſen ſind. **)

Der erſte Schlaf. Sieben oder acht Tage, nachdem die Würmer ausgekrochen ſind, tritt ihr erſter Schlaf ein. Vor dem Einſchlafen freſſen die Würmer drei oder vier Portionen Blätter auf ein Mal, ſo daß das Futter, welches man ihnen vorlegt, faſt in demſelben Augenblicke verſchwunden iſt. Sobald ſie geſättigt ſind, laſſen ſie gewöhnlich Seide auf die Oberfläche der Blätter und bleiben ſodann einige Zeit mit aufgehobenem Kopfe, gleichſam erſtarrt. Jetzt muß man ungeſäumt allen Schmutz fortſchaffen, und eine dünne Lage fein gehackten Kohles oder zerſchnittener Blätter aufſtreuen, ***) darnach aber die Würmer nicht mehr füttern und die Mulde, in welcher ſie ſich

*) Eine Würmermenge, welche in dieſer Periode 1 Tſchin wiegt, frißt während ihres ganzen Lebens 160 Gin Blätter. Manche Würmer freſſen auch etwas mehr. (D. Verf.) Das Chineſiſche Tſchin beträgt 1,2 Solotnik (⅛ Loth), und 160 Gin machen 220,7 Ruſſiſche Pfunde aus. Folglich verlangt ein Quantum Seidenwürmer, welches 1 Solotnik (⅛ Loth) wiegt, ungefähr 4 Pud 24 Pfund (184 Pfund) Blätter.

**) Dieſe Krankheit äußert ſich auf mancherlei Weiſe: entweder zeigen ſich an ihrem Leibe gelbe Blättchen (Schuppen), oder am Kopfe und auf dem Rücken längliche oder runde ſchwarze Flecke; zuweilen bedeckt ſich der ganze Leib mit ſchwarzen Flecken. Solche Würmer freſſen eben ſo viel Blätter, wie die geſunden, allein ſie ſind der Organe beraubt, welche die Seide produciren. (Der Verf.)

***) Zu dieſer Zeit werden ſchon manche Würmer eingeſchlafen ſein. (Der Verf.)

befinden, auch nicht weiter anrühren.*) Desgleichen muß man die Würmer vor dem Winde, beſonders dem Nordweſtwinde ſchützen. So muß man ſie denn mit der höchſten Vorſicht an einen bedeckten Ort tragen und warten, bis ſie den Mund herausſtrecken.**) Ehe alle Würmer vollſtändig eingeſchlafen ſind, verſtreichen 24 Stunden, von dem Augenblicke an gerechnet, da ſie angefangen haben, Seide auf die Blätter zu laſſen. Finden ſich nach Verlauf dieſer Zeit noch Würmer, welche nicht eingeſchlafen ſind, ſo muß man ſie mit einem Stäbchen herausnehmen und wegwerfen; die eingeſchlafenen aber reinigt man leicht von Schmutz, legt ſie in eine reine, mit Papier ausgeklebte Mulde und beſtreut ſie mit Kleie.***) Zu dieſer Zeit ſind die Würmer ſo dick, wie ein Faden und ½ Linie lang.

Erſte Häutung. Vierundzwanzig Stunden nach ihrer Verſetzung fangen die Würmer an, ſich langſam zu häuten. Iſt dieſes bei allen geſchehen, ſo werden die abgelegten Häute und der übrige Abgang mit Seide bedeckt ſein: das iſt ein Zeichen, daß ihre Kinnbacken hinreichend gekräftigt ſind, und daß es Zeit ſei, ſie zu füttern.†) Im Allgemeinen darf man nicht früher anfangen, ſie wieder zu füttern, als 48 Stunden nachdem ſie eingeſchlafen ſind. Am folgenden Tage muß man den Schmutz fortſchaffen, und wenn ſich zeigt, daß die Würmer zu nahe bei einander liegen, ſie ausbreiten. Fortan aber muß man täglich reinigen und die Würmer etwas von einander entfernen.††)

Zweiter Schlaf. Die Zeit zwiſchen dem erſten und dem zweiten Schlafe iſt die wichtigſte Periode im Leben der Seiden-

---

*) Stößt Jemand unvorſichtig an die Mulde, ſo erſchrecken die Würmer, ziehen den Mund ein und haben nicht mehr die Kraft, ihn wieder herauszuſtrecken. (Der Verf.)

**) Da, wo ſich ihr Mund befindet, iſt ein kleines Horn von dunkeler Farbe bemerklich: dieſes iſt ein Zeichen, daß der Mund hervorgeſtreckt iſt. (Der Verf.)

***) Dieſes iſt deswegen nöthig, damit die Kleie die Feuchtigkeit aufſauge, welche ſich unmittelbar nach der Häutung auf dem Leibe der Würmer befindet. (Der Verf.)

†) Jetzt dürfen die Blätter ſchon größer geſchnitten werden. (Der Verf.)

††) Nach jeder Fütterung wachſen die Würmer, und wenn man ſie nicht von einander entfernt, ſo werden viele von ihnen nicht die nöthige Menge Blätter finden und können vor Hunger erkranken. (Der Verf.)

würmer *). Gewöhnlich tritt der zweite Schlaf vier Tage und vier Nächte nach der ersten Häutung ein; bei warmer Witterung aber ſchlafen die Würmer zuweilen auch einen Tag früher ein, weshalb man beſtändig nach ihnen ſehen, und ſie hinreichend füttern muß. Jede Unachtſamkeit in dieſer Zeit bringt Schaden für die Folge, und vor allen Dingen dürfen die Würmer keinen Augenblick ohne Futter bleiben: **) ſogar des Nachts müſſen zwei Menſchen ſich ablöſen, um ſie unaufhörlich zu füttern. ***) Die Erſcheinungen, welche mit dem zweiten Schlafe verbunden ſind, gleichen denen des erſten durchaus, und es werden die Würmer in dieſer Periode 1 Linie lang, und ſo dick, wie ein Baumwollen-Faden.

Zweite Häutung. Der erſten gleich, iſt ſie gewöhnlich in 24 Stunden beendet, und auch dieſes Mal darf die Fütterung nicht früher beginnen, als bis die Kinnbacken der Würmer ſtark genug ſind. Hat man ſie indeß dreimal gefüttert, ſo kann man ihnen ſchon unzerſtückte Blätter geben, nur muß man dieſelben gleichmäßig ausbreiten; nach 24 Stunden darf man ſelbſt junge Zweige unter die Blätter miſchen. †) Die übrige Behandlung iſt genau dieſelbe, wie zur Zeit der erſten Häutung.

Dritter Schlaf. Späteſtens 72 Stunden nach der zweiten Häutung tritt der dritte Schlaf ein. Erſcheinungen und Behandlung ſind genau dieſelben, wie bei dem zweiten Schlafe, und es werden in dieſer Zeit die Würmer 2 Linien lang, und ſo dick, wie ein Hanfſaden. Würmer, welche nach 24 Stunden noch nicht eingeſchlafen ſind, wirft man fort; die eingeſchlafenen aber muß man vorſichtig herausnehmen, wohl reinigen und in flache Körbe legen, wobei man nur Sorge zu tragen hat, daß man ihnen den Leib, oder den Mund nicht beſchädige. Wägt man in dieſer Zeit die Würmer, ſo kann man ungefähr erfahren, wie viel Cocons ſie liefern werden. ††)

*) Die Würmer, welche dieſe kritiſche Epoche überlebt haben, nennt der Verfaſſer in der Folge immer „aus dem Feuer hervorgegangene".

**) Kaum hat der Wurm in ſeinem zweiten Lebensalter den Kopf aufgehoben, ſo hat er auch ſchon Hunger. (D. Verf.)

***) Nach Ablauf dieſer Zeit iſt es nicht mehr nöthig, ſie in der Nacht zu füttern. (D. Verf.)

†) Die Vorderſeite der Blätter muß jedenfalls nach oben gekehrt ſein. (D. Verf.)

††) Wenn z. B. 1 Pfund Würmer dieſer Periode in der Folge 10 Pfund Cocons giebt, ſo iſt das eine ſehr gute Ernte; 7—8 Pfund Cocons ſind eine Mittelernte; eine geringere Ernte gilt für ſchlecht. (D. Verf.)

Dritte Häutung. Auch die dritte Häutung verläuft in 24 Stunden. Man wartet mit der Fütterung, bis die Kinnbacken ſtark genug ſind, ſchafft darauf den Schmutz fort, entfernt die Würmer von einander, und verfährt, mit einem Worte, wie nach dem zweiten Schlafe.

Der große Schlaf. 72 Stunden nach der dritten Häutung tritt der große Schlaf ein. Vor demſelben freſſen die Würmer viel, laſſen Seide von ſich und erſtarren, wie vor dem dritten Schlafe; auch iſt ihre Behandlung ganz dieſelbe, wie damals. In dieſer Zeit erreichen ſie eine Länge von 5—6 Linien, und die Dicke des Fadens, auf welchen man das Geld reiht. *)

Vierte Häutung. Wie die früheren, währt auch dieſe Häutung gewöhnlich 24 Stunden; nach ihrer Beendigung braucht man aber die Blätter nicht mehr in gleichmäßiger Lage aufzuſtreuen, wie in der dritten Periode, ſondern man kann ſie beliebig hinwerfen. Nur muß man frühzeitig anfangen, die Würmer zu füttern, **) namentlich wann auf einer handgroßen Stelle noch 3—4 Würmer liegen, welche nicht erwacht ſind. Jetzt kommt es auch nicht mehr darauf an, welche Seite der Blätter oben liegt, ob dieſelben feucht oder völlig naß ſind, ob Regentropfen oder Staub auf ihnen liegen u. ſ. f. Wenn die Würmer 7—9 mal gefreſſen haben, werden ſie 1½ Zoll lang ſein, und da es ihnen in den Körben zu enge werden würde, ſo iſt es gerathener, eine feine, weiche Matte auf dem Fußboden auszubreiten und ſie in gleichen Abſtänden auf dieſelbe zu legen. Jedesmal müſſen ſo viel Blätter aufgeſtreut werden, daß ſie eine 1½—3 Zoll hohe Lage bilden. Hat man nur wenig Würmer zu füttern (z. B. 2—3 Tſchin), ſo kann man ſie auch in denſelben Körben laſſen, nur muß in ſolchem Falle täglich aller Unrath beſeitigt werden. Nach ihrer Verſetzung auf die Matten und bis zu dem Zeitpunkte, da ſie auf

*) D. h. ungefähr 1½ Linie.

**) Nach der vierten Häutung muß man die Würmer ſogleich füttern, ohne zu warten, bis ſie ſich vollſtändig gekräftigt haben, weil man ſich dadurch für die Folge große Mühe erſpart. Will man nämlich warten, bis ſich alle gehäutet haben und die Kinnbacken jedes einzelnen hinreichend erſtarkt ſind: ſo werden ſpäterhin alle zu gleicher Zeit ihre vollſtändige Entwickelung erreichen, und wenn dann nur wenig Perſonen dabei thätig ſind, wird es nicht gelingen, ſie raſch genug aufzunehmen und auf die Cocon-Geſtelle zu verſetzen.

(D. Verf.)

die Cocon-Geſtelle gebracht werden, muß man die Würmer 6—7mal des Tages und 3—4mal des Nachts füttern. *)

Vollſtändige Entwickelung der Seidenwürmer. Vier Tage und vier Nächte nach der vierten Häutung ſind die Würmer bis zu einer Länge von 2½ Zoll und zur Dicke des kleinen Fingers gewachſen, und erreichen am fünften Tage ihre völlige Entwickelung. Bis zu dieſer Zeit war ihre Farbe grünlich-weiß, ſobald ſie aber völlig ausgewachſen ſind, nehmen ſie Strohfarbe an. Ein Zeichen ihres vollendeten Wachsthumes iſt es auch, wenn ihr ganzer Leib, gegen das Licht gehalten, faſt durchſichtig erſcheint, und ſobald man dieſes bemerkt hat, muß man ſie etwa dreimal mit zarten Blättern füttern, und gleichzeitig die Cocon-Geſtelle für ſie in Bereitſchaft ſetzen.

Einrichtung der Cocon-Geſtelle. Man binde mehrere ſtarke Stangen zuſammen und mache eine Art Repoſitorium **) von ½—3 Fuß Höhe; auf den Stangen breite man ein Geflecht von gewöhnlichem Schilfrohr aus und beſorge zu gleicher Zeit eine hinreichende Menge Stroh, welches in Büſchel zuſammengebunden werden muß, damit die Seidenwürmer ihre Cocons auf denſelben ſpinnen können.

Verſetzung der Würmer auf die Geſtelle. Erfahrene Leute ſagen, man müſſe die Würmer, ſobald ſie ihre vollſtändige Entwickelung erlangt haben, binnen 3—4 Stunden unbedingt auf die Cocon-Geſtelle verſetzen. ***) Dieſes geſchieht folgendermaßen. Man breitet die Strohbündel (welche in der Mitte gebunden ſind) ſo aus, daß beide Enden die Form kleiner Beſen annehmen, und ſtellt ſie, eins neben das andere, auf das Geſtell; darauf vertheilt man zwiſchen ihnen die Würmer reihenweiſe und in gleichen Abſtänden von einander. Iſt dieſes geſchehen, ſo muß man von allen Seiten, bis zum Fußboden, das Geſtell mit irgend Etwas bedecken, damit die Wärme feſtgehalten werde, jedoch ſo, daß oben kleine Oeffnungen der Luft Zutritt geſtatten.

*) In der Nacht freſſen die Seidenwürmer langſamer als am Tage. (D. Verf.)

**) Daſſelbe kann mit ſtarken Seilen an die Zimmerdecke oder an die Dachſparren gehängt werden. (D. Verf.)

***) Sonſt fangen ſie an, die Cocons auf der Erde, im Schmutze, zu ſpinnen; ſolche Cocons aber taugen nichts. (D. Verf.)

Die Erwärmung der Cocon-Geſtelle. Sobald die Würmer auf die Geſtelle gebracht ſind, muß man unter jedes derſelben einige Kohlenbecken mit glühenden Kohlen ſtellen und Sorge tragen, daß die Kohlen nicht verlöſchen. Nach zwei Tagen, wann die Würmer ihre Cocons ſpinnen, und im Innern der Geſtelle kein Geräuſch *) mehr vernehmbar iſt, nimmt man die Kohlenbecken, ſo wie die Bedeckung der Geſtelle (Matten u. dgl.) weg; im Laufe des folgenden Tages aber verwandeln ſich drinnen in den Cocons die Seidenwürmer in Puppen, und am vierten Tage kann man die Cocons einſammeln.

Einſammlung der Cocons. Drei Tage nach ihrer Verſetzung auf die Geſtelle verwandeln ſich die Seidenwürmer in Puppen, und am vierten Tage kann man die Cocons einſammeln. Gleich nach der Einſammlung muß man dieſelben wägen, um zu erfahren, wie groß der Gewinn ſei, darauf legt man ſie, in einer einfachen Schicht in flache Körbe.

Reinigung der Cocons. Nachdem man die Cocons eingeſammelt hat, müſſen dieſelben ungeſäumt gereinigt werden. **) Es giebt ein Sprichwort: „Die Seidenwürmer haben nicht ſolche Eile, wie die Cocons.“ Und dieſes hat ſeine Richtigkeit, denn die Cocons ſind ungemein geneigt, in Gährung überzugehen und zu faulen; aus einem Cocon aber, welcher angefangen hat, zu gähren, geht keine gute Seide hervor. Daher muß man ſie an demſelben, oder am folgenden Tage reinigen und in eine Reihe legen.

Sortirung der Cocons. Die dünnen Cocons laſſen ſich ſehr gut abwickeln. Es kommt aber vor, daß zwei oder drei Seidenwürmer einen einzigen Cocon ſpinnen, welcher dann größer iſt, als ein gewöhnlicher; dergleichen Cocons kann man zwar abwickeln, allein ihre Seide iſt dick und in Folge deſſen werthlos, weshalb es beſſer iſt, dieſelben zu kochen und auf den Spinnrocken zu geben. Desgleichen ſind diejenigen Cocons, welche durch die Flüſſigkeit der Wür-

*) Während die Würmer die Cocons ſpinnen, hört man in dem Geſtelle ein Geräuſch, gleich dem des fallenden Regens. (D. Verf.)

**) D. h. man muß die ſie bedeckenden Flocken entfernen. Wenn man dieſe Flocken in Waſſer kocht, ſo laſſen ſich aus ihnen Fäden ſpinnen, wie aus der Baumwolle, und man webt ſodann einen gröberen Stoff aus ihnen. (D. Verf.)

mer*) benetzt sind, oder welche eine rinnenförmige Vertiefung**) haben, des Abwickelns nicht werth, und gehören ebenfalls auf den Spinnrocken. Daher muß man die Cocons während der Reinigung sortiren und jede Sorte besonders legen. Nach der Reinigung beginnt man mit der Abwickelung der dünnen Cocons, und gewöhnlich werden je 12 Tschin derselben auf eine Haspel***) gewickelt.

Die Abwickelung der Cocons. In einen, beinahe bis zum Kochen erhitzten Kessel mit Wasser wirft man bis gegen 20 Cocons, rührt mit einem Haken unter denselben herum, bis man die Enden der Seidenfäden gefunden hat, und macht aus denselben zwei Fäden; diese zieht man durch Nadeln, legt sie über Häkchen, befestigt sie an die Haspel und windet sie auf. Jeder Faden muß aus 5—6, oder aus 8—9 Seidenfäden (je nach ihrer Dicke) bestehen, und hat man mehr Cocons, als nöthig, in den Kessel geworfen, so muß man die überflüssigen wieder herausnehmen. Seide von solcher Stärke wird zum Weben des Atlasses gebraucht; verfertigt man gröbere Fäden, so müssen andere Stoffe aus denselben gewoben werden.

Anlegung des Rockens. Nachdem man die besten Cocons abgewickelt hat, kocht man die übrigen. Die großen Cocons, so wie diejenigen, welche von den Würmern benetzt sind, oder Rinnen haben, müssen in Lauge†) gekocht werden.

Die großen Cocons werden in einem besonderen Kessel gekocht, die benetzten aber, die mit Rinnen versehenen und diejenigen, aus welcher die Schmetterlinge††) schon hervorgegangen sind, in einem anderen. Die gekochten Cocons wühlt man auf, wickelt ihre Seide um die linke Hand, und wirft die Puppen weg; ist eine Strähne

*) Bevor der Seidenwurm den Cocon zu spinnen beginnt, läßt er eine Flüssigkeit (Urin) von sich. Wird ein anderer Cocon von derselben getroffen, so läßt er sich auf keine Weise abwickeln. (D. Vers.)

**) Wenn ein Cocon unmittelbar neben einer Ruthe oder einem Strohhalme gesponnen ist, so behält er von denselben einen Abdruck in Gestalt einer Rinne. (D. Vers.)

***) Wenn die gereinigten Cocons ½ ihres Gewichtes an Seide liefern, so gelten sie für vollwichtige; sind sie nur von mittlerer Güte, so liefern sie ⅔ ihres eigenen Gewichtes an Seide; liefern sie endlich nur ⅓ ihres Gewichtes an Seide, so gelten sie für schlecht. (D. Vers.)

†) Sie wird aus der Asche des Reißstrohes bereitet. (D. Vers.)

††) Die Cocons, aus welchen die Schmetterlinge ausgekrochen sind, kann man nicht abwickeln, doch lassen sich aus ihnen Fäden spinnen. (D. Vers.)

fertig, ſo nimmt man ſie ab, und beginnt eine neue.*) Sobald dieſes Geſchäft beendet iſt, müſſen dieſe Strähnen auf einem Lineale gereckt, und Rocken aus ihnen geformt werden.**)

Zucht der Seidenwürmer für die Fortpflanzung. Schon während des zweiten Schlafes ſind einige Würmer auszuwählen, und abgeſondert von den übrigen zu füttern; dieſes muß alle 24 Stunden reichlicher geſchehen, als bei den anderen,***) und ihnen überhaupt eine beſondere Sorgfalt gewidmet werden. Zu ſeiner Zeit hat man ihre Cocons einzuſammeln, von den oberen Flocken zu reinigen, und in einfacher Reihe in einen Korb zu legen. Zwölf Tage nach ihrer Einſammlung bilden ſich in ihrem Innern die Schmetterlinge aus.

Das Eierlegen. Der in den Cocon eingeſchloſſene Seidenwurm wird Puppe genannt. In der Nacht des zwölften Tages durchnagt er die ihn umkleidende Schaale und athmet einige Zeit durch das Ende des Cocons, worauf er auch dieſen durchnagt, und in der Geſtalt eines Schmetterlings an das Licht tritt. In der Chineſiſchen Sprache giebt es verſchiedene Benennungen für den Schmetterling der Seidenraupe, je nach der Anzahl der Tage, welche ſeit ſeinem Hervorbrechen aus dem Cocon verfloſſen ſind. Am erſten Tage kommen von 100 Puppen 5—10 Schmetterlinge aus, und etwa 3 Tage ſind erforderlich, bis alle hervorgegangen ſind. Jeden Tag ſuchen die Männchen die Weibchen auf, begatten ſich mit ihnen, und bleiben in dieſer Stellung auf dem Papiere.†) Bis zum Mittage darf man ſie nicht anrühren; dann aber müſſen die Männchen weggenommen und fortgeworfen werden. Alsbald geben die Weibchen eine Feuchtigkeit von ſich, machen eine ſichtliche Anſtrengung, und beginnen darauf Eier (Saamen) zu legen, was beinahe bis zur Däm-

*) Eine Strähne wird gewöhnlich aus 5 großen Cocons gemacht; von den kleinen jedoch ſind oft ihrer 10 dazu erforderlich. (D. Verf.)

**) Man gießt Lauge in eine Schaale, legt die Strähne hinein, und reckt ſie ſo lange, bis ſie etwa 1 Fuß lang geworden iſt; darauf nimmt man ſie heraus, und ſtreckt ſie, noch naß, auf dem Lineale. (D. Verf.)

***) Es müſſen ihnen ſchon neue Blätter hingeſtreut werden, bevor ſie noch die alten aufgefreſſen haben. (D. Verf.)

†) Gewöhnlich breitet man weißes, ſtarkes Papier unter. Daſſelbe wird zuvor etwa dreimal in das Waſſer getaucht, in welchem man die Cocons gekocht hat, und jedes Mal wohl getrocknet. Der Saame aber, welcher einmal an dieſem Papiere haftet, fällt nicht wieder ab. (D. Verf.)

merung fortwährt. Am zweiten und dritten Tage daher, d. h. wann die Weibchen Eier legen ſollen, muß man ſie in gewiſſen Entfernungen von einander auf das Papier ſetzen, doch nicht zu nahe, damit der Saame nicht haufenweiſe zu liegen komme. Hierauf hängt man dieſes Papier *) im Zimmer über dünne Stangen, und bewahrt es auf ſolche Weiſe bis zum 12. Monate (Januar), zu welcher Zeit es mit Salz- oder Kalkwaſſer befeuchtet werden muß; im Frühlinge werden dann neue Seidenwürmer ausgebrütet.

Wenn man alle hier gegebene, nothwendige Regeln vollſtändig befolgt, wird das Werk der Seidenwurmzucht in der glücklichſten Weiſe blühen und reiche Früchte tragen. Denn wer ſo viel Würmer erzieht, daß ſie in ihrer dritten Lebensperiode 10 Tſchin wiegen, der kann 10 Gin **) Seide erhalten, d. h. ein Quantum, welches für den Unterhalt einer aus 10 und mehr Perſonen beſtehenden Familie vollkommen hinreicht.

Capitel III.

Von den Vorſichtsmaßregeln, welche bei der Erziehung der Seidenwürmer getroffen werden müſſen.

Die Würmer ſind vor Kälte zu ſchützen. Bei kalter Witterung muß man in das Zimmer ein Becken mit Kohlen ſtellen, welche mit Aſche beſtreut ſind, und daſſelbe häufig erneuen, damit die Würmer fortwährend Wärme erhalten. Haben ſie bis zum großen Schlafe irgend einmal von der Kälte gelitten: ſo erſtarren ſie, wenn ſie völlig ausgewachſen ſind, und ſpinnen keine Cocons.

Man darf ſie nicht mit naſſen Blättern füttern. Wenn die Luft trübe und Regen zu erwarten iſt, ſo muß man vorher eine hinreichende Menge Blätter einſammeln; iſt dieſes unmöglich, ſo müſſen die naſſen Blätter getrocknet werden, ehe man ſie den Würmern giebt. Widrigenfalls bekommen ſie, völlig ausgewachſen, die Waſſerſucht und ſpinnen keine Cocons.

---

*) Man kann die Eier auch auf weiße Leinwand legen laſſen, welche zuvor in Waſſer gekocht worden. (D. Verf.)

Wahrſcheinlich muß dieſes daſſelbe Waſſer ſein, in welchem die Cocons gekocht worden ſind.

**) Beinahe 14 Pfund.

Auch nicht mit Blättern, welche vom Nebel beſeuchtet ſind. Sobald ſich Nebel zeigt, müſſen alle Thüren und Fenſter verſchloſſen werden; die vom Nebel durchnäßten Blätter aber ſind in reinem Waſſer abzuſpülen, mit einem reinen Tuche zu trocknen und alsdann erſt den Würmern vorzulegen. Verabſäumt man dieſes vor dem großen Schlafe, ſo wird der Leib der ausgewachſenen Würmer mit einer weißen Flüſſigkeit*) angefüllt ſein, und ſie werden keine Cocons ſpinnen.

Nicht mit geſchwitzten Blättern. Die in einem Haufen liegenden Maulbeerblätter erhitzen ſich leicht und ſchwitzen. Da nun die Würmer anfänglich nur wenig Blätter verzehren, ſo iſt es beſſer, wenn man ſich auf mehrere Male mit Blättern verſehen muß, ein Dutzend Zweige abzuſchneiden und aufrecht zu ſtellen, denn auf dieſe Weiſe bleiben die Blätter friſch und können nicht ſchwitzen. Freſſen aber die Würmer vor dem großen Schlafe geſchwitzte Blätter: ſo werden ſie an derſelben Krankheit leiden, wie von naſſen Blättern.

Nicht mit ſtaubbedeckten Blättern. Wenn die Luft von Staub erfüllt iſt, muß man die eingeſammelten Blätter in reinem Waſſer abſpülen und wieder trocknen, ehe man ſie den Würmern giebt, ſonſt leiden ihre Eingeweide und ſie wachſen nicht.

Nicht mit fetten Blättern. In den erſten Tagen, nachdem man den Boden gedüngt hat, in welchem der Maulbeerbaum wächſt, werden ſeine Blätter ausnehmend fett und dürfen den Würmern nicht gegeben werden, weil dieſelben ſich ſonſt mit einer dicken glänzenden Haut bedecken, welche ausſieht, als wäre ſie mit Fett eingeſchmiert, und von ihnen nicht abgeworfen werden kann.**)

Man darf die Würmer nicht hungern laſſen. Kaum haben die Würmer die ihnen vorgeworfenen Blätter verzehrt, ſo wollen ſie ſogleich von Neuem freſſen; füttert man ſie daher nicht lange genug, ſo werden ſie zu hungrig, und wenn ein Wurm vor dem großen Schlafe einmal vom Hunger gelitten hat: ſo wird er, völlig ausgewachſen, einen weißen, halb durchſichtigen Kopf bekommen und keinen Cocon ſpinnen.

---

*) Wenn ein Tropfen dieſer Flüſſigkeit auf einen geſunden Seidenwurm fällt, ſo ſtirbt er alsbald.

**) Eine Woche nach der Düngung darf man die Blätter wieder zur Fütterung der Seidenwürmer benutzen. (D. Verf.)

Uebler Geruch ist zu verhüten. In dem Zimmer, in welchem die Würmer gefüttert werden, darf nichts vorhanden sein, was übel riechende Ausdünstungen verbreitet, und man muß während des ganzen Monats der Fütterung allen dabei Beschäftigten verbieten, Lauch und Knoblauch zu essen. Der Seidenwurm ist ein himmlisches Insect, in dessen Natur die Liebe zur Reinlichkeit liegt, und kaum weht ihn ein übler Geruch an: so wird der gesunde grünlich-weiße Wurm augenblicklich gelb, hört auf zu fressen, und ist am zweiten oder dritten Tage todt.

Jeder Geruch ist zu beseitigen. Es müssen in dem Zimmer der Seidenwürmer überhaupt keine Gegenstände sein, welche einen starken und scharfen Geruch — sei derselbe auch gut — ausströmen; denn spüren die Würmer irgend einen Geruch: so fressen sie nicht.

Mit dem Oele ist vorsichtig umzugehen. Während der nächtlichen Fütterung der Würmer muß das Zimmer hell erleuchtet sein. Dabei ist jedoch Vorsicht zu üben; denn wenn ein Tropfen irgend eines Oeles oder Fettes auf einen Wurm fällt, oder auf das Blatt, von welchem er frißt: so stirbt er in derselben Minute unter Convulsionen.

Fremde Personen sind fern zu halten. In dem Hause, in welchem Seidenwürmer erzogen werden, muß man dieselbe Vorsicht beobachten, als befände sich ein pockenkrankes Kind in demselben. An der Pforte ist irgend ein Zeichen, oder eine Inschrift anzubringen, damit keine Fremden eintreten; denn kommt ein fremder Mensch in das Zimmer oder wird an der Thür ein Geschrei vernommen: so gerathen die Würmer augenblicklich in sichtbare Unruhe, hören auf zu fressen und fangen an zu kriechen. Aus diesem Grunde werden im Süden mit dem 10. April alle Rechtshändel abgebrochen und selbst solchen Personen, welche in Dienst-Angelegenheiten erscheinen, wird nach dieser Zeit der Aufenthalt in den Dörfern nicht gestattet, aus Besorgniß, es möchte dem Seidenbau Nachtheil daraus erwachsen.

Wenn bis zum großen Schlafe der Seidenwürmer alle in diesem Capitel angegebenen Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden, so wird die Cocon-Ernte über jede Erwartung reich ausfallen.

Capitel IV.

Von den bei der Fütterung der Seidenwürmer nöthigen Gegenständen.

Strohbüschel. Im Februar oder März nimmt man Reiß- oder Hirse-Stroh und schneidet, nachdem man es gereinigt, auf beiden Seiten so viel ab, daß es etwa 1½ Fuß lang bleibt. Dieses Stroh theilt man in kleine Bündel, so stark, daß sie eine Hand füllen, und bindet sie in der Mitte mit dem Stengel irgend einer Pflanze. Kommt nun die Zeit, da die Seidenwürmer auf die Gestelle gesetzt werden müssen, so biegt man jedes dieser Strohbündel in der Mitte zusammen, wodurch seine beiden Enden sich wie Besen ausbreiten; es wird dann nicht schwer sein, sie auf die zu dem Ende hergerichteten Gestelle zu setzen und die Seidenwürmer unter sie zu vertheilen. Auf jedes Bündel kann man eine Handvoll Würmer setzen, dergestalt, daß für eine Würmermenge, welche in ihrer dritten Lebensperiode 1 Tschin wog, 40—50 Strohbündel erforderlich sein werden.

Kleie. Alljährlich, um den 25. März, muß man Reiß-Kleie nehmen, im Ofen trocknen, darauf in einer dünnen Lage ausbreiten, damit sie sich abkühle, und sodann bis zum Gebrauche möglichst gut verwahren. Vom ersten Lebensalter der Seidenwürmer bis zum großen Schlafe muß man, so oft man die Unreinigkeit fortgeschafft hat, jedesmal eine Lage dieser Kleie in den Korb oder in die Mulde streuen, zur Zeit der großen Häutung aber die Würmer selbst von oben mit derselben bestreuen. Es ist dieses also einer der nothwendigsten Gegenstände für die Seidenzüchter. Wie viel Kleie eigentlich vorräthig gehalten werden müsse, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, und man halte sich an die Regel: Je mehr, desto besser.

Ein Messer zum Zerhacken der Blätter. Das Messer muß von Stahl und so scharf*) sein, daß es die gefaßte Blättermenge mit einem Schnitte durchschneidet.

Eine Scheere zum Beschneiden der Zweige muß gleichfalls von Stahl und lang sein.

Körbe für die Blätter. Zum Einsammeln der Blätter nimmt man anfänglich Körbe von mittlerer Größe, aus Bambusruthen

*) Durch ein scharfes Messer werden die Blätter beim Schneiden nicht gequetscht und von den Würmern besser gefressen. (D. Verf.)

geflochten. Wann aber die Würmer heranwachſen und mehr Blätter verlangen, muß man auch große Körbe anwenden, welche aus Bambusbrettchen oder aus Weidenruthen gemacht ſind, und ſich von den gewöhnlichen Körben in Nichts unterſcheiden.

Die Mulden oder die Siebe werden gewöhnlich aus dünnen Bambusſtreifen gemacht, denen ähnlich, welche zum Nachſäen der Hirſe dienen, und müſſen inwendig mit Bambus-Papier*) beklebt ſein. In ihnen werden die Würmer gehalten, ſo lange ſie klein ſind. Man muß ſtets eine hinreichende Menge ſolcher Mulden zur Hand haben, um bei jeder Reinigung die Würmer bequemer unterbringen zu können. Zieht man ſo viel Würmer, daß ſie in ihrer dritten Periode etwa 10 Tſchin betragen, ſo hat man 4—5 Mulden nöthig.

Die flachen Körbe werden im Süden aus Bambusbrettchen möglichſt dicht geflochten, haben zwei Klafter im Umfange und einen beinahe zwei Zoll hohen Rand. In dieſe Körbe werden die Würmer während des dritten Schlafes gelegt und ſo lange in denſelben gefüttert, bis es nöthig iſt, ſie auf die Cocon-Geſtelle zu bringen. Fünf Tſchin Würmer zur Zeit des großen Schlafes**) finden in jedem Korbe Raum. Im Norden werden dieſe Körbe aus Weidenruthen geflochten. Legt man zur Zeit des großen Schlafes die Würmer auf den Erdboden, ſo bedarf man dieſer Körbe überhaupt nicht.

Das Flechtwerk wird aus gewöhnlichem Schilfrohr verfertigt. Nachdem man die Schilfhalme von den ſie bedeckenden Blättern gereinigt hat, bindet man ſie mit dünnen Hanfſchnüren***) feſt an einander und breitet das ſo entſtandene Geflecht über die Geſtelle, welche die Cocons aufnehmen ſollen.

Eine Vorrichtung zur Abwickelung der Cocons. Ihre Conſtruction kann man aus der beigefügten Zeichnung erſehen. †)

---

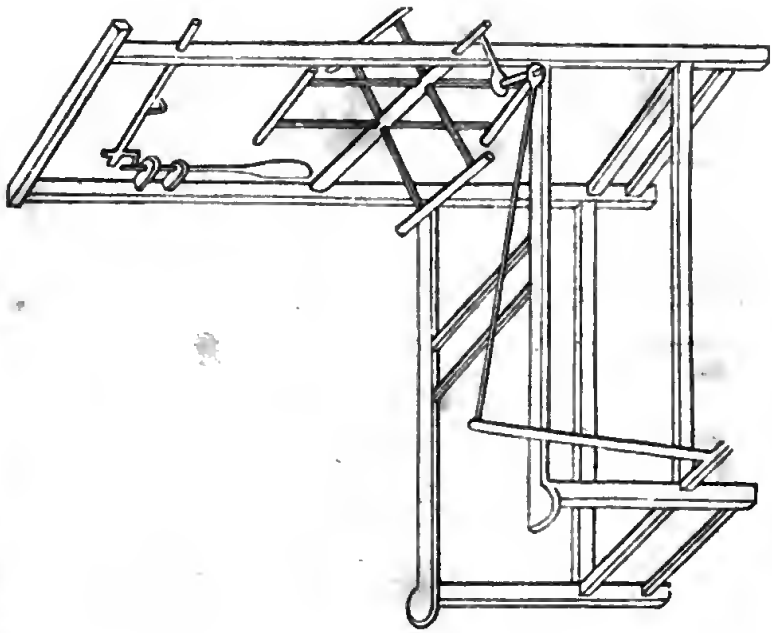
*) Das Bambus-Papier wird namentlich aus dem Grunde angewandt, weil es die Feuchtigkeit nicht ſo leicht einſaugt. (D. Verf.)

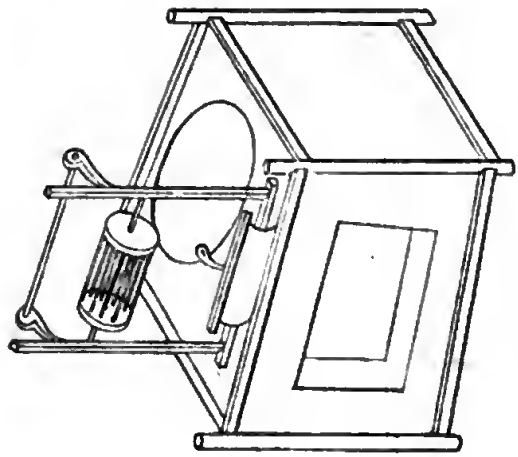
**) Eine Würmermenge, welche zur Zeit des dritten Schlafes 1 Tſchin wiegt, iſt zur Zeit des großen Schlafes 4 Tſchin ſchwer. (D. Verf.)

***) Dies beweiſt, daß in China die Meinung, als ſei der Hanf den Seidenwürmern ſchädlich, nicht allgemein herrſchend iſt.

†) Hier ſind zwei faſt gleiche Abbildungen beigefügt: die eine iſt aus eben dieſem Buche entlehnt, die andere aber aus einem großen Werke unter dem Titel: Schou-ſchi-tun-kao.

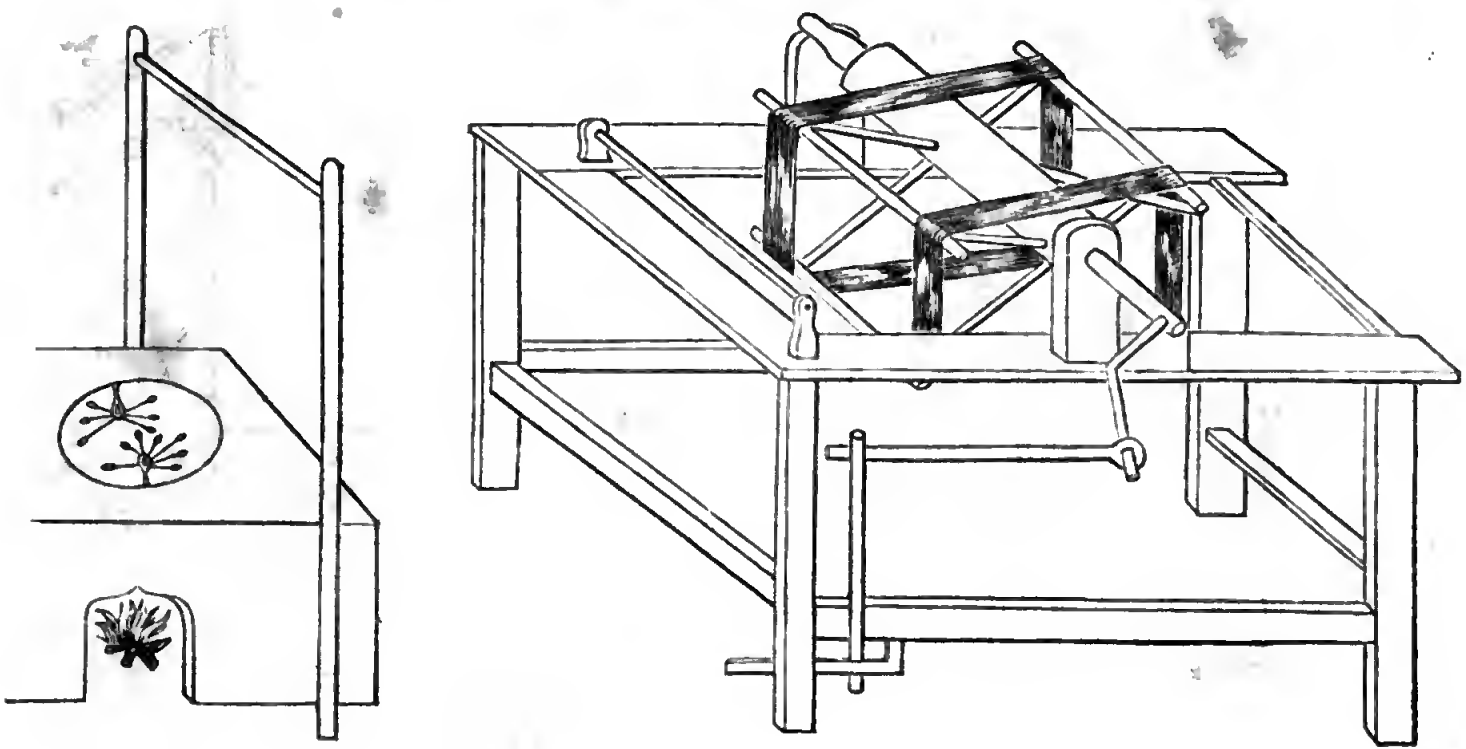
Tafel 1. Vorrichtung zur Abwickelung der Cocons.
(Aus San-ßai-tsao-wo.)





Tafel 2. Vorrichtung zur Abwickelung der Cocons.

(Aus Schou-schi-tun-kao.)



Vorſchrift für die Anlegung des Rockens. Man nimmt ein Brett von etwa 2 Fuß Länge und bohrt an jedem Ende ein Loch; ein zu einem Bogen gekrümmtes Bambusbrettchen*) wird mit ſeinen beiden Enden in jene Löcher geſteckt, und auf dieſem Bogen werden dann die Strähnen, wie oben geſagt, ausgereckt.

Katzen ſind bei der Zucht der Seidenwürmer nothwendig. In ihrem erſten Lebensalter kann man die Würmer leicht vor den Mäuſen ſchützen; nach dem erſten Schlafe jedoch ſind ſie häufig der Gefräßigkeit derſelben ausgeſetzt. Nicht ſelten dringen die Mäuſe ſogar in die Cocongeſtelle ein, und freſſen die Würmer auf, welche ſchon Cocons geſponnen haben. Hieraus iſt erſichtlich, wie nothwendig es ſei, in dem Hauſe, welches Seidenwürmer erzieht, eine Katze zu halten.

Sämmtliche hier benannte Gegenſtände ſind bei der Seidenzucht durchaus nothwendig; daher muß man ſich rechtzeitig mit ihnen verſehen, damit man ſpäter Alles zur Hand habe, deſſen man bedarf.

*) Dieſes Brettchen muß 3½ Fuß lang, ¼ Zoll breit und 2 Linien dick ſein. (Der Verf.)

Druck von F. Heinicke in Berlin, Dessauerstraße Nr. 5.

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Ueber das Grundeigenthum in China. Von J. Sacharoff	1
Bericht des Aſſignaten-Comité's. Vom Hieromonach E. Ewlampii . .	45
Ueber das Chriſtenthum in China. Vom verſtorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff	55
Ein Neſtorianer-Denkmal. Von Demſelben	69
Ereigniſſe in Peking beim Falle der Min-Dynaſtie. Von M. Chrapowizki	75
Häusliche Gebräuche der Chineſen. Vom verſtorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff	129
Die See-Verbindung zwiſchen Thian-zſin und Schang-hai. Vom Archimandriten O. Palladius	237
Hong-kong. (Aus dem Tagebuche eines Ruſſiſchen Reiſenden.) Von J. Goſchkewitſch	247
Denkwürdigkeiten eines Chineſen über Nangaſaki. Vom verſtorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff	259
Ueber die Secte der Da-oß. Von Demſelben.	285
Ueber das Chineſiſche Rechnenbrett. Von J. Goſchkewitſch	293
Die Beziehungen China's zu Tibet. Eine hiſtoriſche Skizze vom Hierodiakonus O. Hilarion	311
Ueber die Herkunft des Stammvaters der jetzt in China herrſchenden Dynaſtie Zin und vom Urſprunge des Namens der Mantſchſu. Von W. Goreki	347

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Urſprung und erſte Thaten des Mantſchjuriſchen Hauſes. Von W. Gorski	1
Hiſtoriſche Ueberſicht der Bevölkerungsverhältniſſe China's. Von J. Sacharoff	127
Das Leben Buddha's. Von O. Palladius	197
Hiſtoriſche Skizze des alten Buddhismus. Von O. Palladius	267
Die Gelübde der Buddhiſten und die Ceremonie ihrer Ablegung bei den Chineſen. Vom Archimandriten O. Gurius	315
Die Chineſiſche Medicin. Von A. Tatarinoff, Dr. med.	421
Bemerkungen über die Anwendung ſchmerzſtillender Mittel bei den Operationen und über die Hydropathie in China. Von Demſelben	465
Der Kaiſerliche oder der duftende (früh reifende) Reis Jui-dao-mi oder Sjan-dao-mi. Von J. Goſchkewitſch	475
Die Methode der Tuſch-Bereitung, nebſt einem Anhange über die Schminke. Von Demſelben	479
Bemerkungen über die Salz-Productien in China. Vom verſtorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff	495
Die Cultur des Schan-jao (Dioscoraea alata Linn.) (Kartoffel.) Von J. Goſchkewitſch	505
Ueber die Seidenzucht. (Aus dem Chineſiſchen überſetzt.) Von Demſelben	509

Verbeſſerungen.

Band II., Seite 207, Zeile 10—7 von unten muß es heißen:

„daß die höchſte Stufe der Beſchaulichkeit der Zuſtand vollkommener und gänzlicher Befreiung von dem Einfluſſe alles Sinnlichen auf die Seele, d. h. der Zuſtand der Nirwana ſei."

Ebendaſelbſt, Seite 365, Zeile 14 von oben lies: einen ſtatt einer.

Ng 2020054

S 18.530

Digitized by Google